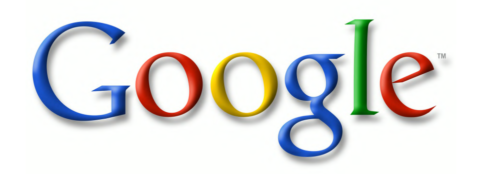
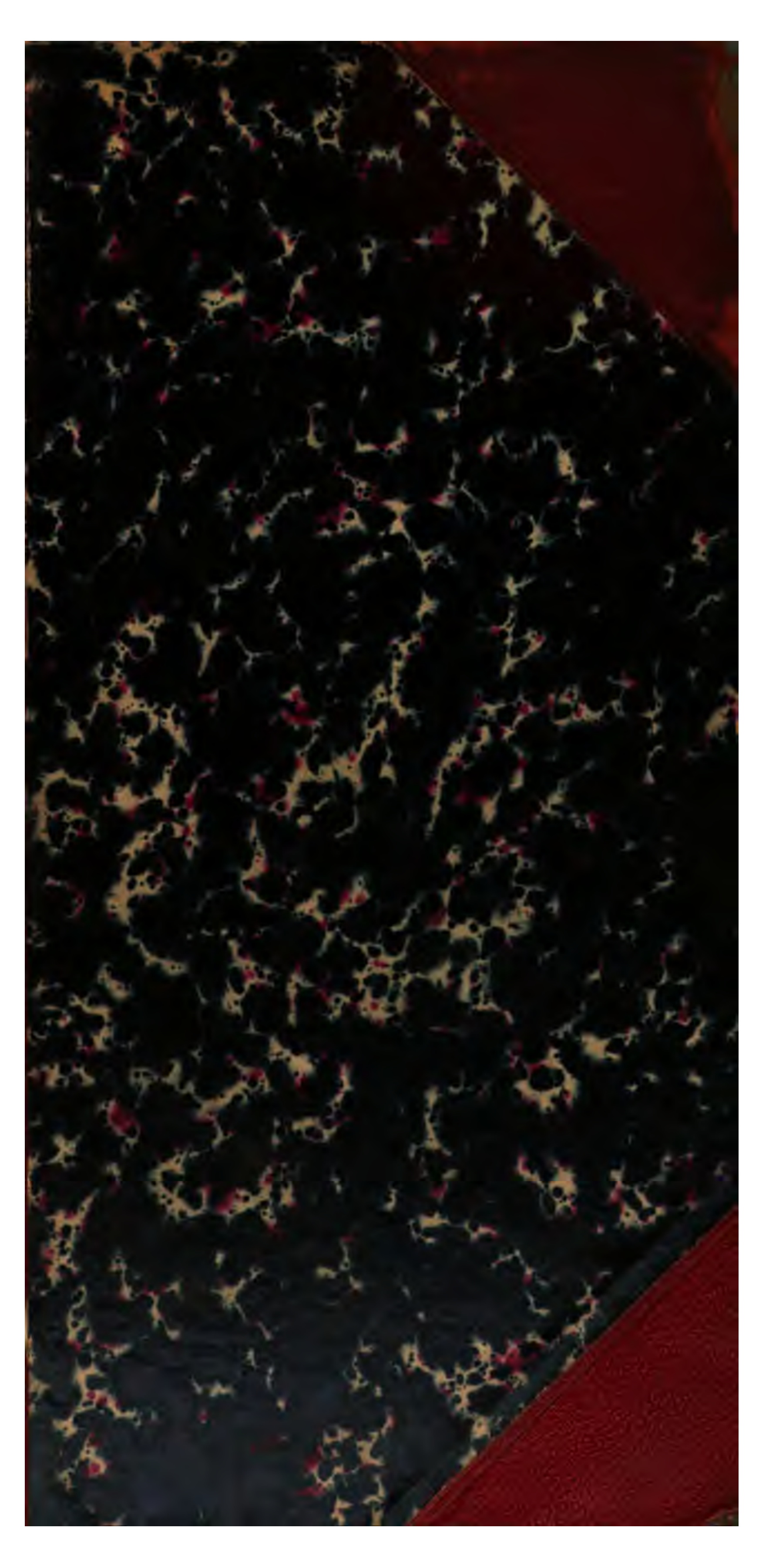
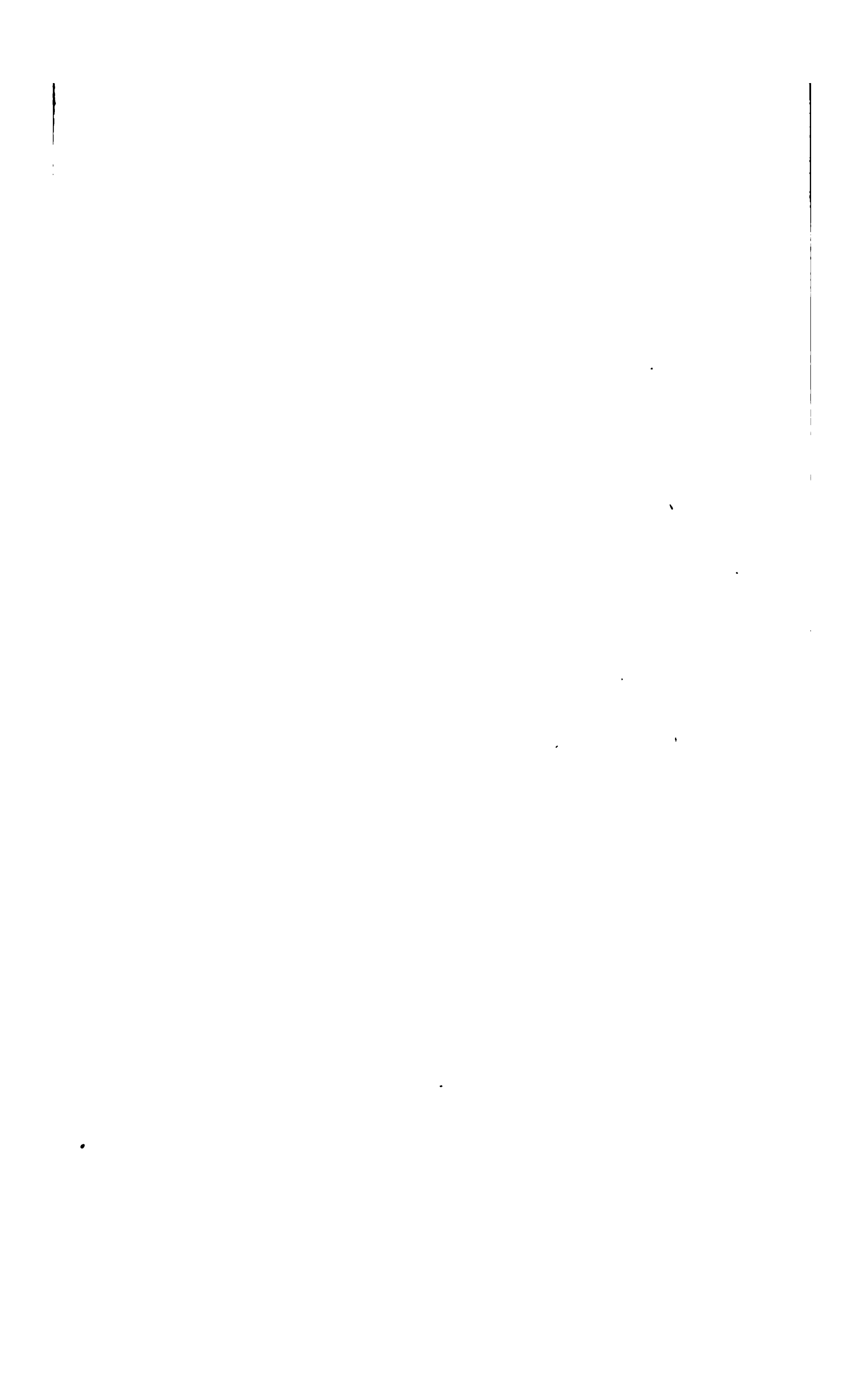
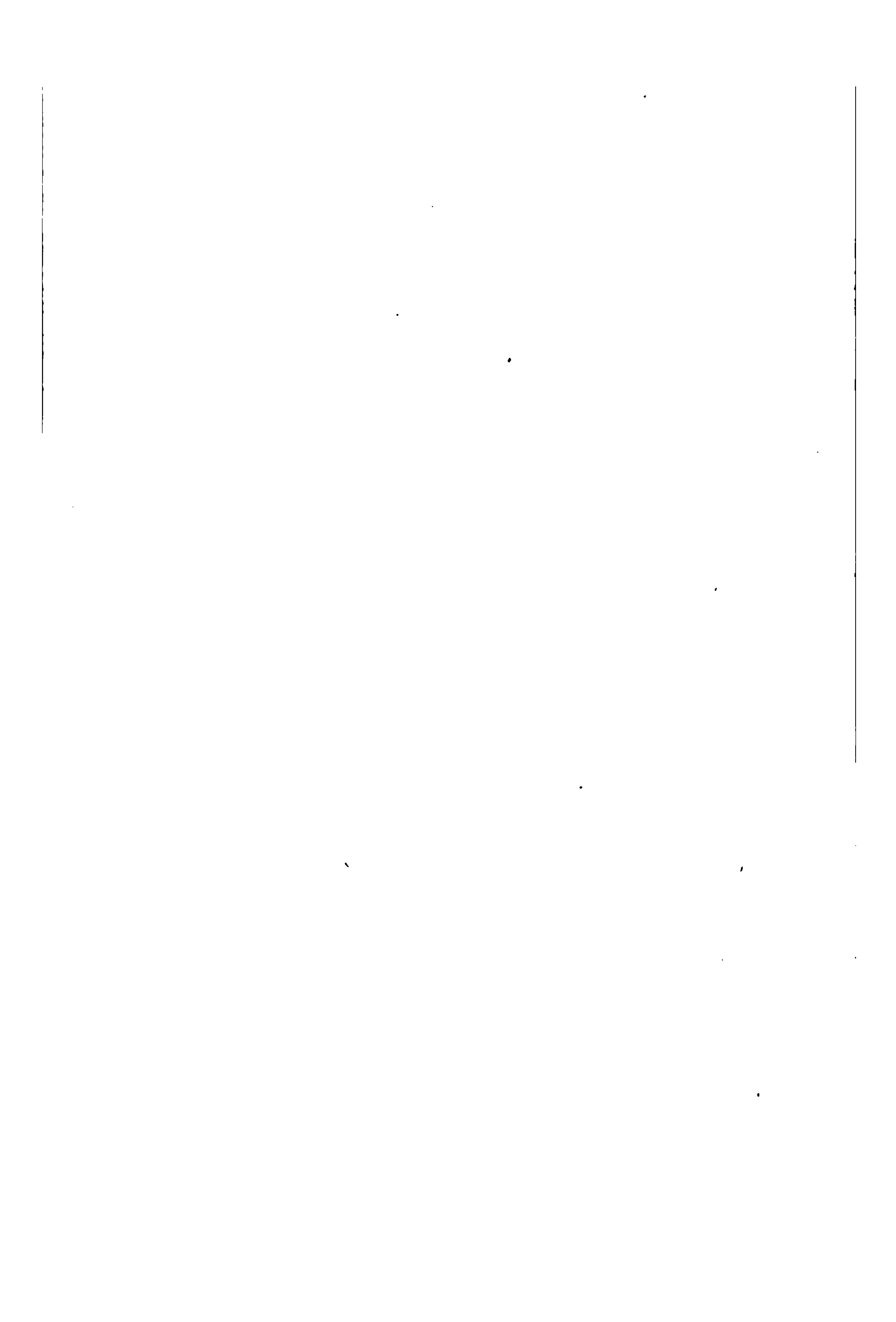





HARVARDIANAE
ACADEMIAE
SIGILLUM
CHRISTO
ET
ECCLESIAE
NOV ANG
VE
RI
TAS





Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Klasse

der

K. B. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1906.

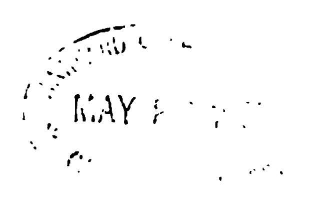
München

Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften

1907.

In Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. [illegible]).

Akademische Buchdruckerei von F. Straub in München.



Inhaltsübersicht.

Seite

I. Sitzungsberichte.

II. Abhandlungen.

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Klasse

der

K. B. Akademie der Wissenschaften

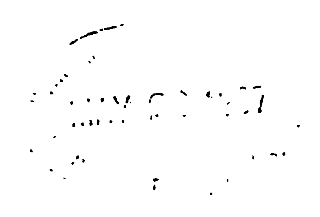
zu München.

1906. Heft I.

München
Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften
1906.

In Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).





Sitzungsberichte

der

Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung vom 13. Januar 1906.

Philosophisch-philologische Klasse.

Im Auftrage des erkrankten Herrn v. Christ brachte der Klassensekretär dessen für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung:

Über die sprachliche Verwandtschaft der Gräko-Italer

in Vorlage.

Im Gegensatz zu der zur Zeit in Deutschland herrschenden Strömung behandelt der Verfasser vorurteilslos die für die Kulturgeschichte wichtige Frage. Zunächst zeigt er, daß in der Diskussion die Lehnwörter, welche in historischer Zeit die in der Technik und Wissenschaft zurückgebliebenen Römer von den vorgeschrittenen Griechen aufgenommen hatten, auszuschließen seien, ebenso die freien Übersetzungen, welche in älterer Zeit die Römer von griechischen Ausdrücken und Phrasen gemacht hatten, ein senatus, dicis causa, sestertius. Sodann läßt er alle Wörter beiseite, welche zugleich die Griechen und die Italiker als Erbe aus dem indogermanischen Sprachschatz in ihre späteren Sitze mitgebracht hatten. Nach Ausscheidung dieser Teile stellt er die speziell gräko-italischen Wörter der beiden Sprachen des klassischen Altertums zu-

sammen, wobei er insbesondere die hohe Bedeutung einiger gemeinsamen Wörter wie Vesta und Hestia und das auffällige Zusammentreffen in der Form von Präpositionen wie super und ὑπέρ betonte. An die Besprechung des gemeinsamen Sprachschatzes schließt er Bemerkungen über lautliche und morphologische Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der griechischen und lateinischen Sprache, ohne dabei die merkwürdige Übereinstimmung des Lateinischen mit dem Keltischen in einigen Flexionsformen zu verschweigen. In den Schlußfolgerungen unternimmt er mit kühner Phantasie auf Grund der sprachlichen Verhältnisse ein Bild der prähistorischen Entwicklung der Gräko-Italer zu entwerfen.

Herr Furtwängler legte vor:

1. Das von ihm unter Mitwirkung von E. Fiechter und H. Thiersch herausgegebene, auf Kosten der K. Akademie gedruckte zweibändige Werk über das Heiligtum der Aphaia auf Aegina, worin seine neue Rekonstruktion der aeginetischen Giebelgruppen enthalten ist.

2. Photographien neu gefundener Skulpturen von Samos, die Dr. L. Curtius eingesandt hatte. Darunter ist besonders merkwürdig die kürzlich beim Heraion zu Tage gekommene leider kopflose Statue eines sitzenden Mannes, die ganz den bekannten Sitzfiguren vom Didymaion bei Milet gleicht; doch ist sie stilistisch erheblich jünger als die mit dem Namen des Chares bezeichnete milesische Statue. Auch die neue samische hat eine Inschrift, und diese verleiht ihr einen hohen Wert; denn es kann danach kaum zweifelhaft sein, daß die Statue Aiakes, den Vater des Tyrannen Polykrates von Samos darstellt, der sich in der Inschrift rühmt, etwas besonderes zu Ehren der Hera geleistet zu haben. Auch eine neu gefundene stehende, vollständig mit Kopf erhaltene, bekleidete männliche Statue ist sehr wichtig für die Kenntnis altsamischer Skulptur. Diese Stücke werden von Dr. Curtius in den Mitteilungen des Archäol. Institutes in Athen publiziert werden.

Historische Klasse.

Herr Prutz hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Die finanziellen Operationen des Hospitaliterordens.

Welch bedeutende Rolle große finanzielle Operationen bei dem Templerorden gespielt haben, ist längst bekannt und die Art und Natur derselben 1889 durch L. Delisle auf Grund neuer wichtiger Quellen im einzelnen genau dargelegt worden. Der jetzt erst erschlossene Schatz der Hospitaliterurkunden bestätigt die auf die Gleichartigkeit der geistlichen Ritterorden gegründete naheliegende Vermutung, daß auch bei dem Hospital derartige Geschäfte im Schwange gewesen sind, wenn sie auch niemals den ungeheuren Umfang erreicht und für das gesamte Leben des Ordens niemals die Bedeutung gehabt haben wie bei den Templern. Auch hier bildete den natürlichen Ausgangspunkt die Sicherheit, welche die Ordenshäuser für dort niedergelegte Depots boten. Aus der Deponierung ihrer königlichen Kronen und ihrer Kronjuwelen, wie sie von Johann von England 1205 und 1216 und von Karl von Anjou 1278 bezeugt ist, ergaben sich naturgemäß Pfandgeschäfte und weiterhin Anleihen der Fürsten bei dem Orden, dessen Vermittlung sich außerdem Kreuzfahrten oder Pilgerreisen ausführende Fürsten bedienten, um die zu ihrem Unterhalt im Osten nötigen Geldmittel bereit zu stellen. Aus einer genauer bezeugten Transaktion derart zwischen Bela III. von Ungarn und dem Orden zwischen 1163 und 1169 läßt sich vermuten, daß der Zinsertrag gut angelegter Kapitalien damals 10°/o zu sein pflegte. Auch kirchliche Würdenträger sind Schuldner des Ordens gewesen, dem namentlich Papst Alexander III. für seine finanzielle Beihilfe verpflichtet war und sich durch die Gewährung großer Privilegien dankbar erwiesen hat. Ferner vermittelte auch das Hospital Zahlungen zwischen Ost und

West und nahm solche im Auftrag von Fürsten und Großen entgegen, bediente sich aber, anders als die Templer, dabei der Vermittelung südfranzösischer Bankiers. Den sehr beträchtlichen Gewinn, den er auf diese Weise machte, legte der Orden vorzugsweise in Grundbesitz an: um 1250 schätzte man diesen bei ihm auf 19000 Ritterlehen, was einen jährlichen Ertrag von mehr als 36 Millionen Franks berechnen läßt, deren Kaufkraft heutigen Tages auf nahezu 300 Millionen geschätzt werden muß. Die überraschende Höhe dieser Summen findet ihre Bestätigung in zahlreichen auf uns gekommenen Angaben über die Preise, die der Orden als Käufer oder Pächter von Gütern und Güterkomplexen in Palästina gezahlt hat, obgleich er dabei noch ein gutes Geschäft gemacht haben dürfte, weil seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die im Osten heimisch gewordenen fränkischen Großen sich dort zu lösen suchten, um mit dem, was sie von ihrem Vermögen noch retten konnten, nach dem Westen zurückzuwandern. Welche Verluste für sie dort eintraten, zeigen etliche vom Orden geschlossene Verträge über die Herabsetzung bisher gezahlter Pachten und Renten, wonach von den dort in Grundbesitz angelegten Kapitalien dreiviertel oder 75% als verloren angesehen wurden. Die Katastrophe von 1291 muß daher auch den Hospitaliterorden finanziell schwer getroffen haben. Die spätere Übertragung der Güter des unterdrückten Templerordens aber hat seine Lage nicht gebessert, da die Habgier der Könige von Frankreich ihn nicht blos völlig um das templerische Barvermögen brachte, sondern obenein noch nötigte, die endliche Zulassung zu dem auf das ärgste devastierten templerischen Grundbesitz durch große Barzahlungen aus seinem eigenen Vermögen zu erkaufen.

Sitzung vom 3. Februar 1906.

Philosophisch-philologische Klasse.

Herr FURTWÄNGLER machte einige Mitteilungen zu der Frage über den „Alten Tempel" auf der Akropolis zu Athen. Er wendet sich dabei gegen die neuerdings von Schrader verteidigte Vermutung, daß der Fries, von welchem das Relief der sog. wagenbesteigenden Frau ein Stück ist, zu der Cella des alten Tempels gehört habe. Ferner behandelte er noch einmal das Attribut in den Händen des dreileibigen Dämons der alten Poros-Giebelgruppe und weist die Unmöglichkeit der Deutung als Blitz nach. Endlich besprach er einige interessante griechische Gemmen archaischen Stiles.

Historische Klasse.

Herr PREUSS hielt einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag:

Brandenburg und Spanien im Jahre 1661. Ein Beitrag zur Kolonialpolitik des Großen Kurfürsten.

Zur Kenntnis des uns bereits durch Simonsfeld, Heyck, Schmoller und Schück mitgeteilten brandenburgisch-kaiserlichen Projektes einer ostindischen Kompagnie (1658—61) enthält das spanische Generalarchiv zu Simancas: Estado, Prusia, legajo

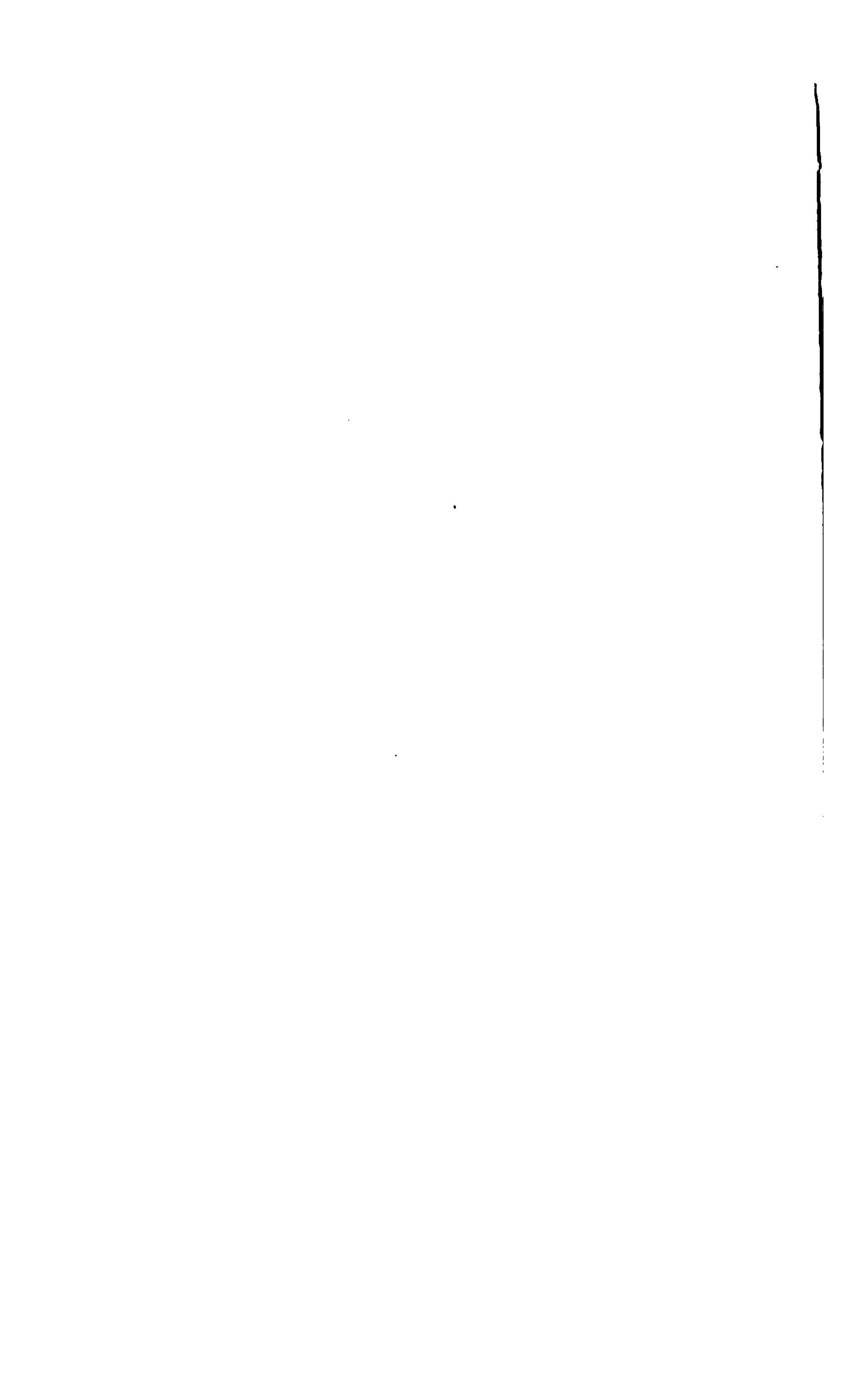
4165 notwendige Ergänzungen. Als brandenburgischer Gesandter erschien im Mai 1661 der Franziskaner Rojas am Madrider Hofe, um bei Philipp IV. vor allem die Öffnung der spanisch-ostindischen Häfen für den Handel der geplanten Kompagnie durchzusetzen. In Wahrheit aber ist er über seine Instruktion bei weitem hinausgegangen. Die vorliegenden Akten zeigen ihn uns nicht so sehr als Verfechter brandenburgischer Interessen, wie der Macht Habsburgs und des katholischen Glaubens. Die maritimen Streitkräfte der Kompagnie sollten im Dienste der Augustissima Casa vor allem gegen die Türken sowie zur Rückeroberung von Goa eingesetzt werden; Friedrich Wilhelm sowie die mächtigsten Reichsfürsten seien geneigt, zu konvertieren. Trotzdem hat das vom König eingeholte Gutachten des Don Alonso de Cardenas (13. Aug.) alle diese Vorschläge als „cosas vagas y inciertas" zurückgewiesen, und im gleichen Sinne votierte in der Junta vom 30. Sept. der leitende Staatsmann, Don Luis de Haro. Ihm schloß sich der König an. Doch ist der offenen Erklärung Spaniens die Absage Friedrich Wilhelms zuvorgekommen.

Herr Doeberl hielt auf Grund der bayerischen Staatsakten einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag:

Bayern in der Epoche der Karlsbader Beschlüsse und der Wiener Ministerkonferenzen.

Bayern war wie auf dem Wiener Kongreß so in den ersten Sitzungen des Frankfurter Bundestages der zäheste Verteidiger der Souveränität. Dasselbe Bayern galt in der nächsten Zeit im Gegensatz zu Österreich und Preußen den liberalen Kreisen als Hort der politischen Freiheit. Trotzdem ist das Programm zu den Karlsbader Beschlüssen, zu der Beschränkung der politischen Freiheit wie der Souveränität der Einzelstaaten, von Metternich nicht in Teplitz, sondern am Sitze der bayerischen Regierung, in München, zuerst entworfen worden; die Gründe lagen in Vorgängen während und nach dem ersten bayerischen Landtag und in gleichzeitigen Ereignissen außerhalb Bayerns.

Der Vertreter Bayerns auf den Karlsbader Ministerkonferenzen überbot noch die Intentionen Metternichs. Die Karlsbader Beschlüsse fanden nicht bloß die Zustimmung des reaktionären Ministers des Innern Grafen Thürheim, sondern auch des Fürsten Wrede und des Staatsrats Zentner. Es war das Verdienst des Finanzministers Lerchenfeld, des Justizministers Reigersberg und des Kronprinzen Ludwig, wenn die Karlsbader Beschlüsse für Bayern nicht oder nur mit gewissen Klauseln publiziert wurden. Die Behauptung Treitschkes, daß der bayerische Heldenmut vor den Drohungen der beiden Großmächte neuerdings zurückgewichen sei, findet in den Akten keine Bestätigung; der Bekehrte auf den folgenden Wiener Ministerkonferenzen war Metternich.



Die finanziellen Operationen der Hospitaliter.

Von **Hans Prutz.**

(Vorgetragen in der historischen Klasse am 13. Januar 1906.)

Daß von den großen geistlichen Ritterorden des Mittelalters der der Templer die gebietende Machtstellung, derener sich auf dem Grunde der ihm durch eine eigentümliche Verkettung der Umstände zuteil gewordenen Autonomie[1]) und dank den ihm von den Päpsten verliehenen kirchlichen Vorrechten auch in weltlichen Angelegenheiten erfreute und die er auf allen Gebieten rücksichtslos zur Gewinnung immer größerer Vorteile geltend machte, weniger seinen kriegerischen Leistungen verdankte als dem Schwergewicht, welches er als erste finanzielle Großmacht des Kreuzzugszeitalters im Morgenlande so gut wie im Abendlande, gegenüber Privatleuten so gut wie Fürsten und Großen und namentlich auch der römischen Kirche gegenüber in die Wagschale zu legen hatte, ist wohl allgemein anerkannt und auch bei der Einschätzung der Momente gebührend in Rechnung gezogen worden, die seinen schließlichen Untergang herbeigeführt haben. Was in dieser Hinsicht aus den gelegentlichen Angaben der Quellen über die von den Templern ausgeführten finanziellen Operationen, die nach den dabei in Betracht kommenden Summen mit keinem der größten Geschäfte unserer Zeit den Vergleich zu scheuen brauchen, bisher im allgemeinen als feststehend gelten konnte,[2]) hat dann Leopold Delisle in

[1]) Vgl. Prutz, Die Autonomie des Templerordens in den S.-B. der philos.-philol. und hist. Klasse 1905, 1, S. 7 ff.

[2]) Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge, S. 282.

einer verdienstlichen Abhandlung mit erschöpfender Gründlichkeit im einzelnen dargelegt und uns zugleich einen äußerst lehrreichen Einblick erschlossen in die Formen und das Wesen des mittelalterlichen Geldverkehrs überhaupt.[1]) Das Bild, welches er von den finanziellen Operationen der Templer entworfen hat, läßt zugleich ein überraschendes Licht fallen auf bisher unbekannte oder nur unsicher erkennbare Seiten in der kulturgeschichtlichen Entwickelung jener wichtigen Übergangszeit. Denn da Delisle das Glück hatte, neben den einschlägigen Angaben der zeitgenössischen Historiker und den urkundlichen Notizen auch einige Aufzeichnungen benutzen zu können, die unmittelbar aus dem täglichen Betrieb der templerischen Geldgeschäfte hervorgegangen sind und von deren Natur und dem dabei üblichen Verfahren die genaueste Anschauung geben,[2]) hat er von einer bisher nur den allgemeinen Umrissen nach bekannten Seite der mittelalterlichen Finanzgeschichte ein bis in die Einzelheiten ausgeführtes Bild geben können. Dieses bietet uns nun wiederum den Anhalt und den Maßstab dar für die Aufsuchung und ergänzende Darlegung ähnlicher oder verwandter Erscheinungen und Vorgänge auf diesem Gebiete, die bisher übersehen oder unverständlich geblieben waren, denn erst jetzt ist der Schlüssel zu ihrer richtigen Würdigung gegeben.

Schon die Gleichheit der Verhältnisse, unter denen die übrigen geistlichen Ritterorden im wesentlichen dieselben Aufgaben zu lösen suchten, wie sie den Templern als dem ältesten Verbande derart gestellt waren, berechtigt zu der Annahme, daß sie sich dabei im allgemeinen der gleichen Mittel und Wege bedienten, die jene mit so ungewöhnlichem Erfolge angewandt

---

[1]) L. Delisle, Mémoire sur les opérations financières des Templiers in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions et des Belles-Lettres, Bd. 33 (Paris 1889).

[2]) Es ist das ein in der Pariser Nationalbibliothek erhaltenes Bruchstück von dem Kassenjournal, das an einem der Zahlschalter des Tempels über die täglichen Ein- und Ausgänge von dem Ordensschatzmeister und dessen Beamten geführt wurde. Es umfaßt die Zeit vom 19. März 1295 bis zum 4. Juli 1296. Vgl. a. a. O. S. 74 ff.

hatten. Die Quellen, aus denen ihnen die Mittel zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse, zur Armen- und Krankenpflege und zu dem fast ununterbrochen geführten Kampf gegen die Ungläubigen zuflossen, waren bei den Hospitalitern und später bei den Deutschen Herren dieselben wie bei den Templern. Sie zusammen zu bringen und flüssig zu machen, an die Stellen, wo sie verwendet werden sollten, zu überführen, die augenblicklich nicht zur Verwendung kommenden einstweilen nutzbar anzulegen und dabei möglichst großen Gewinn zu erzielen, war für die Leiter der Finanzen jener beiden Orden ebenso Pflicht wie für die Schatzmeister der Templer, ganz abgesehen davon, daß die Notwendigkeit, beträchtliche Summen in ferne Lande zu schicken oder zu überweisen, auch sie frühzeitig zu Einrichtungen führen mußte, welche dem eben damals an Umfang und Bedeutung wachsenden Geldverkehr überhaupt zugute kamen. So kann man denn mit gutem Rechte auch von finanziellen Operationen namentlich der Hospitaliter sprechen, und wenn das Material, das zur Entwerfung eines Bildes davon vorliegt, weder an Reichhaltigkeit noch an Kostbarkeit demjenigen verglichen werden kann, welches Delisle für die Schilderung dieser Seite in der Tätigkeit des Templerordens zur Verfügung gestanden hat, so reicht es doch aus, um den Beweis zu erbringen, daß eine entsprechende Tätigkeit in ganz ähnlichen Formen, mit den gleichen Zielen und daher auch im wesentlichen mit den gleichen Ergebnissen von den Hospitalitern geübt worden ist.[1]) An Großartigkeit freilich ist sie hinter der jener weit zurückgeblieben, hat dafür aber auch nicht ähnlich verhängnisvolle Folgen herbeigeführt, wie sie dort daraus schließlich hervorgegangen sind. Nicht bloß der Reichtum, sondern auch die Habgier der Templer war übel berufen, und wenn man in der auffälligen Art, wie in den Statuten des Deutschen Ordens, die im übrigen denen der

[1]) Curzon, La maison du Temple de Paris (Paris 1888), S. 258 läßt es noch zweifelhaft, ob finanzielle Geschäfte derart für die Hospitaliter nachweisbar sind, und weiß nur ein Beispiel davon anzuführen, eine Anleihe, die der Großprior dem Prévôt des marchands von Paris am 6. August 1358 bewilligte.

Templer nachgebildet sind, diesem der Mißbrauch seiner exemten Stellung zu schikanösem Prozessieren ausdrücklich untersagt wurde, eine indirekte Mißbilligung der anstößigen Praxis der Templer auf diesem Gebiete wird sehen dürfen,[1]) so wird man eine ähnliche Deutung an die Bestimmungen knüpfen dürfen, durch welche ebendort die Befugnis des Ordensmeisters und der Brüder zum Ausleihen von Geld in die engsten Grenzen eingeschlossen wird.[2]) Daher hat sich denn auch der Deutsche Orden auf diesem Gebiete im allgemeinen einer entsprechenden Praxis enthalten und von Anleihen, die er Fürsten oder Städten bewilligte, Zinsen nicht erhoben.[3]) Gewisse Verschiedenheiten aber, die in diesen Dingen zwischen dem Brauche der Templer und der Hospitaliter erkennbar werden, sind für beide charakteristisch und lassen das eigentümliche Wesen jedes der beiden Orden im Gegensatz zu dem des anderen bestimmter zutage treten.

Den Ausgangspunkt für die Bankiertätigkeit des Templerordens, die sich im Laufe der Zeit zu so gewaltigem Umfang und allgemeiner Bedeutung entwickelte, sieht Delisle mit Recht in dem alten Brauche, Kostbarkeiten und wichtige Papiere an geweihten Orten in sicheren Gewahrsam zu bringen. Die jeder weltlichen Autorität unzugänglichen und auch vor Eingriffen der Kirche geschützten Ordenshäuser waren dazu ganz besonders geeignet. Daher haben die Könige von Frankreich und von England nicht bloß ihre Kronjuwelen, sondern auch größere Geldsummen gelegentlich in den Templerhäusern zu Paris und zu London deponiert. Das gleiche taten reiche Privatleute. Denn, was ihnen so anvertraut war, durften die betreffenden

---

[1]) Die Statuten des Deutschen Ordens. Herausgegeben von Perlbach, Art. 3 (S. 30): . . . statuimus observandum, ut fratres in suis causis contra quempiam agentes salvis per omnia privilegiorum suorum libertatibus non ex proposito malitiose et indebite vexent eos, quos conveniunt, et ab aliis conventi non dolosa vel capciosa querant subterfugia.

[2]) Vgl. A. Klein, Die zentrale Finanzverwaltung im Deutschen Ordensstaate Preußen zu Anfang des 15. Jahrhunderts (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von G. Schmoller und M. Sering XXIII, 2), S. 26.

[3]) Ebd. S. 124 ff.

Ordensbeamten nur auf persönliche Weisung des Deponenten wieder herausgeben.[1]) In gleicher Weise wurden aber auch die Räume minder bedeutender Ordenshäuser benutzt. Von den Templern wissen wir obenein, daß sie bei ihnen niedergelegte Gelder unter Umständen sogar im Felde in ihren Kassen mitführten. Insbesondere scheint es daher früh üblich geworden zu sein, daß Fürsten und Große, vermutlich aber auch reiche Privatleute Gelder, deren sie augenblicklich nicht bedurften, die sie aber später jederzeit zur Verfügung haben wollten, den Templern in Verwahrung gaben. Ob ihnen dafür von diesen Zinsen gezahlt wurden, ist nicht ersichtlich. Einzelne Beispiele aus späterer Zeit jedoch lassen keinen Zweifel darüber, daß der Orden die Mühewaltung als Bankier nicht ohne Entgelt übernahm, sondern seinen Geschäftsfreunden dafür Gebühren anrechnete, ganz abgesehen davon, daß er mit den so in seinen Händen zusammenfließenden großen Geldsummen für eigene Rechnung gewinnbringende Geschäfte zu machen gewußt haben wird. Jedenfalls ist diese Seite der Ordenstätigkeit, wie viele Beispiele lehren, noch im Laufe des 12. Jahrhunderts in Frankreich und England so entwickelt gewesen, daß man annehmen möchte, die Anfänge dazu seien schon von den ersten Leitern des Ordens gemacht worden.[2]) So kann es denn auch nicht überraschen, wenn das Aufnehmen von Anleihen durch geldbedürftige Fürsten bei dem Orden sich bald zu einem festen Brauch entwickelte, der ein in allen derartigen Geschäften regelmäßig wiederkehrendes Systen erkennen läßt.[3]) Natürlich hat dabei der Orden trotz der kirchlichen Wucherverbote reichlich Zinsen genommen, wenn er auch den wahrscheinlich sehr hohen

---

[1]) Vgl. die Erzählung Joinvilles über die Art, wie er, um die zu dem Lösegeld für Ludwig IX. 1250 zu Damiette fehlenden 30 000 Livres aus den Depots Privater im Templerschatz zu schaffen, unter stillschweigender Duldung der Ordensbeamten schließlich Gewalt anwendet, als ihm ein Templerkomtur diese für den Orden in Betreff der erhaltenen Depots geltende Regel entgegenhält: Joinville, übersetzt von de Wailly, S. 209.

[2]) Delisle, a. a. O., S. 2–10.

[3]) Ebd. S. 15, 16.

Betrag derselben durch geschickte Fassung erst der fürstlichen Schuldscheine und dann seiner Quittungen über die erfolgte Rückzahlung zu verbergen wußte.

Von ganz besonderer Wichtigkeit aber für die Allgemeinheit, namentlich für die Erweiterung und Erleichterung des Geldverkehrs zwischen weit voneinander entfernten Ländern und damit für die Entwickelung des internationalen Handels wurde die Stellung, welche der Templerorden als der sicherste und daher gesuchteste Vermittler von Zahlungen und Geldsendungen in weite Fernen erlangte. Seiner bediente sich dazu namentlich die päpstliche Kurie, deren Kollektoren die von ihnen für Kreuzzugszwecke und zum Besten des heiligen Landes eingesammelten Gelder an die Ordenshäuser zu St. Gilles und Arles einzahlten, von wo sie dann an die Kasse des Pariser Templerhauses abgeführt wurden, um von dort weiter nach Rom geschafft zu werden.[1]) Dabei wird es sich frühzeitig nicht mehr um den Transport der betreffenden Geldsummen in Münze gehandelt haben, sondern um ihre Überweisung durch Kreditbriefe und Schuldscheine, auf die hin die betreffende Ordenskasse — in diesem Falle die des Präzeptors zu Rom oder des bei der römischen Kurie bestellten Ordensprokurators — dem genannten Empfänger aus ihren Beständen die entsprechende Zahlung leistete. Infolgedessen wurde der Tempel zu Paris bereits im 13. Jahrhundert die Zentralkasse für die finanziellen Bedürfnisse des heiligen Landes, wo daher auch viele von den an den dortigen Unternehmungen beteiligten Körperschaften, Fürsten und Edelleuten, sowie von den jenseits des Meeres engagierten Bankhäusern und Großkaufleuten miteinander abrechneten, indem sie durch Anweisungen und Wechselbriefe Zahlung leisteten und Zahlung empfingen.[2]) Auf diese Weise erlangte der Tempel zu Paris die Bedeutung des ersten Börsenplatzes für das gesamte Abendland und verknüpfte insbesondere dessen finanzielle Interessen unmittelbar mit denen der abendländischen Kolonie an der syrischen Küste. Damit wird es wohl in Verbindung zu

[1]) Delisle, a. a. O., S. 24, 25.

[2]) Ebd. S. 31.

bringen sein, daß die Könige von Frankreich ihre eigene Finanzverwaltung frühzeitig eng mit dieser finanziellen Großmachtstellung des Ordens verknüpften. Begründet war diese Verbindung vielleicht bereits durch die Anleihe, die Ludwig VII. zum Zweck seines Kreuzzuges bei dem Orden aufnahm. Jedenfalls hat sie von Philipp II. August an bis auf Philipp den Schönen bestanden und das Pariser Templerhaus für diese ganze Zeit geradezu zum Mittelpunkt für die Verwaltung der königlichen Finanzen, d. h. damals also der französischen Staatsfinanzen erhoben. Dorthin lieferten die königlichen Beamten gegen Quittung die von ihnen vereinnahmten Gelder ab; auf die dortige Kasse wurden die für das königliche Haus zu leistenden Zahlungen angewiesen, wie diese anderseits auch die vom König bewilligten Renten, Belohnungen u. s. w. den zum Empfange Berechtigten auszahlte. Dies eigentümliche Verhältnis fand einen bezeichnenden Ausdruck darin, daß die königlichen Rechnungsbeamten innerhalb des Tempelbezirkes wohnten. Offenbar wußte der König von Frankreich damals seine Gelder nirgends sicherer unterzubringen als in dem von allen kirchlichen und weltlichen Gewalten eximierten Ordenshause. Ähnliche Beziehungen bestanden übrigens auch zwischen anderen Fürsten und den Templern. Denn abgesehen von dem Gesichtspunkt der Sicherheit der unter Verschluß des Ordens verwahrten Gelder spielte dabei augenscheinlich auch der gute Ruf eine Rolle, dessen die Schatzmeister des Ordens sich erfreuten, wie denn einige von ihnen nachweislich über ihren eigentlichen Wirkungskreis hinaus auf die französischen Staatsangelegenheiten bedeutenden Einfluß geübt haben.[1]) Die Tätigkeit in der Verwaltung des Schatzes des Templerordens galt damals offenbar für die beste Schule, die ein Finanzmann durchmachen konnte. Daher hat nicht bloß Karl I. von Anjou als König von Neapel, sondern auch König Jakob I. von Katalonien einen Tempelritter zur Verwaltung seiner Finanzen berufen. Auf der anderen Seite aber hieße es das Wesen des Templerordens, wie

---

[1]) Delisle, a. a. O., S. 61, 64, 71.

es sich frühzeitig ausgeprägt hatte, völlig verkennen, wollte man annehmen, derselbe habe bei Übernahme und Führung derartiger Geschäfte nicht in erster Linie seinen Vorteil im Auge gehabt. Sicherlich hat er nicht bloß für gewährte Darlehen entsprechende Zinsen genommen, sondern auch für die verschiedenen anderen Arten von Bankgeschäften, die er für fürstliche Auftraggeber ausführte, Gebühren in Rechnung gebracht, die ihn für seine Mühewaltung reichlich entschädigten. Ersteres erhellt aus dem Umstande, daß im Jahre 1274 der Ordensmeister Wilhelm von Beaujeu Heinrich III. von England über die Zahlung von 30 307 Livres tournois quittiert, — d. i. dem Metallwert nach 575 833 Francs — welch eigentümliche Summe doch kaum anders als durch Einrechnung des Zinsbetrages zu erklären sein dürfte.[1]) Daß der Orden die zu seiner Verfügung stehenden Barmittel durch solche und ähnliche Geschäfte dauernd beträchtlich vermehrte, um einen Teil davon in Grunderwerb anzulegen, wird bestätigt durch die Angabe, die Zahl der in templerischem Besitz befindlichen Manoirs, d. h. Güter von solchem Umfange, daß der Ertrag des einzelnen ausreichte, einen kriegsmäßig gerüsteten Ritter ein Jahr lang zu unterhalten, sei in den Jahren von 1291, wo mit dem Verlust der letzten Besitzungen im Osten die Notwendigkeit zur Verwendung größerer Mittel auf deren Verteidigung wegfiel, bis zu der Katastrophe von 1307 von 9000 auf 10 500 gestiegen. Das bedeutet eine Vermehrung des Grundbesitzes um mehr als 16,5 %. Dabei ist noch zu bedenken, daß natürlich nur ein Teil der jährlichen Einnahmen des Ordens in Grund und Boden angelegt worden sein wird, ja man kann vielleicht sogar annehmen, daß diese Neuerwerbungen an Grundbesitz bloß den Reingewinn darstellen, der dem Orden nach Bestreitung aller seiner Bedürfnisse, die sicherlich nicht gering waren, übrig blieb, ganz abgesehen von dem für jene Zeit gewaltigen Betriebskapital, welches in den von ihm unternommenen großen finanziellen Operationen dauernd beschäftigt war.

[1]) Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge, S. 370.

Prüft man nun an diesem durch eine Fülle von Einzelheiten wohlbeglaubigten und zugleich belebten Bilde der templerischen Finanzoperationen, was von Unternehmungen ähnlicher Art seitens des Hospitaliterordens gelegentlich berichtet wird, und überblickt man die freilich ziemlich fragmentarischen Auskünfte, welche die erhaltenen Urkunden dieses Ordens darüber gewähren, so ergibt sich, daß bei demselben ganz ähnliche Einrichtungen bestanden haben und eine ähnliche finanzielle Betriebsamkeit im Schwange gewesen ist.

Auch hier wird den Ausgangspunkt dafür der hohe Grad von Sicherheit gebildet haben, welche die Häuser des Hospitals denjenigen boten, die besondere Kostbarkeiten zu bergen oder augenblicklich nicht gebrauchte größere Geldsummen aufzubewahren hatten. So sehen wir z. B. König Johann von England am 29. März 1205 zu Oxford dem Großprior des Hospitals in England eine goldene Krone in Verwahrung geben,[1]) welche er dem Orden in seinem Testament vom 18. Mai 1204 für den Fall seines Todes bereits vermacht hatte.[2]) Es mag dahingestellt bleiben, ob es sich nicht auch hier um ein Pfandgeschäft gehandelt hat, so daß der hartbedrängte König auf die dem Orden eingehändigte Krone Geld geliehen erhielt. Doch kann ebensogut eine einfache Sicherheitsmaßregel vorliegen. Dieselben Möglichkeiten sind gegeben, wenn König Johann am 29. März 1216 dem Orden quittiert über den richtigen Empfang der Kleinodien, die er ihm in Verwahrung gegeben hatte.[3]) In ähnlicher Weise hatte um dieselbe Zeit der Patriarch von Antiochien Pierre de Loies die Kostbarkeiten seiner Kirche einschließlich der in dem Besitz derselben befindlichen Reliquien — darunter eine Partikel des heiligen Kreuzes — für längere Zeit in dem dortigen Ordenshause in Sicherheit gebracht, wie aus der Bescheinigung hervorgeht, die er im Oktober 1209 über die richtige Rückgabe

[1]) Delaville Le Roulx, Cartulaire général de l'Ordre des Hospitaliers de Jérusalem, n. 1216 (II, S. 48—49).

[2]) Ebd. n. 1191 (II, S. 30—31).

[3]) Ebd. n. 1468 (II, S. 188).

des Depots ausstellte.[1]) Ferner liegt uns ein vom 1. April 1278 datiertes Protokoll vor über die Entgegennahme seiner in der Hospitaliterkirche zu Aix hinterlegt gewesenen Kostbarkeiten durch Karl von Anjou, unter denen ebenfalls besonders hochgehaltene Reliquien sich befinden, wie ein Zahn des Apostels Jakobus, ein Haar aus dem Barte des heiligen Bartholomäus und ein solches des heiligen Franziskus.[2])

Dann aber hat der Hospitaliterorden ganz ebenso wie der der Templer von Fürsten und Großen zu späterer Verwendung bestimmte Gelder, namentlich, wie es scheint, solche, die in irgend einer Art Zwecken des heiligen Landes dienen sollten, vorläufig in Verwahrung genommen. Ein besonders lehrreiches Beispiel dafür, das zudem die hier in Betracht kommenden Verhältnisse noch von einer anderen Seite her in dankenswerter Weise beleuchtet, liegt uns aus den sechziger Jahren des 12. Jahrhunderts (1163—69) vor in einer umfänglichen Urkunde des Hospitalitermeisters Gilbert d'Assally.[3]) Darin bezeugt dieser, König Bela III. von Ungarn, Herzog von Dalmatien und Kroatien, habe durch einen seiner Diener dem Orden Gold im Werte von 10 000 Goldbyzantiern überbringen lassen mit der Bestimmung, dafür in der Nachbarschaft der heiligen Stadt, nicht etwa in den Grenzmarken gegen die Ungläubigen,[4]) Landgüter anzukaufen, deren Ertrag, solange der damals in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin eine Pilgerfahrt vorbereitende König im heiligen Lande weilen würde, diesem zufallen, nach seinem Tode aber oder nach seiner Rückkehr nach dem Westen auf den Orden übergehen sollte. Da sich nun aber der gewünschte Güterkauf als unmöglich erwiesen hatte, weil geeignete Ländereien in der Nähe Jerusalems nicht zu haben waren, überließ der Orden einige von seinen eigenen Gütern in der Nachbarschaft der Stadt, unter anderen das Kastell Emaus, mit allem Zubehör und dem gesamten Ertrage dem Könige, so daß

---

[1]) Ebd. n. 1336 (II, S. 112).
[2]) Ebd. n. 3657 (III, S. 360).
[3]) Ebd. n. 309 (I, S. 222).
[4]) „prope civitatem Jerusalem, non secus Turcorum fines".

diesem der Nießbrauch des Ertrages desselben für die Zeit seines Aufenthaltes im heiligen Lande zustehen sollte, um nach seinem Tode daselbst oder nach seiner Abreise in die Heimat auf das Hospital überzugehen. Ausdrücklich wird dabei festgesetzt, keinem der Nachkommen des Königs sollte je irgend ein Recht auf diese Rente zustehen, selbst nicht einem seiner Söhne, wenn er dem Orden im heiligen Lande selbst dienen wollte: vielmehr sollten einem solchen dann von dem Orden nur Waffen und Pferde geliefert werden. Unter den dem Orden von Bela III. zugewandten 10 000 Goldbyzantiern wird man nun aber, wenn anders die handschriftliche Überlieferung richtig ist und in der Zahl nicht ein Fehler untergelaufen ist, nicht die in den Kreuzfahrerstaaten üblichen Goldbyzantier verstehen dürfen, deren Metallwert auf 9,5 oder 10,1 Francs heutiger französischer Währung berechnet wird, während ihr Kurswert auf das Achtfache, also 76 Franken veranschlagt wird. Vielmehr wird es sich um eine andere, vielleicht eine ungarische Goldmünze von noch höherem Werte handeln. Denn für einen Teil der ganzen Summe von 10 000 Goldbyzantiern, nämlich 11 000 Byzantii Sarazenati, bekennt der Meister, in Accon ein stattliches Haus (palatium) und vier andere Häuser nebst einem Obstgarten und ein Landgut (casale) vor den Toren der Stadt gekauft zu haben. Als den Jahresertrag dieser Neuerwerbung gibt er dabei 1100 Byzantier an.

Abgesehen von der zunächst in Rede stehenden Frage sind diese Angaben noch in anderer Hinsicht interessant und geeignet, unsere lückenhafte Kenntnis von den wirtschaftlichen Zuständen jener Zeit im allgemeinen und der fränkischen Ansiedelungen im Osten im besonderen in dankenswerter Weise zu ergänzen. Wenn nämlich damals in der Gegend von Jerusalem selbst käufliche Landgüter nicht vorhanden waren, so muß daraus geschlossen werden, daß das Land reichlich besiedelt war und sich im Zustande guter Bebauung befand. Die Berechnung des jährlichen Ertrages der in den zu Accon gekauften Häusern angelegten 11 000 Byzantii Sarazenati auf deren 1100 ergibt eine Verzinsung des Kapitals zu 10 %. Das wird man wohl

als den landesüblichen Prozentsatz ansehen dürfen, der bei weniger sicheren Geschäften ähnlicher Art gewiß noch eine Steigerung erfuhr. Auf die Größe der Summe, die der Ungarnkönig zur Sicherstellung seines Unterhaltes im heiligen Lande bestimmt und danach als Geschenk dem Orden zugewandt hatte, können wir einen Schluß ziehen aus dem Teil davon, von dessen Verwendung hier Rechenschaft gegeben wird. Der da genannte Byzantius Sarazenatus ist identisch mit dem Dinar Soury der Mohammedaner, d. h. Denar von Tyrus. Er wird von den Zeitgenossen gleichgesetzt einer halben französischen Libra oder einem halben Livre tournois. Da diese dem Metallgehalt nach gleich heutigen 19 Francs zu setzen ist, war der Byzantius Sarazenatus gleich $9^1/_2$ Franken, deckte sich also mit den von den Franken im Osten ausgeprägten, schlechtweg als Goldbyzantier bezeichneten Münzen. Diese Byzantii Sarazenati nämlich waren nur auf sarazenische Art, in Nachahmung der arabischen Münzen ausgeprägte Goldstücke, die in den Münzstätten zu Accon, Tyrus, Tripolis und Antiochien hergestellt wurden, um namentlich im Handel mit den Mohammedanern verwendet zu werden, welche christliche Münzen wegen des darauf befindlichen Zeichens des Kreuzes anzunehmen sich weigerten. Deshalb ahmte man erst einfach Goldmünzen der gerade regierenden Kalifen nach; dann stellte man solche her mit den den echten arabischen Stücken eigenen Um- und Inschriften, einschließlich der dabei verwendeten Sprüche aus dem Koran. Als dies aber von seiten der obersten kirchlichen Autoritäten verboten wurde, half man sich, da diese Münzen im Handel und Verkehr mit den Ungläubigen nun einmal nicht zu entbehren waren, origineller, aber freilich nicht gerade ehrlicherweise, indem man die Stücke mit absichtlich undeutlich ausgeprägten arabischen Inschriften versah, die bei oberflächlicher Betrachtung die sonst an dieser Stelle üblichen Koransprüche, Lobpreisungen der Kalifen u. s. w. zu enthalten schienen, tatsächlich aber statt derselben christliche Glaubensformeln in arabischer Sprache wiedergaben. Die Herstellung dieser Münzen lag in den Händen der Venetianer, welche für

dieses zweifellos sehr einträgliche Privileg dem Landesherrn 15% von der Gesamtsumme der von ihnen ausgeprägten Goldstücke dieser Art entrichteten.[1]) Bleibt demnach auch unklar, um welche Summe im ganzen es sich bei des Ungarnkönigs Geschäft mit dem Orden gehandelt hat, so kann doch darüber kein Zweifel sein, daß das Objekt desselben ein sehr bedeutendes gewesen ist. Denn die durch Ankauf von Häusern in Accon angelegte Summe von 11000 Byzantii Sarazenati, die nur einen Teil davon darstellt, ist dem Metallwert nach 104500 Francs gleichzusetzen, entprach aber an Kaufkraft heutigen 836000 Francs, während die jährlich davon gezogene Rente 10450 resp. 83600 Francs gleichzusetzen wäre. Jedenfalls gibt der ganze Handel ein lehrreiches Beispiel für die Art, wie abendländische Fürsten, auch wenn sie nicht mit Heeresmacht, sondern bloß als Pilger mit stattlichem Gefolge nach Palästina ziehen wollten, sich für die Zeit ihres dortigen Aufenthaltes zum voraus die Mittel zu standesgemäßem Leben bereit stellten und wie dabei den geistlichen Ritterorden vermöge ihrer geschäftlichen Vermittelung gelegentlich reicher Gewinn zufiel. Das gleiche Verfahren dürfte, wenn freilich auch nicht in ähnlich großartigem Maßstabe, auch von anderen Fürsten und Herren angewandt worden sein.

Ganz ebenso wie bei dem Templerorden erscheint auch bei dem der Hospitaliter als natürliche Weiterbildung derartiger Beziehungen die Aufnahme von Anleihen der betreffenden Herren bei den stets über reiche Geldmittel verfügenden Rittermönchen. Ist diese Seite der finanziellen Tätigkeit bei den Hospitalitern nicht in ähnlichem Umfang ausgebildet gewesen wie bei den Templern, so hat sie doch auch bei ihnen nicht gefehlt und in ihrem wirtschaftlichen System keine ganz un-

---

[1]) Vgl. Lavoix, Monnaies à légendes arabes frappées par les Croisés en Syrie (Paris 1878) und Schlumberger, Les principautés franques en Syrie d'après les monnaies in der Revue des deux mondes 1876, S. 5 ff. und desselben Numismatique de l'Orient latin (Paris 1879), sowie de Vogué, Monnaies et sceaux des Croisades in den Mélanges de Numismatique II (1878), S. 168 ff.

wichtige Rolle gespielt. So sehen wir zunächst kirchliche Würdenträger in Geldverlegenheit sich um Hilfe an das Hospital wenden. Am 29. Januar 1256 erteilt z. B. Papst Alexander IV. dem Patriarchen Jakob von Jerusalem Vollmacht, für die Bedürfnisse seiner Kirche bei dem Orden eine Anleihe von 150 Unzen Gold aufzunehmen[1]) und am 9. Mai 1257 bescheinigt Philipp, der Kantor der Kirche zu Tripolis, in Vollmacht seines Bischofs Opitzo und seines Kapitels, vom Orden ein Darlehen im Betrage von 1900 Livres tournois empfangen zu haben, d. i. 36 100 Francs, woraus die Kosten der Reise des Bischofs nach dem Abendland bestritten werden sollen.[2]) Nach diesen Beispielen scheinen also geistliche Darlehensucher zum Abschluß des Geschäftes die Erlaubnis ihrer kirchlichen Vorgesetzten nötig gehabt zu haben. Ob in solchen Fällen der Orden als Darleiher auf die üblichen Zinsen verzichtete oder die Kirche kein Bedenken trug, Zinsen zu zahlen, muß dahingestellt bleiben. Aber der Orden hat, wie es scheint, gelegentlich auch noch höher stehende kirchliche Schuldner gehabt. Ihm hat nach glaubwürdigen Angaben[3]) Papst Alexander III. wenigstens zu einem Teile die Mittel zu verdanken gehabt, welche ihm trotz des kaiserlichen Gegenwirkens erst die Gewinnung der Tiara und dann ihre Behauptung gegen Friedrich I. ermöglichten. Hierauf namentlich wurde die augenfällige Begünstigung zurückgeführt, deren der Orden sich von ihm zu erfreuen hatte, und auch in der Folge meinten manche, der Orden gewähre der Kurie Geld, um dafür von ihr nur größere Gegenspenden bewilligt zu erhalten.[4]) Nicht wesentlich anders scheint das in späterer Zeit gewesen zu sein. Denn am 4. März 1272 bittet Papst Gregor X. den Visitator und Großprior der Hospitaliter in Frankreich, ihm, wenn König Philipp III. von Frankreich die in Aussicht gestellte Hilfe nicht bald leiste, 25 000 Mark Silber

---

[1]) Cartulaire, n. 2785 (II, S. 812—13).

[2]) Ebd. n. 2875 (II, S. 849).

[3]) Gerhoh Reichersperg, De investig. Antichristi im Archiv f. K. Österr. Geschichtsquellen 20, S. 170.

[4]) Reuter, Alexander III. und seine Zeit, Bd. III[2], S. 599.

zu leihen, um die zum Kriege gegen Sizilien nötigen Schiffe und Mannschaften aufzubringen.[1]) Ob dies Geschäft zum Abschluß gekommen ist, wissen wir freilich nicht.

Gewinnreicher für den Orden dürften derartige Geschäfte allerdings gewesen sein, wenn sie mit weltlichen Großen abgeschlossen wurden, weil dabei die kirchlichen Vorschriften gegen das Zinsnehmen und die dasselbe als Wucher bedrohenden kirchlichen Strafmandate leichter umgangen werden konnten. Gelegentlich haben daher auch die Hospitaliter auf diesem Gebiete sehr bedeutende Operationen ausgeführt. Als eine solche wird es freilich noch nicht gelten können, wenn sie dem Herrn von Cäsarea einst 1000 Byzantier, d. i. 9500 Francs, dem Werte nach gleich etwa 76 000 Francs heutiger französischer Münze, liehen. Als König Leon II. von Armenien seine Tochter vermählte und ihr die bedungene Mitgift zu zahlen hatte, gewährte ihm der Orden eine Anleihe in dem zehnfachen, nach einigen sogar in dem zwanzigfachen Betrage, während er dem Grafen von Tripolis gar eine solche von 34 000 Byzantiern bewilligte, d. i. 323 000 Francs dem Metallgehalt nach, dem Werte nach heutigen Tages 2 584 000 Francs. Daß solche Summen nicht gleich vollständig bar erlegt worden sein werden, darf mit gutem Grunde vermutet werden, obgleich es dem Gebrauche der Zeit und der ihr eigenen Wertschätzung des baren Geldes entsprechen würde, wenn die Barbestände in den Kassen der Orden für gewöhnlich weit größer gewesen wären, als bei uns unter ähnlichen Umständen irgend der Fall sein würde. Hat doch der Templerorden, als er 1191 die Insel Cypern von König Richard von England käuflich erwarb, von dem vereinbarten Preise von 100 000 Goldbyzantiern nicht weniger als 40 000, d. h. 380 000 Francs (resp. 3 040 000) alsbald bar erlegen können. Bekannt ist auch, welche ungeheuren Schätze der letzte Meister dieses Ordens mit sich führte, als er, der Einladung des Papstes folgend, die verhängnisvolle Reise nach Frankreich antrat, und es kann kaum bezweifelt

[1]) Cartulaire, n. 3440 (III, S. 263).

werden, daß gerade diese die Habgier König Philipps IV. mächtig reizten und ihn wesentlich mitbestimmten, die Waffen, die ihm wie zufällig gegen den Orden in die Hand gegeben waren, mit so unbarmherziger Konsequenz zu dessen Vernichtung zu benutzen. Das wird eigentlich schon bewiesen durch die Art, wie der König schließlich die als Erben der Templer zugelassenen Hospitaliter auf die nichtigsten Vorwände hin geradezu ausraubte und ihnen namentlich die ihnen gebührenden Barbestände des Templerordens abnahm.

Im ganzen und großen also bietet die finanzielle Tätigkeit des Hospitaliterordens ein Seitenstück zu der der Templer. Auch er leistete auf Anweisungen, die im heiligen Lande ergingen, Zahlung im Abendlande und umgekehrt, wie er sich z. B. verpflichtete, entsprechend der testamentarischen Bestimmung eines gewissen Maurin vom 28. Juni 1152, die dieser in Tripolis aufsetzte, indem er den Orden zum Erben seiner Güter ernannte, die zwei Neffen desselben im Abendlande ausgesetzten Legate von je 100 Byzantiern, falls die Empfangsberechtigten nicht nach Palästina kommen sollten, in Frankreich auszuzahlen.[1]) Aber auch in seinen abendländischen Häusern nahm er im Auftrage befreundeter Fürsten die Zahlung für diese bestimmter Gelder entgegen, um sie an dieselben abzuführen. So quittiert z. B. am 15. Dezember 1292 zu Manosque der Ordensmeister Wilhelm von Villaret über 5000 Sous provenzalischer Kronen, welche die Einwohner des genannten Ortes König Karl II. von Neapel zu zahlen hatten.[2]) In einem Punkte jedoch waltet zwischen beiden Orden auf diesem Gebiete ein wesentlicher Unterschied ob. Während man nämlich von dem Templerorden geradezu sagen könnte, trotz der mönchischen und ritterlichen Eigenschaften seiner Glieder sei er eigentlich eine einzige große Bankiergesellschaft gewesen, die von ihrem Pariser Haupthause aus im Zusammenwirken mit ihrer Londoner Niederlassung und in Verbindung

[1]) Cartulaire, n. 210 (I, S. 161): Hospitale reddat in ultramare istos bisanzios.

[2]) Ebd. n. 4204 (III, S. 614). Vgl. n. 4197 (III, S. 611).

mit ihren über die ganze Christenheit verstreuten Filialen und Agenturen, gestützt auf ein ungeheures, sich rasch vermehrendes Betriebskapital und im Besitz von Konnexionen, wie sie sonst niemandem zur Verfügung standen, nicht bloß im Mittelpunkt, sondern an der Spitze des gesamten Geldverkehrs jener Zeit stand und darin eine geradezu herrschende Stellung einnahm, wird eine derartige bankmäßige Organisation bei den Hospitalitern nicht erkennbar. Insbesondere hat dieser Orden nach den Spuren, die uns vorliegen, seine Bankiertätigkeit niemals in der berufsmäßigen Art geübt, die für jenen charakteristisch ist. Das geht namentlich daraus hervor, daß die Hospitaliter zur Übersendung von Geld an ihre morgenländischen Ordenshäuser sich der Vermittelung südfranzösischer Bankiers zu bedienen pflegten, welche die betreffenden Summen auf ihre Kontore oder auf ihre Geschäftsfreunde in den dortigen Hafenstädten anwiesen und auch für den Orden ihm zustehende Zahlungen im Abendlande einzogen.[1])

Wie gewiß schon manchem Zeitgenossen, so drängt sich gegenüber einer so umfassenden und planmäßig betriebenen finanziellen Tätigkeit der beiden großen geistlichen Ritterorden auch uns naturgemäß die Frage auf, ob und wie dieselbe denn eigentlich mit dem ursprünglichen Zweck dieser Genossenschaften und den sich daraus ergebenden Pflichten ihrer Glieder in Einklang zu bringen war. Zwar war den Orden als geistlichen Körperschaften die Erwerbung von Eigentum, der Genuß von Zehnten und Renten aller Art und der Besitz der verschiedensten nutzbaren Rechte ja erlaubt, und wenn, wie es scheint, bei den einst zu Troyes gepflogenen Verhandlungen über die den Templern zu gebende Regel auch die Meinung nicht unvertreten geblieben war, dem neuen Orden sei die Erlaubnis dazu zu versagen, so sind doch ihre Wortführer auf Widerspruch gestoßen und mit ihrem Verlangen schließlich nicht durchgedrungen.[2]) Immerhin konnten in kirchlich strenger

[1]) Vgl. Bibliothèque de l'École des chartes, II. Série, Bd. III, S. 206.

[2]) Vgl. Prutz, Die Autonomie des Templerordens, a. a. O., S. 39 und oben S. 15.

denkenden Kreisen wohl ernste Bedenken erhoben werden gegen die Art, wie die Orden ihr Besitztum möglichst hoch zu verwerten und möglichst schnell zu vermehren bestrebt waren. Hier dürfte wohl die Erklärung zu finden sein für eine Tatsache, die uns in dem einschlägigen urkundlichen Material vielfach entgegentritt, daß nämlich diese finanziellen Operationen, namentlich soweit sie auf gewinnbringende Bankgeschäfte hinausliefen, gewöhnlich nicht von dem Orden als solchem, sondern von einzelnen Ordensbrüdern ausgeführt wurden, und zwar besonders dann, wenn es sich um die Eingehung von Verbindlichkeiten handelte, die den Orden finanziell verpflichteten. Beruhte doch sogar die eigenartige Verbindung, die zwischen dem französischen Zweig des Templerordens und der französischen Krone in finanzieller Hinsicht bestand und ihren Ausdruck fand in der Aufbewahrung des königlichen Schatzes in dem Pariser Tempel und seiner Verwaltung durch den Ordensschatzmeister, wie wir sahen, zunächst eigentlich nur in dem Ansehen und dem Vertrauen, dessen die finanziell musterhaft geschulten Kassenbeamten des Ordens auch außerhalb desselben genossen. Es war streng genommen ein rein persönliches Verhältnis zwischen diesen und den Königen von Frankreich, welches bestand und fortdauerte, ohne daß über die von den Ordensbeamten übernommene Tätigkeit zwischen dem Orden als solchem und der Krone ein ihre Beziehungen regelndes Abkommen getroffen worden wäre. Die gleiche Anschauung begegnet uns auch im kleinen. Lehrreich ist dafür, was einer der Begleiter Ludwigs IX. auf seinem ersten Kreuzzuge, der Sieur de Joinville, erlebte und in seiner treuherzigen Weise berichtet. Er hatte im Hause der Templer zu Accon eine Summe von 400 Denaren deponiert, erhielt aber, als er etwas davon erheben wollte, von dem Komtur die Antwort, von ihm habe man kein Geld im Depot und kenne ihn überhaupt nicht. Bei dem Meister, den er Beschwerde führend aufsuchte, ging es ihm nicht besser, und schon wollte er sich betrübt in sein Schicksal fügen und das Geld verloren geben, als nach einigen Tagen der Meister lachend zu ihm kam und ihm meldete, das

Geld habe sich gefunden: der Ordensbeamte nämlich, dem er es eingehändigt hatte, war inzwischen nach einer anderen Ordensburg versetzt worden, und da nur er von der Sache gewußt hatte, war die nun glücklich gelöste Verwirrung entstanden.[1])

Dieser eigentümliche Brauch wird denn wohl gelegentlich von dem einen oder anderen Ordensritter, die ja nicht alle Tugendhelden waren, benutzt worden sein, um sich auf Kosten des Ordens oder seiner Deponenten zu bereichern. Mit derartigen Vorgängen wird es in Verbindung zu bringen sein, wenn Papst Innozenz III. in einer Bulle vom 28. Februar 1209 den Prälaten nicht bloß verbietet, hier und da vorgekommene Auflehnung der Hospitaliter gegen ihre Oberen zu unterstützen, sondern ihnen namentlich auch untersagt, Gelddepots zum Nachteil des Ordens anzunehmen.[2]) In die hier berührten Zustände läßt übrigens einen Blick tun auch das Schreiben, durch welches der Beichtvater Papst Nikolaus III. am 23. Mai 1278 auf an ihn ergangene Anfrage den Prior des Hospitaliterhauses zu Fürstenfeld in der Diözese Seckau bevollmächtigt, solche Brüder wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen, die wegen Gewalttätigkeit gegeneinander oder gegen geistliche Personen, wegen verbotenen Erwerbes von Eigentum und wegen Verschwörung und Widersetzlichkeit gegen ihre Oberen der Exkommunikation verfallen waren.[3]) Besonders lehrreich aber ist in dieser Richtung ein Erlaß Papst Clemens IV. vom 12. Dezember 1267, worin er den ehemaligen Großprior des Hospitals in Frankreich Philipp d'Egly auffordert, die bedeutenden Schulden, die er während seiner Amtsführung bei etlichen Kaufleuten kontrahiert, aber bisher nicht berichtigt habe, obgleich der vereinbarte Zahlungstermin längst verstrichen sei, so daß dem Orden dadurch vielfache Verluste erwüchsen, schleunigst zu begleichen und ihm, daß es geschehen, zu melden.[4]) Augenscheinlich handelt

[1]) Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge, S. 69—70.
[2]) Cartulaire, n. 1326 (II, S. 105).
[3]) Ebd. n. 3661 (III, S. 363).
[4]) Ebd. n. 3285 (III, S. 167).

es sich hier um Verpflichtungen, die der Vorsteher der französischen Ordensprovinz, sei es durch Aufnahme von Anleihen, sei es durch Abschlüsse von großen Lieferungen, für den Orden eingegangen war. Aber auch dafür finden wir ein Beispiel, daß ein Ordensbeamter sich an den durch seine Hände gehenden Geldern, die er im Auftrag des Ordens an den berechtigten Empfänger abführen sollte, unredlicherweise vergriff und sich so der Unterschlagung im großen schuldig machte. In einem Schreiben vom 5. Februar 1285 dringt Papst Martin IV. bei dem Großprior der Hospitaliter von Frankreich auf die Zahlung von 11 000 Livres tournois, d. i. 209 000 Francs an den Erzbischof von Rouen, die der Ordensritter Jean d'Isse von dem für das heilige Land bestimmten Zehnten unterschlagen habe.[1])

Vergleichen wir, was sich nach dem bisher Gesagten über die vom Hospitaliterorden ausgeführten finanziellen Operationen ergibt, mit dem, was wir von der Tätigkeit der Templer auf diesem Gebiete wissen, so ist zunächst klar, daß dieselben nicht den gewaltigen Umfang erreicht haben, der von dieser bezeugt ist. Daher waren sie auch wohl niemals für das gesamte Leben des Ordens, sein Wirken und sein Wachstum von ähnlich hoher Bedeutung, wie das bei jenen der Fall war. Kann man sich bei dem Templerorden zuweilen kaum des Eindruckes erwehren, als ob der eigentliche Schwerpunkt für ihn frühzeitig auf dem Gebiete der großen finanziellen Transaktionen gelegen habe und die Rücksicht auf sie für seine Haltung gelegentlich auch in wichtigen kirchlichen und politischen Fragen maßgebend gewesen sei, so scheint dagegen der Hospitaliterorden derartige Geschäfte nicht um ihrer selbst willen, gewissermaßen als Selbstzweck betrieben zu haben, sondern nur soweit, als zur Förderung der allezeit im Auge behaltenen eigentlichen Ziele des Ordens geboten war. Es handelte sich für ihn um die Beschaffung der beträchtlichen Mittel, welche die in allen Ordenshäusern beibehaltene und in vielen noch immer in großartigem Maßstabe geübte Armen- und Krankenpflege erforderte, sowie

[1]) Cartulaire, n. 3890 (III, S. 473).

um die der noch viel beträchtlicheren, deren er zur Ausrüstung und Unterhaltung der zum Kampf gegen die Ungläubigen nötigen Mannschaften, Kriegsgeräte und Schiffe bedurfte. Das hat er nun mit gutem Grunde am einfachsten und sichersten zu erreichen gemeint, indem er die Überschüsse, die sich bei seiner Finanzverwaltung ergaben, vornehmlich in Grundbesitz anlegte. Dies muß bei ihm in viel höherem Maße der Fall gewesen sein als bei den Templern. Denn in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde die Gesamtzahl der den letzteren gehörigen Manoirs auf 9000 geschätzt, während das Hospital mehr als das Doppelte, im ganzen nämlich etwa 19 000 besitzen sollte. Legt man die nachmals in dem Königreich Cypern übliche Schätzung zu Grunde, die mit der einst im Königreich Jerusalem gebräuchlichen wohl zusammen gefallen sein dürfte, und rechnet demgemäß den Jahresertrag des Manoirs, der einen kriegerisch ausgerüsteten Ritter zu erhalten ausreichen sollte, auf 200 Byzantier oder 1900 Francs, so würde das einen Gesamtertrag des Ordensbesitzes — unter Einrechnung natürlich desjenigen, der aus Naturallieferungen, Diensten und sonstigen nutzbaren Rechten aller Art gezogen wurde — von nicht weniger als 36 100 000 Francs ergeben, die nach dem üblichen Verhältnis auf den heutigen Geldwert umgerechnet 288 100 000 Francs zu bedeuten haben würden. Solchen Summen gegenüber trägt man beinahe Bedenken, diese Wertumrechnungen weiter fortzusetzen. Legt man ihr nämlich die Verzinsung des in Grundbesitz angelegten Ordensvermögens zu 10 % zu Grunde, welche aus der oben angeführten Rechenschaft des Hochmeisters Gilbert d'Assally über das von dem Ungarnkönig Bela III. dem Orden übergebene Kapital[1]) als die landesübliche hervorgeht, so würde sich ergeben, daß der gesamte Besitz des Ordens, wie er in 19 000 Manoirs geteilt erscheint, einen Wert von 361 Millionen dargestellt haben würde, denen heute ungefähr 2588 Millionen Francs entsprechen würden.

Selbstverständlich hat es sich dabei zunächst um imaginäer

---

[1]) Vgl. oben S. 18.

Werte gehandelt, an deren Realisierung in jenem verhältnismäßig geldarmen Zeitalter nicht gedacht werden konnte. Will man aber gegen die hier versuchte Aufstellung den Einwand erheben, die ihr zu Grunde gelegten Daten seien doch gar zu dürftig und das Exempel entbehre der Wahrscheinlichkeit, so darf demgegenüber darauf hingewiesen werden, daß es nicht an Angaben fehlt über den Wert einzelner Teile des Ordensbesitzes, welche zu den eben gewonnenen Zahlen in ganz richtigem Verhältnis stehen und das Ergebnis der hypothetisch angestellten Berechnung als wohl glaublich erscheinen lassen. Wenn nämlich noch im 18. Jahrhundert der Ertrag der Ordensgüter allein in der Auvergne auf 199300 Livres geschätzt wurde,[1] zu einer Zeit also, wo der Ordensbesitz schon kläglich zusammengeschwunden war, durch Kriege, Steuerdruck, Mißernten und Mißwirtschaft aller Art schwer gelitten hatte und füglich nur noch für einen elenden Rest des einst vorhandenen gelten konnte, so wird von da aus wohl auch ein Rückschluß auf den Reichtum gestattet sein, dessen der Orden sich dort zur Zeit seines höchsten Blütezustandes erfreut haben muß. In den übrigen Ordensprovinzen aber ist das Verhältnis zwischen dem ehemals und dem später ein ganz ähnliches gewesen, ja es werden sich dort hier und da sogar noch viel schärfere Gegensätze nachweisen lassen. Insbesondere sind wir in der glücklichen Lage, gerade für dasjenige Gebiet, wo dereinst der Schwerpunkt der Ordenstätigkeit gelegen hat und daher die ihm zur Verfügung stehenden Mittel auch vorzugsweise Verwendung finden sollten und Verwendung gefunden haben, über eine ganze Reihe urkundlich beglaubigter Zahlenangaben zu verfügen, welche den hohen Wert des dortigen Ordensbesitzes an Grund und Boden erweisen und die oben gewonnenen hohen Sätze seines in Geld ausgedrückten Ertrages minder unglaubwürdig erscheinen lassen. Wir sehen nämlich daraus, welche Summen der Orden in Palästina selbst auf die Erwerbung von Grundbesitz verwendete, namentlich seit gegen

[1] Niepce, Le grand-prieuré d'Auvergne, S. 262—63.

die Mitte des 13. Jahrhunderts viele der dort heimisch gewordenen abendländischen Adelsfamilien durch die wachsende Gefährdung der letzten Reste christlicher Herrschaft bestimmt wurden, ihre Begüterungen zu veräußern und sich mit dem Erlöse daraus nach dem Westen zurückzuziehen. Von jener Zeit an spielt dort als Käufer von Land der Orden eine Rolle, welche auf die Größe der ihm zur Verfügung stehenden Kapitalien ein überraschendes Licht fallen läßt.

Aus dem 12. Jahrhundert liegen nur vereinzelte Beispiele für Geschäfte der Art vor. Eine Urkunde vom 20. August 1178 bezeugt den Verkauf des Casale Beaude durch Thomas Robert an den Orden um die Summe von 1500 Byzantiern, d. i. 14250 resp. 114000 Francs und eine Jahresrente von 200 Byzantiern, d. i. 1900 resp. 15200 Francs.[1]) Da der Handel am 31. August 1178 durch Reinaud, den Herrn von Margat, bestätigt wird,[2]) haben wir es augenscheinlich mit einem Geschäft zu tun, das mit der Erwerbung des Territoriums zusammenhing, wo um jene Zeit das morgenländische Haupthaus errichtet wurde. Im Jahre 1181 kauft der Orden dann mit Zustimmung König Balduins IV. von dem Grafen Hugo von Flandern ein Casale Chola für 3000 Byzantier, also 28500 resp. 228000 Francs.[3]) Etwa zwei Menschenalter später wächst dann die Zahl der vom Orden gemachten Geschäfte dieser Art aus dem oben angeführten Grunde gewaltig an. Im Juni 1241 überläßt ihm Johann III. von Ibelin, Herr von Arsur, etliche Mühlen gegen 300 Byzantier,[4]) d. i. 2850 resp. 22800 Francs — im Vergleich mit den sonst in Betracht kommenden Summen freilich ein Handel von geringer Bedeutung. Im Dezember 1253 verkauft Jean l'Aleman, Herr von Cäsarea, sein Gut Damor bei Accon dem Orden um 12000 Byzantier,[5]) d. i. 114000

---

[1]) Cartulaire, n. 545 (I, S. 370).

[2]) Ebd. n. 546 (I, S. 371). Die Rente wird auf Häuser in Laodicea und Antiochien angewiesen.

[3]) Ebd. n. 603 und 606 (I, S. 412 und 413).

[4]) Ebd. n. 2274 (II, S. 590).

[5]) Ebd. n. 3106 (III, S. 93).

resp. 912000 Francs. Um einen gewaltigen Güterkomplex in der Gegend zwischen Nazareth und Tiberias muß es sich bei dem Kaufe gehandelt haben, durch den im August 1254 das Casale Robert, arabisch Cafrequenne, aus dem Besitz des mächtigen und reichen Julian von Sidon und Beaufort in den des Ordens überging, da dieser dafür nicht weniger als 24000 Byzantier zahlte, d. h. 228000 resp. 1824000 Francs.[1]) Wiederum Johann III. von Ibelin finden wir als Verkäufer von zwei Stücken Land in der Ebene von Accon, für die er vom Orden 2000 Byzantier, d. i. 19000 resp. 152000 Francs erhält.[2]) Im Juni 1257 überläßt dann wiederum Julian von Sidon und Beaufort dem Orden für 5000 Byzantier, also 47500 resp. 380000 Francs drei Casalien.[3]) Ein Sprößling desselben Geschlechtes, Johann von Ibelin, Herr von Arsur, Jaffa und Rama, verspricht um dieselbe Zeit — im Februar 1257 — dem Orden die Überlassung von 14 Casalien im Gebiete von Ascalon, sobald dieses wieder in die Gewalt der Christen gekommen sein würde. Der Orden dachte also auf diesem Gebiete auch bereits für eine spätere Zeit voraus und erwarb sich wichtige Anwartschaften. Dann kauft er im April 1261 die ganze Herrschaft des Balian von Arsuf.[4]) Der Kaufpreis wird nicht genannt, doch kann man nach Analogie der uns sonst bekannten Geschäfte dieser Art wohl schließen, daß der Orden auch hier die Verlegenheit des fränkischen Großen, der sich im Osten frei machen und in die alte Heimat seines Geschlechts zurückkehren wollte, benutzt und den Preis nach Möglichkeit gedrückt haben wird, mag auch die von ihm erlegte Summe immerhin noch eine sehr beträchtliche gewesen sein. Denn für das Dorf Kafarlat zahlte er um jene Zeit an Johann von Cäsarea 16000 Byzantier, d. i. 152000 resp. 1216000 Francs.[5]) Wie solche Geschäfte vorbereitet wurden, können wir daraus

---

[1]) Cartulaire, n. 2688 (II, S. 762).

[2]) Ebd. n. 2753 (II, S. 790).

[3]) Ebd. n. 2852 (II, S. 836).

[4]) Röhricht, Geschichte des Königreichs Jerusalem S. 916.

[5]) Ebd. S. 819.

entnehmen, daß der Orden zwischen 1263 und 1269 dem Herrn von Arsur, Balian Ibelin, seine Herrschaft um 4000 Byzantier jährlich, d. i. 38 000 resp. 304 000 Francs zunächst abmietete.[1]) Nach einer anderen Seite hin werden die Unternehmungen des Ordens auf diesem Gebiete gekennzeichnet, wenn er dem Herrn Amaury Barlais 14400 Byzantier, d. i. 136 800 resp. 1 094 400 Francs darlieh, um ihn in den Stand zu setzen, sein Gut Arobe von dem Templerorden zurück zu erwerben,[2]) in dessen Besitz es danach — vermutlich durch Verpfändung — gekommen sein mußte.

Überhaupt gab es für den Orden außer dem Kauf noch verschiedene andere Arten, seinen Grundbesitz zu vermehren. Namentlich kamen dafür — gelegentlich mit dem Kauf kombiniert[3]) — Rentenverträge in Betracht. Aus einem solchen oder genauer aus der Vereinbarung über die Abänderung eines früher geschlossenen vom 3. März 1266 erfahren wir, daß Margat von den Vorfahren des darin genannten Amaury Barlais, mit dem in Betreff der ihm vom Orden zu leistenden Zahlungen ein anderweitiges Abkommen getroffen wird, dem Orden einst gegen eine Jahresrente von 2000 Byzantiern, d. i. 19 000 resp. 152 000 Francs überlassen worden ist oder daß neben dem Kaufpreis und zur Ergänzung desselben dem Orden die Zahlung einer solchen Rente an die Nachkommen des Verkäufers auferlegt worden war.[4]) Auch mit städtischen Grundstücken machte der Orden ähnliche Geschäfte. Am 6. März 1259 zediert Isabella von Ascalon, die Witwe des Hugo l'Aleman, 600 Byzantier, d. i. 5700 resp. 45 600 Francs, welche der Orden ihr als Wittum auf eines seiner Häuser zu Accon verschrieben hatte, gegen Zahlung von 1500 Byzantiern, d. i. 14 200 resp. 114 000 Francs, die sie von dem Prior Wilhelm Marin erhalten zu haben bekennt.[5]) Für die Geldverhältnisse in dem christlichen Palästina und die Ge-

---

[1]) Cartulaire, n. 3047 (III, S. 60).
[2]) Ebd. n. 3240 (III, S. 136).
[3]) Vgl. oben S. 31.
[4]) Ebd. n. 3213 (III, S. 135).
[5]) Ebd. n. 2914 (II, S. 867).

ringwertigkeit selbst des städtischen Grundbesitzes zu Beginn der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist dies Abkommen lehrreich: die zum Bezug der Rente berechtigte Frau läßt sich dabei abfinden durch die einmalige Zahlung einer Summe, die nur das Zweiundeinhalbfache des bisher jährlich von ihr bezogenen Betrages ausmacht. Das wirft ein Licht auch auf die zahlreichen Kaufverträge, die der Orden um jene Zeit abschloß. Man sieht, wie die seit Generationen im Morgenlande angesiedelten abendländischen Geschlechter selbst große Opfer nicht scheuten, um sich dort loszumachen und ihren ohnehin bedrohten Besitz billig hergaben, um mit dem Erlös nach Europa zurückzukehren. Man wird daher annehmen können, daß die Preise, die der Orden nach den uns vorliegenden Verträgen in solchen Fällen zahlte, verhältnismäßig niedrige waren und daß er bei Landkäufen derart trotz der uns überraschenden großen Summen im ganzen doch noch ein gutes Geschäft machte.

Eine andere Seite der finanziellen Operationen der Hospitaliter wird uns dann durch einige Verträge erschlossen, bei denen es sich um die Übernahme großer Pachtungen durch sie handelt. Auch diese Geschäfte begegnen uns am häufigsten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. So gibt z. B. am 7. August 1248 Peregrin, der Abt von St. Maria Latina, dem Orden etliche Casalien in Erbpacht gegen 800 Byzantier,[1] d. i. 7600 resp. 60 800 Francs. Überhaupt scheinen damals die Kirchen mit Rücksicht auf die wachsende Schwierigkeit der Lage sich vielfach in dieser Weise der Last und der Gefahr entzogen zu haben, die mit der Selbstverwaltung ihrer Güter verbunden waren. Im Juli 1255 überläßt Erzbischof Heinrich von Nazareth dem Orden vier seiner Kirche gehörige Casalien zur Bewirtschaftung. Davon soll der Orden während des ersten Jahres, wenn er durch die Ungläubigen in ihrem Besitz ungestört gelassen wird, 300 Byzantier, d. i. 2850 resp. 22800 Francs zahlen, im zweiten Jahr unter der gleichen Voraussetzung 1800 und im dritten 2000 Byzantier; werden die Güter aber irgendwie heimgesucht, so soll ein Nachlaß von der Pachtsumme vereinbart

[1]) Cartulaire, n. 2482 (II, S. 676).

werden.[1]) Man sieht hier recht deutlich, wie die der Kirche von Nazareth gehörigen Güter unter der andauernden kriegerischen Unruhe gelitten hatten und infolge der ungenügenden Betriebsmittel der Eigentümerin in schlechten wirtschaftlichen Zustand geraten waren: der wehrfähige und kapitalkräftige Orden sollte in beiden Hinsichten Abhilfe schaffen und hoffte, im Laufe einiger Jahre den Ertrag der Güter wieder zu heben. Auch hat dies Abkommen, in dem man gewissermaßen eine Probe im kleinen auf eine späterhin zu treffende gleichartige Vereinbarung größeren Stils wird erblicken dürfen, die darauf gesetzten Erwartungen augenscheinlich erfüllt. Denn bereits am 24. Oktober 1259 schloß der Erzbischof mit dem Orden einen neuen Vertrag: unter Hinweis auf die ohnmächtige Hilflosigkeit seiner Kirche, die ihr Eigentum gegen feindliche Einfälle und Verwüstung zu schützen außerstande sei, überließ er dadurch dem Orden 19 Casalien, darunter auch jene vier, für die nächsten fünfzig Jahre gegen eine jährliche Zahlung von 20000 Byzantiern,[2]) d. i. 190000 resp. 1520000 Francs in Pacht. Ähnlich wie bei dem früheren Pachtvertrage wurde dann auch hier ein Zusatzabkommen vereinbart, durch das der Orden für den Fall besonderer Heimsuchung jenes Gebietes vor allzu großen finanziellen Verlusten geschützt werden sollte: falls nämlich der Jahresertrag des Güterkomplexes die Höhe von 14000 Byzantiern nicht erreichte, sollte der Erzbischof die Hälfte des Ausfalls zu tragen haben; derselbe fiel ihm ganz zur Last, wenn der Ordensmeister diesen von seinem Stellvertreter geschlossenen Vertrag nicht bestätigen sollte.[3]) Man sieht, wie unsicher unter den damaligen Verhältnissen die wirtschaftliche Lage auch der Großgrundbesitzer im Osten war und wie sie jeden Augenblick auf die größten Verluste gefaßt sein mußten. Das wird auch bestätigt durch einen Vertrag, nach dem Balian Ibelin, der Herr von Arsur, sich damit einverstanden erklärt, daß der Orden ihm für die von ihm in Pacht erhaltenen Ländereien statt der ver-

---

[1]) Cartulaire, n. 2748 (II, S. 787).
[2]) Ebd. n. 2934 (II, S. 880).
[3]) Ebd. n. 2936 (II, S. 882).

einbarten 4000 Byzantier hinfort nur jährlich 1000 zahle, d. h. statt 38000 resp. 304000 Francs nur 9500 resp. 76000 Francs, die dann in drei Raten erlegt werden sollen und für die der Ordensschatz in Accon Bürgschaft leistet.[1]) Nach dieser Angabe aus dem Jahr 1261 wäre damals also ein Rückgang des landwirtschaftlichen Ertrages und infolgedessen des Wertes der Güter um nicht weniger als dreiviertel oder um 75 % zu konstatieren. Das entspricht nun genau jenem früher erwähnten Vorgang,[2]) wo die Witwe eines fränkischen Großen für eine auf ein Haus des Ordens in Accon zu ihren Gunsten eingetragene Rente von jährlich 600 Byzantiern durch die einmalige Zahlung von 1500 Byzantiern abgefunden werden konnte. Denn nach dem bei den Franken, wie es scheint, üblichen Zinsfuß von 10 %[3]) berechnet, würde eine Rente von 600 Byzantiern einem Kapital von 6000 entsprochen haben. Statt dessen erhält die Rentenempfängerin als Abfindung nur 1500 Byzantier: es sind also auch hier drei Viertel oder 75 % verloren gegangen.

Wendet man dieses Verhältnis auf den gesamten Besitz der Franken jenseits des Meeres an, so ergibt sich für die dort engagierten Kreise der abendländischen Gesellschaft ein ungeheures Verlustkonto. Auch der Hospitaliterorden ist davon schwer getroffen worden, und trotz der mit so gewaltigen Summen operierenden Kauf- und Pachtverträge, die wir ihn in jener Zeit schließen sehen, war er andauernd in schwerer finanzieller Bedrängnis und mußte sich, um seine Verpflichtungen erfüllen zu können, wiederholt um die Erschließung außerordentlicher Hilfsquellen bemühen oder die vorhandenen Mittel auf Zwecke verwenden, auf die sie eigentlich nicht verwendet werden durften. So erlaubt ihm am 27. Oktober 1255 Papst Alexander IV., die Gelder, die ihm als Ertrag aus dem Rückkauf von Kreuzfahrergelübden und aus Legaten zum Besten des heiligen Landes zugeflossen waren, zur Tilgung seiner Schulden zu verwenden.[4]) Im Einklang damit befiehlt dann derselbe Papst dem Bischof

---

[1]) Cartulaire, n. 2972 (III, S. 1).

[2]) Vgl. oben S. 33. [3]) Vgl. oben S. 19.

[4]) Cartulaire, n. 2772 (II, S. 797).

von Fermo, dem Orden die Gelder auszuhändigen, die in seiner Diözese aus den bezeichneten Quellen, sowie aus den für Diebstahl und Wucher verhängten Bußen zusammengekommen wären.[1])

Der geringe Rest, der hiernach um jene Zeit von den jenseits des Meeres angelegten beträchtlichen Kapitalien noch vorhanden gewesen sein kann, ist dann durch die Katastrophe von 1291 ebenfalls verloren gegangen. Das Schicksal des Hospitaliterordens teilten in dieser Hinsicht die übrigen geistlichen Ritterorden, von denen freilich der Deutsche, längst in Preußen heimisch geworden, verhältnismäßig weniger schwer getroffen sein wird, sowie die zahlreichen Privaten und Körperschaften, die sich im Osten nicht rechtzeitig hatten lösen können, mit Ausnahme vielleicht der in den Küstenstädten eingebürgerten Kommunen der italienischen Handelsstädte, obenan Venedigs, die sich den Mohammedanern unentbehrlich zu machen gewußt hatten und die gewinnbringenden Handelsbeziehungen zu ihnen festhielten, trotz der wiederholt dagegen ergehenden kirchlichen Verbote. Bedenkt man nun, welch ungeheure Mittel im Laufe von nahezu zwei Jahrhunderten, insbesondere durch die geistlichen Ritterorden und obenan den der Hospitaliter, an dies schließlich total gescheiterte Unternehmen gesetzt worden waren, und vergegenwärtigt sich die unzähligen und unendlich verzweigten Kanäle, durch die sie aus allen Teilen des Abendlandes unter immer erneuter Belastung jeder Art von Besitz, Produktion und Erwerbstätigkeit nach gewissen zentralen Sammelstellen gezogen waren, um von dort nach dem Osten abgeführt zu werden, so wird man sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die Kreuzzüge dem Wohlstande der vorzugsweise daran beteiligten Länder und Völker des Westens zunächst tiefe Wunden schlugen und so ihrer wirtschaftlichen Entwickelung Schwierigkeiten und Hindernisse bereiteten, die nur sehr allmählich und auf eigentümlichen Umwegen überwunden und ausgeglichen werden konnten durch den Gewinn, der von ihnen für dieselben auf anderen Gebieten ausging. Das ist auch

[1]) Cartulaire, n. 2906 (II, S. 864).

für die Zukunft der im Mittelpunkt dieser Entwickelung stehenden geistlichen Ritterorden entscheidend geworden, und insbesondere hat sich der der Hospitaliter von den damals erlittenen Verlusten niemals ganz erholen können.

Wenn man nämlich gemeint hat, der Orden sei durch den Heimfall des Besitzes der Templer, deren Erbe er wurde, in eine außerordentlich günstige Vermögenslage gekommen, so haben sich die schon früher dagegen erhobenen Zweifel[1]) neuerdings als nur allzu begründet erwiesen. Jedenfalls kann in Frankreich, das dabei zunächst und am meisten in Betracht kommt, von einem Gewinne, den das Hospital durch Übergabe der dortigen Templergüter gemacht habe, im Ernst nicht die Rede sein. Vielmehr darf im Gegenteil behauptet werden, daß es dadurch zunächst schwer belastet und finanziell auf lange Zeit hinaus arg beeinträchtigt worden ist. Denn welches auch die entscheidenden Beweggründe gewesen sein mögen, die das Vorgehen Philipps des Schönen gegen die Templer veranlaßt haben: der Wunsch des Königs, sich der Güter des der Ketzerei verdächtigen und politisch ihm zum mindesten unbequemen Ordens zu bemächtigen, hat dabei jedenfalls mitgewirkt, wenn ihm auch die Erfüllung nicht beschieden war. Um so mehr aber suchte der König, was ihm infolge des Widerstandes Clemens V. trotz der plötzlichen Niederwerfung des Ordens nicht gelungen war, nachträglich gegenüber dem von der Kirche zum Erben jenes bestimmten Hospitale nach Möglichkeit nachzuholen. Das Bild von den finanziellen Operationen der Hospitaliter würde daher unvollständig bleiben, wenn wir nicht auch dieses ebenso charakteristischen wie trüben Nachspiels gedenken wollten, das eigentlich auf nichts anderes hinauslief als auf eine durch trügerische Rechtsformen kaum notdürftig verhüllte Ausraubung des Ordens durch Philipp und seine beiden Nachfolger. Dem Orden wurden dadurch Summen entwunden, die zu zahlen für ihn so wenig wie früher für die Templer die geringste Verpflichtung vorlag und für die im Laufe der Zeit auch nur

[1]) Vgl. Curzon, La maison du Temple de Paris, S. 200.

einigermaßen entschädigt zu werden er umsoweniger Aussicht hatte, als das, was von den Templergütern wirklich noch in seinen Besitz kam, bis dahin so verwahrlost und gleichsam in Grund und Boden verwirtschaftet und nicht selten schamlos ausgeraubt worden war, daß irgend welcher Ertrag daraus fürs erste überhaupt nicht gezogen werden konnte.

Am 13. Oktober 1307 war auf den von Philipp ergangenen geheimen Befehl gleichzeitig in ganz Frankreich die Verhaftung aller Templer erfolgt. Als dann die vor dem Inquisitor Wilhelm Imbert und seinen Kommissaren abgelegten Geständnisse (19. Oktober bis 24. November) die gegen den Orden eingelaufene Denunziation des Squin von Floyrac[1]) als begründet erwiesen, Papst Clemens V. aber die Rechtmäßigkeit des eingeleiteten Verfahrens nicht anerkannte und der Ausgang des von ihm gleichmäßig in allen christlichen Landen angeordneten Prozesses gegen den Orden alsbald höchst zweifelhaft erschien, verfügte der König zwar die Überantwortung der Gefangenen an die von jenem mit der Untersuchung beauftragten beiden Kardinallegaten, behielt aber die mit Beschlag belegten Ordensgüter, allerdings unter Anerkennung des Rechtes der Kirche darauf, in seinem Gewahrsam: ihr Ertrag sollte angeblich nach wie vor dem heiligen Lande zugute kommen. Die von ihm für ihre Verwaltung bestellten Beamten wurden für das dabei zu beobachtende Verfahren, die Einziehung und Verrechnung der Ein-

[1]) Daß der vielgenannte Urheber der Denunziation gegen den Templerorden eine historische Persönlichkeit sei, habe ich im Gegensatz zu den meisten anderen neueren Forschern niemals bezweifelt. Diese Ansicht hat inzwischen erfreuliche Bestätigung erhalten: wie er zuerst in seinem auf dem achten deutschen Historikertage zu Salzburg gehaltenen Vortrag über Philipp den Schönen mitteilte, hat Heinrich Finke im Archiv zu Barcelona einen Brief Squins aufgefunden, worin er von dem König von Aragonien für den Beweis der von ihm gegen den Orden vorgebrachten Anschuldigungen die verheißene Belohnung fordert. Der Ort, nach dem Squin sich nennt, ist das heutige Florac im Département Lozère bei Béziers im Sprengel von Toulouse. Auch die Örtlichkeit stimmt also vollständig zu den betreffenden Angaben. Vgl. Cartulaire, S. XXXII, N. 17. Finkes Vortrag ist nachträglich gedruckt in den Mitteilungen des Institutes für österr. Geschichtsforschung.

künfte u. s. w. durch ihn mit Instruktion versehen.[1]) Wie diese ihren Auftrag wahrnahmen und wie sie dabei nicht bloß ihren Herrn, sondern nur allzu häufig auch sich selbst auf jede Weise zu bereichern suchten, so daß der ungeheure templerische Besitz, ging es so fort, ihnen unter den Händen zu verschwinden drohte, läßt der trostlose Zustand erkennen, in dem die Güter nachmals endlich an die Hospitaliter kamen. Dem suchte denn auch Clemens V. mit ungewöhnlicher Energie Einhalt zu tun: eine Bulle vom 12. August 1308 bedrohte alle diejenigen mit dem Bann, welche Güter der Templer oder Stücke von solchen sich angeeignet hätten und zum Nachteil des heiligen Landes widerrechtlich einbehielten. Trotzdem dauerte die vom König eigenmächtig verfügte Sequestration fort, verfehlte aber insofern ihren Zweck, als Philipp sich davon überzeugen mußte, es sei unmöglich, die reiche Beute endgültig zu behaupten. So erklärte er sich dann einverstanden mit der vom Papst in Aussicht genommenen Übertragung der templerischen Güter und Privilegien auf die Hospitaliter, aber doch wohl nur in der Hoffnung, er werde diesen noch nachträglich wenigstens einen Teil abpressen oder doch ihre förmliche Zulassung zum Antritt der Erbschaft sich entsprechend hoch bezahlen lassen können. Letzteres ist ihm denn auch im größten Maßstabe gelungen. Nachdem am 22. März 1312 die Unterdrückung des Templerordens als eine vom Papste im Interesse der Kirche für nötig erkannte Vorsichtsmaßregel erfolgt war, gab Philipp zu der am 2. Mai durch den Papst verfügten Übertragung des gesamten templerischen Besitzes auf die Hospitaliter am 24. August vorbehaltlos seine Zustimmung. Trotzdem erhob er nachträglich bei der Abrechnung über die Administration der Templergüter und namentlich bei der Auseinandersetzung zwischen dem königlichen und dem Ordensschatz Ansprüche, deren Erfüllung die Hospitaliter nicht bloß um jeden Gewinn brachte, sondern ihnen auch noch direkt aus ihren eigenen Mitteln zu bestreitende Opfer auferlegte. Seine Nachfolger

[1]) Curzon, a. a. O. S. 201.

aber haben sein Beispiel, durch den glänzenden Erfolg ermutigt, wiederholt nachzuahmen geeilt.

Vor der Überantwortung nämlich der immer noch in seinen Händen befindlichen Templergüter forderte der König von den Hospitalitern die Zahlung von 200 000 Livres tournois, d. i. 3 800 000 Francs als Betrag des Guthabens, das ihm aus den für seinen Schatz in dem Pariser Tempel deponierten Geldern zur Zeit der Beschlagnahme zugestanden haben sollte: in Wahrheit war damals alles, was sich dort an barem Gelde vorgefunden hatte, von den königlichen Kommissaren einfach weggenommen worden. Von einem Guthaben des Königs konnte also überhaupt nicht die Rede sein. Im Gegenteil schuldete Philipp seinerseits dem Orden noch 500 000 Livres tournois, d. h. 9 500 000 Francs, die ihm bei der Vermählung seiner Schwester zur Zahlung von deren Mitgift vorgeschossen worden waren. Trotzdem konnten die Hospitaliter auf die Übergabe des templerischen Nachlasses nur hoffen, wenn sie das Verlangen des Königs, obgleich es jeder Begründung entbehrte, erfüllten. Deshalb fügten sie sich und schlossen am 21. März 1313 mit Philipp einen Vertrag, durch den sie seinen Anspruch auf Auszahlung jenes angeblichen Guthabens von 200 000 Livres tournois anerkannten und sich verpflichteten, die Summe im Laufe von drei Jahren zu zahlen. Nun erst vollzog Philipp am 28. März das Dekret, welches die Ausantwortung der Templergüter an sie anordnete.

Nun starb Philipp der Schöne aber, noch bevor der Vertrag ausgeführt war, und sein Sohn Ludwig X., derselbe, der die Unfreiheit der Bauern für unvereinbar erklärte mit dem Naturrecht und dieselben daraufhin nötigte, sich mit schwerem Gelde loszukaufen, benutzte diesen Umstand, um dem Hospital noch mehr abzupressen. Als Ersatz für die Kosten, die der königlichen Kasse aus dem Prozeß der Templer angeblich erwachsen sein sollten, verlangte er noch 60 000 Livres tournois, d. i. 1 140 000 Francs, während tatsächlich diese Kosten s. Z. aus den Einkünften der sequestrierten Templergüter gedeckt worden waren. So mußte der Orden denn wohl oder übel

sich zu weiteren Opfern an die königliche Habgier entschließen, und es kam am 14. Februar 1316 ein neuer Vertrag darüber zustande.[1]) Darin leisteten die Hospitaliter Verzicht auf alles, was irgend, gleichviel auf welche Rechtstitel hin, von Philipps oder Ludwigs Leuten seit der Beschlagnahme auf die Templergüter erhoben worden war, ferner auf die Forderungen, die sie als Rechtsnachfolger der Templer für deren Schatz an den verstorbenen König, die Königin Johanna, die königlichen Prinzen und deren Vorfahren irgend erheben könnten. Das gleiche taten sie in Betreff von zwei Dritteilen aller Schulden, welche Privatleute bei dem Templerschatz gemacht hatten, einschließlich derjenigen, die seit dem Sturz des Ordens bereits bezahlt worden waren: die betreffenden Summen mußte das Hospital an den König herauszahlen. Ferner leisteten sie Verzicht auf zwei Dritteile der Summen, welche die von Philipp IV. bestellten Verwalter der Templergüter von ihrer — meist offenbar sehr lüderlichen und oft geradezu unehrlich geführten — Administration her von den durch sie vereinnahmten Einkünften bisher noch nicht abgeführt hatten, sowie endlich auch auf zwei Dritteile aller Pachtrückstände und dann obenein noch auf zwei Dritteile der bei der Beschlagnahme in den Templerhäusern vorgefundenen Ausstattung und Gerätschaften: diese letzten aber sollte ihnen erlaubt sein zurückzukaufen, und zwar um den Preis, den von ihnen in Gemeinschaft mit den königlichen Beamten ernannte Gutachter dafür festsetzen würden.[2])

Noch einmal wiederholte sich der gleiche Vorgang, wie ihn der Thronwechsel nach dem Tode Philipps des Schönen ermöglicht hatte, als Ludwigs X. frühzeitiger Tod das von den Hospitalitern eben mit so ungeheuren Opfern erkaufte Abkommen abermals hinfällig machte und Philipp V. seines Vorgängers Beispiel nachahmte. Am 6. März 1317 kam ein dritter sogenannter Vergleich zwischen dem Orden und der französischen Krone zum Abschluß, dessen Bewilligung angeblich der Großprior des Hospitals in Frankreich, Simon Le Rat,

---

[1]) Curzon, a. a. O. S. 202.

[2]) Ebd. S. 202—03.

erbeten haben sollte, um den fortwährenden Streitigkeiten zwischen den Leuten des Ordens und denen des Königs ein Ende zu machen. Darin wiederholte dieser sämtliche in den beiden früheren Verträgen gemachten Zugeständnisse und leistete außerdem vorbehaltlos Verzicht auf jede Rechnungslegung von seiten der mit der Verwaltung der Templergüter betraut gewesenen königlichen Beamten sowie auf alle dem Templerorden von früher her noch irgend zustehenden Summen und auf alle beweglichen Güter, die aus den ehemaligen Templerhäusern „unrechtmäßigerweise“ entfernt worden waren, und sogar auf die von den königlichen Administratoren etwa entfremdeten Güter. Das Hospital verzichtete also auf alles, was in der Zeit von der Niederwerfung der Templer und dann von der päpstlichen Einsetzung des Hospitaliterordens zu ihren Erben bis zu dem Tage des Vertragabschlusses von dem ehemaligen templerischen Besitz irgendwie beiseite gebracht worden war, und verpflichtete sich außerdem noch, Philipp V. binnen drei Jahren 50 000 Livres tournois, d. i. 9 500 000 Francs zu zahlen. Daraufhin erklärte der König seinerseits, all das in Gnaden aufgeben zu wollen, was er auf Grund der beiden früheren Verträge von dem Orden etwa zu fordern berechtigt gewesen wäre, und bestätigte und verbürgte für alle Zeit dessen Rechte und Freiheiten. Nun erst wurden die Hospitaliter durch ein königliches Dekret vom 5. Mai 1317, welches das Parlament am 7. Mai registrierte, indem es gleichzeitig die zu seiner Ausführung nötigen Befehle gab, endgültig in den Besitz dessen gesetzt, was von dem Besitz der Templer noch übrig war. Das aber hat nachher König Karl IV. nicht abgehalten, mit neuen Ansprüchen an sie heranzutreten: 1325 forderte er von dem Orden für sich und seine Gemahlin die Zahlung einer Jahresrente von 1200 Livres tournois, d. i. 22 800 Francs.

Ob diese gezahlt worden ist, wissen wir nicht. Jedenfalls finden wir die Hospitaliter hinfort im ungestörten Besitz der ehemals templerischen Güter. Eine nennenswerte Besserung ihrer Finanzen aber kann damit zunächst nicht verbunden gewesen sein, im Gegenteil dürften dem Orden aus dem endlichen

Antritt der Erbschaft fürs erste nur neue Lasten und drückende Verpflichtungen erwachsen sein. Was ihm an Barmitteln etwa zur Verfügung stand und was er an solchen aus dem Ertrage seiner Güter erübrigte, wird auf Jahre hinaus dazu haben verwendet werden müssen, um auf Grund der ihm abgepreßten Verträge die Habgier der französischen Könige zu befriedigen und die vereinbarten Summen zu den festgestellten Terminen zu zahlen. Erben der finanziellen Großmachtstellung, die der Templerorden frühzeitig gewonnen und bis zuletzt in immer wachsendem Umfang behauptet hatte, sind die Hospitaliter jedenfalls nicht geworden.

Nachtrag. Erst nach dem Abschluß und während des Druckes der vorstehenden Abhandlung ist mir die erste Hälfte des vierten und Schlußbandes der großen Urkundensammlung von Delaville Le Roulx zugänglich geworden. Sie enthält einige Stücke, welche die hier gegebene Darstellung von den finanziellen Operationen der Hospitaliter teils bestätigen, teils in einzelnen Punkten in dankenswerter Weise ergänzen und erweitern und daher gleich noch hier verzeichnet werden mögen.

Wie eng die finanzielle Verbindung zwischen dem Orden und den englischen Königen gewesen ist, lehrt ein Erlaß Heinrichs III. vom 10. März 1232, der zugleich erkennen läßt, daß den im Parlamente vertretenen Ständen Englands diese Beziehungen keineswegs angenehm waren und gelegentlich Anlaß zu Verdächtigungen gegen die Krone gaben. Augenscheinlich lag dem die Besorgnis zu Grunde, es könnte die Gewährung von Geldhilfe durch den allezeit über reiche Mittel verfügenden Orden den König unabhängig machen und so dem eben zur Anerkennung gebrachten Steuerbewilligungsrecht des Parlamentes Abbruch tun. Derartige Gerüchte zu widerlegen, brachte Heinrich III. in dem angeführten Erlaß[1]) zu allgemeiner Kenntnis, er habe von dem Hospitaliterorden in England nicht, wie man ihm fälschlich nachsage, im März des verflossenen Jahres eine Anleihe aufgenommen, vielmehr mit Zu-

[1]) Cartulaire, IV, S. 346. (Nachtrag zu n. 2012.)

stimmung der Ritter altem Brauch und Herkommen gemäß sein eigenes Geld bei dem Orden deponiert.

Auch für die zeitweilige Verwahrung der Kronjuwelen in der Schatzkammer des Ordens, die freilich, wie oben bemerkt,[1]) häufig auf ein Pfandgeschäft hinausgelaufen sein dürfte, findet sich a. a. O. ein weiteres Beispiel. In einer vom 25. Juni 1277 datierten Urkunde erklärt Eduard I., daß sämtliche Kronjuwelen, die ehemals in der „Priorei des heil. Johannes von Jerusalem außerhalb der Stadt London" deponiert waren, durch Joseph de Cany, den Hospitaliterprior von England, in Gegenwart des königlichen Schatzmeisters im Tower zu London niedergelegt worden seien, mit Ausnahme eines Rubins, der auf Befehl des Königs selbst der Königin Eleonore eingehändigt worden sei.[2])

Von besonderem Interesse ist endlich eine Urkunde desselben Königs vom 13. Juni 1280, weil sie uns einen Einblick eröffnet in die Rolle, welche der Hospitaliterorden spielte als Vermittler der Geldgeschäfte des Königs und des königlichen Schatzes auswärtigen Gläubigern derselben gegenüber. Es wird darin nämlich bezeugt, daß der Ordensprior von England dem Kanzler des obersten Rechnungshofes (échiquier) drei königliche Schuldscheine ausgeliefert, damit also die Befriedigung der betreffenden Gläubiger anerkannt habe. Als solche werden einmal große italienische Bankhäuser und dann der Schatz des Templerordens zu Paris genannt. Bei ihnen muß demnach der Orden dem geldbedürftigen englischen König die betreffenden Anleihen ausgewirkt oder wenigstens bei ihrer Tilgung durch seine Verbindungen Hilfe gewährt haben. Es handelt sich nämlich einmal um 3000 Mark Silber, welche pisanischen Kaufleuten, Teilhabern des großen Bankierhauses Bernardo Scot in Piacenza, zu zahlen gewesen waren, dann um 8000 Lstr., die der König seit lange dem Lambro Volpelli in Lucca schuldete. Der größte Posten aber, der damals getilgt wurde, war eine

---

[1]) Vgl. oben S. 17.
[2]) Cartulaire, IV, S. 354. (Nachtrag zu n. 3625).

Schuld an den Pariser Tempel, dessen Schatzmeister den betreffenden Schuldschein jetzt durch den Hospitaliterprior von England an den König zurückgelangen ließ, im Betrage von 23500 Lstr., die der König im zweiten Jahr seiner Regierung (20. Nov. 1273—74) aufgenommen hatte.[1])

Nach einer anderen Seite hin ist von hervorragendem Interesse der Schluß der Instruktion, welche Philipp IV. von Frankreich seinem Gesandten bei Papst Clemens V., P. de Paray, Prior von La Chèze, zur Begründung der von ihm bei der Kurie erhobenen Beschwerden gegen den Orden erteilte.[2]) Sie erwecken nämlich den Anschein, als ob der König, der eben dem Templerorden den Untergang bereitet hatte, auch mit den Hospitalitern gewissermaßen Händel gesucht und die Gelegenheit habe benutzen wollen, auch diese niederzudrücken und an Reichtum und Unabhängigkeit nach Möglichkeit zu kürzen. Auf der anderen Seite führen die Verhandlungen, die damals (1309) zwischen dem König und Clemens V. über die von dem Hospitalitermeister bei Vorbereitung des vom Papst betriebenen Kreuzzuges dem König angeblich erwiesene Mißachtung stattfanden, auf die Vermutung, Clemens V. habe die Rüstungen zu einem neuen Zug nach dem Osten als Vorwand benutzen wollen, um den Orden, der zum Erben der Templer bestimmt war, den Nachstellungen des macht- und geldgierigen Königs zu entziehen, indem er seine Glieder und seine Schätze möglichst aus dem Machtbereich desselben entfernte. Wie wir Philipp IV. kennen, und im Hinblick auf sein Verfahren gegen die Templer werden wir zugeben müssen, daß Clemens V. allerdings Grund zu solchen Befürchtungen hatte. Es scheint beinahe, als ob der König es als eine Enttäuschung empfunden habe, daß er sich nicht auch gleich des Schatzes dieses Ordens hatte bemächtigen können, da derselbe von den wachsamen Ordensbeamten auf die Kunde von dem, was den Templern geschehen war, schleunigst in Sicherheit gebracht worden war.

---

[1]) Cartulaire, IV, S. 355 (zu n. 3726).

[2]) Ebd. n. 4851 (IV, S. 198 ff.).

Denn unter den Beschwerden, die sein Gesandter möglichst nachdrücklich beim Papst vorbringen soll, betrifft die letzte die Beleidigung und den Schaden, die dem Hospitaliterprior von Frankreich und dem dortigen Ordenszweige von ihrem Schatzmeister dadurch zugefügt sein soll, daß er auf Betreiben des Priors von St. Gilles, also des ersten Ordensbeamten in Frankreich, mit all den Geldsummen geflohen war, die zu dem Kreuzzuge gesammelt waren, und auch die Gelder mitgenommen hatte, die von Kaufleuten bei dem Orden deponiert waren. Der Schatzmeister soll festgenommen und nach Paris zurückgebracht werden, um sich dort zu verantworten, und das Geld dem Ordensprior zurückgegeben werden zur Verwendung für den angegebenen Zweck. Philipp IV. gibt sich demnach mit erheuchelter Entrüstung den Anschein, als ob er den Orden gegen die Untreue eines gewissenlosen Beamten zu schützen habe, während nach Lage der Dinge kein Zweifel darüber herrschen kann, daß es ihm dabei nur darauf ankam, die in den Händen der Hospitaliter aufgehäuften Summen nicht endgültig außer Landes gebracht zu sehen. Das beweist schon zur Genüge die Art, wie er denselben nachher ausraubte, ehe er ihn notgedrungen von der Erbschaft der Templer, die er am liebsten ganz an sich gebracht hätte, wenigstens einen Teil antreten ließ.

Sokratische Studien.

Von **Robert Pöhlmann.**

(Vorgetragen in der hist. Klasse am 4. März u. 2. Dezember 1905.)

I.

In seiner akademischen Rede über „Sokrates und die alte Kirche" (1900) sagt A. Harnack, man brauche kein Prophet zu sein, um verkündigen zu dürfen, daß uns das große geschichtliche Problem, welches er in den Namen Sokrates und Christus zusammenfaßt, in den nächsten Jahrzehnten wieder mit ganzer Macht beschäftigen werde!

In bezug auf das Christusproblem hat sich das bereits bewahrheitet, nachdem eben seit dem Ausgang des letzten Jahrhunderts die kritische Theologie Deutschlands mit bewunderungswürdiger Energie und Unbefangenheit an das Werk gegangen ist, die Ergebnisse der philologisch-historischen, insbesondere der religionsgeschichtlichen Forschung ihrem vollen Umfange nach für diese Frage zu verwerten. Und etwas Ähnliches gilt für das an sich so verschiedene und doch in gewisser Hinsicht verwandte Sokratesproblem. Denn wenn man auch nicht soweit geht, wie E. Meyer, der die einzigartige Stellung des Hellenentums in der Geschichte der Menschheit in letzter Linie auf Sokrates zurückführt,[1]) und wenn man auch nicht gerade, wie neuerdings Joël, der Ansicht ist, daß „das Ringen um die

[1]) Geschichte des Altertums IV, S. 461.

Sokratik das Ringen um das Verständnis der Antike" überhaupt sei,[1]) so steht doch die Gestalt des wunderbaren Mannes so sehr im Mittelpunkt jener großen geistigen Bewegung, die eine Fülle grundlegender Werte für unser wissenschaftliches Denken geschaffen hat, daß das geschichtliche Interesse sich immer wieder von Neuem diesem ersten Blutzeugen freier Forschung zuwenden wird.

Auch ist die Frage nach dem, was Sokrates gewesen und gewollt hat, für das Verständnis der Antike schon deshalb von größter Bedeutung, weil die antike Beantwortung dieser Frage, — eine Art hellenische Christologie vor der jüdisch-hellenistischen, — eine überaus charakteristische Phase in der Geschichte des hellenischen Geistes selbst darstellt, wie denn überhaupt diese beiden in der Parallele sich wechselseitig beleuchtenden Überlieferungsreihen erst dann historisch verständlich werden, wenn man sie eben als Entwicklungsprodukte antiken Geisteslebens verstehen gelernt hat.[2])

Wenn daher mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts der alte „Streit um Sokrates" sofort wieder auf das Lebhafteste entbrannt ist, so kann nur derjenige beanspruchen, in diesem Streit gehört zu werden, der sich den traditionellen Sokratestypen gegenüber auf jenen psychologischen und entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt stellt. — Ein Prinzip, das freilich noch keineswegs zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist, obgleich schon im Jahre 1777 keinem Geringeren als Goethe die „Ahnung" aufgegangen ist, daß man sich „von dem Dienst

---

[1]) In der Vorrede zum 2. Bd. seines großen Werkes „Der echte und der xenophontische Sokrates", 1901.

[2]) Es ist für die wissenschaftliche Behandlung beider Probleme von entscheidender Bedeutung, daß wir eben jetzt, — um mit Dieterich zu reden, — in das Zeitalter der Religionsgeschichte eingetreten sind. „Denn nur so, — sagt Dieterich ganz im Sinne Useners, — werden wir schonungslos und illusionslos Ernst machen mit dem Gedanken geschichtlicher Entwicklung auch auf dem Gebiete der Religion und der Religionen." Verhandlungen des 2. intern. Kongresses für allgem. Religionsgeschichte 1905, S. 75 f.

des Götzenbildes, das Plato bemalt und vergüldet, dem Xenophon geräuchert" zu einem Standpunkt erheben müsse, da statt des Heiligen ein wahrer Mensch erscheint." [1]) Es mutet uns an wie eine Satire auf die Zwiespältigkeit und Gebrochenheit unseres geistigen Lebens, daß das erste Buch, das eben an der Schwelle des neuen Jahrhunderts über einen Bahnbrecher des Geistes, wie Sokrates erschienen ist, das Werk des Professors an der „freien" Universität zu Paris, C. Piat: Socrate (1900) uns wieder ganz in die Zeit naivster Kritiklosigkeit zurückversetzt, d. h. die von dem historischen Jahrhundert so energisch aufgeworfene Frage nach dem „echten" Sokrates so gut wie völlig ignoriert und die antike Sokrateslegende so gläubig wiedergibt, daß auch hier wieder Sokrates gewissermaßen als Vorläufer Jesu, als Urheber einer „conception théologique" erscheint, deren Inhalt sich später zum größten Teil einer so rein religiösen und auf ganz anderem Boden erwachsenen Weltanschauung, wie der des Christentums mit Leichtigkeit habe „assimilieren" lassen.

Freilich hat diese seltsamer Weise durch eine Übersetzung auch in Deutschland verbreitete Sokrateslegende [2]) nicht lange allein das Feld behauptet. Schon die nächsten Jahre haben eine Reihe von Versuchen gebracht, das Sokratesbild neu zu gestalten, so von E. Meyer im 4. Band seiner Geschichte des Altertums (1901), [3]) von E. Schwartz in seinen „Charakterköpfen aus der antiken Literatur" (1903) und von Hubert Röck in einer umfassenden Monographie unter dem Titel: „Der unver-

[1]) In einem Brief an Herder. S. Brenning Die Gestalt des Sokrates in der Literatur des vorigen (d. h. des 18.) Jahrhunderts. Festschrift der 45. Philologenversammlung 1899, S. 423 ff.

[2]) Auch hier zeigt sich, wie recht der Herausgeber der Historischen Zeitschrift hat, wenn er (Jahrg. 1904, S. 336) sagt, daß „unserer Wissenschaft heute vielleicht eine größere Schädigung von denen droht, die wissenschaftlich zu denken vorgeben und es im letzten Grunde doch nicht können und nicht dürfen, als von den fanatischen Heißspornen in beiden Lagern."

[3]) S. 435 ff.

fälschte Sokrates, der Atheist und Sophist, und das Wesen aller Philosophie und Religion (1903)[1].

Angesichts der Traditionsgläubigkeit und sonstigen Gebundenheit des Mannes von der „freien" Universität,[2]) den die Ironie der Geschichte vor die Reihe der Sokratesforscher des neuen Jahrhunderts gestellt hat, ist es ein Labsal, die scharfe kritische Luft zu atmen, die uns aus den Arbeiten der deutschen Sokratesforschung des 19. Jahrhunderts entgegenweht. Mit unermüdlichem Spürsinn hat sie immer und immer wieder die Voraussetzungen unserer Kenntnis auf ihre Tragkraft hin geprüft und stets neue kräftige Anläufe genommen, das Bild des Mannes selbst auf der kritisch gereinigten Grundlage schärfer und klarer herauszuarbeiten. Immer entschiedener ist jetzt Ernst gemacht mit der Emanzipation von der antiken Stilisierung des Sokratesbildes,[3]) mit der Verwirklichung jenes Grundgedankens der modernen Altertumswissenschaft, den E. Schwartz in die Worte zusammengefaßt hat: „Den Ideal-

---

[1]) Außerdem sei hier noch genannt der seit 1901 erschienene zweite Band des Werkes von Joël: Der echte und der xenophontische Sokrates", der aber nur als Ergänzung des in der Hauptsache bereits im ersten Band formulierten Sokratesbildes und außerdem mehr für die Geschichte der Sokratik als für Sokrates selbst in Betracht kommt. Natürlich fehlt es auch nicht an Spezialuntersuchungen über einzelne Fragen, auf die ich aber hier nicht eingehe.

[2]) Wes Geistes Kind der Verfasser ist, zeigt gleich auf der ersten Seite der Satz: L'esprit critique s' éveilla et ne réussit qu' à ruiner les croyances dont on avait vécu jusqu' alors! Vgl. auch die charakteristische Bemerkung über die „francmaçonnerie aristocratique", wie er die oligarchischen Geheimklubs des Athens des 5. Jahrhunderts nennt! S. 43.

[3]) Nicht genug kann in dieser Hinsicht die hervorragende geistige Energie anerkannt werden, mit der Joël es unternommen hat, dies „Scheinmaterial zu zersetzen und das wirkliche Material zu schaffen". So berechtigt der Widerspruch gegen seine Einseitigkeiten und Übertreibungen ist, die Grundtendenz des Werkes ist zweifellos eine höchst fruchtbare; und es gereicht der neuesten Sokratesliteratur nicht zum Vorteil, daß sie diesem Werke nicht mehr Beachtung geschenkt hat.

typus soll der Charakterkopf ersetzen, die klassischen Gespenster sich verdichten zu Individuen leibhaften Wesens."[1])

Trotz alledem möchte ich nun aber freilich nicht behaupten, daß wir durch jene neueste Sokratesliteratur dem echten und wahren Sokrates wesentlich näher gekommen sind, als das 19. Jahrhundert. Der letzte der genannten Sokratesforscher denkt darüber ja anders. Er meint, daß, soweit es mit dem vorhandenen Quellenmaterial überhaupt möglich sei, „die sokratische Philosophie in ihrer echten Gestalt nun endlich wieder entdeckt ist".[2])

Ich teile diese Zuversicht nicht. Wenn es möglich ist, auf Grund ein und desselben historischen Materials den einen Mann als Träger zweier so diametral entgegengesetzter Weltanschauungen zu charakterisieren, wie sie der Sokrates von E. Meyer und Schwartz einerseits und der von Röck andererseits vertritt, so hat man auch jetzt noch, — trotz des unleugbaren Fortschrittes unserer Erkenntnis im einzelnen, — allen Anlaß, des resignierten Zugeständnisses von Harnack zu gedenken, daß das Sokratesproblem „zu denjenigen Problemen der Geschichte gehört, die niemals erledigt werden". Dazu kommt, daß diese modernen Sokratestypen nicht nur unter einander so unähnlich sind wie möglich, sondern daß auch wieder die beiden ersteren in sich selbst widerspruchsvoll sind und der dritte zwar streng einheitlich und konsequent gedacht ist, aber meines Erachtens weder aus den Quellen noch aus inneren Beweismomenten begründet werden kann.

Dies Ergebnis kann übrigens niemand befremden, der sich das Chaos von Widersprüchen vergegenwärtigt, mit dem jeder Versuch, die geistige Persönlichkeit des Sokrates zu repro-

[1]) A. a. O. S. 2. Oder wie Wilamowitz am Schlusse seiner griech. Literaturgeschichte das Problem formuliert hat: „So verdienen auch die großen Athener, daß man ihr Wirken, ihre Person entkleidet von dem klassischen Nimbus individuell und geschichtlich zugleich, erfasse, soweit es eben möglich. Dann lernt man allmählich begreifen, was der Genius wollte und wie er wirkte aus seiner Zeit auf seine Zeit."

[2]) Röck a. a. O.

duzieren, wohl oder übel sich abzufinden hat. Man halte nur neben die bis zum extremsten Mantikwahn überspannte Göttergläubigkeit des xenophontischen Sokrates die kühle Skepsis und den ausgeprägten Rationalismus, die zu den sicher bezeugten geistigen Eigentümlichkeiten des historischen Sokrates gehören, sowie den atheistischen Radikalismus, als dessen Vertreter Sokrates in der aristophanischen Komödie und in der Anklage vor Gericht erscheint! Diese unausgleichbaren Widersprüche sollen alle bis zu einem gewissen Grade ihre Erklärung finden in der persönlichen Eigenart des merkwürdigen Mannes.[1]) Ein Problem, dessen unendliche Schwierigkeiten sofort ins Auge fallen, wenn man die Fülle von Möglichkeiten erwägt, die sich von diesem Gesichtspunkt aus für die Rekonstruktion des echten Sokratesbildes ergeben.[2]) Jedenfalls wäre es sehr voreilig, wenn man sich bei der fast allgemein herrschenden Anschauungsweise beruhigen wollte, für die das sokratische Denken gewissermaßen die Diagonale zwischen den beiden Extremen der polytheistischen Kultusfrömmigkeit und der atheistischen Negation darstellt: eine mittlere Richtung, von der aus die Möglichkeit einer tendenziösen Umdeutung nach rechts, wie nach links in gleicher Weise verständlich werden soll. Denn indem man so das Bild von einer Art sokratischer Vermittlungstheologie gewinnt, trägt man in das sokratische Denken bewußt oder unbewußt Unklarheiten und Widersprüche hinein, wie sie nun einmal die unzertrennlichen Begleiter jeder Vermittlungstheologie sind, zu sokratischer Verstandesklarheit aber

---

[1]) Schwartz a. O. S. 49.

[2]) Es ist doch nur in sehr beschränktem Sinne richtig, wenn Windelband, Gesch. der alten Philosophie, S. 77 meint: „Die außerordentlich verschiedene Beleuchtung, welche von so verschiedenen Männern her auf dieselbe große Persönlichkeit fällt, läßt diese mit plastischer Klarheit hervortreten!" Wie oft vermissen wir diese Klarheit selbst in grundlegenden Fragen! Es ist eben eine Illusion, wenn Windelband mit so vielen anderen glaubt, daß „die Ansichten eines Xenophon und eines Plato" über Sokrates „sich leicht verschmelzen lassen". (Über Sokrates. Präludien 1884, S. 55.)

den denkbar größten Gegensatz bilden.[1]) So hat kein Geringerer als Zeller auf Grund dieser Methode gegen Sokrates den Vorwurf erhoben, daß er die verschiedenen Bestandteile seines religiösen Glaubens niemals zu einer konsequenten und einheitlichen Anschauung zu verarbeiten und den Widersprüchen auszuweichen vermocht habe, die doch so leicht (!) zu erkennen gewesen wären.[2]) Den Beweis dafür, daß dieser Vorwurf den echten Sokrates und nicht etwa bloß das von seinen antiken und modernen Beurteilern geschaffene Phantom trifft, diesen quellenkritischen Beweis ist Zeller schuldig geblieben; und die allerneuesten Beurteiler des Mannes haben diesen Vorwurf nicht wieder aufgenommen. Dagegen haben sie nun aber freilich ihrerseits Sokratesbilder entworfen, die nicht minder widerspruchsvoll sind, wie das Zellersche; nur daß hier der Widerspruch den Darstellern nicht zum Bewußtsein kommt.

Schwartz nennt Sokrates den größten Rationalisten unter allen damaligen Vertretern der rationalistischen Aufklärung,[3]) dem „alles Irrationelle in der reinen Luft des denkenden Gewissens (?) verdampft wie ein leichter Nebel."[4]) Und gleichzeitig nimmt er es auf das xenophontisch-platonische Zeugnis hin als eine geschichtliche Tatsache an, daß dieser eminent kritische Geist an ein ihm persönlich zu Teil gewordenes inneres Orakel geglaubt habe! Ein Wahn, den Schwartz mit Recht nicht höher wertet, als den naiven Glauben des nächsten besten athenischen Biedermannes an sichtbare Vorzeichen.

Ich will nicht behaupten, daß der Rationalismus des Sokrates eine derartige mystische Beigabe überhaupt ausschließe. Der vielgestaltige Menschengeist vermag noch größere Widersprüche zu ertragen. Allein, wenn Sokrates wirklich geglaubt hat, daß ihn die Götter gelegentlich durch eine innere Stimme

---

[1]) Das Gleiche gilt für die Ansicht Belochs (Griech. Gesch. II, S. 15), der die sokratische Lehre als einen Versuch bezeichnet, Wissen und Glauben mit einander zu „versöhnen!"

[2]) Philosophie der Griechen II⁴, 119.

[3]) S. 52. [4]) S. 54.

warnten, etwas zu tun,[1]) kann man ihm dann gleichzeitig den Glauben an eine übernatürliche Inspiration absprechen, wie dies Schwartz tut? Was ist diese sogenannte innere Stimme, in der sich die Gottheit offenbart, was ist sie anders als eine übernatürliche Inspiration? Und wenn sie das ist, wie kann die feste Zuversicht, die Sokrates zu diesem ‚Orakel' hegte, weiter nichts beweisen, als nur eine ungewöhnlich scharfe Beobachtung innerer irrationeller Regungen?"[2])

In dieser Frage hat E. Meyer ohne Zweifel folgerichtiger gedacht. Indem er, wie Schwartz, die supranaturalistische Auffassung des sokratischen Daimonions als echt sokratisch hinnimmt,[3]) scheut er auch vor der Schlußfolgerung nicht zurück, die sich unabweisbar aus diesem Vordersatz ergibt, daß nämlich Sokrates in der Tat an eine Inspiration geglaubt habe.[4]) Und ebenso ist es durchaus konsequent, wenn E. Meyer des weiteren der Ansicht ist, Sokrates sei eine „tief religiöse" Natur gewesen, wie etwa der Dichter des Hiob; er habe im Gegensatz zu den Aufklärern, den Sophisten und Euripides, mit frommem Herzen an die Götter seines Volkes, an eine göttliche Weltordnung und Weltregierung, an Offenbarungen der Gottheit in Zeichen und Sprüchen geglaubt und sogar den teleologischen Beweis ihres Daseins aus der zweckmäßigen Einrichtung aller Geschöpfe energisch verfochten; — ja es „liege etwas auf ihm von dem Wesen des orientalischen Propheten und Religionsstifters!"

Freilich ist nun auch E. Meyer genötigt dieses durchaus klar gedachte und in sich übereinstimmende Bild stark zu retouchieren. Er fügt eine Reihe von einschränkenden Zügen hinzu, die in das historische Portrait des Sokrates nun doch wieder eine Unsicherheit hineintragen, die gebieterisch eine Revision der ganzen Frage erheischt.

---

[1]) Schwartz S. 55.

[2]) Ebd. [3]) A. a. O. IV, 453.

[4]) „Es ist nicht mehr und nicht weniger als ein Vogelzeichen oder etwa die Entscheidung durch Abzählung der Knöpfe; charakteristisch ist nur, daß Sokrates es als Inspiration betrachtete!"

Neben die naive Göttergläubigkeit stellt er nämlich als weiteren charakteristischen Zug des sokratischen Geisteslebens eine diesen Glauben mächtig umgestaltende Reflexion, durch welche für Sokrates die Volksgötter innerlich nicht nur etwas ganz anderes geworden seien, als diese Gestalten des Volksglaubens, sondern — tatsächlich wenigstens — geradezu von jenem „abstrakten Gott“ aus seinem Bewußtsein verdrängt worden seien, wie er sich schon damals auf dem Boden des alten Glaubens über die individuellen Götter der Volksreligion erhob.

Ich gebe zu: wenn Sokrates überhaupt religiös empfand, dann muß auch er, in dessen ganzer Geistesart sich die charakteristische Denkweise der Vollkultur auf das Schärfste ausprägt,[1]) von jenem intensiven Umwandlungsprozeß der Denaturierung und Vergeistigung der Gottesidee ergriffen worden sein, der an die Stelle der älteren dynamischen Auffassung der göttlichen Gewalten bei den Höherstehenden längst rein geistige und sittliche Mächte gesetzt hatte. Allein diese Umwertung des Gottesbegriffes soll ja nach der Ansicht E. Meyers nicht verhindert haben, daß die Volksgötter für Sokrates wirklich reale Wesen blieben, an die er „mit frommem Herzen geglaubt hat“, zu denen er sich nicht nur äußerlich, sondern auch aus wirklichem religiösen Empfinden bekannt hat.[2]) Wie kann es da gleichzeitig richtig sein, daß der „abstrakte“ Gott, jene „neue religiöse Gestalt“, die, wie E. Meyer selbst mit Recht bemerkt, die Volksreligion innerlich aufhebt, für das religiöse Denken des Sokrates „tatsächlich allein noch übrig blieb?“ Man könnte hier doch höchstens von einem Schwanken zwischen verschiedenen Weltanschauungen reden, wie es Cicero dem xenophontischen Sokrates vorwirft,[3]) nicht von einer tatsächlichen Überwindung der einen durch die andere!

---

[1]) Vgl. mein Buch, Sokrates und sein Volk, ein Beitrag zur Geschichte der Lehrfreiheit, 1899, wo ich Sokrates als „typischen Repräsentanten der Vollkultur“ zu schildern versucht habe. S. 76 ff.

[2]) Ebd. S. 452.

[3]) De nat. deor. I, 31.

In der Tat soll es ja auch noch nach einer späteren Bemerkung E. Meyers Sokrates als eine durchaus offene Frage erklärt haben, ob „es Eine Macht ist, die im Himmel die irdischen Dinge lenkt, ob Viele mit vielen Namen, wie das Volk glaubt!"[1]) Wie es dann aber freilich derselbe Sokrates fertig bringt, an die Götter des Volkes mit frommem Herzen zu glauben, die gleichen Götter, denen er nach E. Meyer mit der skeptischen Frage entgegentritt: „Wer will sagen", ob sie überhaupt sind? — das begreife, wer kann!

Ich sehe keinen Ausweg aus diesen Widersprüchen; und sie vermehren sich noch durch das, was E. Meyer über die Stellung des Sokrates zum Mythus sagt. Darnach soll dieser in bezug auf die Wahngebilde des damaligen Volksglaubens den Grundsatz ausgesprochen haben: Es sei das Beste, einfach „dem was überliefert ist, zu folgen und sogar die seltsamen Erzählungen der Tradition über die Götter hinzunehmen, wenn auch Niemand glauben werde, daß sie von menschlichen Leidenschaften beherrscht sind und sich hassen und befehden".

Auch diese Ansicht trägt in das sokratische Denken eine starke Unklarheit und Inkonsequenz hinein. Die anthropomorphe Auffassung des Göttlichen, die Ausstattung desselben mit menschlichen Empfindungen und Leidenschaften ist recht eigentlich die Grundlage, der Lebensboden des Mythus: Mit den θεοὶ ἀνθρωποπαθεῖς steht und fällt der Mythus. Wenn daher für Sokrates die Götter wirklich Wesen waren, die „kein Leid und kein Zwist trübt, im Vollbesitz der Weisheit und der Sittlichkeit", so hat er damit nicht nur ein unendlich weit verzweigtes Gebiet des Mythus ohne Weiteres als Fabel verworfen, sondern auch eine geradezu den Lebensnerv des Mythus vernichtende Kritik geübt. Und derselbe Mann sollte sich der Konsequenzen dieser Kritik so wenig bewußt gewesen sein, daß er den ganzen übrigen Mythenbestand, wenn er nur ethisch unbedenklich war, unbesehen „hinnahm",

[1]) S. 452.

er, der doch sicherlich recht wohl wußte, wie „vieles die Dichter lügen und wie vieles im Mythus eben ihr Werk war!" Man traut ihm zu, daß er so gefeierte Mythen, wie z. B. die mit seinem angeblichen teleologischen Gottesbeweis unvereinbare Prometheussage ins Bereich der Fabel verwiesen[1]) und sich dabei nicht einmal die für jeden Denkenden unabweisbare Frage gestellt hat: Wenn solche „Überlieferungen" Dichtung sind, wie steht es dann mit der Glaubwürdigkeit der anderen?

Man vergegenwärtige sich doch nur einmal, was eine so weit gehende Abdankung der Vernunft vor der Tradition, wie sie nach der genannten Ansicht ein Sokrates gepredigt haben soll, in Wirklichkeit bedeutet hätte! Seit der scharfen Absage des Hekatäos gegen die, — wie er sagte — widerspruchsvolle, ja geradezu „lächerliche" Mythendichtung und seit Heraklits Proklamation der Gesetzmäßigkeit des Weltverlaufes hatte sich der freie Gedanke immer siegreicher gegen die Tradition durchgesetzt, und in Athen war sogar die Bühne zu einem Organ der kritischen Vernichtung des Mythus geworden. Hier hat Sokrates die Selbstzersetzung des Polytheismus persönlich miterlebt. So hieß es bereits bei Sophokles:

„Nur Einer ist in Wahrheit, Einer ist nur Gott,
Der schuf den Himmel und das weite Erdenrund,
Des Meeres herrlich Fluten und des Winds Gewalt.
Jedoch wir Menschen, abgeirrt in unserm Sinn
Gestalten uns zum Trost auf unserm Leidensweg
Aus Steinen Götterbilder oder eherne
Gebilde aus Gold gefertigt oder Elfenbein
Und diesen Opfer oder leeres Festgepränge
Darbringend glauben gottgefällig wir zu sein".[2])

---

[1]) Wenn dieser von E. Meyer ja als sokratisch anerkannte Beweis u. a. auch die Gabe des Feuers und seine kulturellen Wirkungen als Zeugnis für die göttliche Fürsorge hinstellt (Xenophon IV, 3, 7), negiert er ja das, was über den Feuerraub des Prometheus überliefert war. Auch bei Plato Protagoras 320 C ff. erscheint die dem Sophisten in den Mund gelegte Prometheussage offenbar als Fabel, „wie sie der Ältere Jüngeren erzählt."

[2]) Bei Clem. Al. Protr. p. 21.

Und dann vollends Euripides mit seiner schonungslosen und unermüdlichen Kritik dieses Polytheismus im Einzelnen, die in jedem Denkenden eine Flut von Zweifeln wachrufen mußte.

„Wenn die Geschichte wahr ist", — sagt die euripideische Helena in bezug auf ihre angebliche Abstammung von Zeus und Leda, — und eitle Dichtungen nicht auf pierischen Tafeln uns Sterbliche täuschten zu böser Stunde!"[1]) Eine Möglichkeit der Täuschung, die der Dichter immer und immer wieder, so besonders in der Elektra[2]) betont, wo der Chor gegenüber dem Bericht der Tantalidensage von der angeblichen Umkehrung des Sternenlaufes durch Zeus seine Zweifel zum Ausdruck bringt:

Ja die Sage geht, doch
Schwachen Glauben nur schenk ich ihr,
Daß die heiße goldene Bahn
Der Sonne sich umgewandt
Habe, Menschen zum Strafgericht!

Eine Skepsis, die dann in andern Dramen zur positiven Begründung einer Weltanschauung fortschreitet, die das Wunder überhaupt nicht mehr kennt,[3]) für die „verständiges Nichtglauben" (*σώφρων ἀπιστία*) das maßgebende Prinzip ist.[4])

Und was hatte dieser Geist des Zweifels seit Jahrhunderten nicht alles geleistet, um mit törichten Vorurteilen und veralteten Traditionen für immer aufzuräumen! Ich erinnere nur an die Polemik des Theognis gegen die Vernunftwidrigkeit der Lehre von der göttlichen Heimsuchung der väterlichen Sünden an den Kindern,[5]) an die Kritik, wie sie Euripides gegenüber dem Asylrecht der Tempel übte,[6]) an die für die Auffassung des Euripides und die zeitgenössische Naturforschung

---

[1]) Helena 16 ff. [2]) V. 737 ff.

[3]) Vgl. die „weise Melanippe" Fr. 484 ff.

[4]) Helena 1617 ff. Vgl. Nestle, Euripides, der Dichter der griech. Aufklärung, S. 42.

[5]) 731 ff.

[6]) Ion 1312 ff. Fr. 1049. Vgl. Nestle S. 120.

und Medizin so charakteristische rein natürliche Erklärung, auch der psychischen Krankheitserscheinungen, wie z. B. der Wahnidee der „dämonischen" Besessenheit, und die Anerkennung des rein pathologischen Charakters solcher vermeintlich „heiligen" Krankheiten, überhaupt an die rein natürliche Erklärung der Naturerscheinungen und die strenge Durchführung des Kausalitätsgesetzes bei Anaxagoras u. A. Ich erinnere endlich an die theoretische Überwindung des Mythus durch die psychologische Analyse seiner Entstehungsmotive, an die definitive Ausschaltung des übernatürlichen Pragmatismus aus der Geschichtschreibung durch Thukydides und was dergleichen Errungenschaften mehr sind.

Und nun soll ein Sokrates gekommen sein, um dieser großen Bewegung der Geister ein Halt zu gebieten! Hatte ein Epicharm der Zeit zugerufen: „Sei nüchtern und lerne zweifeln; das ist das Rückgrat des Geistes",[1]) so soll dem gegenüber ein Sokrates in grundlegenden Fragen der Welt- und Lebensanschauung eine Lehre der kritischen Entsagung gepredigt haben, die folgerichtig durchgeführt dem griechischen Menschen dieses Rückgrat des Geistes geradezu gebrochen hätte! Wenn es hier „am besten" war, „dem zu folgen, was überliefert und im heimischen Staate herkömmlich war, dann war ja fast jene ganze gewaltige Gedankenarbeit eine Verirrung! Dann mußte man es gläubig „hinnehmen", daß Zeus die Bahnen der Gestirne willkürlich ändern konnte, daß die Sonne ein Gott und nicht bloß, wie Anaxagoras sagte, eine glühende Masse war, daß arme Kranke mit Besessenheit bestrafte Sünder seien, daß der Verbrecher am Altar Straflosigkeit finden müsse und dergleichen mehr. Dann durfte man in all solchen Fragen bei Leibe nicht über die Mauern seiner eigenen, noch so kleinen Polis hinaussehen, mochte die lokale Beschränktheit noch so „seltsame" Blüten treiben, und der geistige Fortschritt ander-

[1]) Eigentlich „Gelenke", aber wir haben eben kein völlig entsprechendes Bild. S. Epicharm 250 (Kaibel) *Νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν. ἄρθρα ταῦτα τῶν φρενῶν.* Dazu Nestle a. O. 404.

wärts weit über das „im heimischen Staat Herkömmliche" hinausgeführt haben!

Man sieht: Das „was die ganze moderne Zeit charakterisiert, das Dominieren des Verstandes",[1]) die Souveränetät der Vernunft, wie man auch sagen könnte, wird hier für weite Gebiete direkt verleugnet, die an sich der Vernunftkritik keineswegs unzugänglich sind. Es ist eine wenigstens partielle Abdankung der Vernunft, die ungefähr auf das hinausläuft, was der Chor der euripideischen Bacchen verkündet:

„Wer klug ist, schenke Vertrauen nie
Männern, die allzu weise.
Nein! was des schlichten Volkes Gemüt erkannt
Und heilig hält, dem wollen auch wir uns beugen."[2])

In der Tat hat schon E. Curtius, dessen Charakteristik des Sokrates in der hier berührten Frage ungefähr auf den gleichen Ton gestimmt ist, wie die E. Meyers, ohne Bedenken eben diese Konsequenz gezogen und von Sokrates behauptet, daß er „von einem treuherzigen Glauben an viele Dinge beseelt" gewesen sei, welche man „als Ammenmärchen verlachte!"[3]) Wie kann man es da noch einem Chamberlain besonders verübeln, wenn er von dem „abergläubischen, von pythischen Orakeln beratenen, von Priestern belehrten, von Dämonen besessenen Sokrates" redet?

Daß ein Mann, der in dieser Weise den Mauerkreis einer Polis als Grenze für die Betätigung der kritischen Vernunft festgesetzt haben soll, auch in erkenntnistheoretischer Hinsicht weit hinter seiner Zeit zurückgeblieben sein müßte, ist selbstverständlich! In der Tat läßt E. Meyer seinen Sokrates gegen die Erklärungen, welche die „Weisen der Zeit" für den Mythus gefunden hatten, den Einwand erheben, es sei nutzlos und lohne sich nicht, darüber zu grübeln, weil man hier doch nicht zu einer Erkenntnis gelangen und daher auch nicht sagen könne, ob die betreffenden Deutungen richtig seien.

[1]) E. Meyer S. 160.
[2]) 395 ff. [3]) Gr. Gesch. III, 90.

Wenn der geschichtliche Sokrates so argumentiert hätte, würde er einen schweren Denkfehler begangen haben. Er hätte das, was für das Göttliche an *sich* gilt, daß es eben jenseits aller Erkenntnis liegt, unlogischer Weise übertragen auf die *Vorstellungen*, die sich die Menschen von diesem Göttlichen machen! Obwohl er die Grenzen dessen „was dem Menschen zu erkennen möglich ist", scharf gezogen haben soll, nimmt er doch das, was *jenseits* dieser Schranken liegt, so hin, wie es *überliefert* ist,[1]) d. h. er glaubt an zeitlich und örtlich bedingte *Traditionen*, obwohl diese eine Aussage über Dinge enthielten, die man nicht *erkennen*, über die man nichts *wissen* und demnach auch nichts Beglaubigtes *überliefern* konnte. Er hätte völlig verkannt, daß die psychologisch-genetische Analyse dieser Aussagen und Vorstellungen, überhaupt die auf eine natürliche Kausalerklärung gerichtete Forschung doch bereits damals zu höchst wertvollen Ergebnissen und wirklichen Erkenntnissen, sowie zu einer systematischen Zurückschiebung der Grenzen des „Übernatürlichen" geführt hatte, die eine kulturelle Errungenschaft ersten Ranges bedeutete.

Was hätte es Einleuchtenderes geben können, als z. B. die Lehre des Prodikos, daß die Götter Personifikationen von Erscheinungen des Natur- und Seelenlebens seien, oder der Nachweis des Xenophanes, daß der Mensch sich seine Götter nach seinem eigenen Bilde formt, daß mythologische Gestalten, wie Titanen, Giganten, Kentauren nichts weiter als Phantasiegebilde der Vorzeit seien (*πλάσματα τῶν προτέρων*)? Wie hoch würden doch solche Denker über jenem vermeintlichen Sokrates stehen, der selbst solche „Überlieferungen" ohne Widerspruch über sich ergehen läßt.

Auch Xenophanes ist überzeugt:

„Was die Wahrheit betrifft, so gab es und wird es Niemand geben, der sie wüßte in bezug auf die Götter. Denn spräche er auch einmal zufällig das Allervollendetste, so

---

[1]) S. 454.

weiß ers selber doch nicht. Denn nur Wahn ist allen beschieden."

Trotzdem denkt er nicht daran, der Vernunft in der Kritik des Wunderglaubens eine bestimmte Grenze zu setzen. Denn „nicht haben die Götter alles Verborgene von Anfang an den Sterblichen gezeigt, sondern forschend finden sie mit der Zeit das Bessere!"[1]) Xenophanes weiß, daß Geheimnisse noch keine Wunder sind (Goethe). Sokrates dagegen soll diese ganze Forschung grundsätzlich als unnütze Grübelei abgelehnt, ja er soll sogar jede „Naturforschung verworfen haben, auch da, wo sie auf richtigem Wege war!",[2]) obwohl ihn der furchtbare Zusammenbruch seines eigenen Staates so drastisch wie möglich darüber belehren konnte, welche Gefahren die „Hinnahme" des herkömmlichen Glaubenswahnes über Volk und Staat heraufbeschwören mußte!

Die vernichtende Katastrophe Athens auf Sizilien war ja ganz wesentlich dadurch herbeigeführt worden, daß der kommandierende General der Athener in der Tat ganz und gar nach jenem angeblich sokratischen Rezept handelte, d. h. darauf verzichtete, „nach Art der Weisen dieser Zeit" für die Mondfinsternis, durch die er sich so schmählich ins Bockshorn jagen ließ, eine „plausible Erklärung zu suchen". Konnte da ein halbwegs kritischer Kopf wirklich im Ernste behaupten, daß „Niemand einen Nutzen davon gehabt hätte", wenn Nikias im Geiste der Aufklärung des Anaxagoras gehandelt hätte, statt der herkömmlichen Naturmythologie zu folgen?

Wenn man sich so recht die Hilflosigkeit vergegenwärtigen will, die ein so rückständiger Kopf, wie dieser Sokrates, den einfachsten Problemen gegenüber an den Tag gelegt hätte, so denke man an die bekannte Geschichte, die Plutarch von Perikles und Anaxagoras erzählt. Man brachte eines Tages dem Perikles einen Widder, der nur Ein Horn hatte; der Seher

---

[1]) Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker, S. 56, fr. 34 u. S. 54/118.

[2]) E. Meyer a. a. O. S. 460. Wo bleibt da übrigens „der Sinn für das Wirkliche, für die Tatsachen, den sich Sokrates doch nach S. 453 bewahrt haben soll?

Lampon deutete dies dahin, daß die Doppelherrschaft des Thukydides und Perikles bald der Alleinherrschaft des letzteren Platz machen werde. Anaxagoras aber, der dabei stand, öffnete einfach den Schädel des Widders und erklärte die Abnormität aus der Beschaffenheit des Gehirns.[1])

Fragt man, wie sich der Sokrates E. Meyers als überzeugter Gegner der Aufklärung zu diesem Falle gestellt hätte, so ist ohne Weiteres klar, daß er sich für das „Wunder" und gegen den Naturforscher erklären mußte. Er hätte es nie gewagt, dem Wahrsager und Orakelpropheten etwa mit den Worten des Euripides zu Leibe zu gehen:

„Warum denn sitzt auf Weisheitsstühlen Ihr
Und schwört der Götter Tun zu wissen hell und klar.
Nur Menschenwerk sind diese eure Sprüche ja.
Denn wer mit seinem Wissen von den Göttern prahlt,
Ist darum mehr doch als ein eitler Schwätzer nicht."[2])

Vielmehr hätte die „sokratische" Antwort auf eine solche Kritik einfach dahin lauten müssen: „Die Erklärung solcher Naturerscheinungen im Sinne der Mantik ist ja im heimischen Staate durchaus herkömmlich; und wer kann sagen, ob die Deutung des Naturforschers die richtige und ausreichende ist, die so sehr aller Tradition ins Gesicht schlägt! Also Wunder bleibt Wunder, was auch die Weisen der Zeit sagen mögen, für welche die Auffindung der Ursache eines Götterzeichens sehr mit Unrecht auch schon die Negation desselben bedeutet."[3])

Wenn daher im Hinblick auf die genannte Episode Plutarch von Perikles sagt, daß er durch Anaxagoras den Aberglauben überwunden habe, den das Staunen über die Erscheinungen am Himmel und die Götterfurcht bei Unwissenden erzeuge, so hätte

---

[1]) Plutarch, Perikles 6.

[2]) Philoktet Fr. 795.

[3]) Vgl. die naive Polemik des Vermittlungstheologen Plutarch (a. a. O.) gegen die „τῆς αἰτίας τὴν εὕρεσιν ἀναίρεσιν εἶναι λέγοντες τοῦ σημείου", gegen die klassische Formulierung eines grundlegenden Prinzips aller religionsgeschichtlichen Forschung!

er hinzufügen können: „obwohl selbst ein Sokrates zu den Förderern dieses Aberglaubens gehörte". Und hätte diesem Sokrates gegenüber und soweit derartige Fragen in Betracht kamen, Gorgias nicht Recht gehabt, wenn er bei Plato von ihm sagt: „Er drückt sich mit drei oder vier jungen Leuten leise flüsternd in einen Winkel; ein freies, großes, kräftiges Wort wird er niemals sprechen?"[1])

Ein Wort, wie es nach einer in den Philosophenschulen verbreiteten Überlieferung z. B. Perikles gesprochen haben soll, als der abergläubische Schreck der Masse über eine plötzliche Sonnenfinsternis fast das Auslaufen einer großen athenischen Flotte verhindert hätte! Es ist eine köstliche Geschichte, wie Perikles kurz entschlossen dem zitternden Steuermann des Admiralschiffes seinen Mantel vors Gesicht hält und ihn fragt, ob denn das für ihn etwas so Schreckhaftes oder ein Schreckenszeichen sei. Und wie der Mann verneint, fährt Perikles fort: „Was ist denn für ein Unterschied zwischen dort und hier, als daß dort ein Gegenstand, der größer ist als mein Mantel, die Finsternis bewirkt?"[2]) Welch klägliche Rolle würde in einer solchen Situation ein Sokrates gespielt haben, der auch hier ohne weiteres „das Überlieferte hingenommen hätte!"

„In der Tat, dieser Sokrates bedeutete die verkörperte Reaktion — wie E. Meyer sich ausdrückt — gegen die Überflutung Athens durch den modernen Geist."[3]) Aber darf man von diesem Reaktionär wirklich mit E. Meyer behaupten, daß er nur das bekämpfte, was an dem modernen Geiste verderblich war und im übrigen aus ihm die Gedanken aufnahm, welche berechtigt und lebenskräftig waren; daß er „die großen Gedanken, in denen der neue Geist wurzelt, bis zum Ende fortbildete?"[4]) Ich dächte, eine solche Reaktion hätte, wenn sieg-

---

[1]) Plato Gorgias 485 D.

[2]) Plutarch Perikles c. 35.

[3]) S. 453.

[4]) S. 151. Da hätte doch eher noch Beloch recht, wenn er Griech. Gesch. II 17 Sokrates ohne weiteres als Förderer der „reaktionären Zeitströmung" bezeichnet.

reich, für eine Fülle tiefberechtigter und höchst lebenskräftiger Gedanken einfach Verkümmerung und Untergang bedeutet!

Und dabei ist diese Art „sokratischer" Opposition gegen den modernen Geist nicht einmal frei von groben Widersprüchen.

Dieser Sokrates soll sich doch auch nach der Ansicht E. Meyers stets der Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens bewußt geblieben sein, er soll sogar zugegeben haben, daß in Bezug auf Wesen und Walten der Götter zu einem Wissen nicht zu gelangen ist, daß sie „dem Menschen nicht erkennbar, sondern nur von ihm zu ahnen sind",[1] trotzdem schreibt er Orakelpriestern und Wahrsagern eine über das bloße Ahnen immerhin recht weit hinausgehende Kenntnis in diesen Dingen zu und glaubt sogar durch den teleologischen Gottesbeweis ein solches Wissen um die Gottheit und ihr Walten nicht nur selbst gewonnen zu haben, sondern auch auf andere übertragen zu können! Er kennt die lapidaren Sätze, in denen Protagoras den fortgeschrittenen erkenntnistheoretischen Standpunkt der Zeit in Bezug auf diese Frage formuliert hatte: „Von den Göttern kann ich nichts erkennen, weder daß sie sind, noch daß sie nicht sind; denn vieles hindert diese Erkenntnis."[2]) Trotzdem ist er noch so naiv, sich im Besitz einer solchen Erkenntnis zu wähnen, die Existenz der Gottheit und die Art ihres Wirkens beweisen zu können! Er nimmt als objektiv beweisbar und als bewiesen an, was niemand beweisen kann!

Und diesen Sokrates, der von der kritischen Vernunft seiner eigenen Zeit so ganz und gar verlassen ist, daß er sich trotz Xenophanes und Protagoras nicht einmal darüber klar geworden, was Glaube und was Beweis und Wissen ist, ihn nennt E. Meyer den „energischsten Vertreter des Intellekts, den die Geschichte des menschlichen Gedankens kennt!" Wie? Der „gewaltigste Vertreter des Verstandes, des rastlosen Denkens",[3]) der „nicht Glauben verlangte, sondern nur Prüfung",[4]) der scharfe Dialektiker, der gerade die strengste Scheidung von

---

[1]) S. 451 u. 452. [2]) Fr. 2. [3]) S. 459.
[4]) E. Meyer ebd. S. 462.

Wissen und Glauben, von μάθησις und πίστις, von ἐπιστήμη und δόξα forderte,[1]) der sollte so wenig Verständnis dafür gehabt haben, daß durch die selbständige individuelle Geistesarbeit der Hochkultur die Gebundenheit des Einzelnen gegenüber der Tradition, die Übereinstimmung mit dem Denken und Fühlen der Masse auch in Glaubenssachen mit psychologischer Notwendigkeit immer mehr gelockert werden muß? In einer Zeit, deren welthistorische Bedeutung vor allem in der Energie beruht, mit der sie die persönliche Überzeugung des Einzelnen allem Traditionellen und Konventionellen gegenübergestellt hat, in einer solchen Zeit sollte es ein Mann, in dem sich das Gefühl der geistigen Differenzierung von der Masse in geradezu klassischer Weise verkörpert, für möglich gehalten haben, in denkenden Köpfen diese unvermeidliche Vertiefung der Kluft zwischen individuellem und Massenbewußtsein in ganz äußerlicher und mechanischer Weise für umfassende Gebiete der Welt- und Naturanschauung hintanzuhalten? Ein törichter Wahn, den seine eigene Schule ad absurdum geführt hätte! Und wie kann man vollends von diesem Verächter der exakten Wissenschaft, der trotz Hippokrates alle bisherigen Errungenschaften der empirischen Naturforschung grundsätzlich ignoriert, wie kann man von ihm mit E. Meyer behaupten, daß er „die Summe der ganzen bisherigen Entwicklung des Denkens der Nation gezogen hat".[2]) Oder wie kann man von diesem Sokrates sagen, daß in ihm „der Individualismus der neuen Zeit seinen Gipfel erreicht?"[3])

Da besaß doch diese neue Zeit einen ungleich energischeren Vertreter des Intellekts, einen ungleich entschiederen „Individualisten" in Euripides, der das Recht der Individualität und des freien Gedankens nicht nur der Autorität der Sitte und des Herkommens, sondern auch des Glaubens mit souveräner Kühnheit gegenübergestellt hat und für den es in Götter- und Menschenwelt kaum etwas gegeben hat, was er nicht vor dem Richterstuhl

---

[1]) Plato Gorgias 454 d.
[2]) A. a. O. S. 461.
[3]) E. Meyer ebd. S. 454.

der Vernunft gefordert und mit rücksichtsloser Schärfe auf seine innere Berechtigung hin geprüft hätte. Selbst wenn es richtig wäre, was E. Meyer auf Grund der üblichen, aber gegenwärtig mit Recht bestrittenen Auffassung der Bacchen[1]) ohne weiteres als geschichtliche Tatsache behauptet, d. h. wenn Euripides wirklich „in Verzweiflung geendet" hätte, würde er[2]) unter den „Intellektuellen" Athens immer noch höher stehen, als jener vermeintliche Sokrates.

So löst sich uns bei jener Auffassung das geistige Bild des Mannes in ein Chaos von Widersprüchen auf, desselben Mannes, dessen Leben doch ein einziges großes Ringen um eine möglichst klare und widerspruchslose Welt- und Lebensanschauung gewesen ist und dem Plato die klassische Formulierung dieses geistigen Prinzips in den Mund gelegt hat, in den schönen Worten des Gorgias: „Es ist weit besser, meine Leier ist verstimmt und gibt Mißtöne oder ein Chor, den ich anführe, und die meisten Menschen stimmen nicht mit mir überein, sondern widersprechen mir, als daß ich, ein einzelner, mit mir selbst nicht übereinstimme und mir widerspreche." [3])

Wo führt aus solchem Chaos ein Weg zur Erkenntnis des historischen Sokrates, desjenigen Sokrates, der als „Atheist" den Märtyrertod der Wissenschaft sterben mußte, und um dessen Person und Lehre recht eigentlich, — wie E. Meyer so schön gesagt hat, — der „Kampf um das Recht der Wissenschaft" entbrannt ist?

Es bedarf für den Kenner der Tradition keines Hinweises darauf, daß der letzte Grund der Verwirrung, die auf diesem

---

[1]) Vgl. Nestle, Die Bacchen des Euripides Philologus 1899, S. 362 ff. Derselbe: Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung, S. 75 ff. — v. Arnim, Die Bacchen 1903, S. 5 ff. — Schwartz a. a. O., S. 43.

[2]) Er, von dem E. Meyer so schön gesagt hat, daß kein anderer Mensch „soviel dazu beigetragen, die alte Weltanschauung zu stürzen und zu vernichten und Raum zu schaffen für eine neue, für die moderne Denkweise und Kultur". S. 162.

[3]) Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht auch Sokrates in dieser Hinsicht der Menschlichkeit seinen Tribut gezahlt hat.

Gebiete herrscht, die immer noch viel zu weit gehende Abhängigkeit von dem — ja auch schon in sich widerspruchsvollen — Sokratestypus ist, wie ihn die platonisch-xenophontische Überlieferung geschaffen hat.[1]) Sollen wir uns nun aber deshalb, weil die allzu platonisch oder allzu xenophontisch gedachten Sokratesbilder in die Irre führen, etwa dem Wahne hingeben, daß wir dem Original näher kommen können, wenn wir uns an das diametrale Gegenstück halten, wie es die antike Karikatur geschaffen hat?

Das ist der Standpunkt des neuesten Beurteilers, nach welchem der aristophanische Sokrates trotz seines „grotesken" Aussehens „im Kerne geschichtlich treuer" sein soll, als der platonisch-xenophontische. Das aristophanische Sokratesbild sei eine künstlerisch überaus gelungene Karikatur des „Philosophen und Menschen", wie er „wirklich gewesen und den Zeitgenossen erschienen ist".[2]) Eine Auffassung, die zu dem unvermeidlichen Ergebnis kommt, daß Sokrates nicht nur jeder mythisch-religiösen Denkweise überhaupt ferne stand, sondern geradezu der radikale Atheist gewesen ist, zu dem ihn Aristophanes gestempelt hat.[3])

Nun ist ja soviel ohne weiteres zuzugeben, daß die aristophanische Charakteristik des Sokrates in vieler Hinsicht den Anschauungen entspricht, die man sich im großen Publikum

---

[1]) Wir sehen das recht deutlich an dem Sokratesbild Belochs (Griech. Gesch. II S. 13 ff.). Er glaubt Xenophon ohne weiteres, daß sich Sokrates „dem Volksglauben möglichst anschloß und auf Orakelsprüche und die ganze Mantik größtes Gewicht legte". Und dabei heißt es unmittelbar vorher von demselben Sokrates, er sei „allem Autoritätsglauben feind" gewesen und habe „nur dem Geltung zugestanden, was bewiesen werden konnte! Kann es einen krasseren Widerspruch geben? Und wie „konnten die Anhänger der Aufklärung in einer grundsätzlich autoritätsfeindlichen und ausgeprägt positivistischen Lehre nur einen Rückschritt erblicken", wie Beloch an einer späteren Stelle behauptet, wo er diese seine ursprüngliche Charakteristik der sokratischen Lehre offenbar völlig vergessen hat!

[2]) Röck a. a. O. S. 171 ff.

[3]) Wolken V. 365 ff.

tatsächlich von ihm gebildet hatte. Allein ist diese zum großen Teil urteilslose oder voreingenommene Masse identisch mit den „Zeitgenossen“ überhaupt und gleicht der Sokrates der Volksmeinung oder gar die groteske Ausgestaltung, welche dieser volksmäßige Sokratestypus durch die bacchische Laune der Komödie erfuhr, wirklich in dem Grade dem echten Sokrates, wie dieß Röck behauptet?

Wenn man sich die Entstehung der aristophanischen Maske vergegenwärtigt: die skrupellose Übertragung auch der extremsten Zeitideen auf den einen Sokrates, durch die seine Gestalt „zu einem Typus verflüchtigt wird“,[1]) so kann man in dem Ergebnis dieser neuesten Sokratesforschung nur eine Verirrung erblicken. Es ist eine Illusion, zu glauben, daß das, was uns der Heros nicht lehrt, dem Hanswurst abgewonnen werden kann. Ich sehe ganz davon ab, daß Röck nirgends Stellung nimmt zu dem von Diels erbrachten Nachweis, daß die von Aristophanes dem „Atheisten“ Sokrates zugeschriebene wunderliche Apotheose des Äthers tatsächlich die Lehre eines Zeitgenossen, des Diogenes von Apollonia war; und stelle nur die Frage: Wenn Aristophanes als Zeuge für den „Atheismus“ des Sokrates gelten soll, warum sollen wir ihm dann nicht auch glauben, daß Sokrates ein Vertreter der ausschweifendsten naturphilosophischen Spekulation, ein bezahlter Sophist und gemeiner Rabulist war, der jenseits von Gut und Böse stand und für Geld die Kunst gelehrt hat, vor Gericht und in politischen Versammlungen die schlechtere Sache zur stärkeren zu machen? Ein genügender Grund, aus diesem Sammelsurium von tollster Karikatur gerade jenen einen Zug als historisch herauszugreifen, liegt nirgends vor. Im Gegenteil! Röck selbst muß in bezug auf solche „*κατὰ πάντων τῶν φιλοσοφούντων πρόχειρα*“[2]) zugeben, daß Sokrates „bei Aristophanes ins grob Materialistische verzerrt erscheint.“[3]) Mußte er da nicht gegen sich selbst

---

[1]) Wie es Wilamowitz Antigonos von Karystos, Philol. Studien IV, 148 treffend genannt hat.

[2]) Plato Apologie 23 d. [3]) S. 36.

den Einwand erheben, daß sich mit dem Vorwurf des Materialismus kein anderer leichter verbindet als der des Atheismus?[1])

Wenn Röck ferner meint, die aristophanische Behauptung werde dadurch bestätigt, daß Sokrates wegen Atheismus und Atheismuspropaganda sogar vor Gericht gezogen werden konnte,[2]) so ist doch auch diese „Tatsache" ganz gewiß kein untrügliches „Anzeichen für die Wahrheit der Anklage", die sich vielmehr aus zahlreichen anderen Motiven zur Genüge erklärt.[3]) Wer weiß, ob überhaupt das Asebieverbrechen so sehr in den Vordergrund gestellt worden wäre, wenn nicht das bestehende Amnestiegesetz dem Kläger nach der politischen Seite hin Schranken auferlegt hätte! Übrigens enthält die Klageformel des Meletos nicht einmal den aristophanischen Vorwurf des „radikalen" Atheismus. Er spricht nur von Unglauben gegenüber den „Staatsgöttern"; und wenn dann auch im weiteren Verlauf des Prozesses Plato den Ankläger bei der Begründung der Klage von völliger Gottesleugnung reden läßt, so ist auf dieses „Zeugnis" des Plato gar nichts zu geben, da er sich gerade in diesem Punkte selbst desavouiert hat. Läßt er doch im Euthyphron denselben Meletos im Hinblick auf das sokratische Daimonion gegen den angeblich radikalen Atheisten Sokrates den Vorwurf erheben, er sei ein „Göttermacher", dessen Verbrechen eben darin bestehe, daß er die „alten" Götter durch neue ersetzen wollte![4]) Doch gesetzt den Fall, daß die Darstellung der Apologie historisch ist, was wäre damit anderes bewiesen, als daß Meletos eben nicht den Mut hatte, die Klage auf radikalen Atheismus in die Klageschrift

---

[1]) S. Plato, Apologie 18 c. *οἱ γὰρ ἀκούοντες ἡγοῦνται τοὺς ταῦτα ζητοῦντας οὐδὲ θεοὺς νομίζειν.*

[2]) S. 178.

[3]) S. mein Buch: Sokrates und sein Volk 1899, S. 76 ff.

[4]) Euthyphron 3 b. Eine Stelle, die zugleich klar beweist, daß wir durchaus nicht genötigt sind, mit Röck anzunehmen, daß der Ankläger unter den von ihm entdeckten *ἕτερα καινὰ δαιμόνια* keine Götter oder Götterwesen irgend welcher Art verstanden haben könne. Dagegen spricht schon der Ausdruck „*ἕτερα*".

selbst aufzunehmen; eine Zurückhaltung, die recht deutlich zeigen würde, daß ihm ein zwingender Beweis für diesen Vorwurf eben nicht zu Gebote stand?

Ebenso mißlungen ist ferner der von Röck versuchte Nachweis, daß die „gerichtliche Verantwortung des Sokrates und die Tatsache seiner Schuldigsprechung ein Anzeichen für die Wahrheit der Anklage auf Atheismus und Atheismuspropaganda" sei. Selbst wenn sich der geschichtliche Sokrates in der von Plato geschilderten launigen Manier gegen diese Anklage verteidigt haben sollte, „könnte man seine Verteidigung nicht als „eine oberflächliche Bemäntelung seines Atheismus"[1]) bezeichnen. Daß sie in gewissem Sinne eine ausweichende ist, läßt sich ja nicht leugnen, — denn das, was das Volk unter seinen Göttern verstand, entsprach in der Tat nicht dem Gottesbegriff, wie ihn sich ein Sokrates bilden konnte, — aber das, was ihn Plato sagen läßt, konnte weit eher ein Theist sagen, als ein Atheist. Und die Tatsache bleibt doch bestehen, daß Sokrates die Anklage auf absolute Gottesleugnung unzweideutig genug zurückgewiesen hat, also mit einer Lüge aus dem Leben geschieden sein würde, wenn er radikaler Atheist im Sinne des Kritias oder Diagoras gewesen wäre.

Was endlich die Ansicht Röcks betrifft, daß nicht nur die Mehrheit der Richter, sondern auch die freisprechende Minderheit innerlich von der Wahrheit der Asebieklage überzeugt gewesen sei,[2]) so ist das lediglich eine Vermutung, die schon deshalb völlig illusorisch erscheint, weil wir nicht wissen können, ob die Richter Sokrates wirklich als Vertreter eines „radikal atheistischen Standpunktes" verurteilen wollten oder ob und inwieweit sie in ihm nur einen Leugner der Volksgötter oder einen Skeptiker im Sinne des Protagoras sahen, der ja auch wegen Unglaubens verurteilt worden ist. Als ob nicht schon die bloße Kritik der herrschenden mythischen und religiösen Vorstellungen und vollends der Agnostizismus der Wissenschaft für den bornierten und gehässigen Fanatismus vollkommen

---

[1]) Röck S. 195. [2]) 208.

hingereicht hätte, um die Anklage auf „Atheismus" zu begründen, ganz abgesehen davon, daß in diesem Falle noch eine Reihe anderer Motive, sozialer, politischer, persönlicher Art, zu Ungunsten des Angeklagten wirksam waren! Sind übrigens nicht auch die Christen von dem antiken Staat als „ἄθεοι" verurteilt worden?[1]) Man sieht, wie wenig aus solchen Verurteilungen für den positiven Gehalt einer Lehre zu entnehmen ist!

Aber haben wir denn nicht das Zeugnis der eigenen Schüler für den „Atheismus" des Sokrates? Röck hat den Mut auch zu dieser Behauptung gefunden und er beruft sich zur Begründung derselben auf Aeschines und seine Gespräche, von denen er meint, daß „sich in ihnen der atheistische Geist des Sokrates in unverfälschter Gestalt an die Öffentlichkeit gewagt haben wird".[2]) Eine Vermutung, für die er freilich nichts anderes geltend machen kann, als daß diese Gespräche den Beifall des „Atheisten" Aristipp gefunden hätten[3]) und daß Aristipps Philosophie ja stark von Sokrates beeinflußt worden sei!

Selbst das von dem platonisch-xenophontischen am weitesten sich entfernende Sokratesbild, wie es der „Freigeist" Galaxidor in der plutarchischen Schrift über das Daimonion des Sokrates entwirft,[4]) ist für eine Entscheidung im Sinne dieser neuesten Sokratesforschung nicht verwendbar.[5]) So energisch hier die Freiheit des Sokrates von religiösen Wahnvorstellungen betont und z. B. selbst für das vielberufene Daimonion eine mystische Deutung abgelehnt wird, so wenig ist aus dieser ganz allgemein gehaltenen Erörterung irgend etwas über die Stellung des Sokrates zur Gottesidee an sich zu

---

[1]) A. Harnack, Der Vorwurf des Atheismus in den drei ersten Jahrhunderten, Texte und Untersuchungen z. Geschichte der altchristl. Lit. N. F., Bd. 13, Heft 4, 1905.

[2]) S. 379 ff.

[3]) Unklar ist, was hier die Berufung auf Zeller II[4] 241 beweisen soll.

[4]) 579 ff.

[5]) Wie übrigens auch Röck S. 220 f. zugeben muß.

entnehmen. Die lediglich negative Charakteristik, Sokrates habe nicht zu den Verächtern der Religion gehört,[1] ist mit den verschiedensten Standpunkten vereinbar.

Soviel ist allerdings zuzugeben: Daß wir überhaupt aus dem Altertum eine Auffassung des Sokrates besitzen, die der platonisch-xenophontischen Legende so selbständig, ja zum Teil direkt ablehnend gegenüber steht, ist eine überaus bedeutsame Tatsache, die noch immer zu wenig gewürdigt wird. Sie bestärkt uns in der Überzeugung, daß wir in der Emanzipation von der Legende immerhin wesentlich weiter gehen müssen, als es selbst von so hervorragenden Forschern wie Schwartz und E. Meyer geschehen ist!

II.

Es ist psychologisch leicht begreiflich, daß die Anklage auf Atheismus, welche in dem Prozeß des Sokrates eine so große Rolle gespielt hat, für die eben durch den Prozeß hervorgerufene apologetische Literatur einen starken Reiz enthielt, gerade das religiöse Moment in dem sokratischen Denken möglichst in den Vordergrund zu stellen, und daß diese Tendenz mit ganz besonderer Schärfe und besonderem Nachdruck bei denjenigen Apologeten zur Geltung kam, die selbst ausgeprägt religiöse Naturen waren, wie Plato und Xenophon. Aus dieser literarischen Reaktion gegen Anklage und Richterspruch ist das Bild des Mannes erwachsen, von dem E. Meyer gesagt hat, daß etwas auf ihm von dem Wesen des orientalischen Propheten und Religionsstifters ruht.[2])

Was hier — unter dem Einfluß der antiken Apologetik — von dem geschichtlichen Sokrates behauptet wird, erscheint jedenfalls nicht übertrieben, wenn man dabei den Sokrates der platonischen Apologie im Auge hat. Dieser Sokrates führt in der Tat eine Sprache, von der Bruns in seinem Buch über das literarische Porträt der Griechen mit Recht bemerkt hat, daß

---

[1]) 580 c. [2]) S. oben S. 56.

sie einen „priesterlichen Beigeschmack“, einen Zug vom alttestamentlichen Propheten und Gottesstreiter hat. Ja Bruns hat sogar den Eindruck, als ob hier „ein bis zur Verzückung gesteigertes religiöses Selbstbewußtsein“ zu uns spräche![1])

Der Redner der Apologie ist förmlich durchdrungen von der Überzeugung, daß er eine göttliche Mission zu erfüllen hat, eine Mission, die ihm durch Orakel und Träume, überhaupt jede erdenkliche Art der Offenbarung klar vorgezeichnet sei.[2]) Daß er sein Leben überhaupt der „Philosophie“, der Erforschung des eigenen und fremden Seelenlebens geweiht hat, ist das Werk des Gottes, der ihn auf diesen Posten gestellt hat, des pythischen Apollo.[3]) Der hat ihn der Stadt zur Seite gesetzt, wie einem Roß, das des Spornes bedarf.[4]) Eine Ansicht, die bis zu der paradoxen Behauptung überspannt wird, daß er sich geradezu des Atheismus schuldig gemacht haben würde und daher mit Recht angeklagt wäre, wenn er sich dem Auftrag des Gottes entzogen hätte![5]) Für den Staat aber ist der Dienst, den er dem Gotte leistet, ein Glück, wie es ihm größer niemals zuteil geworden![6]) Es ist ein göttliches Gnadengeschenk, gegen das sich die Richter durch eine Verurteilung des Sokrates versündigen würden, und daher denkt dieser auch gar nicht daran, etwa sich zu verteidigen; was er verteidigt, sind vielmehr seine Richter, die er vor solch schwerem Irrtum bewahren möchte! Denn kaum würden sie jemals wieder eines solchen Mannes teil-

---

[1]) A. a. O. S. 223.

[2]) Apologie 33 c. In der Tat ein Begnadigter der Gottheit, der, — wie der Hippolytos des Euripides (V. 84) zur Artemis, — zu seinem Gott hätte sagen können: „Ich bin bei Dir und rede mit Dir und höre Deine Stimme, wenn ich schon Dein Angesicht nicht schaue“. Es ist, als ob Galaxidor bei Plutarch *περὶ τοῦ Σωκράτου δαιμονίου* diesen Sokrates im Auge gehabt hätte, wenn er von den Leuten spricht, die *ἐπιθειάζουσι τὰς πράξεις, ὀνείρατα καὶ φάσματα καὶ τοιοῦτον ἄλλον ὄγκον προϊστάμενοι τῶν ἐπὶ νοῦν ἰόντων* (c. 9).

[3]) 28 e. [4]) 30 e. [5]) 29 a.

[6]) 30 a. Ganz ähnlich, wie im alten Testament die Prophetie als eine der höchsten Gnadenerweisungen bezeichnet wird, welche Jehovah seinem Volke erwiesen! Amos 2, 11, Hosea 12, 11.

haftig werden![1]) Eines Mannes, dem der Dienst des Gottes „tausendfältige" Armut gebracht, weil er als „Helfer" des Gottes sich jeder irdischen Sorge für das eigene Wohl entschlug![2]) Eben damit aber legitimiert er sich als den Gottgesandten: Denn solches Tun ist nicht von Menschenart![3])

Es ist auffallend, daß noch niemand daran gedacht hat, diese lapidaren Sätze in ihrer Gesamtheit aus dem Rahmen der Darstellung herauszulösen und so als Ganzes auf sich wirken zu lassen. Bruns macht zwar im „Literarischen Porträt" einen Anlauf dazu,[4]) aber er übergeht gerade diejenigen Momente, in denen die „ekstatische Aufwallung" des Redners auf das höchste gesteigert erscheint: die Visionen und Inspirationen, die absolute Wertung seines öffentlichen Wirkens, die „Übermenschlichkeit" seines dem Gott gebrachten Opfers. Wer diese Züge mitberücksichtigt, der wird über die etwas farblose Erklärung von Bruns, daß „es nicht Sokrates Art gewesen sei, seine Ausnahmestellung vor der übrigen Menschheit so stolz zu proklamieren",[5]) noch wesentlich hinausgehen müssen.[6]) Er wird sagen: Hier hat das, was man sehr treffend die apollinische Verklärungskraft Platos genannt hat, die Gestalt des schwärmerisch geliebten Lehrers, des wahrhaft „dämonischen und

---

[1]) 30 d e. [2]) 23 b c.

[3]) 31 b. *οὐ γὰρ ἀνθρωπίνῳ ἔοικε κτλ.*

[4]) S. 217 f. [5]) A. a. O.

[6]) Ähnlich wie Bruns hat übrigens schon Joël a. a. O. I 478 eine Zusammenstellung hieher gehöriger Äußerungen der Apologie gegeben, und auch ihm drängt sich dabei die Frage auf, ob die unverkennbar verklärende Größe, die in diesem heldenstolzen Selbstbewußtsein liegt, gerade die Größe des Sokrates ist, des Mannes „ohne Selbstbespiegelung" (Zeller), während es etwas ganz anderes sei, wenn „das alles Plato sagt, Plato durch den Mund des Sokrates". Sehr richtig! Aber auch Joël hätte sich gewiß noch entschiedener und in weitergehendem Sinne geäußert, wenn er in seiner Zusammenstellung auch den Hinweis des Sokrates auf seine Inspiration und sein „Übermenschentum" berücksichtigt hätte. Das zeigt schon Joëls treffende Beobachtung, daß „Plato, hingerissen vom Gegenstand, der ganzen Größe seines Helden Feuerzungen leiht", den „Prophetenstolz sich erheben und seine geschichtliche Mission verkünden läßt".

wunderbaren Mannes"[1]) in eine Sphäre erhoben, in der uns das Bild der menschlich individuellen Persönlichkeit des Sokrates überhaupt zu verschwinden droht.

Eine Tatsache, die übrigens in der Geschichte des griechischen Geisteslebens keineswegs allein steht! Der dem griechischen Geist an sich innewohnende und im Heroenkultus tausendfach sich betätigende Trieb, das Ideal in dem Bilde einer überragenden Persönlichkeit anzuschauen, für die menschliche Maßstäbe keine Geltung mehr haben, er fand ja gerade in der Geschichte der großen Denker immer neuen, unwiderstehlichen Anreiz, zumal hier ein hochgesteigerter Persönlichkeitsdrang, ein geradezu prophetisches Selbstgefühl der heroenartigen Verehrung nicht selten direkt in die Hand arbeitete. Man wird unmittelbar an den Geist der Renaissance erinnert, wenn man sieht, wie damals der leidenschaftliche agonistische Individualismus den panegyrischen Heroenkult gefördert hat.[2]) Wenn ein Petrarka ein Maß von Bewunderung genoß, daß „die apenninischen Berge vor Verlangen glühten, von seinen heiligen Füßen berührt zu werden", so ist das ganz im Sinne eines Kultus gedacht, wie er z. B. Pythagoras zuteil wird. Selbst Empedokles, der in der Vergötterung des eigenen Ich das Unmögliche geleistet hat, feiert ihn neidlos als einen Mann von übermenschlichem Wissen, der, „sobald er nur mit all seinen Geisteskräften sich reckte, auf zehn und zwanzig Menschengeschlechter hin mit Leichtigkeit jedes einzelne Ding in der ganzen Welt geschaut" habe.[3]) Und nur vollends Empedokles selbst! „Ich wandle — sagt er — als unsterblicher Gott, nicht mehr als Sterblicher vor Euch; man ehrt mich als solchen allenthalben, wie es sich für mich gebührt, indem man mir Tänien ums Haupt flicht und blühende Kränze. Sobald ich mit diesen Anhängern, Männern und Frauen die blühenden Städte betrete, betet man mich an, und Tausende

---

[1]) Wie Plato im Symposion 219 b Sokrates nennt (*τούτῳ τῷ δαιμονίῳ ὡς ἀληθῶς καὶ θαυμαστῷ*).

[2]) Nach der treffenden Bemerkung von Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik. 1903, S. 39.

[3]) Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker, S. 221, fr. 129.

folgen mir nach, um zu erkunden, wo der Pfad zum Heile führe."[1]) — „Bin ich doch mehr als sie, die sterblichen, vielfachem Verderben geweihten Menschen!"[2])

Diese geistige Disposition des Hellenentums muß man sich vergegenwärtigen, wenn man den richtigen Standpunkt für die Beurteilung der Tatsache gewinnen will, daß alsbald auch die Persönlichkeit des Sokrates zum Mittelpunkt eines förmlichen Kultus, zum Gegenstand einer Heroisierung wurde, die den Nimbus übernatürlichen Geschehens um die Lichtgestalt des Märtyrers wob. Was hier an Prophetenpathos fehlte, wurde mehr als aufgewogen durch den einzigartigen Zauber der Persönlichkeit und durch die Tragik ihres Geschickes. Hier verband sich mit Wort und Lehre die heroische Tat, die den Mann allein schon weit über die Vorgänger hinaushob.

Denn, — und das ist das Entscheidende, — das Vorbild für den Apostel, Propheten und Übermenschen, den Plato in „heiligem Enthusiasmus" erschaut, ist gewiß in erster Linie der leidende und sterbende Sokrates. Erst der welthistorische Kampf, den der Eine Mann auf Leben und Tod mit einer Welt von Feinden bestand, der Kerker und der Schierlingsbecher haben in der Jüngerschaft jene Stimmung erzeugt, in der sich die historische Perspektive am Ende völlig verschob.[3]) Welch eine wunderbare Projektion eben dieser unter dem Eindruck der erschütternden Katastrophe erwachsenen Stimmung ist das herrliche Bild des Phaedon, wo dem sterbenden Sokrates als dem auserwählten Diener Apolls jener Vergleich mit dem Todesgesang der Schwäne, der heiligen Vögel Apolls in den Mund gelegt wird, die — im Sterben frohlockend — dem

---

[1]) Ebd. S. 215, fr. 112.

[2]) Ebd. S. 215, fr. 113.

[3]) Es ist ein ähnlicher psychologischer Vorgang, wie der, den Harnack (Die Evangelien, Preuß. Jahrb. 1904, S. 218 ff.) in bezug auf die Jüngerschaft Jesu charakterisiert, nur daß hier auf orientalischem Boden die Erhebung über das Geschichtliche eine noch viel weitergehende ist. Treffend weist Harnack auf den alten Satz hin: Christi mors potentior erat quam vita.

Gott ihrem Gebieter entgegeneilen![1]) Diese letzte Unterredung des platonischen Sokrates über die Unsterblichkeit bildet gewissermaßen das Finale zu dem, was die Apologie über die „Gottesknechtschaft" des Sokrates gesagt hatte. Sie erscheint als ein dem Apoll geweihter Schwanengesang und Sokrates selbst nennt sich einen Dienstgenossen der Schwäne und demselben Gott geweiht!

Niemand zweifelt, daß die Unsterblichkeitslehre, die Sokrates hier im Phaedon verkündet, dem historischen Sokrates fremd ist. Damit fällt natürlich auch das apollinische Bild, das eben nur unter der Voraussetzung des Unsterblichkeitsglaubens einen Sinn hat. Der Zauberstab der Poesie hat es geschaffen; — sollte dem „Apollodiener" selbst eine größere geschichtliche Realität zukommen?[2])

Wer die ganze Frage im Lichte der religiösen Ideendichtung des Platonismus überhaupt betrachtet, für den kann es in der Tat nicht zweifelhaft sein, daß wir in der delphisch-apollinischen Verklärung der Sokratik eine gewaltige symbolische Dichtung vor uns haben. Die Gestalt des historischen Sokrates ist hier zum Mittelpunkt eines religiösen Gedankenprozesses geworden, dessen Ergebnisse in gewisser Hinsicht an die Wandlungen erinnern, welche die moderne kritische Theologie in der urchristlichen Tradition nachgewiesen hat. Wie das, was man Christologie nennt, zum guten Teil eine Neubildung ist, mit der sich — und zwar bezeichnenderweise auch unter Mitwirkung griechischer Spekulation — eine wesentlich neue Begriffswelt über die ursprüngliche Tradition gelagert hat, so könnte man auch von einer Art sokratischer Christologie reden, die auf das Bild des historischen Sokrates ohne Zweifel in höherem Grade umgestaltend eingewirkt hat, als man selbst jetzt noch zuzugeben pflegt.

---

[1]) 85 a f.

[2]) Von ihm gilt gewiß im besonderen, was schon Goethe — allerdings übertreibend — von der „Maske des platonischen Sokrates" im allgemeinen sagt, jener „phantastischen Figur, welche Sokrates so wenig als die aristophanische für sein Ebenbild erkannt" hätte. Hempelsche Ausg., Bd. 41 (2), S. 172.

Der platonische Sokrates, als der von der Gottheit gesandte, geoffenbarte und ihr geweihte, heilbringende Messias Athens ist in gewissem Sinne das athenische Seitenstück zu dem „Gesalbten Jahves", dem „Χριστός" des hellenistischen Judentums. Daher steht auch dieser Sokrates, — um mit Hirzel zu reden[1]) — von Anfang an fleckenlos vor uns und frei von allen Schlacken der Endlichkeit. „Einer der platonischen Ideen vergleichbar ist er erhaben über Wechsel und Werden und in den früheren Äußerungen seines Wesens ebenso vollkommen, wie in den spätesten", — ganz „wie der Gottessohn der Evangelien, der bereits bei seinem ersten Auftreten im Tempel sich im Vollbesitz der höchsten Weisheit zeigt". Und wenn man von diesem letzteren gesagt hat: „Die absolute Bedeutung der Person Christi ist in den Formeln des Paulus auf einen abschließenden Ausdruck gebracht. Christus ist für seine Gemeinde der Art nach mehr als irgend ein anderer der Führer im Geistesleben, mit diesen gar nicht vergleichbar",[2]) — so gilt das mutatis mutandis auch für den platonischen Sokrates, wenngleich in seiner Person der Prozeß der Vergottung des Messias nicht zum Abschluß gekommen ist.

Wie mächtig diese Auffassung des Sokrates als einer absoluten Potenz im Geistesleben der Nation auf die Überlieferung umbildend eingewirkt hat, das zeigt recht deutlich die Geschichte des delphischen Orakelspruches, der ihn als den „Weisesten" erklärt haben soll. Unter dem Einfluß jener absoluten Wertung des Mannes konnte sich nämlich die mythenbildende Phantasie mit dieser Fassung des Orakels, wie sie die platonische Apologie gab, unmöglich begnügen! Nachdem schon Antisthenes[3]) und Plato — und zwar auch wieder in freier Umgestaltung des. echten Sokrates — den allerdings ja auch ethisch aufklärenden und insoferne auch sittlich bildenden — Forscher und Dialektiker zum Prediger der Sittlichkeit ge-

[1]) Der Dialog I 178.
[2]) Bousset, Das Wesen der Religion 1904[2], S. 217.
[3]) Vgl. Joël a. a. O., I, S. 481 ff.

stempelt,[1]) nachdem schon hier Sokrates als der beste und gerechteste der Menschen proklamiert war,[2]) ergab sich am Ende ganz von selbst die Frage: „Sollte sich der Gott nur über die Intelligenz und nicht auch über die sittliche Größe des Mannes geäußert haben?“ Die Frage stellen hieß sie bejahen! Und so erklärt der Sokrates der „xenophontischen“ Apologie mit wahrhaft verblüffender Naivetät: „Apollo hat zu Delphi vor allem Volke kundgetan, daß es keinen Menschen in der Welt gibt, der edler, gerechter, sittlich reiner wäre, als ich! Zwar hat Apoll dereinst noch Größeres von Lykurg gesagt, indem er ihn beim Eintritt in den Tempel durch die Pythia mit den Worten begrüßte: „Ich weiß nicht, ob ich einen Gott Dich nennen soll, oder einen Menschen.“ Allein wenn er mich auch nicht als gottgleich anerkannt, so hat er mich doch hoch über alle Menschen gestellt.[3]) D. h. dieser Sokrates fordert zwar nicht geradezu Glauben an seine Gottheit, wie sein älterer Zeitgenosse Empedokles,[4]) aber doch an eine Art Gottmenschentum. Er proklamiert sich sozusagen als Halbgott (ἡμίθεος). Wenn im Gegensatz zur Christologie der Jesus der älteren Tradition[5]) eine strenge Scheidewand zwischen sich und der Gottheit aufrichtet und die Anrede „Guter Meister“ mit den scharfen Worten zurückweist: „Was nennest Du mich gut? Niemand ist gut, denn Gott allein,“ — erscheint in diesem Sokrates das ungeheure autoritative Bewußtsein bereits zu einer Höhe gesteigert, wo sich gerade in ethischer Hinsicht die Grenze zwischen Gott und Mensch völlig zu verflüchtigen beginnt.[6])

---

[1]) Apologie 29 d und 30 a b.

[2]) Phädon 118 a ... *Ἥδε ἡ τελευτὴ τοῦ ἑταίρου ἡμῖν ἐγένετο ἀνδρὸς ὡς ἡμεῖς φαῖμεν ἂν τῶν τότε ὧν ἐπειράθημεν ἀρίστου καὶ φρονιμωτάτου καὶ δικαιοτάτου.* Vgl. epist. VII, 324.

[3]) § 14 u. 15 *ἐμὲ δὲ θεῷ μὲν οὐκ εἴκασεν, ἀνθρώπων δὲ πολλῷ προέκρινεν ὑπερφέρειν.*

[4]) S. oben S. 78.

[5]) Erhalten bei Markus 10, 18: *ὁ δὲ Ἰησοῦς εἶπεν αὐτῷ· τί με λέγεις ἀγαθόν; οὐδεὶς ἀγαθὸς εἰ μὴ εἷς ὁ θεός.* Vgl. Lukas 18, 18.

[6]) Sein Auftreten erinnert in der Tat ganz an das der Theatergötter auf der tragischen Bühne, mit denen schon die Alten den stili-

Auch das Charakterbild, welches Xenophon in den „Denkwürdigkeiten" von Sokrates entwirft, ist ganz auf den Ton der „Apologie" gestimmt. Da soll dieser „Frömmste" der Menschen,[1]) der „nichts ohne Zustimmung der Götter tat", so gerecht gewesen sein, daß er „niemals in seinem Leben irgend jemand auch nur im geringsten verletzte, so enthaltsam, daß er niemals das Angenehme dem Besseren vorzog, so weise, daß er bei der Entscheidung über Gut und Böse niemals irrte, so durchaus sich selbst genug, daß er bei alledem niemals fremder Belehrung bedurfte", kurz das Musterbild des „besten und glückseligsten" Mannes![2]) Es bedarf keines Beweises, daß dieser unfehlbare Heilige nie eines Menschen Antlitz getragen hat. Man glaubt einen zweiten Buddha vor sich zu haben, dessen berühmtes Selbstbekenntnis sich vielfach wie eine Vorlage des Sokratesevangeliums liest: „Ich bin allweise, — sagt dieser Buddha, — ich bin fleckenlos in jeder Beziehung. Ich habe Befreiung erlangt durch Unterdrückung der Begierde. Durch eigene Kraft habe ich Erkenntnis erworben. Wen sollte ich meinen Meister nennen? Ich habe keinen Lehrer. Keiner ist mir zu vergleichen.... Ich bin der Heilige in dieser Welt; ich bin der höchste Lehrer."[3]) Ganz wie der Sokrates der Legende!

Ja man kann sagen: Die „Absonderung von der Gemeinschaft menschlicher Natur"[4]) ist bei diesem Heros des Geistes bereits so weit gediehen, daß er sich geradezu mit dem

---

sierten Sokrates verglichen haben. Kleitophon 407 a: *ὥσπερ ἐπὶ μηχανῆς τραγικῆς θεός*. Vgl. Dio Chrysost. XIII 424 R.

[1]) I, 1, 20.

[2]) IV, 8, 18. Diese mit der sonstigen Auffassung Xenophons (S. I, 1, 20) übereinstimmende Gesamtcharakteristik als Interpolation zu streichen, ist pure Willkür. Vgl. u. a. auch Xen. Symp. I, 5: *αὐτουργὸς τῆς φιλοσοφίας*. Allerdings hat Xenophon bei dieser Charakteristik vergessen, was er Mem. I, 6, 14 Sokrates selbst von sich sagen läßt: *καὶ τοὺς θησαυροὺς τῶν πάλαι σοφῶν ἀνδρῶν, οὓς ἐκεῖνοι κατέλιπον ἐν βιβλίοις γράψαντες, ἀνελίττων κοινῇ μετὰ τῶν φίλων διέρχομαι, καὶ ἄν τι ὁρῶμεν ἀγαθὸν ἐκλεγόμεθα.*

[3]) Sacred Books of the East XIII, p. 91.

[4]) Wie sich Holtzmann, Neutestamentliche Theologie II, 74 in bezug auf den *Χριστός* ausdrückt.

Jesus der Christologie berührt. Die Art und Weise, wie hier der athenische Bildhauerssohn frei von der Sünde und in übermenschlichem Glanze erscheint, erinnert in gewissem Sinne schon an die paulinische Auffassung des Zimmermannssohnes von Nazareth. Es ist eine ähnliche, echt antike Hinausbebung über die menschliche Natur, durch welche „die geschichtliche Persönlichkeit in eine transzendente Größe umgesetzt wird".[1]) Allerdings ist die „Sublimierung ins Übernatürliche"[2]) bei Sokrates nicht entfernt soweit fortgeschritten, wie bei Buddha und Jesus, weil er eben kein Religionsstifter war. Wenn er es aber gewesen wäre, wo hätte es hier für die supranaturalistische Denkweise der Zeit eine Grenze gegeben?

Man denke nur an die Art und Weise, wie auch sonst bei Sokrates und noch mehr bei Plato die mythenbildende Tätigkeit einsetzt! Wie die Gottheit selbst für Sokrates Zeugnis ablegt, so offenbart sie sich ihm auch in Bezug auf die Persönlichkeit seines größten Jüngers. Sokrates träumt, daß ihm ein Schwan, — der Vogel Apolls! — mit lieblichem Gesange zufliege, und die Bedeutung des Traumes tut sich ihm alsbald kund, indem am folgenden Morgen Plato sich bei ihm einfindet![3]) Und nun vollends Plato! Bei ihm hat die nach immer neuen Mitteln der Steigerung begierige mythische Denkweise geradezu die Erhöhung zum Gottessohn vorgenommen![4]) Wenn auch bei seiner Geburt nicht wie bei derjenigen Buddhas Scharen lobsingender himmlischer Geister erscheinen, so huldigt ihm doch die irdische Kreatur: Die Bienen des Hymettos nähren das

---

[1]) Holtzmann a. a. O. II 4.

[2]) P. W. Schmidt (Prof. der Theologie in Basel), Die Geschichte Jesu 1904[4], S. 71.

[3]) S. die Belege bei Zeller II, 1[4], S. 397. S. ebenda über die „dogmatische Fiktion" in bezug auf den Geburtstag des Sokrates, S. 45.

[4]) Ein Traum hat seinem Vater Ariston verboten, sein Weib vor der Geburt dieses ihres ersten Sohnes zu berühren. Dieser ist der Sproß des Lichtgottes, ähnlich, wie Gautama Sakyamuni von der jungfräulichen Königin Maya geboren ist, in deren Leib das himmlische Geistwesen Buddha einging.

göttliche Kind mit Honig; und zweifellos ist es auch wieder als eine Offenbarung seines göttlichen Vaters gedacht, wenn Plato vor seinem Ende träumt, daß er ein Schwan geworden sei![1]

Wer weiß, ob ohne die „Silensgestalt" nicht auch Sokrates zum Gottessohn erhöht worden wäre, wie es nun eben einmal in der ganzen Richtungslinie der Heilbringeridee lag![2] Hat doch die Tradition das Menschenmögliche getan, das „Götterbild (*ἄγαλμα*) der Vortrefflichkeit", das hier nach dem schönen Gleichnis in Platos Symposion,[3] die äußere Hülle barg, so glanzvoll als möglich herauszuarbeiten! Jedenfalls ist der literarische Heroenkultus, wie er uns in den genannten Stücken der „xenophontischen" Apologie und der Memorabilien entgegentrat, von einer förmlichen Apotheose nicht mehr allzuweit entfernt. Und wenn ein Parmenides seinem pythagoreischen Lehrer nach dessen Tod ein Heroon errichtet hat,[4] wenn Plato selbst für die philosophischen Regenten seines Vernunftstaates einen Kultus fordert, wie er göttlichen Wesen (Dämonen) oder zu göttlichem Leben Entrückten dargebracht wurde,[5] wer hätte einen höheren Rechtstitel auf solch göttliche Ehre geltend machen können, als jener Herrscher im Reiche des Gedankens, der bereits durch die Offenbarung der Gottheit selbst über die ganze übrige Menschheit hinausgehoben war?[6]

Selbst wenn man Bruns[7] und E. Meyer die Möglichkeit

---

[1]) S. Zeller a. a. O.

[2]) Vgl. K. Breysig, Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer, 1905. Usener, Religionsgeschichtl. Untersuchungen I, S. 70 ff.

[3]) 222 a.

[4]) S. Diels, Hermes, Bd. 35, S. 198.

[5]) 540 b *μνημεῖα δ' αὐτοῖς καὶ θυσίας τὴν πόλιν δημοσίᾳ ποιεῖν, ἐὰν καὶ ἡ Πυθία ξυναναιρῇ, ὡς δαίμοσιν, εἰ δὲ μή, ὡς εὐδαίμοσί τε καὶ θείοις.* Bezeichnend ist übrigens, wie auch hier die Festsetzung des himmlischen Rangverhältnisses dem delphischen Gott überlassen wird.

[6]) Nicht bedeutungslos ist wohl auch in diesem Zusammenhang die Art und Weise, wie Plato in dem eschatologischen Ausblick der Apologie Sokrates mit den „Halbgöttern" (*ἡμίθεοι*) des nationalen Mythus in Verbindung bringt. 41 a.

[7]) A. a. O. S. 375.

zugeben wollte, daß Xenophon „in der Hauptsache einen korrekten historischen Bericht geben und Sokrates so schildern wollte, wie er nach seiner Erfahrung wirklich gewesen ist",[1]) müßte man immer noch fragen, hat nicht so mancher Verfasser von Heiligenlegenden denselben guten Willen gehabt? Und ist die Legende etwa schon dadurch zu einem auch nur in der Hauptsache „historischen Bericht" geworden?[2]) Wenn man der nüchterneren xenophontischen Auffassung die platonische Verklärung des Meisters im Symposion und Phaedon gegenüberstellt, so ist das ja bis zu einem gewissen Grade berechtigt, aber es wird dabei verkannt, daß auch für das xenophontische Charakterbild des Sokrates wenigstens zum Teil eben das zutrifft, was z. B. E. Meyer nur für das platonische zugibt, daß es sich nämlich „zur realen Gestalt wie ein Idealporträt zum wirklichen Menschen verhält und ihn gelegentlich geradezu ins Übermenschliche steigert".[3])

Wie weit sich die hieratische Stilisierung des Sokratesbildes von der Wirklichkeit entfernt, das zeigt recht deutlich die Art und Weise, wie der Sokrates der platonischen Apologie sein ganzes Wirken auf den delphischen Gott zurückführt. Erst durch den Spruch der Pythia soll er zu seiner Philosophenexistenz und seiner Seelenerforschung veranlaßt worden sein. Und doch ist ohne weiteres klar, daß jener exaltierte Sokratesjünger, dem angeblich der Spruch zuteil wurde, in Delphi eben

---

[1]) A. a. O. IV, S. 438. Auf jeden Fall müßte man freilich dabei recht vieles abziehen, was zweifellos Fiktion ist. S. Joël, Der λόγος Σωκρατικός, Archiv f. Gesch. d. Philosophie, VIII, 466 ff.; Der echte u. d. xenoph. Sokrates I, 1 ff.

[2]) Was alles geistige Beschränktheit und abergläubiger Wahn im besten Glauben als Geschichte ausgeben kann, dafür ist so recht bezeichnend die in deutscher Bearbeitung 1904 erschienene „Psychologie der Heiligen" von Henry Joly, die bereits die 8. Auflage erlebt hat! Vgl. A. Harnack, Legenden als Geschichtsquellen. Reden und Aufsätze I, 1 ff. Ihm ist die Legende „Das Urteil der Mit- und Nachwelt in die Geschichte projiziert".

[3]) Dies geschieht bei Xenophon z. B. auch IV, 4, 2. S. darüber unten.

nur so fragen konnte, wie er gefragt haben soll, und das Orakel nur so antworten konnte, wie es geantwortet haben soll, wenn beide bereits den Lehrer und Forscher Sokrates lebendig vor Augen hatten.[1]) Doch was ist für den Dichter Plato die Logik der Geschichte? Mutet er uns doch zu, zu glauben, daß jene feierliche Erklärung der höchsten religiösen Autorität der Nation, die doch wohl — wie die „xenophontische" Apologie ausdrücklich betont — vor vielen Zeugen erfolgt sein müßte,[2]) und die der leidenschaftliche, exzentrische Fragesteller selbst gewiß in allen Gassen Athens verkündet hätte,[3]) hier gleichwohl eine Reihe von Jahrzehnten hindurch völlig unbekannt geblieben und fünfhundert Geschworenen wie eine gänzlich ungeahnte Offenbarung geklungen haben soll!

Eine Unbegreiflichkeit, ein Rätsel, dessen Bedeutung für die Frage nach dem Quellenwert der Apologie man sich bisher unter dem faszinierenden Eindruck platonischer Kunst offenbar noch nicht zur Genüge klar gemacht hat.[4]) Wie könnte sonst Gomperz behaupten, daß an der historischen Wahrheit des Spruches nicht der leiseste Zweifel haften könne? Wenn Gomperz meint, daß sich hier Plato auf eine Zeugenaussage in einem kürzlich stattgehabten Prozeß berufe und diese nicht habe erfinden können, so würde dieser Einwand zutreffen, wenn wir in der platonischen Apologie die wirkliche Gerichtsrede

---

[1]) Darin stimme ich mit Joël II, 2, S. 772 den Ausführungen von Schanz in seiner Ausgabe der Apologie S. 73 und Gomperz, Griechische Denker II, S. 84 f. vollkommen zu.

[2]) *πολλῶν παρόντων* a. a. O.

[3]) Man vgl. nur die Charakteristik, die Plato selbst von ihm gibt: *καὶ ἴστε δὴ οἷος ἦν Χαιρεφῶν, ὡς σφοδρὸς ἐφ' ὅ τι ὁρμήσειεν.* Apol. 21 a. Und der Mann sollte aus dem Götterwort solch ein Geheimnis gemacht haben? Dazu Charmides 153 c, wo er ihn geradezu einen Tollkopf (*μανικός*) nennt!

[4]) Allerdings findet es Schanz (in dem Kommentar zu 21 b) „merkwürdig", daß für den Orakelspruch das Zeugnis des Bruders angerufen wird. Und er schließt daraus, daß es sich nicht um einen allgemein bekannten Orakelspruch handeln könne. Aber darin liegt ja gerade die eigentliche Schwierigkeit!

vor uns hätten. Ist die Apologie aber nicht eine Wiedergabe der gerichtlichen Selbstverteidigung des Sokrates, sondern eine platonische Schutzschrift für Sokrates in der Form der Gerichtsrede, — was doch jetzt zur Genüge feststehen dürfte![1]) — so konnte Plato, ohne mißverstanden zu werden, sehr wohl auch solche Zeugen für die angebliche göttliche Mission seines Meisters aufführen, die in dem Prozesse selbst nicht aufgetreten waren. Zeigt sich doch gerade hier der literarisch-fiktive Charakter der Apologie recht deutlich darin, daß die Aussage des angerufenen Zeugen zwar angekündigt wird, aber nirgends davon die Rede ist, daß die Aussage auch wirklich erfolgt sei! Wie völlig frei Plato gerade die Zeugenfrage behandelt, geht übrigens schon aus der sehr bezeichnenden Tatsache hervor, daß die gewiß sehr zahlreichen Zeugen, die vor Gericht gegen Sokrates auftraten, einfach ignoriert werden! Wenn man da liest, wie sich der platonische Sokrates auf die zahlreichen Verwandten seiner Jünger beruft, von denen auch nicht Einer die Anklage auf Jugendverderb unterstütze, so gewinnt man durchaus den Eindruck, — und diese Wirkung ist offenbar beabsichtigt, — als ob die Anklage aus diesen Kreisen überhaupt keinen Zeugen für sich ins Treffen führen konnte! Und doch kann bei dem Haß, der sich nach dem eigenen Zugeständnis der Apologie in den weitesten Kreisen gegen Sokrates angesammelt hatte,[2]) auch nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß gerade solche Zeugen tatsächlich vorhanden waren. Müssen wir da nicht fragen: Wenn Plato in dieser Weise eine ganze Kategorie von Zeugen einfach in einer Versenkung verschwinden läßt, ja den Schein erweckt, als ob sie überhaupt nicht vorhanden gewesen wären, kann er sich da nicht auch die andere Fiktion erlaubt haben, Sokrates einen Zeugen anrufen zu lassen, von dem eine gerichtliche Aussage nicht vorlag?

---

[1]) Sehr schön sagt Döring (Gesch. d. griech. Philosophie I, 559) von dem Sokrates der Apologie: „Er ist nur der Verkünder der Botschaft, die Plato an das Volk von Athen gerichtet hat. Die Verteidigungsrede ist nur Einkleidung.

[2]) 23 a und e.

Ein Verdacht, der um so näher liegt, wenn man bedenkt, daß ja die ganze Ausführung, um derentwillen der Zeuge gehört werden soll, — die Herleitung des sokratischen Wirkens von Delphi, — selbst nur eine Fiktion ist![1])

Wenn Gomperz in Bezug auf diese angebliche Zeugenaussage die Frage aufwirft: „Eine hochbedeutsame Tatsache durch solch eine Erfindung der Mit- und Nachwelt glaubhaft machen wollen. wer wird solch ein ebenso ungereimtes, als gewissenloses Beginnen einem Plato zutrauen?" — so läßt sich dem mit der anderen Frage begegnen: ist nicht der angebliche delphische Ursprung der Sokratik, dessen fiktiven Charakter doch auch Gomperz für sehr wahrscheinlich hält, etwas noch weit Bedeutsameres? Und wenn man bei Plato einmal eine solche Fälschung der Geschichte für möglich hält, warum dann nicht auch eine Fiktion zu ihrer Begründung?

Mit welch souveräner Freiheit auch sonst in der Literatur die Fiktion gearbeitet hat, das sehen wir recht deutlich an den literarischen Kämpfen, die eben damals um die Wertschätzung eines berühmten Zeitgenossen des Sokrates entbrannten. Man denke nur an die mit den Schriften des Andokides auf uns gekommene Rede gegen Alkibiades, die gelegentlich des Scherbengerichtes von 418 der Demagoge Phäax gehalten haben soll, obwohl für jeden, der von dem Verfahren beim Ostrakismos eine Ahnung hatte, ohne weiteres klar war, daß bei dieser Gelegenheit überhaupt keine politische Debatte stattfand und demnach auch keine Rede gehalten werden konnte! Also eine „Ungereimtheit", die gewiß nicht geringer ist als die Fiktion einer Zeugenaussage!

---

[1]) Wie schwer freilich vielen noch immer die Anerkennung dieses Sachverhaltes fällt, zeigt der ganz unklare Standpunkt Zellers, der einmal die platonische Motivierung der Sokratik als „rednerische Wendung" bezeichnet und dann doch wieder behauptet, Sokrates habe ohne Zweifel im wesentlichen das gesagt, was ihn Plato sagen läßt (a. a. O. S. 53). Vgl. S. 70, wo jene Motivierung sogar als Beweis für die Gewissenhaftigkeit angeführt wird, mit der Sokrates den Orakeln (welchen?) gehorcht habe!

Es ist ja denkbar, daß irgend eine Äußerung von Chärephons Bruder über das angebliche Orakel vorlag, die Plato für seinen Zweck benützte, indem er seinen Sokrates auf sie hinweisen ließ. Was ist aber eine Äußerung wert, von der wir selbst durch Plato nicht mit Bestimmtheit erfahren, ob sie auch tatsächlich vor Gericht wiederholt wurde, und von der wir ferner nicht einmal wissen, ob sie sich wirklich auf die Zeit bezog, in die Plato, um einen göttlichen Ausgangspunkt für die Sokratik zu gewinnen, das Orakel versetzt hat? Eine Aussage ferner, die sich einzig und allein auf das angebliche Erlebnis eines Verstorbenen zu berufen vermochte, und noch dazu eines Menschen, der durch seine Wunderlichkeiten nicht nur der Komödie reichen Stoff zur Verhöhnung gab, — das würde noch nichts beweisen, — sondern den Plato selbst einen närrischen Kauz nennt und nichts weniger als ernst nimmt?[1]) Welch eine Form des Spruches endlich ist die echte? Die, welche Sokrates mit Sophokles und Euripides vergleicht,[2]) oder die platonische, welche den Forscher Sokrates, oder die „xenophontische", welche den Tugendhelden preist?

Schon diese willkürlichen Variationen beweisen, daß man etwas wirklich Beglaubigtes nicht gewußt hat, und sie legen andererseits den Verdacht nahe, ob nicht der Orakelspruch selbst nur die Variation eines alten Themas ist. Die Frage: — Wer ist der Weiseste? — ist ja ein altes Problem der hellenischen Geistesgeschichte, und überall wußte man zu erzählen, — man denke nur an die Tradition über die sieben Weisen![3]) — wie der Gott der Weisheit und des Lichtes selbst diese Frage entschieden habe. Ich möchte also der Vermutung,[4]) daß das

---

[1]) S. die Stellen bei Schanz im Kommentar zur Apologie 20 e.

[2]) S. Suidas s. v. σοφός.

[3]) Diogenes Laert. I, 28 ff. und 106.

[4]) Von Joël a. a. O. II, 2, 773. Die Versuchung zu einer solchen Erfindung lag um so näher, je mehr man auf gegnerischer Seite bemüht war, Sokrates als reinen Thoren der Lächerlichkeit preiszugeben. Vgl. z. B. die Komödie Konnos von Ameipsias, wo der Chor der „Denker" Sokrates begrüßt als den „Trefflichsten von wenigen, als den Törichtsten von vielen!"

Orakel für Sokrates nach dem Vorbild dieser Tradition vielleicht von einem enthusiastischen Sokratiker erfunden ist, eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht absprechen.

Jedenfalls kann das, was jener seltsame Kauz nach der Behauptung eines Hinterbliebenen gesagt haben soll, für uns kaum in höherem Grade als geschichtliches Zeugnis in Betracht kommen, als etwa die Aussage des wackeren Armeniers Er, den Plato im „Staat" mit der unschuldigsten Miene von der Welt vom Schlachtfeld als Toten wegtragen und nach zwölf Tagen wieder lebendig werden läßt, um über seine Erlebnisse im Jenseits zu berichten,[1]) oder das „Zeugnis" des Oheims Platos, des Kritias und dessen angeblicher Gewährsmänner, des älteren Kritias, des Solon und des ägyptischen Priesters für die Wahrheit der Atlantisgeschichte![2]) Und so viel ist gewiß: Wenn nicht schon der Götterspruch selbst, so läßt sicherlich die Rolle, die das göttliche Eingreifen in der geistigen Entwicklung des platonischen Sokrates gespielt haben soll, die Erfindung sozusagen auf Schritt und Tritt erkennen! Nachdem einmal in dem ergreifenden Appell von dem mörderischen Spruch eines zusammengelaufenen Volkshaufens an die Mit- und Nachwelt, wie ihn eben die platonische Apologie darstellt, die Gestalt des Meisters in den Prophetenmantel gehüllt war, war es unvermeidlich, daß sich auf dieser erdichteten Grundlage weitere Dichtungen aufbauten, durch die dann freilich die Erfindung noch durchsichtiger geworden ist!

Eine unentbehrliche Voraussetzung des Prophetenberufes ist das, was man visionäre Disposition genannt hat. Des Auftrages der Gottheit, auf die er seine Mission zurückführt, wird sich der Prophet gewiß nicht nur durch gläubige Hinnahme vermeintlich göttlicher Offenbarungen bewußt, sondern auch durch jene Steigerung des Bewußtseinszustandes, in der er seine inneren Erlebnisse als äußere Erscheinungen mit greifbarer Anschaulichkeit wahrnimmt. Es ist eine Art Dezentralisation

[1]) X, 614 b ff.
[2]) Timäos 20 d.

der Persönlichkeit, indem sich der Träger der „Offenbarung“ nur noch als Werkzeug einer höheren Macht fühlt, in deren Willen er seinen eigenen gefangen gibt. Kein Wunder, daß der Sokrates der Apologie sich nicht etwa bloß auf jenen Einen delphischen Bescheid, sondern gleich auf eine ganze Reihe von Orakelsprüchen, ja auf alle Arten von Offenbarung beruft, die überhaupt denkbar seien, und die für ihn ein absolut zwingendes Gebot bedeuten![1]) Sogar Träume sind für ihn, wie ja für den platonischen Sokrates überhaupt, objektive σημεῖα der Götter. Das ist durchaus folgerichtig aus der Prophetenrolle heraus gedacht. Daß es aber eine ungeheuerliche Übertreibung der platonischen Rhetorik ist, ist ebenso klar. Und der platonische Sokrates hütet sich ja auch mit gutem Grund, über jene anderen — ihm zuteil gewordenen — Orakelsprüche irgend etwas Näheres zu sagen! Wenn aber diese μαντεῖα einfach aus der Luft gegriffen und lediglich rhetorische Phrase sind, wie kann man da die Behauptung über die anderen „Offenbarungen“ irgendwie ernstnehmen und auf ein solches „Zeugnis“ hin aus Sokrates einen inspirationsgläubigen Schwärmer machen?

Noch deutlicher tritt die Erfindung zutage in dem, was über das angebliche Verhalten des Sokrates gegenüber dem Götterspruch gesagt wird. Sowie nämlich Plato genötigt ist, statt allgemeiner Rhetorik eine konkrete Schilderung des sokratischen Denkens zu geben, verschwindet ihm der Prophet sozusagen unter den Händen und zum Vorschein kommt der nüchtere Kritiker Sokrates!

Daß diesem der Spruch des Gottes zunächst als eines jener Rätselworte erscheint, wie man es in Delphi liebte, ist ja ohne weiteres verständlich. Wie ist es aber mit der apollinischen Verklärung des Mannes vereinbar, daß ihm jeder Versuch vollkommen ferne liegt, des Rätsels Lösung auf dem seinem prophetischen Naturell doch am nächsten liegenden Wege der

[1]) 33 c. S. oben S. 76. Ein Sokrates, auf den das ironische Wort des Thukydides vollkommen zutreffen würde: ἦν γάρ τι καὶ ἄγαν θειασμῷ τε καὶ τῷ τοιούτῳ προσκείμενος. VII, 50, 4.

Mantik oder visionären Schauens zu suchen; — daß dieser überschwängliche himmlische Gnadenerweis, der ihn, den armen unbekannten Kleinbürger, mit Einem Schlag über die ganze übrige Menschheit hinaushebt, auch nicht die geringste religiöse oder mystische Stimmung bei ihm auszulösen vermag? Da er über den Sinn des Rätsels zu keiner Klarheit gelangen kann, so denkt er nicht etwa daran, sich der höheren Weisheit des Gottes zu unterwerfen und im Gefühl des eigenen Nichtwissens zu resignieren, sondern als echtes Kind der Aufklärung und als kühler Skeptiker nimmt er für sich das Recht in Anspruch, das Gotteswort auf seinen Wahrheitsgehalt einer rein verstandesmäßigen Kritik zu unterziehen, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch dieses Wort als ein irrtümliches erwiesen werden sollte! Obwohl er vom religiösen Standpunkte aus zugeben muß, daß der Gott nur die Wahrheit sagen könne,[1]) bezeichnet er es geradezu als das Ziel seiner Untersuchung, den Götterspruch ad absurdum zu führen, d. h. ihn als falsch zu erweisen![2]) Wo bleibt da „der fromme Drang, einen Ausspruch des Gottes zu begreifen und zu rechtfertigen?“[3])

Und auch nachher, als der Gott Recht behält, kommt — zunächst wenigstens — keineswegs eine prophetische Stimmung über diesen Sokrates: das begeisternde Gefühl, eine göttliche Sendung an sein Volk zu haben; — es drängt sich ihm vielmehr als Schlußergebnis seines Rundganges die recht nüch-

---

[1]) 21 b.

[2]) 21 c. *ἦλθον ἐπί τινα τῶν δοκούντων σοφῶν εἶναι, ὡς ἐνταῦθα, εἴπερ που ἐλέγξων τὸ μαντεῖον καὶ ἀποφανῶν τῷ χρησμῷ, ὅτι οὑτοσὶ ἐμοῦ σοφώτερός ἐστι, σὺ δ' ἐμὲ ἔφησθα.*

[3]) Wie ihn nach Gomperz II, S. 86 der arglose Leser aus dieser Darstellung herauslesen konnte. Freilich gibt es noch immer Leute, die arglos genug sind, zu glauben, der Agnostizismus des Sokrates beruhe auf dem religiösen Gedanken der Begrenztheit des endlichen menschlichen im Gegensatz zum unendlichen göttlichen Geist! Hätte Plato einem so religiösen Sokrates wirklich einen so unreligiösen Gedanken untergeschoben, wie er es Apol. 21 c tut?

terne Erwägung auf, es könne für ihn persönlich nur von Nutzen sein, so zu bleiben, wie er nun eben einmal sei![1]) Auch wieder ein rein verstandesmäßiger Kalkül, für den das Nächstliegende die Gesichtspunkte einer rein weltlichen Diesseitsphilosophie und die Arbeit im Dienste einer rationalen Gestaltung des eigenen Daseins sind! Die hieratische Maske, die der platonische Sokrates vornimmt, kann eben nicht hindern, daß die Eigenart des historischen Sokrates gelegentlich immer wieder hinter der Maske hervorlugt!

Prophete rechts und Weltkind links, wie reimt sich das? Und wie verträgt es sich andererseits wieder mit sokratischer Verstandesklarheit, daß Plato seinen Sokrates in Einem Atemzug die Unfehlbarkeit Dephis proklamieren und keck in Frage stellen läßt, und daß sich ihm dann wieder im Handumdrehen diese unzweideutige Asebie in einen dem Gotte geleisteten Dienst verwandelt? Sünden wider die Logik, die man dem jugendlichen Poeten Platon zugute halten mag, die aber im Munde des greisen Sokrates undenkbar sind.

Und nun vollends die Art der Untersuchung! der berühmte Rundgang des Sokrates bei den Vertretern verschiedener Berufsklassen: der Politiker, Literaten, Handwerker, und zwar merkwürdigerweise gerade derjenigen, als deren Vertreter dann im weiteren Verlauf der Rede die drei Ankläger hingestellt werden![2]) Kann man auch nur einen Augenblick zweifeln, daß diese angebliche Prüfung des Wahrheitsgehaltes des Orakels nur eine künstliche Konstruktion ist, lediglich erfunden im Hinblick auf die von Plato unmittelbar darauf als reine Massenindividuen charakterisierten Ankläger?[3]) Es ist ein Meisterzug rhetorischer Kunst, daß Plato mit Hülfe dieses genial ersonnenen Rundganges bei den drei Klassen, der die Hohlheit ihres vermeintlichen Wissens ad hominem demonstriert, von vorneherein schon der Autorität der An-

---

[1]) 22 e *ἀπεκρινάμην οὖν ἐμαυτῷ καὶ τῷ χρησμῷ, ὅτι μοι λυσιτελοῖ ὥσπερ ἔχω ἔχειν.*

[2]) 23 e.

[3]) S. mein Buch über Sokrates und sein Volk, S. 97.

kläger als der Vertreter eben dieser Klassen den Boden unter den Füßen wegzieht und sie, ohne sie auch nur zu nennen, ebenso dem Fluche der Lächerlichkeit preisgibt, wie ihre vorher geschilderten Klassengenossen!

Hier blickt aus der platonischen Kunst ganz unverkennbar der Schalk hervor! Und dieser Eindruck steigert sich noch, wenn nun plötzlich zum Schluß dem Orakel eine Auslegung gegeben wird, durch welche am Ende auch der Delphidiener Sokrates als individuelle Persönlichkeit verschwindet und in seiner Art ebenso zu einem Typus gemacht wird, wie seine Ankläger. Es drängt sich nämlich diesem Sokrates am Ende seines Rundganges die Ansicht auf, daß der Gott ihn als bestimmte Person eigentlich gar nicht gemeint habe! Der Gott habe ihn nur beispielsweise genannt und habe damit lediglich sagen wollen: Der ist der Weiseste, der wie Sokrates, die Einsicht gewonnen hat, wie wenig seine Weisheit in Wirklichkeit wert ist![1])

Liegen nicht in alledem Fingerzeige genug, daß die Erzählung von der *θεοῦ λατρεία* des Sokrates als des Ausgangs- und Mittelpunkts seiner Tätigkeit ein Mythus ist, zu dem Sokrates eben nur seinen Namen gab![2]) Man könnte in der Tat zu diesem Sokrates mit Phaedros sagen: *παγκάλην λέγεις ... παιδιὰν τοῦ ἐν λόγοις δυναμένου παίζειν δικαιοσύνης τε καὶ ἄλλων ὧν λέγεις πέρι μυθολογοῦντα.*[3])

Daß Plato in dieser Weise einen Mythus in die Apologie einführt, kann uns nicht wundernehmen, wenn wir uns ver-

---

[1]) 23 a f. Eine Anschauung, deren letzte Konsequenz der Sokrates des Phädros zieht, indem er das Prädikat *σοφός* für den Menschen überhaupt ablehnt und nur für die Gottheit gelten lassen will. 279 d.

[2]) Ich möchte daher auch das, was ich „Sokrates u. s. Volk" S. 49 über das „Bewußtsein einer göttlichen Mission" bei Sokrates gesagt habe, nicht mehr aufrecht erhalten.

[3]) 276 e. Vgl. über diese Rolle der *παιδιά* in der Schriftstellerei Platos auch Timäos 59 d. Wie bezeichnend ist auch die Anekdote bei Laert. Diog. III, 35, daß Sokrates, als er Plato den Lysis vorlesen hörte, ausgerufen habe: „Beim Herakles! Wie viel lügt mir der Jüngling an!"

gegenwärtigen, welche Rolle in der damaligen hellenischen Literatur der Mythus überhaupt als didaktisches Kunstmittel gespielt hat, bei Plato und den andern Sokratikern ebenso, wie schon bei den Sophisten und bei Sokrates selbst.[1]) Wo die Dialektik versagt, wo es gilt, eine spekulativ erfaßte Wahrheit der populären Fassungskraft näher zu bringen oder durch Einwirkung auf Phantasie und Gemüt in der Seele des Lesers oder Hörers eine bestimmte moralische oder geistige Disposition hervorzurufen, bediente man sich der mythisierenden Veranschaulichung, die bei der eigenartigen geistigen Orientierung des Hellenen und seiner eminenten Empfänglichkeit für das Poetisch-bildliche auf weitgehendes Verständnis rechnen durfte, so fremdartig sie auch oft uns anmutet!

So begreift es sich, daß z. B. Plato in seinem „Staat“ die Mehrheit der Bürger allen Ernstes durch einen von ihm frei erfundenen Mythus zur gewünschten sozialen Gesinnung erzogen sehen möchte. Weil die tiefere philosophische Begründung der maßgebenden Normen staatlichen Lebens für die Mehrheit zu hoch wäre, muß ein rein rhetorischer Kunstgriff aushelfen, den Plato ganz offen als „Lüge“ (*ψεῦδος*) bezeichnet![2]) Überhaupt ist es die rhetorische Darstellung, welche nicht wissenschaftlich belehren, sondern überreden will, in der diese Beweisführung *διὰ μυθολογίας*,[3]) das *μυθολογεῖν* am Platze erscheint. Erzählen ist leichter als begründen, besonders da, wo die Kürze der Zeit und das geistige Niveau der Hörer einen

---

[1]) Vgl. zum folgenden Dümmler, Academica S. 95 und 236, Hirzel, Über das Rhetorische und seine Bedeutung bei Platon 1871. Derselbe, Der Dialog I, 1895, S. 259 ff. Es ist auffallend, daß die hier gewonnene allgemeine Erkenntnis der Bedeutung des Mythischen in der Schriftstellerei Platos noch so wenig für die Apologie verwertet ist.

[2]) 414 c ff. Über die Berechtigung der Lüge um des guten Zweckes willen s. ebd. 389 b und 376 e über die beiden Arten der Reden, solche, die die Wahrheit enthalten, und solche, die „lügen“ (darunter eben die Mythen)! Man muß sich bei Plato überhaupt stets vor Augen halten, daß (wie schon Hirzel a. a. O. S. 185 treffend bemerkt) „das Historische an sich für ihn keinen Wert hat“.

[3]) Politikos 304 c.

Wahrheitsbeweis im wissenschaftlichen Sinn überhaupt nicht gestattet und der Redner zufrieden sein muß, wenn er seinen Zweck der Überredung, der „Seelenführung“ (*ψυχαγωγία*)[1]) mit Hilfe des bloß Wahrscheinlichen oder der Wahrheit Ähnlichem zu erreichen vermag.[2]) Es ist die Situation des Redners vor Gericht;[3]) und so darf es uns nicht wundernehmen, daß Plato in der Apologie, die sich ja als eine Gerichtsrede gibt, genau nach diesem Rezept verfährt, trotz der Abneigung, mit der er sonst dieser Art von Rhetorik gegenübersteht! Er verzichtet von vornherein darauf, der vorausgesetzten Hörerschaft, d. h. den Geschworenen das eigentliche Wesen der Sokratik innerlich nahe zu bringen; und so ist denn auch von einer sachlichen Begründung so gut wie gar keine Rede. Die Beweisführung ist vielmehr eine rein rhetorische. Geradezu der Schwerpunkt der Verteidigung liegt in dem, was Plato selbst als spezifisch rhetorisch vom echten Wahrheitsbeweis unterscheidet:[4]) in der Berufung auf Autoritäten, auf möglichst viele und angesehene Zeugen — (den Volksmann Chärephon, die zahlreichen Verwandten der Jünger, den Gott von Delphi), — ferner in der Verwertung der überredenden Kraft des Mythus, wie sie eben in der Herleitung der Sokratik aus Delphi liegt. Und es entspricht nur dieser mythischen Fundamentierung der Apologie, wenn sie am Ende in der weihevollen Schlußperspektive wiederum in einen Mythus ausklingt!

Aber auch noch ein anderes Moment kommt in dieser hieratischen Stilisierung des Sokratesbildes zum Ausdruck! Es ist jene merkwürdige Wandlung im hellenischen Geistesleben,

---

[1]) Phädros 271 c.

[2]) Theätet 201 a, Phädros 273 d.

[3]) Theätet 201 b fragt Sokrates: „Kann man *πρὸς ὕδωρ σμικρὸν διδάξαι ἱκανῶς τῶν γενομένων τὴν ἀλήθειαν*“. S. Gorgias 455 a: *οὐδ' ἄρα διδασκαλικὸς ὁ ῥήτωρ ἐστὶν δικαστηρίων τε καὶ τῶν ἄλλων ὄχλων δικαίων τε πέρι καὶ ἀδίκων, ἀλλὰ πειστικὸς μόνον. οὐ γὰρ δήπου ὄχλον γ' ἂν δύναιτο τοσοῦτον ἐν ὀλίγῳ χρόνῳ διδάξαι οὕτω μεγάλα πράγματα.*

[4]) S. Gorgias 471 e über das *ῥητορικῶς ἐλέγχειν, ὥσπερ οἱ ἐν τοῖς δικαστηρίοις ἡγούμενοι ἐλέγχειν.*

wie sie sich im Zusammenhang mit furchtbaren Krisen und Umwälzungen gerade um die Wende des fünften und vierten Jahrhunderts vollzog und in gewissem Sinne auch eine Scheidelinie zwischen Sokrates und seinen Schülern entstehen ließ: Der Umschlag des Zeitalters der Aufklärung in eine Epoche mit ausgesprochen romantischen Tendenzen. Eine Romantik, die sich, wie schon das Wiederaufleben der orphischen Mystik und die religiöse Restaurationsbewegung im damaligen Athen beweist, zugleich mit einer ausgeprägt religiösen Reaktion verband.[1])

In diese Zeitstimmung hinein passen recht eigentlich die Ideen von göttlicher Berufung und Sendung, von dem Weisen und Philosophen als dem Apostel, Propheten und Diener der Gottheit, wie sie uns ja auch tatsächlich in der kynischen Richtung der Sokratik so überaus charakteristisch entgegentreten.[2]) Und so wird uns denn auch der Apollodiener Sokrates als ein Erzeugnis dieser Zeitromantik erst recht verständlich!

Eine gewisse Wahrheit liegt ja allerdings auch in dem Mythus! Es ist nämlich kaum zu bezweifeln, daß Sokrates gelegentlich auch des delphischen Gottes Erwähnung getan hat, sowohl im wissenschaftlichen Gespräch, wie bei der Verteidigung vor Gericht. Das Grundprinzip seiner Forschung, das *γνῶθι σεαυτόν* deckte sich ja vollkommen mit dem Inhalt des Spruches, der an der Wand des delphischen Heiligtums den Eintretenden in goldener Schrift entgegenleuchtete! Wie nahe lag es da für Sokrates, der überall an das Bekannte und an die übliche Vorstellungsweise anzuknüpfen liebte, der stets von Beispielen ausging und mit Beispielen operierte, besonders die der „Seelenforschung" Widerstrebenden darauf hinzuweisen, daß es sich dabei ja im Grunde um nichts anderes handle, als um diese Forderung alter, gewissermassen von der Gottheit selbst sanktionierten Weisheit!

Ich erinnere an die Frage, die Sokrates bei Xenophon an Euthydem richtet. „Bist Du schon einmal in Delphi gewesen?

[1]) Auf diesen Gegensatz zwischen 5. u. 4. Jahrhundert hat neuerdings besonders Joël a. a. O. S. II, 2, 963 f. hingewiesen.

[2]) Vgl. die Stellen bei Joël II, 1, 506.

Und hast Du da nicht die Inschrift bemerkt: Erkenne Dich selbst? Und wenn, hast Du Dich weiter nicht um die Inschrift gekümmert oder hast Du darüber nachgedacht und versucht, Dich selbst zu prüfen, wer Du wohl sein mögest"?[1]) — Ja es ist möglich, daß Sokrates bei Leuten, deren Denken und Empfinden nun einmal irrationale Sanktionen nicht zu entbehren vermochte, diesem Hinweis auf Delphi eine der mythischen Vorstellungsweise entsprechende Form gegeben hat und sehr wohl geben konnte, auch wenn für seine persönliche Auffassung lediglich rationale Gesichtspunkte maßgebend waren. Es konnte das etwa in der Weise geschehen, wie wir es jetzt bei Plato im Charmides lesen. D. h. Sokrates mag sich dahin geäußert haben, daß die Inschrift offenbar als eine Anrede des Gottes an die Eintretenden, als ein göttlicher Rat gedacht sei,[2]) daß sie also jedenfalls im Sinne der Gottheit sei und ebenso die Forschung, die mit dem *γνῶθι σεαυτόν* Ernst mache!

Und ist es nicht überaus wahrscheinlich, daß der wegen Gottesleugung und Jugendverderbnis auf Tod und Leben Angeklagte gerade seinen Richtern gegenüber betont hat, wie enge sich das Grundprinzip seiner Forschung und Lehre mit dem berühren, was ihnen selbst als Gebot ihres Gottes bekannt sei?

Bedurfte es für die idealisierende Rhetorik und die mythenbildende Phantasie noch mehr, um den Mann, der wie kein Zweiter seine ganze Persönlichkeit für jene delphische Weisheit eingesetzt, in der Tat als den von dem Gotte selbst geoffenbarten Diener und Interpreten Apolls hinzustellen, aus einer Forschung im Sinne des Gottes eine solche im Namen

---

[1]) Mem. IV, 2, 24. Vgl. auch den analogen Hinweis in dem angeblich platonischen Dialog Alkibiades I, 129a: *Πότερον οὖν δὴ ῥᾴδιον τυγχάνει τὸ γνῶναι ἑαυτόν, καί τις ἦν φαῦλος ὁ τοῦτ' ἀναθεὶς εἰς τὸν Πυθοῖ νεών, ἢ χαλεπόν τι καὶ οὐχὶ παντός*; und im Phädros, wo Sokrates von sich selbst sagt: *οὐ δύναμαί πω κατὰ τὸ Δελφικὸν γράμμα γνῶναι ἐμαυτόν.*

[2]) 164 d e. Allerdings ist es nicht Sokrates selbst, dem hier diese Interpretation in den Mund gelegt wird. Aber warum soll nicht auch Sokrates so argumentiert haben können, sondern erst Antisthenes (wie Joël I, 491 annimmt)?

des Gottes zu machen? Es ist eine Steigerung, die sich gewissermaßen von selbst ergab! Zuerst der einfache Hinweis auf die in dem Spruche enthaltene Lehre, dann der Hinweis auf die göttliche Sanktionierung dieser Lehre und am Ende auf die göttliche Sanktionierung des Lehrers, der sich zu dem Spruche bekennt!

Für uns bedarf der „Klassiker der Aufklärung", wie es nun einmal Sokrates tatsächlich ist, dieser hieratischen Hülle nicht! Und wir können auch in der „Überlieferung" nirgends eine wirklich beglaubigte Äußerung des echten Sokrates entdecken, die uns berechtigte, von der „Schwärmerei eines Inspirierten" zu reden.[1]) Hat doch Plato selbst das, was er die Anschauung der letzten und höchsten Geheimnisse nennt, von dem auf das rein verstandesmäßige Erkennen gerichteten sokratischen Denken unzweideutig genug geschieden! Man denke nur an den Sokrates des Symposions und an die Art und Weise, wie da, wo das Gebiet der „Inspirationen" betreten wird, die Sokratik versagt und eine Prophetin Diotima in die Lücke eintreten muß![2])

Aber auch sonst fehlt es bei Plato nicht an Fingerzeigen dafür, daß an dem religiös stilisierten Sokratesbild der Apologie erhebliche Reduktionen vorzunehmen sind. Während z. B. auf der einen Seite der „Gehorsam gegen den Gott" als das Grundmotiv und die treibende Kraft des sokratischen Wirkens erscheint, zu dem er sich nur mit einem gewissen Widerstreben versteht,[3]) wird von Sokrates auf der andern Seite mit der größten Lebhaftigkeit der Gedanke verfochten, daß ein anderes

---

[1]) Wie es z. B. Zeller tut a. a. O. S. 91. Man sieht, wie not noch immer die Warnung Hirzels tut, „den kühnen vor keiner Konsequenz zurückschreckenden Dialektiker in einen schwärmenden Propheten zu verwandeln!" A. a. O. I, S. 259.

[2]) Wie bezeichnend ist die Äußerung Diotimas Symp. 210a: *ταῦτα μὲν οὖν τὰ ἐρωτικὰ ἴσως, ὦ Σώκρατες, κἂν σὺ μυηθείης· τὰ δὲ τέλεα καὶ ἐποπτικά, ὧν ἕνεκα καὶ ταῦτα ἔστιν, ἐάν τις ὀρθῶς μετίῃ, οὐκ οἶδ', εἰ οἷός τ' ἂν εἴης.*

[3]) Apol. 21 b u. e.

Leben für ihn überhaupt nicht in Betracht käme. Es ist ihm undenkbar, daß er die Erforschung und Erörterung der Probleme des geistigen und sittlichen Lebens auch nur einen Tag aussetzen könnte! Denn dieses Forscherdasein ist ihm geradezu das „höchste Gut“, ein Leben ohne Forschung nicht lebenswert![1])

Wenn aber der Drang nach rastloser Gedankenarbeit in der innersten Natur des Mannes wurzelte, wie kann er dann in seinem Denken und Tun in der Weise mythisch oder religiös bestimmt worden sein, wie dies die Apologie behauptet? Und in der Tat hat ja der gereifte Plato selbst eine Darstellung des Bildungsganges des Sokrates gegeben, welche von einer solchen Motivierung völlig absieht! Im Phaedon sehen wir den jugendlichen Sokrates ganz und gar von jenem mächtigen Trieb des Erkennens und Verstehens beseelt, wie er die damalige Aufklärung überhaupt beherrschte. Unabhängig von den überlieferten mythischen Vorstellungen sucht er sich in der Welt zu orientieren, die Ursachen der Erscheinungen, ihres Entstehens und Vergehens zu ergründen. Und zwar erwartet er, — auch wieder ganz im Geiste der damaligen Aufklärung, — die Antwort auf die Fragen, die ihn bewegen, von der naturphilosophischen Spekulation der Zeit, besonders der des Anaxagoras. Er ist vollkommen frei von dem beschränkten Mißtrauen der gläubigen Zeitgenossen gegen diese „Untersuchung der Dinge über und unter der Erde;“ und wenn er sich von der kosmologischen Spekulation bald wieder abwendet, so geschieht es durchaus nicht, weil sie ihm etwa irgendwie irreligiös erscheint, sondern im Gegenteil, weil sie ihm nicht rationell, nicht wissenschaftlich genug ist, und weil er fürchtet, daß ihn die Hingabe an diese Spekulation an der Gewinnung anderer Erkenntnisse hindern könnte. Aus diesen Gründen ist er zu dem Ergebnis gekommen, daß es das Beste für ihn sei, „sich auf die Begriffsforschung zurückzuziehen“.[2])

---

[1]) ὁ δὲ ἀνεξέταστος βίος οὐ βιωτὸς ἀνθρώπῳ. Apol. 38 a.

[2]) 96 a ff.

Wenn auch Plato im Phädon keine historisch getreue Schilderung des inneren Entwicklungsganges des Sokrates geben wollte, — und das Detail des Berichtes trägt in der Tat in hohem Grade das Gepräge des platonischen Geistes und weist eher auf den Entwicklungsgang Platos selbst hin,[1]) — so ist doch dieser Lebenslauf insoferne gewiß historisch, als hier — im Gegensatz zur Apologie — die mythische Denkweise als bestimmender Kausalfaktor völlig ausgeschaltet und die innere Entwicklung des großen Denkers als die eines modernen Menschen geschildert wird. Diese Geistesgeschichte verläuft ganz und gar im Sinne einer Aufklärung, für welche Religion und Wissenschaft bereits völlig getrennte Gebiete geworden sind.

Und ist nicht gerade das ureigenste Ergebnis des sokratischen Denkens, die sittliche Erkenntnis, die ethische Selbstbesinnung recht eigentlich eine Betätigung dieses rein vernunftgemäßen Standpunktes, den niemand besser und treffender gekennzeichnet hat, als E. Meyer, der es mit Recht als das „Entscheidende" in der sokratischen Ethik hervorhebt, daß sie „die Moral innerlich von der Religion vollkommen losgelöst und ganz auf sich gestellt hat". „Es ist der vollkommenste Sieg des Individualismus über die in der Religion verkörperte Macht der Tradition. Soweit diese noch anerkannt wird, herrscht sie nicht mehr, sondern muß sich umwandeln nach den Postulaten der Moral".[2])

Also Sokrates hat das unbedingte Recht der Persönlichkeit vertreten, die Tradition und die in ihr wurzelnden religiösen und mythischen Vorstellungen aus freier sittlicher Überzeugung auf ihren Wahrheitsgehalt und ihre Daseinsberechtigung hin zu prüfen. Nun ist aber echte Sittlichkeit für Sokrates zugleich das Ergebnis einer logischen Selbstzucht, einer Rationalisierung, d. h. sie ist ihm wesentlich Vernunft-

---

[1]) Vgl. Windelband, Plato, S. 45 und Natorp, Platos Ideenlehre, S. 146 ff.

[2]) A. a. O. S. 451.

erkenntnis, ein Wissen. Wenn er also fordert, daß alle religiöse Tradition sich mindestens durch ihren moralischen Gehalt legitimieren müsse, so liegt darin zugleich die Forderung, daß sie sich vor der Vernunft und dem Wissen legitimiere. Die Überzeugungskraft aller bloßen Autorität und Überlieferung ist auch für ihn gründlich zerstört. Daher läßt ihn auch Plato im Kriton vollkommen zutreffend von seiner Art, zu denken, sagen: „Es war immer und allezeit meine Art, niemandem anders als den Vernunftgründen zu folgen, die mir bei rationeller Prüfung als die besten erschienen".[1]) Demgemäß ist es auch für ihn nur die Vernunft, die sein Verhältnis zu den Ansichten anderer Menschen bestimmt. Er läßt einzig und allein diejenigen Meinungen gelten, die er als vernünftig erkannt hat.[2]) Der λόγος ist ihm der Maßstab für die Beurteilung der Dinge, und in seinem Dienst ist er in den Tod gegangen, nicht als „Märtyrer des Gehorsams gegen die göttliche Stimme".[3]) Und dieser Sokrates sollte gleichzeitig einen so schwächlichen Kompromiß mit dem polytheistischen Volksglauben und eine so weitgehende Kapitulation der Vernunft vor den „heimischen" Traditionen und mythologischen Denkweisen gepredigt haben, wie sie ihm E. Meyer u. a. zuschreiben?

In der Tat liegt uns nirgends eine beglaubigte Äußerung des geschichtlichen Sokrates vor, die man in diesem Sinne deuten müßte, — wenn man sich nicht etwa auf den Sokrates des Phädros berufen will, der auf der gottgeweihten, stimmungsvollen Stätte unter der Platane am Ilissos sich allerdings zum Glauben an die örtliche Sage bekennt und die übliche rationalistische Skepsis gegenüber den Mythen ablehnt.[4]) Aber wer wird dieser Auffassung des Phädros den Wert eines authen-

[1]) 46 b. Es ist die berühmte Stelle, die K. Hase als Inschrift unter einer antiken Sokratesbüste des Museums zu Neapel las, und zu der er die sarkastische Bemerkung macht: „Hätte die hohe Polizei unter den letzten Königen von Neapel griechisch verstanden, sie würde erschrocken sein vor dieser Anreizung zur Vernunft". Kirchengeschichte auf Grundlage akad. Vorlesungen, I, S. 73.

[2]) 47 a. [3]) Wie Zeller (II, 1, 67) meint. [4]) 229 c ff.

tischen Zeugnisses beilegen? Wenn man dies tut, müßte man folgerichtig auch dem Phädros glauben, daß der geschichtliche Sokrates in seiner Ehrfurcht vor dem „Zeugnis der Altvordern" soweit gegangen ist, mit diesen den „Wahnsinn, der von Gott kommt" (d. h. die Inspiration des Sehers, Dichters u. s. w.) höher zu stellen, als die „Besonnenheit menschlichen Ursprungs;"[1]) man müßte annehmen, daß er — eben wie der Sokrates des Phädros, — unter Berufung auf die Prophetin von Delphi, auf die Priesterinnen von Dodona und die Sibylle die Ansicht vertreten hat, dem Menschen würden durch diesen „gottverliehenen Wahnsinn" geradezu die höchsten Güter zu teil![2]) Nun verbietet sich aber ein solcher Rückschluß schon dadurch, daß Plato selbst an anderer Stelle, — in der Apologie, — Sokrates auch gegenüber dieser angeblich göttlichen Inspiration aufs Entschiedenste den Primat des Intellekts geltend machen läßt! Dieser Sokrates sieht in den genannten Erscheinungen überhaupt keine „Inspiration",[3]) sondern lediglich einen Naturdrang, ein ἐνϑουσιάζειν; es ist ihm ein „πάϑος, welches Wahrsager und Orakelsänger erleiden", ein rein irrationaler Geisteszustand, den er eben wegen dieses seines irrationalen Charakters tief unter die „σοφία", d. h. unter die richtige Erkenntnis und unter das Wissen stellt![4])

Welche Auffassung der des geschichtlichen Sokrates näher steht, kann nicht zweifelhaft sein. Der geschichtliche Sokrates ist sicherlich der Antipode des romantischen Idealismus, den der Sokrates des Phädros vertritt. Wie kann man da von ihm behaupten, daß er die von diesem zur Schau getragene Mythengläubigkeit geteilt hat?[5])

---

[1]) 244 d. [2]) 244 a.

[3]) ἐπίπνοια, wie im Phädros 265 b. [4]) 22 c f.

[5]) Wer dies tut, müßte ihm folgerichtig auch die Unsterblichkeitslehre des Phädros zuschreiben. Übrigens hat auch E. Meyer gelegentlich bemerkt, daß „der hier gezeichnete Sokrates mit dem historischen kaum mehr etwas gemein hat" (IV, 439). Ein Zugeständnis, welches die Verwertung der Phädrosstelle über die angebliche Mythengläubigkeit des Sokrates von vorneherein unmöglich macht.

Ob es übrigens Plato wirklich Ernst war, wenn er den Sokrates des Phädros an den Raub der Oreithyia durch Boreas, an die Realität der Chimära, der Hippocentauren, der Gorgonen und Pegase glauben läßt? Wer dies ohne weiteres annimmt, vergißt die bereits oben hervorgehobene Tatsache, daß Plato für die Darstellung seiner Ideen des Mythus nicht entbehren kann, daß da, wo die begriffliche Formulierung für seine Zwecke nicht ausreicht, sein Philosophieren zum *μυθολογεῖν*, zu einer Dichtung wird, die sich selbst in die Gestalt des Mythus kleidet und dabei entweder aus dem Born der Überlieferungen des Volks- und Mysterienglaubens schöpft oder — mit „aristophanischer Freiheit" selbst Mythen erfindet,[1] die dann natürlich ebenso wie jene als „wahre" Geschichten erzählt werden. Man denke nur an sein Atlantismärchen, das er seinen eigenen Oheim, den Kritias, allen Ernstes als eine durchaus wahre Geschichte berichten läßt, so „wundersam" sie auch sei![2] Wie kann man diesen Poeten, der sich im Phädros der Maske des Sokrates gewiß mit derselben dichterischen Freiheit bedient, wie im Timäos des Kritias, als Zeugen anrufen für das Verhältnis des geschichtlichen Sokrates zum Mythus![3]

Übrigens ist es auch hier noch möglich, das platonisch stilisierte Sokratesbild aus Plato selbst zu korrigieren. Man denke nur an die Art und Weise, wie der Sokrates der Apologie, der in diesem Falle zweifellos der geschichtliche ist, die mythischen Vorstellungen über das „Jenseits" behandelt! Ob es

---

[1]) Wie bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Äußerung des Phädros selbst: *Ὦ Σώκρατες ῥᾳδίως σὺ Αἰγυπτίους καὶ ὁποδαποὺς ἂν ἐθέλῃς λόγους ποιεῖς.* 275 c.

[2]) Timäos 20 d.

[3]) Übrigens läßt Plato gerade im Phädros durchblicken, wie problematisch es mit der behaupteten „Wahrheit" des Mythus bestellt ist! S. 274 c: *Ἀκοήν γ' ἔχω λέγειν τῶν προτέρων, τὸ δ' ἀληθὲς αὐτοὶ ἴσασιν. εἰ δὲ τοῦτο εὕροιμεν αὐτοί, ἆρα γ' ἂν ἔθ' ἡμῖν μέλοι τι τῶν ἀνθρωπίνων δοξασμάτων;* Vgl. auch die bezeichnende Äußerung ... *κεράσαντες οὐ παντάπασιν ἀπίθανον λόγον, μυθικόν τινα ὕμνον προσεπαίσαμεν ... Ἔρωτα κτλ.* 265 b und *ἐμοὶ μὲν φαίνεται τὰ μὲν ἄλλα τῷ ὄντι παιδιᾷ πεπαῖσθαι* ebd.; dazu Phädon 114 d.

überhaupt ein Leben nach dem Tode gibt, ob der Mythus von den Totenrichtern auf Wahrheit beruht, — „wie man sagt", — das läßt er durchaus dahingestellt, obwohl er zugeben muß, daß die Ansicht von einer Fortdauer der Seele der herrschenden Volksmeinung entsprach. Zwar hat sich hier Sokrates nicht so scharf ablehnend geäußert, wie es etwa Demokrit gegenüber denen getan hat, die „von der Auflösung der menschlichen Natur nichts wissen" und „über die Zeit nach dem Ende erlogene Fabeln erdichten", aber es ist doch durchaus im Geiste der Aufklärung, daß er diese Mythendichtung als das Ergebnis einer rein illusorischen Denkweise hinstellt, die auch da etwas zu wissen glaubt, wo man eben nichts wissen könne![1]) Überaus bezeichnend ist die Art und Weise, wie er seinen persönlichen, kritischen und wissenschaftlichen Standpunkt der Gläubigkeit der Masse (der *πολλοί*!) gegenüberstellt: „Auch darin, — sagt er, — dürfte ein Unterschied zwischen mir und dem großen Haufen der Menschen bestehen und darin, — wenn ich wirklich weiser sein sollte, als andere, — meine Weisheit, daß ich angesichts der Unzulänglichkeit meines Wissens vom Hades mir auch nicht einbilde, etwas darüber zu wissen".[2]) Sollte Sokrates sich eingebildet haben, daß die Mythen von Boreas, von Chimära, Kentauren und Gorgonen, überhaupt die „seltsamen" Erzählungen über die Götter in höherem Grade ein Wissen enthielten, als die vom Hades, von Minos und Radamanthys? Wenn man ihm aber eine solche Einbildung nicht zutrauen darf, wie kann er dann jene gläubig „hingenommen" und diese bezweifelt haben?

Man sieht, der geschichtliche Sokrates macht dem Mythus gegenüber mit aller Entschiedenheit das Recht der Kritik geltend.

---

[1]) 29 b. Vgl. auch Xenophon Mem. III, 9, 6 *τὸ δὲ ἀγνοεῖν ἑαυτὸν καὶ ἃ μὴ οἶδε δοξάζειν τε καὶ οἴεσθαι γιγνώσκειν ἐγγυτάτω μανίας ἐλογίζετο εἶναι.*

[2]) „In Sokrates, — sagt Joël, — hat der hellenische Individualismus den Gegenpol des orientalischen Massentums erreicht". II, 2, 960. Und sehr treffend nennt er ihn im Hinblick auf die „individuell erfochtene" Erkenntnis, wie sie eben recht eigentlich sokratisch ist, den „Zerstörer der *δόξα*".

In einer für den Glauben der Mehrheit längst entschiedenen Frage, wie der nach der Unsterblichkeit der Seele und ihrem künftigen Schicksal, denkt er gar nicht daran, „dem zu folgen, was überliefert oder herkömmlich“ war, und er stellt sich auf diesen echt modernen Standpunkt des Agnostizismus, obwohl er weiß, daß er in dieser Frage nicht bloß „die Dichter und Mystiker“, auf die ihn E. Meyer allein hinweisen läßt,[1]) sondern die „meisten Menschen“ gegen sich hat! Was E. Meyer als Ansicht seines Sokrates hinstellt, daß er das, „was jenseits der Schranken unserer Erkenntnis liegt, hingenommen habe, wie es überliefert“ war, das hat der geschichtliche Sokrates grundsätzlich verworfen.

Übrigens sehen wir gerade hier, wo wir den Standpunkt des echten Sokrates zufällig kennen, recht deutlich, daß die Glaubensbeteuerungen des platonischen Sokrates für jenen gar nichts bedeuten. Man denke nur an den Gorgias, wo Sokrates einen Mythus vom Hades und Totengericht als lautere Wahrheit vorträgt und sich wiederholt ausdrücklich zum Glauben an diesen Mythus bekennt,[2]) oder an den Phädon, wo er den Hörern rät, solche Zukunftsphantasieen „sich gleichsam selbst als Zauberlied vorzusingen!“[3]) Kann man sich einen schrofferen Gegensatz zum Sokrates der Apologie denken?

Nun legt ja allerdings Plato im Phädros dem Sokrates eine Polemik gegen die Schwächen der damals beliebten Mythenkritik in den Mund, die uns echt sokratisch anmutet. Sokrates gießt hier die volle Schale seines Spottes über die rationalistischen Mythendeuter aus, die sich so viel „Mühe“ machten, die Sage auf Geschichte zu reduzieren und ihre wundersamen Gebilde, wie eben Chimära, Gorgonen u. dgl. gewissermaßen anatomisch einzurenken, sie „auf das Wahrscheinliche zurückzuführen“. Er nennt das eine „ziemlich plumpe Weisheit“,

[1]) A. a. O. S. 452.

[2]) *Ἄκουε δή, φασί, μάλα καλοῦ λόγου, ὃν σὺ μὲν ἡγήσει μῦθον, ὡς ἐγὼ οἶμαι, ἐγὼ δὲ λόγον· ὡς ἀληθῆ γὰρ ὄντα σοι λέξω ἃ μέλλω λέγειν* 523 a. Vgl. 524 a: *Ταῦτ' ἔστιν, ὦ Καλλίκλεις, ἃ λέγω ἀκηκοὼς πιστεύω ἀληθῆ εἶναι.*

[3]) 114 d.

zu der man noch dazu recht viel Muße haben müsse. Er habe zu diesen Dingen keine Zeit. Denn da er noch nicht einmal im stande sei, sich selbst zu erkennen, würde es lächerlich sein, solange er dies noch nicht verstehe, das Anderweitige zu erwägen. Daher lasse er diese Dinge gehen und erforsche lieber sich selbst, ob er „vielleicht selbst irgend ein Ungeheuer sei, welches den Typhon an Menge der Schlangenwindungen oder innerem Qualm übertrifft, oder ob vielleicht ein zahmeres und schlichteres Geschöpf, welches von Natur aus an einem göttlichen und von sengendem Qualm freien Lose teil hat.

Echt sokratischer und zugleich echt platonischer Humor, den man aber auch als solchen nehmen muß![1]) Daß die kindlichen Schwächen der damaligen Mythendeutung der sokratischen Ironie Anlaß zur Kritik gaben und daß er dieser „plumpen Weisheit“ gegenüber betont hat, er habe seinerseits Besseres und Wichtigeres zu tun, das mag man Plato gerne glauben; auch ist es sehr wahrscheinlich, daß Sokrates bei der systematischen Konzentrierung auf die Eine Hauptaufgabe seines Lebens gegenüber der mythologischen Denkweise des Volkes und den religiösen Problemen überhaupt — in der Öffentlichkeit wenigstens — eine gewisse Zurückhaltung beobachtet hat. Wie könnte man aber aus einem derartigen „*χαίρειν ἐᾶν*“, aus diesem „Aufsichberuhenlassen“ (laisser aller!) auf eine Zustimmung, auf ein „Hinnehmen“ des Mythos schließen! Würde es nicht vielmehr wie eine Ablehnung aussehen?[2])

Daß sich uns Sokrates in der platonischen Maske, in der er genötigt ist, fortwährend philosophische und mythologische

---

[1]) Goethe hat einmal gesagt: „Wer uns auseinandersetzte, was Männer wie Plato im Ernst, Scherz und Halbscherz, was sie aus Überzeugung oder nur diskursive gesagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienst erweisen“. Das Problem ist für Plato noch keineswegs genügend gelöst (Hempelsche Ausgabe, Bd. 41 (2), S. 172).

[2]) Man denke an Goethe, wenn er meint, daß man gewissen Leuten ihre Idiotismen lassen müsse!

Denkweise zu verquicken, als Mythengläubiger vorstellt, ist ja selbstverständlich! Denn wie könnte er sonst die Mythen als „wahre“ Geschichten vortragen? Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen vermag und die echt sokratische Ironie versteht, mit der hier auch gelegentlich der Mythus behandelt wird,[1]) dem wird sehr bald klar, daß es mit dieser Gläubigkeit nicht weit her ist, und daß im Grunde auch für den platonischen Sokrates Mythen nicht Erkenntnisse, sondern Bilder sind, die daher gelegentlich geradezu kaleidoskopartig wechseln.

Er wird an die ganz ähnliche Ausführung im Timäos denken, wo an das Bekenntnis der Unwissenheit in bezug auf die Götter die Forderung angeknüpft wird, man müsse eben dem Herkommen gemäß denen Glauben schenken, die früher darüber gesprochen haben, da sie ja Abkömmlinge der Götter seien, wie sie sagen (!), — und ihre Vorfahren ja selbst am besten gekannt haben müssen! Denn wie könnte man Göttersöhnen den Glauben verweigern? — Kann jemand, der ein Gefühl für Humor und Ironie hat, solche Stellen wörtlich nehmen und aus ihnen auf eine derartige naive Gläubigkeit bei Plato schließen? Übrigens ist ja auch der Phädros des platonischen Gespräches weit davon entfernt, eine solche Gläubigkeit bei Sokrates ohne weiteres vorauszusetzen! Er stellt, — in bezug auf den Boreasmythos, — die sehr bezeichnende Frage an ihn: *ἀλλ' εἰπὲ πρὸς Διός, ὦ Σώκρατες· σὺ τοῦτο τὸ μυθολόγημα πείθει ἀληθὲς εἶναι;*

Wer das Glaubensbekenntnis im Phädros als historisches Zeugnis verwertet, der muß auch annehmen, daß Sokrates die unvermeidlichen Konsequenzen der hier erwähnten Mythen „hingenommen“ hat. Wenn Sokrates wirklich, wie er hier behauptet, an Pegasus und die Gorgonen geglaubt hätte, so hätte er doch auch die Voraussetzung des Mythus: die Erzeugung des Pegasus durch Poseidon und Medusa als Tatsachen hinnehmen müssen. Nun ist aber Poseidon, wie überhaupt die „Vielen,

---

[1]) Ich erinnere nur an die Art und Weise, wie Sokrates eben an der genannten Phädrosstelle von dem *ὄχλος* der Gorgonen und Pegase spricht, sowie von dem *ἄλλων ἀμηχάνων πλῆθος* und der *ἀτοπία τερατολόγων τινῶν φύσεων* 229 e.

an die das Volk glaubte", selbst für den Sokrates E. Meyers eine durchaus problematische Figur,[1]) ebenso problematisch also doch auch seine Vaterschaftsverhältnisse. Wie können da die Produkte dieser Verhältnisse für Sokrates Realitäten gewesen sein? Wie kann überhaupt seine Kritik vor diesen Fabelwesen Halt gemacht haben, wenn selbst die Götter so wenig Gnade vor seinen Augen fanden, daß „ihm tatsächlich der abstrakte Gott allein noch übrig blieb?"[2])

Damit dürfte das Bild des mythengläubigen Sokrates für uns endgültig aus der Welt geschafft sein! Es ist unvereinbar mit dem geschichtlichen Sokrates, dessen „Mäeutik" ja im Menschen gerade die Kräfte entbunden hat, die ihn zur geistigen Überwindung des Mythus befähigen.[3])

Wer an die Echtheit jenes Bildes glaubt, macht aus Sokrates die Karikatur eines Forschers, wie dies ja auch bereits das Altertum getan hat. Ich erinnere nur an den pseudoplatonischen Dialog „Der Eisvogel" (*'Αλκυών*), in dem Sokrates die rührende Legende von der Gattentreue der Halkyone und ihrer Verwandlung in einen Vogel erzählt, — natürlich auch wieder als eine wahre Geschichte! Es ist einer jener schönen „halkyonischen" Tage, an dem wir Sokrates und seinem Genossen Chärephon begegnen, wie sie von der Stadt nach dem Hafen Phaleron gehen und dabei auf die Sage von dem Eisvogel zu sprechen kommen, dessen lieblichen Sang sie vom Meere her vernahmen. Der Genosse äußert sich natürlich skeptisch, während ihm Sokrates ungefähr folgendes zu bedenken gibt: „Mein lieber Chärephon, wir Menschen sehen nicht danach aus, als ob wir hellsehende Richter über das seien, was möglich und was unmöglich ist. Unser Urteil hängt ab von unserem menschlichen Erkenntnisvermögen, das nur zu oft weder begreifen, noch glauben (!), noch sehen kann. Wir bleiben zeit unseres Lebens Kinder im Vergleich mit der Ewigkeit des Alls, unfähig, die

[1]) S. oben S. 58. [2]) S. oben S. 57.

[3]) Insoferne hat Nietzsche vollkommen Recht, wenn er von dem „auf Vernichtung des Mythus" gerichteten Sokratismus spricht. Geburt der Tragödie S. 132.

Kräfte der Götter und Dämonen zu erkennen. Welch entsetzliches Wetter war noch vorgestern! Was für ein Blitzen, Donnern, Stürmen, als ob die Welt in Trümmer gehen wollte! Und nun diese Heiterkeit und Ruhe in der Natur! Ist eine solche Wandlung nicht etwas Größeres und Mühsameres, als die Umbildung einer Frau in einen Vogel? Sieh doch unsere Kinder an! Die machen aus demselben Stück Wachs oder Lehm tausenderlei Gestalten. Was kann da nicht ein Gott! Und bestehen nicht unter den Menschen selbst die allergrößten Unterschiede? Was ist ein Kind von 5—10 Tagen im Vergleich mit einem Mann? Könnte der nicht leicht Myriaden von Säuglingen bemeistern? Wahrlich soviel größer das Weltall ist, als Sokrates oder Chärephon, um so viel mehr muß auch die göttliche Macht und Weisheit, gleichsam die Seele des Alls, die unsere übertreffen. Wie viele Menschen können nicht schreiben, nicht Flöte blasen. Es ist ihnen, weil sie es nicht können, ebenso unmöglich, wie es uns unmöglich ist, Weiber aus Vögeln oder Vögel aus Weibern zu machen. Haben wir es anderseits nicht täglich vor Augen, was für wunderbare Dinge die Natur wirken kann? Diesem Wurm in der Zelle des Bienenstocks setzt sie Füße und Flügel an, schmückt ihn mit den schönsten Farben und macht daraus die kunstvolle Erzeugerin irdischer Ambrosia, die Biene. Und dieselbe Natur bevölkert durch geheimnisvolle Kräfte des Äthers Luft und Wasser mit Geschöpfen, die sie aus unscheinbaren Eiern zu bilden weiß. Darum dürfen wir vergänglichen Geschöpfe mit unserem ohnmächtigen Wissen uns nicht anmaßen, über Eisvögel und Nachtigallen[1]) mit Sicherheit etwas zu sagen! Ich für meinen Teil, Du melodische Dulderin Halkyone, werde die Geschichte Deiner zärtlichen Klagen meinen Kindern so überliefern, wie ich sie von meinen Voreltern überkommen habe; und oft werde ich Deine treue Liebe meinen beiden Weibern, Xantippe und Myrto, anpreisen!"

Fast möchte man glauben, daß hinter dieser rührenden Sokratesgeschichte ein Schalk steckt; und ein solcher Verdacht

[1]) Philomele ist ja auch eine Gestalt der Metamorphosendichtung.

mag vielleicht auch dem aufgestiegen sein, der sie den Werken des Spötters Lukian einverleibt hat, in denen wir sie jetzt lesen. Aber nehmen wir an, dem Verfasser war es wirklich Ernst![1]) Dann hat er eine unfreiwillige Satire auf diese ganze Anschauung von Sokrates geschrieben! Wenn man eben einmal dem Mythus die Gläubigkeit entgegenbringt, die der Sokrates des Phädros zur Schau trägt, dann muß man in der Tat am Ende bei der Argumentation anlangen, durch welche Sokrates im Chärephon selbst die Verwandlung von Menschen in Tiere plausibel macht. Da dieser Sokrates von seinem Standpunkt aus den Halkyonemythus als Ausdruck der Volksmeinung gläubig hinnehmen muß, so bleibt ihm eben nichts anderes übrig, als sich hinter die „Kräfte der Unsterblichen" zu verschanzen, die ja wohl auch aus einem Weib einen Vogel machen können!

Die kindliche Logik einer naiven Wundergläubigkeit, mit der sich für die tollsten Ausgeburten geistiger Beschränktheit ein Daseinsrecht begründen läßt! Und dabei merkt dieser Schwachkopf nicht einmal, in welch krassen Widerspruch er sich verwickelt, indem er den „Vätern" ohne weiteres Dinge als gesicherte Tatsachen nacherzählt, von denen er selbst zugeben muß, daß der Mensch über sie nichts Sicheres sagen könne!

Und so soll der Mann gedacht haben, der einer Zeit, in welcher Thukydides das Wunder grundsätzlich aus der Geschichte verwies, als Meister der Vernunftforschung galt? Einer der modernsten Geister der attischen Hochkultur und zugleich ein ausgeprägt mittelalterlicher Mensch?

Selbst ein Xenophon, der sich doch sonst redlich bemüht hat, die Gestalt des Sokrates auf das Niveau der eigenen abergläubischen Beschränktheit herabzudrücken, selbst er weiß in seinen „Denkwürdigkeiten" von einer besonderen Mythen-

---

[1]) Es ist möglich, daß bei der Abfassung stoischer Aberglaube des 3. oder 2. Jahrhunderts mitgewirkt hat. S. Brinkmann, Quaestionum de dialogis Platoni falso addictis specimen, Dissert., Bonn 1891. Kralik, Sokrates 1899, S. 55 nennt den Dialog ein „liebliches, frommes, echt sokratisches Gespräch"!

gläubigkeit des Sokrates nichts zu berichten. Im Gegenteil! Er läßt ihn gelegentlich den Mythus recht scherzhaft, ja rationalistisch behandeln.[1]) Wo sein Sokrates einmal den Mythus ernst zu nehmen scheint, wie bei dem Hinweis auf den Streit des Poseidon und der Athene um die Schutzherrschaft über Attika und das Schiedsgericht des Kekrops,[2]) handelt es sich lediglich um die pädagogische Verwertung des Mythus, nicht um ein persönliches Bekenntnis zu dessen geschichtlichem Gehalt. Ein Bekenntnis, das übrigens Xenophon aus dem Munde des echten Sokrates nie hätte vernehmen können, da dieser bekanntlich den Gedanken an die Möglichkeit eines Götterzwistes als absurd verwarf!

Ebensowenig hat es zu bedeuten, wenn Xenophon behauptet, daß Sokrates in religiösen Dingen — unter Berufung auf die Praxis der Pythia — wiederholt auf das örtliche Herkommen verwiesen habe. Denn es handelt sich dabei nicht um die innerliche Aneignung von bestimmten Glaubensvorstellungen, sondern um eine äußerliche Betätigung auf dem Gebiete des Kultus. Bei der Darbringung von Opfern, der Verehrung der Vorfahren, überhaupt bei allen Kultushandlungen solle man sich einfach an das halten, was Sitte und Gesetz vorschreibe.[3]) Wenn also Sokrates diesen Rat gegeben hat, — und es ist immerhin möglich, daß er ihn gegeben, — so hat er damit nicht auf irgendwelche allgemein verbindliche Glaubenssätze verwiesen, sondern er hat lediglich die Beteiligung an dem üblichen Kultus angeraten, der sich der Bürger um so weniger zu entziehen vermochte, als er ja selbst jeden Augenblick in die Lage kommen konnte, für den Staat Kultusakte vorzunehmen.

Wenn dieser Rat, sich der Sitte gemäß an den Zeremonien zu beteiligen, zugleich die Forderung einer rein passiven Hinnahme des traditionellen Mythus enthalten hätte, so hätte Sokrates mehr verlangt, als die Mythengläubigen selbst zu erfüllen bereit waren. Auf dem Boden einer Religion, die wesentlich Kultus war, die eine dogmatisch gebundene Theologie und

[1]) I, 3, 7. [2]) III, 5, 10. [3]) I, 3, 1. IV, 3, 16 f. IV, 6, 2 ff.

heilige, allgemein verpflichtende Urkunden nicht kannte, war ja auch der Mythus keine konstante Größe; er war der Entwicklung und Wandlung unterworfen. Wie sich der Einzelne zu den *ἱεροὶ λόγοι*, den mythischen Erzählungen stellen wollte, mit denen man den Ursprung religiöser Gebräuche und Riten, der sogenannten „heiligen Handlung“ erklärte, war etwas Nebensächliches. So zähe man an diesen Gebräuchen festhielt, die Vorstellungen, die man mit ihnen verband, waren deshalb doch keineswegs in unabänderliche Formen gebracht.[1]) „Der gleiche Ritus kann in verschiedener Weise gedeutet werden, ohne daß sich infolgedessen die Frage nach Orthodoxie und Heterodoxie erhob.“[2]) Daher kann sich der Mythus mit den Veränderungen in der Weltanschauung, mit dem sittlichen und intellektuellen Fortschritt wandeln.[3]) Und E. Meyer selbst hat einmal sehr treffend gesagt: „Eine Umdeutung der Götter und der Sagen war man längst gewöhnt und übte sie gerade in gläubigen Kreisen selbst bewußt und unbewußt.“[4])

---

[1]) Sehr treffend bemerkt Dieterich, Mutter Erde, Archiv f. Religionswissensch., Bd. 8, S. 1, daß „die mythische Erzählung — vom Mythus mehr und mehr losgelöst — ihre eigenen immer freieren Entwicklungsformen ausgestaltete“ und daß „das Volk selbst mit dem Wechsel religiöser Hauptanschauungen und mit dem Schwinden der Erinnerung an verlorenen und vertriebenen Glauben die Deutungen des Ritus fortwährend veränderte.

[2]) Robertson Smith, Die Religion der Semiten, Deutsche Ausg. S. 12.

[3]) „In ihm spiegelt sich nicht die Geschichte einer Theologie von Schriftgelehrten, sondern die Geschichte der Volksseele wieder“. Zielinski: Die Orestessage und die Rechtfertigungsidee, N. Jahrb. f. d. kl. Alt., 1899, S. 81.

[4]) IV, 248. Übrigens sei hier auch auf den modernen Griechen hingewiesen, von dem v. Öttingen (Unter der Sonne Homers, S. 151) mit Recht bemerkt, daß er die Gebräuche seiner Religion gewissenhaft beobachtet, „obgleich er sich von dem moralischen Einfluß der Kirche und ihrer allerdings wenig imponierenden Popenschaft so ziemlich befreit hat und überhaupt zu religiöser Skepsis neigt, — was ihn übrigens nicht hindert, in seinen Äckern Abwehrmittel gegen die Dämonen aufzustellen und an die greulichsten Spuckgestalten, Hexen, Werwölfe und Vampire zu glauben“.

Ist es da denkbar, daß ein Mann, wie Sokrates, der nach E. Meyer gewöhnt war, „jede überkommene Anschauung auf ihren Wert zu untersuchen“,[1]) und der mit dieser Kritik auch vor dem Mythus nicht Halt machte, gegenüber einer so naturgemäßen und dem religiösen und geistigen Fortschritt so förderlichen Entwicklung als Prediger der Stagnation aufgetreten ist und in weitem Umfang einfach die gläubige Hinnahme des überlieferten Mythenbestandes gefordert hat? So weit geht ja nicht einmal der platonische Sokrates, der im Gorgias ganz unzweideutig den Grundsatz aufstellt, daß von einer Hinnahme des Mythus höchstens so lange die Rede sein könne, bis wir „mit unserem Suchen etwas Besseres und Wahreres gefunden“ haben![2]) Ein Standpunkt, der die Arbeit an der Reinigung und Klärung des religiösen Bewußtseins geradezu fordert.

Nun ist aber das von Xenophon behauptete Verhalten des Sokrates zur Kultussitte nicht nur nicht ein Beweis für besondere Gläubigkeit, sondern es ließe sich sehr wohl auch ganz anders erklären. Es ist möglich, daß Sokrates auf das Herkommen verwies, um vor einem Übermaß zu warnen, wie dies ja Xenophon selbst einmal ausdrücklich berichtet,[3]) — oder daß er mit der Aufforderung, sich einfach an den Rat der Pythia zu halten, weiter nichts bezweckte, als lästige Frager abzuschütteln, ähnlich wie er Xenophon selbst in einer ebenso heiklen Frage gleichfalls an Delphi verwies! Ja es ließe sich sogar an einen gewissen Indifferentismus denken, wenn man sich erinnert, wie in der antiken Welt gerade die religiöse Gleichgültigkeit, ja der radikale Unglaube mit der hier empfohlenen Praxis sich sehr wohl abgefunden hat! Hat doch später einmal ein Seneca gesagt:[4]) „Diesen gemeinen, vom Aberglauben geschaffenen Götterschwarm wollen wir so anbeten, daß wir nicht vergessen: Ihre Verehrung ist nicht sowohl notwendig (d. h. sachlich begründet), als vielmehr Herkommen und Ge-

[1]) Ebd. 454.

[2]) 527 a. ... *εἴκῃ ζητοῦντες εἴχομεν αὐτῶν βελτίω καὶ ἀληθέστερα εὑρεῖν.*

[3]) I, 3, 1.

[4]) De superstitione bei Augustin civ. Dei. 6, 10.

setz.[1]) Der Weise wird diese Kulte mitmachen, weil es das Gesetz so will, nicht etwa, weil er glaubte, damit ein gottgefälliges Werk zu tun." [2])

Wie freilich Sokrates im Innersten seines Herzens über diese Frage gedacht hat, wissen wir nicht. Wir können nur sagen: Wenn sich die Gestalten der Volksgötter vor seinem kritischen Bewußtsein so verflüchtigt haben, daß ihm tatsächlich nur noch der abstrakte Gott allein übrig blieb, wie dies ja E. Meyer annimmt,[3]) dann kann er unmöglich der kultuseifrige Götterverehrer gewesen sein, zu dem ihn Xenophon gestempelt hat. Jedenfalls hat er nicht daran gedacht, in den Beziehungen zwischen Gott und Mensch eine Art Kontrakts- oder do ut des-verhältnis zu sehen, vermöge dessen der den Göttern „Gefälligste", d. h. in der Darbringung von Opfern Willigste auch am meisten auf „Gegendienste", auf göttliche Offenbarungen und auf die „größten Güter" rechnen dürfe, wie ihm dies Xenophon seinem eigenen Standpunkt gemäß unterschiebt.[4]) Denn wir wissen aus dem platonischen Euthyphron, der in diesem Falle ohne Zweifel den echten Sokrates im Auge hat, daß sich Sokrates über eine derartige „Frömmigkeit" mit beißendem Sarkasmus ausgesprochen hat. Er nennt sie ironisch eine Kunst des Dienens (*ὑπηρετική τις τῶν θεῶν*), [5]) eine Wissenschaft des Bittens und Gebens (*ἐπιστήμη αἰτήσεως καὶ δόσεως θεοῖς*),[6]) ein gegenseitiges Handelsgeschäft zwischen Göttern und Menschen (*ἐμπορικὴ τέχνη θεοῖς καὶ ἀνθρώποις παρ' ἀλλήλων.*[7])

Wenn Xenophon besonderes Gewicht darauf legt, daß man Sokrates „häufig" zu Hause und an den Altären des Staates

---

[1]) Cultum eius magis ad morem quam ad rem pertinere.

[2]) Quae omnia sapiens servabit tanquam legibus iussa, non tanquam diis grata.

[3]) S. oben S. 57 f.

[4]) I, 4, 18, IV, 3, 17 vgl. II, 1, 28. Daß hier eine xenophontische Stilisierung des Sokratesbildes vorliegt, hat bereits Joël a. a. O. I, 944 f. klar erkannt.

[5]) Euth. 13 d. [6]) 14 c. [7]) 14 e.

habe opfern sehen,[1]) so will das, — die Richtigkeit der Behauptung vorausgesetzt,[2]) — bei dem Bürger der antiken Polis, in der der Kultus mit seinen Formen als Volkssitte das öffentliche und häusliche Leben beherrschte, nur sehr wenig oder gar nichts besagen. Hätte sich etwa Sokrates von dem in uralter Sitte wurzelnden, mit dem ganzen Familienleben unzertrennlich verknüpften Hauskult oder von den öffentlichen Götterdiensten und Götterfesten[3]) ferne halten sollen, an denen alle Welt, Fromme und Unfromme, Gläubige und Ungläubige teilnahmen? Daß Xenophon aus dieser Beobachtung der Sitte auch wieder übertriebene Schlußfolgerungen im Sinne seines Tendenzbildes zieht, ist ja selbstverständlich, daß er aber die Übertreibung bis zu der Behauptung überspannt, Sokrates sei unter allen Menschen der eifrigste Verehrer der Götter gewesen,[4]) also noch kultuseifriger, als Xenophon selbst, — das ist schon der reine Aberwitz![5])

Eine Ungeheuerlichkeit, die nur noch durch die weitere Behauptung überboten wird, Sokrates sei in seiner Frömmigkeit so weit gegangen, daß er überhaupt nichts getan habe, ohne vorher die Meinung der Götter einzuholen![6]) Was der

---

[1]) I, 1, 2.

[2]) Sie wird freilich recht problematisch dadurch, daß der Sokrates der Apologie über diesen gegen den Vorwurf des Atheismus doch sehr ins Gewicht fallenden Punkt mit völligem Stillschweigen hinweggeht.

[3]) Es ist ganz antik d. h. vom Standpunkt der Polis aus empfunden, wenn die bei Goethe in den Wanderjahren geschilderte ideale Gemeinde fordert, es solle sich niemand vom öffentlichen Kultus absondern, da dieser als ein freies Bekenntnis zu betrachten sei, daß man in Leben und Tod zusammengehöre. Dabei „ist Religionsfreiheit in diesem Bezirk natürlich", d. h. die eigentliche Religion ist als ein durchaus Innerliches und Individuelles anerkannt. Hempelsche Ausg., Bd. 18, S. 98.

[4]) *θεραπεύων τοὺς θεοὺς μάλιστα τῶν ἀνθρώπων* I, 2, 64.

[5]) Man denke nur an Xenophons unermüdliche Berichterstattung über Tieropfer, Weihegüsse, Bekränzungen, Gelübde, Päane, Parolen mit religiösem Inhalt, Loblieder, festliche Aufzüge, Zuweisung von Weihegaben und Weihearten an die Götter! (S. Joël I. 100.) Und diese Xenophontische Kultusfrömmigkeit sollte ein Sokrates noch überboten haben?

[6]) IV, 8, 11 *εὐσεβὴς μὲν οὕτως ὥστε μηδὲν ἄνευ τῆς τῶν θεῶν γνώμης ποιεῖν.* Vgl. II, 6, 8.

naivgläubige Landsknechtshauptmann in möglichst ausgedehntem Maße in der Praxis[1]) und noch mehr als Theoretiker in einer Weise vertreten hat, daß er selbst einmal das Bedürfnis empfindet, sich deshalb förmlich zu entschuldigen und seinen Standpunkt gegenüber der Mantik aus den besonderen Verhältnissen des unsicheren und wechselvollen Kriegslebens zu erklären,[2]) — das überträgt er ohne weiteres auf den friedlichen Bürger und Philosophen! Und dabei muß er selbst zugeben, daß derselbe Mann, der nach seiner Behauptung rein gar nichts ohne Mantik getan haben soll, die Menschen vor allem an das eigene Wissen und Können verwiesen und diejenigen für Narren erklärt habe, die auch da die Götter bemühen, wo das eigene Urteil vollkommen ausreiche![3])

Nach alledem kann man ermessen, was es mit der weiteren Behauptung Xenophons auf sich hat, Sokrates habe geradezu zum Studium der Mantik aufgefordert und dabei allen Ernstes versichert, wer da wisse, wodurch die Götter den Menschen Offenbarungen zuteil werden lassen, d. h. wer die Technik der Weissagekunst beherrsche, der werde niemals des gött-

---

[1]) Mit Recht weist Joël I, 81 f. hin auf die zahlreichen Angaben in den Hellenika, in der Kyrupädie und Anabasis über all die wunderbaren Erscheinungen, die als Vorbedeutungen dienen sollen, als da sind auffliegende Adler und sonstige Vogelzeichen, Blitz und Donner aus heiterem Himmel, Stürme, Erdbeben, Lichter am Himmel, Selbstöffnung von Tempeltüren, Niesen während einer hoffnungsvollen Rede u. dgl. mehr, zu dem noch Träume und Orakelsprüche kommen. Wie bezeichnend ist allein Xenophons Gläubigkeit gegenüber der Traummantik und die bekannte Tatsache, daß er gleich seine Reise mit der Anfrage an das Orakel beginnt, welchen Göttern er Opfer und Gelübde zur Erreichung des günstigen Erfolges bringen soll! Anabasis III, 1, 6. Wenn auch die Kritik, welche Joël a. a. O. an diesem Standpunkt Xenophons geübt hat, durch die Ausführungen Zuckers über Xenophon und die Opfermantik in der Anabasis 1900 (Progr. Nürnberg) teilweise als zu weit gehend nachgewiesen ist, so bleibt doch bei Xenophon noch Mantikwahn genug, um ihn in dieser Frage als Zeugen geradezu unmöglich zu machen.

[2]) Hipparch. IX, 7 vgl. Kyrup. I, 6, 3. Kyn. XXXIV.

[3]) I, 1, 6 u. 9.

lichen Rates entbehren![1]) Wie wenig der echte Sokrates diese Torheit vertreten haben kann, das geht schon daraus hervor, daß sogar der xenophontische sich gelegentlich weit vorsichtiger äußert und von bloßen Versuchen redet, das für den Menschen Unerforschliche durch die Mantik von den Göttern zu erfragen, Versuchen, deren Ergebnis lediglich von der Huld der Götter abhänge, also keineswegs von der bloßen Kenntnis der Mantik![2])

Dazu welch ein Widerspruch zwischen diesem xenophontischen Sokrates, der auf gewissen Gebieten der Mantik eine geradezu dominierende Rolle einräumt,[3]) und jenem — dem echten Sokrates zweifellos weit näherstehenden — platonischen Sokrates des Laches, der gerade auf einem der wichtigsten jener Gebiete das berufsmäßige Wissen als das Entscheidende bezeichnet! Während der Erstere das Urteil des Feldherrn über den zu erwartenden Erfolg seiner Tätigkeit weit niedriger einschätzt, als das auf Offenbarung beruhende der Mantik,[4]) die den Ausgang der Unternehmungen verkündige und über die besten Maßregeln belehre,[5]) — ist es für den letzteren eine Torheit, wenn der Feldherr „der Wahrsagekunst dient, statt ihr zu gebieten", denn er wisse ja doch besser, was geschieht und geschehen wird![6]) Auch ist es gewiß nicht zufällig, daß Plato

---

[1]) IV, 7, 10 *εἰ δέ τις μᾶλλον ἢ κατὰ τὴν ἀνθρωπίνην σοφίαν ὠφελεῖσθαι βούλοιτο, συνεβούλευε μαντικῆς ἐπιμελεῖσθαι· τὸν γὰρ εἰδότα, δι' ὧν οἱ θεοὶ τοῖς ἀνθρώποις περὶ τῶν πραγμάτων σημαίνουσιν, οὐδέποτ' ἔρημον ἔφη γίγνεσθαι συμβουλῆς θεῶν.* Ich sehe keinen zwingenden Grund, die Stelle als interpoliert anzusehen.

[2]) I, 4, 18.

[3]) S. I, 1, 8. Dazu IV, 3, 12.

[4]) I, 1, 8. *τὰ δὲ μέγιστα τῶν ἐν τούτοις ἔφη τοὺς θεοὺς ἑαυτοῖς καταλείπεσθαι, ὧν οὐδὲν* (!) *δῆλον εἶναι τοῖς ἀνθρώποις . . . οὔτε τῷ στρατηγικῷ δῆλον, εἰ συμφέρει στρατηγεῖν, οὔτε τῷ πολιτικῷ κτλ.*

[5]) II, 3, 12. *Τὸ δὲ καί, ᾗ ἀδυνατοῦμεν τὰ συμφέροντα προνοεῖσθαι ὑπὲρ τῶν μελλόντων, ταύτῃ αὐτοὺς* (sc. *θεοὺς*) *ἡμῖν συνεργεῖν, διὰ μαντικῆς τοῖς πυνθανομένοις φράζοντας τὰ ἀποβησόμενα καὶ διδάσκοντας ᾗ ἂν ἄριστα γίγνοιτο;*

[6]) Laches 198 e . . . *ἡ στρατηγία κάλλιστα προμηθεῖται τά τε ἄλλα καὶ περὶ τὸ μέλλον ἔσεσθαι, οὐδὲ τῇ μαντικῇ οἴεται δεῖν ὑπηρετεῖν ἀλλὰ ἄρχειν, ὡς εἰδυῖα κάλλιον τὰ περὶ τὸν πόλεμον καὶ γιγνόμενα καὶ γενη-*

an dem Gespräch im Laches den unglücklichen Feldherrn Nikias beteiligt sein läßt, auf dessen verhängnisvolle Unselbständigkeit gegenüber der Mantik durch diese Sätze ein grelles Licht fällt.[1]) Kann man da auch nur noch einen Augenblick annehmen, daß es Sokrates als „unnütze Grübelei" verurteilt hätte, wenn sich Nikias der „herkömmlichen" Deutung von Mondfinsternissen entschlagen und als Skeptiker gehandelt hätte, wenn er, — um mit dem platonischen Sokrates zu reden, — „an das, was geschehen wird, klüglich zum voraus gedacht hätte, statt der Wahrsagekunst zu dienen?"

Thukydides spricht einmal, — in dem berühmten Rededuell des Meliers und des Atheners, — von der blinden Masse derjenigen, die, „wenn sie sich von greifbaren Hoffnungen verlassen sehen, zu ganz unzuverlässigen (ἀφανεῖς) ihre Zuflucht nehmen, zur Mantik, zu Orakeln und was da sonst durch Erregung von Hoffnung Verderben bringt".[2]) Sollte er wirklich einen Sokrates unter diesem törichten Haufen gesucht haben?

Wenn man übrigens nach den Tatsachen fragt, auf welche Xenophon sich berufen kann, so bleibt weiter nichts übrig, als der schon erwähnte Rat, den er persönlich für seine Orientfahrt von Sokrates erhielt,[3]) der aber, — wie wir ebenfalls schon gesehen, — für den Standpunkt des letzteren gar nichts beweist.[4]) Und ebensowenig würde es beweisen, wenn man diesen Fall so wie Xenophon[5]) verallgemeinern dürfte, d. h. wenn Sokrates auch sonst in Fragen des Schicksals, auf die er so wenig Antwort hatte, wie die Fragesteller, an die Orakel

σόμενα. Der Widerspruch gegen den xenophontischen Sokrates ist so augenfällig, daß man beinahe mit Joël I, 79 glauben möchte, die Stelle sei direkt gegen diesen gerichtet.

[1]) Daß jeder Athener in diesem Zusammenhang eben nur an diesen Nikias denken konnte, ist so klar, daß dagegen auch die Ausführung von Trubetzkoy, Zur Erklärung des Laches, Hermes 1905, S. 636 ff. nicht ins Gewicht fällt.

[2]) V, 103. [3]) Anab. III, 1, 5.

[4]) Das hat übrigens schon Köchly, Akademische Vorträge I, 354 und Joël I, 79 zur Genüge dargetan.

[5]) I, 1, 6.

verwies. Wer kann sagen, ob hier nicht einfach die sokratische Ironie im Spiele war[1]) oder ähnliche Gründe, wie bei dem Hinweis auf die Kultussitte? Wo findet sich endlich der Schatten eines Beweises dafür, daß Sokrates selbst von der Mantik Gebrauch machte? Nicht einmal Xenophon vermag dafür etwas anderes vorzubringen, als die ganz vage Bemerkung: „Es war kein Geheimnis", daß er dies tat.[2])

Und woraus schließt dies Xenophon? Aus dem vielberufenen Daimonion, das er natürlich von seinem Standpunkt aus ohne weiteres ins Gebiet der Mantik verweist,[3]) für dessen wahre Bedeutung ihm aber offenbar alles Verständnis abging. Denn daß das Daimonion mit dem vulgären Mantikglauben nichts zu tun hat, daß es nicht aus irgend einer mystischen Anlage oder besonderen religiösen Stimmung und Gläubigkeit abzuleiten ist, darüber dürfte man sich doch wohl immer mehr klar werden, wenn man das merkwürdige Phänomen im Lichte sokratischer Psychologie und Erkenntnislehre zu würdigen sucht.

Was dem sokratischen Denken sein Gepräge gibt, ist ja recht eigentlich dies, daß es mit der Fackel des kritischen Intellekts in jenes dunkle Bereich des unwillkürlichen triebartigen Seelenlebens hineinleuchtet, in welchem sich gerade die Mystik und die mythische Denkweise am wohlsten fühlen. Die Rationalisierung des Denkens und Wollens, welche für Sokrates das Endresultat seiner „Selbsterkenntnis" und seiner „Wissenschaft von der Seele" ist, bedeutet eben eine zunehmende Einschränkung dieses Gebietes des Unbewußten, des ἄλογον μέρος τῆς ψυχῆς. An Stelle des Unwillkürlichen, Triebartigen soll mehr und mehr das auf bewußter Reflexion beruhende Wollen, an Stelle der assoziativen, gewohnheitsmäßigen in möglichst weitem Umfang logische Vorstellungsverknüpfungen, kurz das

---

[1]) Es mag gelegentlich sehr wohl vorgekommen sein, was Wilamowitz, Die griech. Literatur des Altertums (Kultur der Gegenwart I, 8) S. 79 behauptet, daß sich „der Eiron Xenophon gegenüber als frommen Biedermann gab".

[2]) I, 1, 2. μαντικῇ χρώμενος οὐκ ἀφανὴς ἦν.

[3]) I, 1, 2; —3, 4; —4, 15. IV, 3, 12.

„Wissen" die Führerrolle im theoretischen und praktischen Leben übernehmen. Es ist eine systematische Steigerung der Energie des Denkens und damit eine Erhöhung der Bewußtheit des seelischen Lebens, die, — wie ich an anderer Stelle darzulegen versuchte,[1]) — Sokrates als typischen Repräsentanten der Vollkultur und ihrer aktuellen Denkweise kennzeichnet, im Gegensatz zur Passivität der Halbkultur.

Allein gerade die eminente Bewußtheit seines seelischen Lebens und die Schärfe seiner Selbstbeobachtung mußte ihm auf der anderen Seite die Erkenntnis aufdrängen, daß auch die weitgehendste Rationalisierung des Gefühls- und Vorstellungsverlaufes immer noch ein weites Gebiet übrig läßt, das sich der Kontrolle des Selbstbewußtseins entzieht, daß diese dunkle Welt der Reflexe, Instinkte, Triebe, diese irrationalen Tiefen, in die nun einmal alles seelische Geschehen hinabreicht, immer nur bis zu einem gewissen Grade der Bearbeitung durch die Intelligenz zugänglich sind: Eine Beobachtung, die in dem bezeichnenden Geständnis zum Ausdruck kommt, daß er nicht einmal sich selber zu erkennen vermöge! Und als wahrhaft genialer Mensch wurzelte er selbst zu sehr in dem Erdreich des Unwillkürlichen, als daß ihm nicht die ganze ungeheure Macht jener aus dem Instinktleben quellenden psychischen Grundströmung zu vollem Bewußtsein gekommen wäre! Eine Macht, die sich ihm seiner Individualität gemäß als eine in höchstem Grade wohltätige erwies, da sie sich in ihm als geniale Intuition und als eminenter sittlicher Takt offenbarte, die ihm auch bei reinen Instinkthandlungen und Instinkturteilen eine starke Bürgschaft für deren Richtigkeit gewährte.

Im Gefühle dieser aus der Unbefangenheit des Unbewußten quellenden Sicherheit konnte er sehr wohl — symbolisch — von seiner „gewohnten Mantik" (*ἡ εἰωθυῖα μοι μαντική*) reden.[2]) Denn, wie ihn Plato selbst einmal im Hinblick auf dies Ahnungsvermögen der Seele sagen läßt, — die

---

[1]) Sokrates und sein Volk .76. [2]) Platon Apol. 40a.

menschliche Psyche hat etwas „Prophetisches“ an sich (*μαντικόν γέ τι καὶ ψυχή*),[1] so daß Sokrates an eben dieser Stelle scherzhaft von sich selbst bemerkt, er sei ein *μάντις* sozusagen für den eigenen häuslichen Bedarf.[2] Die „Mantik“ der Seele ist ihm eben ein Bild, genau so wie die „Mäeutik“ seiner Seelenforschung oder die innere „Stimme“ (*φωνή τις!*) des Daimonion, die er ganz gewiß auch nicht für eine wirkliche Stimme gehalten hat.[3] Daher läßt ihn auch Plato mit Recht an der genannten Stelle die Verquickung seiner Person mit der eigentlichen Mantik ziemlich unverblümt zurückweisen. Was endlich den Namen Daimonion selbst betrifft, so erklärt er sich auch wieder aus der Eigenart des psychischen Phänomens, zu dessen Kennzeichnung ihn Sokrates gewählt hat. Die unter der Schwelle des Bewußtseins wurzelnden Antriebe und die Willensentscheidungen, in welche sich diese Antriebe mit einer für ihn unabweisbaren Notwendigkeit umsetzten, sie stellen das dar, was in seinem Wollen und Tun Schicksal war: Man könnte letztere mit der Tragödie als die *ἔργα πεπονθότα μᾶλλον ἢ δεδρακότα* bezeichnen.[4] Wenn er daher für diese der begrifflichen Analyse sich so hartnäckig entziehende Erscheinung einen einigermaßen charakteristischen und verständlichen Namen suchte, so lag es für eine primitive, nur über die notdürftigsten Begriffe verfügende Psychologie, wie die seine, durchaus nahe, eben von dem Moment des Schicksalsmäßigen auszugehen und dabei an den allgemein üblichen Sprachgebrauch anzuknüpfen, wie er sich aus den volkstümlichen Vorstellungen über die dunkle Schicksalsmacht entwickelt hatte.

---

[1] Phädros 242 c.

[2] A. a. O. *εἰμὶ δὴ οὖν μάντις μέν, οὐ πάνυ δὲ σπουδαῖος, ἀλλ' ὥσπερ οἱ τὰ γράμματα φαῦλοι, ὅσον μὲν ἐμαυτῷ μόνον ἱκανός.* Das stimmt übrigens sehr schlecht zu Xenophon Mem. I, 1, 4, wo Sokrates fortwährend den Propheten für andere spielt.

[3] Wie leicht sich für die bildliche Redeweise der Begriff „mantisch“ einstellte, zeigt Platos Theäthet 142 c ... *ἀνεμνήσθην καὶ ἐθαύμασα Σωκράτους, ὡς μαντικῶς ἄλλα τε δὴ εἶπε καὶ περὶ τούτου.*

[4] Sophokles Ödip. Kolon. 263.

Nun haben die Griechen diese den Menschen bindende und wie in einen Bann verstrickende Gewalt von jeher als etwas „Dämonisches“ bezeichnet. Das individuelle Schicksal des Einzelnen ist ihnen, insoferne es unentrinnbar erscheint, sein „Dämon“[1]) und insoferne es sich der menschlichen Berechnung und Einsicht entzieht, ein *δαιμόνιον*.[2]) Eine Vorstellung, die eine Reihe von sprachlichen Bildungen erzeugt hat, die zuletzt ganz stereotyp und daher auch da gebraucht werden, wo die ursprünglich zu Grunde liegende mythische Vorstellung mehr oder minder verblaßt ist (*εὐδαιμονία, ἀγαθῷ δαίμονι* u. s. w.) Man denke nur an die Art und Weise, wie der „Dämon“ zugleich als die „Tyche“ des Einzelnen erscheint und ganz unpersönlich das Menschenlos im Allgemeinen, wie die Einzelschickung bezeichnet! Und wenn es bei Heraklit heißt: *ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων*,[3]) so ist der Sinn dieses Satzes offenbar der, daß der Charakter des Menschen eben die für ihn ausschlaggebende Schicksalsmacht ist,[4]) ähnlich wie ja auch Epicharm einmal gesagt hat: *ὁ τρόπος ἀνθρώποισι δαίμων ἀγαθός, οἷς δὲ καὶ κακός*.[5])

Wie hätte Sokrates Angesichts dieser ganzen Entwicklung des Begriffes „Dämon“ und „Dämonisch“ Bedenken tragen sollen, die dunkle Schicksalsmacht in seinem Innern, die „große latente Dynamik in ihm“,[6]) von der sich nur in Bildern reden ließ, als etwas „Dämonisches“ zu bezeichnen? Nennt doch so-

---

[1]) Odyss. V, 396. X, 64. Sophokles Elektra 1156. Euripides Iph. Aul. 1136: *ὦ πότνια μοῖρα καὶ τύχη δαίμων τ᾽ ἐμός*. Dazu Lehrs Aufsätze (2), S. 189 ff. Dämon und Tyche. Schmidt, Die Ethik der Griechen I, 230 ff.

[2]) So z. B. Xenophon Mem. I, 1, 9. Vgl. I, 3, 5 *εἰ μή τι δαιμόνιον εἴη* und Hipp. XI, 13 *ἢν μή τι δαιμόνιον κωλύῃ*. Vgl. auch über den Gebrauch von *ὁ δαίμων, τὸ δαιμόνιον, τὰ δαιμόνια* für den Schicksalsbegriff bei Euripides passim die Stellen bei Nestle S. 54 f.

[3]) Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker, S. 82, fr. 119.

[4]) Diese Deutung scheint mir richtiger, als die von Diels („Dem Menschen ist sein Sinn sein Gott!“)

[5]) Diels a. a. O. S. 96, fr. 17.

[6]) Wie Joël das Daimonion nennt, II, 962.

gar der philosophische Dichter und der große Staatsmann der Aufklärung, der thukydideische Perikles, das vom Schicksal Beschiedene, dem sich der Mensch mit Ergebung fügen muß, *τὸ δαιμόνιον* und *τὰ δαιμόνια*![1]) Wenn so spezifische Nichtmystiker und Freidenker wie Euripides und Thukydides sich dem herrschenden Sprachgebrauch in dieser Weise anbequemten, warum soll das „Daimonion" des Sokrates nicht ebensogut volkstümliche Redeweise sein können, wie das Daimonion und die „Daimonia" des Euripides und Thukydides? Zeigt übrigens nicht schon die Wahl des Wortes (Neutrum!), daß Sokrates das Phänomen als etwas vollkommen Unpersönliches, Sachliches charakterisieren wollte?

Wenn er wirklich so intensiv mythisch gedacht hätte, wie es ihm Xenophon unterschiebt, der das Daimonion ohne weiteres zu einem persönlichen Wesen, zur offenbarenden Gottheit selbst macht,[2]) so wäre ihm doch eine herzhafte Personifikation viel näher gelegen und er hätte ohne Scheu von seinem *ἀγαθὸς δαίμων*, wenn nicht von dem „Gotte" selbst geredet, während die von ihm gewählte Ausdrucksweise, — und zwar offenbar absichtlich,[3]) — die ganze Erscheinung ins Unbestimmte verflüchtigt. Wie hoch steht hier Sokrates über einem Empedokles, der mit seiner Lehre von dem im Menschen hausenden Seelengeist oder Dämon (der Psyche des Volksglaubens!) für einen inspirationsgläubigen Schwärmer, — wie es Sokrates eben nicht

---

[1]) Euripides passim (s. oben S. 124, A. 2). Thuk. II, 64.

[2]) I, 1, 2 u. 3, 5, I, 3, 4, I, 4, 18, IV, 3, 13. Auch in bezug auf das Daimonion steht die platonische Auffassung, wie sie Apol. 31 d sich findet, der sokratischen näher als die xenophontische. Hier heißt es ganz unbestimmt: *θεῖόν τι καὶ δαιμόνιον γίγνεται*, wobei man sich zu erinnern hat, wie leicht sich dem Griechen der Begriff *θεῖος* einstellt, so z. B. im Symposion für den Zeugungs- und Geburtsakt! (206 c.) Bestimmter lautet allerdings Apol. 40 b „*τὸ τοῦ θεοῦ σημεῖον*". Aber hier liegt gewiß keine Äußerung des Sokrates, sondern die Idee des Apollodieners zu Grunde.

[3]) Dafür spricht auch die wahrscheinlich geschichtliche Erklärung des Sokratikers Simmias bei Plutarch De gen. Socr. 20, er habe auf die Frage, was es mit dem Daimonion eigentlich für eine Bewandnis hätte, von Sokrates keine Antwort erhalten!

war, — das gegebene Vorbild gewesen wäre! Aber, — wie Galaxidor in der plutarchischen Schrift über das Daimonion mit Recht bemerkt, — diese „zur Schwärmerei gewordene" Philosophie mit ihren Wundererscheinungen und Geschichten (*φάσματα*), mit ihren Mythen und ihrer Deisidämonie hat er verachtet und „die Philosophie daran gewöhnt, die Wirklichkeit zu erfassen und die Wahrheit mit nüchternem Verstande zu suchen".[1]) Und diese Nüchternheit und Besonnenheit auch gegenüber dem Unerklärlichen hat sich ja gerade bei dem „Daimonion" bewährt. Man vergegenwärtige sich nur, mit welcher, man möchte sagen spielenden Freiheit, er das Daimonion — oft in den alltäglichsten Lebenslagen — im Dienste seiner Ironie und seines Humors verwendet hat!

Daher hat das Daimonion schon im Altertum freigesinnte Geister nicht gehindert, Sokrates als einen Mann anzuerkennen, der von Wahn und Aberglauben frei" war[2]) und der insbesondere hoch über all denen stand, die „ihre Einfälle mit Träumen, Geistererscheinungen und anderem Bombast der Art ausstaffieren, um als Lieblinge der Götter und als ganz besondere Menschen zu erscheinen und ihre Handlungen mit einer göttlichen Weihe zu umgeben"![3]) Es ist eine eigentümliche Ironie der Geschichte, daß freie antike Denker so über Sokrates urteilen konnten, während Vertreter der modernen Wissenschaft, ohne sich irgendwie bei einer quellenmäßigen Begründung ihrer Ansicht aufzuhalten, aus Sokrates ein Opfer religiöser Wahnvorstellungen gemacht haben, das sich sogar mit seinem „Dämon"

---

[1]) A. a. O. c. 9. *φασμάτων δὲ καὶ μύθων καὶ δεισιδαιμονίας ἀνάπλεων φιλοσοφίαν ἀπὸ Πυθαγόρου καὶ Ἐμπεδοκλέους δεξάμενος εὖ μάλα βεβακχευμένην εἴθισεν ὥσπερ πρὸς τὰ πράγματα πεπνῦσθαι καὶ λόγῳ νήφοντι μετιέναι τὴν ἀλήθειαν.*

[2]) S. ebd. *ὡς ἔργον ἐστὶν εὑρεῖν ἄνδρα καθαρεύοντα τύφου καὶ δεισιδαιμονίας!*

[3]) A. a. O. Vgl. ebenda c. 11 auch die natürliche Erklärung des Daimonion durch Galaxidor. Über die Quellen der plutarchischen Darstellung s. Christ, Plutarchs Dialog vom Daimonion des Sokrates. Sitz.-Ber. der Münch. Ak. 1901, S. 99 ff.

unterhalten haben soll!"[1]) Eine Behauptung, die lebhaft an die völlige Gleichgiltigkeit gegen die Frage der geschichtlichen Beglaubigung erinnert, die schon Wiedemeisters Theorie vom Cäsarenwahnsinn für die Geschichte so unfruchtbar gemacht hat.

Daß allerdings Xenophon im Hinblick auf das Daimonion eine förmliche Prophetengabe für Sokrates in Anspruch nimmt und ihn zu „einer Art von Wahrsager und Wundermann" stempelt,[2]) daß er es ferner als Zeugnis für die außerordentliche „Frömmigkeit" des Mannes verwertet, wen kann das wundernehmen? Es entspricht das nur dem Ton, auf den seine ganze Charakteristik des sokratischen Denkens und Tuns gestimmt ist. Denn Sokrates ist nun eben einmal für ihn der „frömmste" der Menschen,[3]) ja geradezu ein Lehrer der Frömmigkeit![4]) Die Frömmigkeit ist es, die unter den Gesprächsstoffen des xenophontischen Sokrates, besonders in den Erörterungen über die menschlichen Tugenden die erste Stelle einnimmt, auch wieder ganz im Sinne Xenophons selbst, der ja auch gewohnt war, „bei aller Aufzählung die Frömmigkeit voranzustellen und speziell als erstes Tugendelement aufzuführen".[5])

Hier tritt es ganz besonders drastisch zu Tage, wie wenig die publizistische Tendenzschrift Xenophons auch nur in der Hauptsache als historischer Bericht[6]) anerkannt werden darf. Die Art und Weise, wie hier Sokrates um jeden Preis mit dem Autor selbst identifiziert und zum Interpreten xenophontischer Anschauungen gemacht wird, bleibt hinter dem bescheidensten Maß wahrheitsgemäß darstellender Realistik zurück, das man von einem historischen Bericht verlangen muß. Die Geschichte wird einfach unter die Macht der Theo-

---

[1]) Krafft-Ebing, Psychiatrie S. 109. Er stellt Sokrates in die Reihe jener historischen Persönlichkeiten, welche an die Realität ihrer Halluzinationen glaubten. Und warum? Weil dies die „Erfahrung" gezeigt habe! Wahrlich eine seltsame Ansicht von dem Wesen der „Erfahrung!"

[2]) Nach der treffenden Bemerkung von Gomperz, Griechische Denker II 70.

[3]) I, 1, 20. [4]) IV, 3, 18. [5]) Joël I, 105 f.

[6]) S. über diese Ansicht E. Meyers oben S. 86.

logie gebeugt und in das Sokratesbild eine ganze Reihe von Zügen hineinkomponiert, die alle nach einer dogmatischen Schablone gezeichnet sind und das echte Bild kläglich entstellen und verfälschen.[1])

Wenn irgend etwas Hauptsache in der Sokratik ist, so ist es die Autonomie ihrer Ethik, die Lehre von der Selbständigkeit der Moral gegenüber dem mythischen Denken; und gerade das hat Xenophon völlig mißverstanden! Für seinen naiven supranaturalistischen Dogmatismus, der sich eine Sittlichkeit ohne mythisch-religiöse Begründung nicht denken kann, ist eine von spekulativen Voraussetzungen, von mythischer Denk- und Gefühlsweise so völlig unabhängige Ethik wie die des Sokrates einfach unverständlich. Er verkehrt sie gerade in ihr Gegenteil und drückt so auch hier die Gestalt des großen Denkers auf das Niveau des Massenempfindens herab. Man denke nur an die Art und Weise, wie er die unbeugsame Standhaftigkeit, die Sokrates in dem Prozeß der unglücklichen Admirale der Arginusenschlacht als Vorsitzender des geschäftsführenden Ratsausschusses gegenüber einer tobenden Volksversammlung bewies, als einen Akt vulgärer Frömmigkeit hinstellt, als Ausfluß der Scheu vor der Allwissenheit und Allgegenwart der Götter![2])

Der platonische Sokrates weiß von dieser Motivierung nichts[3]) und er ist auch sonst weit davon entfernt, dem

---

[1]) Wenn Xenophon auch hier geglaubt hat, daß seine Ansichten mit denen stimmten, welche Sokrates ihm einst gelehrt (Bruns S. 375), so hat er sich in einer Selbsttäuschung befunden, die sein kritisches Urteilsvermögen im bedenklichsten Licht erscheinen läßt. Was hat ein solcher „Zeuge" überhaupt noch für einen Wert, von dem Bruns an anderer Stelle selbst zugeben muß, daß sein Werk „voll (!) ist von Gedanken, die Sokrates sicherlich nie ausgesprochen hat!" (S. 232). — Und dabei lebte der Mann nach Bruns (S. 375) des naiven Glaubens, er könne das getreue Bild des unvergleichlichen Lehrers heraufbeschwören!

[2]) I, 1, 19. Dabei ist es auch wieder für Xenophon bezeichnend, daß er die Tat des Sokrates geradezu ins Heroische, Übermenschliche steigert. „Kein anderer Mensch" hätte so etwas gewagt! (IV, 4, 2 *οὐδένα ἄνθρωπον*).

[3]) S. Apol. 32 b. Um hier ein Analogon zum xenophontischen Sokrates zu finden, müßte man schon zu einem Standpunkt herabsteigen, der ein

religiösen Moment die überragende Bedeutung einzuräumen, die ihm der xenophontische zuschreibt. Die Erörterungen über die Tugend in den älteren Dialogen Platos unterscheiden sich ja gerade dadurch wesentlich von den Denkwürdigkeiten Xenophons, daß sie eben nicht, wie diese, das religiöse Verhalten allem anderen voranstellen, sondern ihr Augenmerk in erster Linie den bürgerlichen Tugenden der Gerechtigkeit, Besonnenheit, Tapferkeit zuwenden. An eine mythische oder religiöse Motivierung der Moral wird so wenig gedacht, daß sogar umgekehrt der Versuch gemacht wird, das religiöse Verhalten aus der Moral abzuleiten.[1] Und wenn auch einmal die Frömmigkeit als solche zum Gegenstande einer besonderen Diskussion gemacht wird, — im Euthyphron und unter dem frischen Eindruck des Asebieprozesses, — so tritt uns gerade da eine ausgeprägt rationelle und kritische Denkweise entgegen, die in ihren Konsequenzen weit über die Volksreligion hinausführt.[2]

Aber auch sonst unterscheidet sich der xenophontische Sokrates in bezug auf die religiöse Motivierung seines Denkens und Tuns ganz wesentlich von dem platonischen. Er denkt ausgeprägt theologisch, und zwar nicht bloß als Ethiker, son-

wesentlich tieferes Niveau repräsentiert, als der des platonischen Sokrates. Man müßte zu Büchern greifen, wie etwa dem des Jesuiten Cathrein über Religion und Moral (1904², 205), der seine echt xenophontische Auffassung der vorliegenden Frage auf das „Bekenntnis" des Paulus (I. Kor. 15, 32) und Augustin (Confess. 6, 16) stützt, daß „nur der Gedanke an das unsterbliche Leben im Jenseits mächtig genug war, sie zur Tugend anzuhalten"! Wie hoch würde der geschichtliche Sokrates über diesem Paulus und diesem Augustin stehen, wenn man solche gelegentliche Äußerungen für die Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit verwerten dürfte.

[1] Gorgias 507 a f. Vgl. 504 d.

[2] Man sieht, was es mit der Behauptung Belochs auf sich hat, Sokrates habe eine Sittenlehre auf theologischer Grundlage angebahnt, die niemand befriedigen konnte, dem wissenschaftliches Denken Bedürfnis war (Griech. Gesch. II, 405). Ich dächte, zu den Leuten, denen wissenschaftliches Denken Bedürfnis war, gehört doch vor allem Sokrates selbst! (S. oben S. 101.) Da müßte er doch der erste gewesen sein, der das Unbefriedigende seiner Ethik durchschaut hätte!

dern auch als Forscher! Man glaubt den Orakelpriester Diopeithes zu hören, wenn man bei Xenophon liest, wie Sokrates gegen das Studium der Astronomie polemisiert und eindringlich vor dem „Grübeln“ über die „himmlischen“ Erscheinungen warnt, und zwar nicht etwa bloß wegen der Unlösbarkeit solcher Fragen, sondern weil das Forschen nach Dingen, welche die Götter nun einmal nicht offenbaren wollen, kein gottgefälliges Werk sei![1])

Wie ganz anders Plato! Während Xenophon seine abergläubische Beschränktheit und seinen banausischen Widerwillen gegen die Vertreter der theoretischen Wissenschaften, gegen die Gottlosen und „Narren“, wie er sie nennt,[2]) ohne weiteres auf Sokrates überträgt, lehnt der platonische Sokrates in der Apologie eine solche Verunglimpfung ausdrücklich ab. Er erklärt sich bereit, sogar der Naturphilosophie, wie jeder Wissenschaft ihre Ehre zu geben, vorausgesetzt, daß sie eben Wissenschaft sei.[3]) Nur weil er diesen wissenschaftlichen Charakter bezweifelt, weil er nur das als Wissen (ἐπιστήμη) gelten lassen will, was auf begrifflicher Erkenntnis, auf Erfahrung und Beobachtung beruht, nur deshalb lehnt er die damalige Naturphilosophie ab.

Er hat den Grundfehler der metaphysischen Fragestellung, an dem die ganze kosmologische Spekulation krankte, klar erkannt und ihren Anspruch, die Welträtsel lösen zu können, als illusorisch zurückgewiesen. Er stellt der philosophischen Romantik die wissenschaftliche Erfahrungserkenntnis gegenüber, durchaus im Geiste der damaligen exakten Naturwissenschaft,

---

[1]) IV, 7, 6 *οὔτε χαρίζεσθαι θεοῖς ἂν ἡγεῖτο τὸν ζητοῦντα, ἃ ἐκεῖνοι σαφηνίσαι οὐκ ἐβουλήθησαν.*

[2]) *μωραίνοντες* I, 1, 11, das sind Stellen, bei denen man unwillkürlich an die allerdings recht boshafte Bemerkung von Wilamowitz denken muß, daß „auf vieles in Xenophon die Charakterisierung als Major a. D. am schärfsten zutrifft“. A. a. O. S. 79.

[3]) 19c *καὶ οὐχ ὡς ἀτιμάζων λέγω τὴν τοιαύτην ἐπιστήμην.* Wie Schanz in der Einleitung zur Apologie S. 49 behaupten kann, daß sowohl das Urteil Xenophons wie das Platos von dem Standpunkt, von dem aus es gefällt wird, berechtigt sei, ist mir unverständlich.

die unter der Führung des Hippokrates einen ganz ähnlichen Kampf gegen die metaphysische Überschreitung der Erfahrungsgrenzen gekämpft hat und mit derselben Entschiedenheit realistisches Denken, Beobachtung und Empirie gefordert hat.[1])

Allerdings kommt bei Sokrates noch ein anderes Moment hinzu! Seine Emanzipation von der Metaphysik ist nicht bloß das Ergebnis seines Kritizismus, sondern hängt zugleich mit der besonderen, spezifisch anthropologischen Tendenz seiner Forschung zusammen. Es gilt von ihm, was man von unserer philosophischen „Moderne“ gesagt hat:[2]) Das Universum ist ihm Hekuba. Nicht das Weltendasein, sondern das Menschendasein ist ihm das Zentralproblem geworden.[3]) Durch Sokrates hat der Mensch gelernt, sein eigenes Wesen zum Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses zu erheben.

Aber auch diese Denkweise entspricht ja, — wie eben angedeutet, — einer ausgeprägt modernen Geistesrichtung und kehrt daher ganz ähnlich bei dem klassischen Dichter der Aufklärung, bei Euripides wieder. Eine Denkweise, die übrigens, — weil sie eben durchaus modern ist, — nichts weniger als zu dem Schluß berechtigt, als ob sie Naturforschung überhaupt „verworfen“ habe.[4]) Eine solche Ungeheuerlichkeit lag Sokrates gewiß ebenso ferne, wie die kindlichen theologischen Bedenken, die ihm Xenophon in den Mund legt.[5])

---

[1]) S. E. Meyer IV, 202 u. 247.

[2]) L. Stein, Der Sinn des Daseins, 1904, S. 312.

[3]) S. Aristoteles, Metaphysik I, 6 *Σωκράτους δὲ περὶ μὲν τὰ ἠθικὰ πραγματευομένου, περὶ δὲ τῆς ὅλης φύσεως οὐδέν.*

[4]) Diese Annahme E. Meyers (s. oben S. 64) wird schon durch das widerlegt, was Plato im Laches 198d den Sokrates in bezug auf die Naturbeobachtung in der wissenschaftlichen Medizin sagen läßt, die er ausdrücklich als „*ἐπιστήμη*“ anerkennt, — in merkwürdiger Übereinstimmung mit Hippokr. I, 78, 1 ed. Kühlewein. S. Nohl, Sokrates u. d. Ethik, 1904, S. 40. Die Verwerfung der kosmologisch-spekulativen Naturdeutung und das Urteil über Beobachtung und systematische Erforschung der Natur sind eben zwei ganz verschiedene Dinge.

[5]) Wie vorsichtig man hier in seinen Schlußfolgerungen sein muß, zeigen die Mißverständnisse, denen Plato in bezug auf seine wissen-

Man sieht, für mittelalterliche Rückständigkeit ist auch hier kein Raum. Und zu allem Überfluß hat dies ja der Sokrates der Apologie, der in diesem Falle gewiß der echte ist, deutlich genug zum Ausdruck gebracht! Man denke nur an die unverhohlene Ironie, mit der er die religiöse Verdächtigung der Naturforscher behandelt![1])

Wie wenig Verständnis man für diesen Sokrates bei einem Xenophon voraussetzen darf, dafür hat letzterer selbst einen wahrhaft drastischen Beweis geliefert. Sinn und Bedeutung der sokratischen Polemik gegen die kosmologische Spekulation des Anaxagoras u. a. ist ihm so völlig verschlossen, daß er es allen Ernstes zuwege bringt, seinem Sokrates eine naturphilosophische Dogmatik in den Mund zu legen, die für den geschichtlichen Sokrates genau ebenso unannehmbar gewesen wäre, wie die des Anaxagoras! Der kühle Skeptiker, der nicht müde wird, immer und immer wieder zu betonen, daß das, was ihn sozusagen von aller Welt unterscheidet, eben die völlige Freiheit von jenem Wahne ist, der sich einbildet, auch da etwas zu wissen, wo man nichts wissen kann, — der nüchterne Forscher, der die Vernunft von ihrem Ikarusflug in ungemessene Fernen überall auf den Boden der Wirklichkeit zurückruft, — er soll nach Xenophon genau denselben Flug unternommen und den Anspruch erhoben haben, ein Wissen darüber zu besitzen, aus welchen Gründen der Kosmos, die Tier- und Menschenwelt so eingerichtet sind, wie sie es sind. Er weiß, daß dies alles das Werk eines großen „Weisen", „Künstlers" und „Philantropen" ist,[2]) der im Größten wie im Kleinsten nur die Befriedigung der Bedürfnisse des Menschen im Auge hat! Und diesem Wissen enthüllen sich im Handumdrehen die tiefsten Geheimnisse des Kosmos, lösen sich die schwierigsten Probleme der Astronomie und Physik! Eine wissenschaftliche Naivetät, bei der die Erinnerung an jenen

schaftliche Wertung der sinnlichen Beobachtung ausgesetzt war, obwohl in der Akademie Zoologie, Botanik, Astronomie Gegenstand von Forschung und Lehre waren. S. Natorp, Platos Ideenlehre, 1903, S. 203.

[1]) 18 c. [2]) I, 4, 7, vgl. IV, 3, 7.

Sokrates wie ausgelöscht erscheint, der mit unvergleichlicher Energie die Forderung gestellt hat, daß die philosophische Arbeit von neuem zu beginnen habe, und daß das A und O dieser neuen Arbeit die Klarheit über Natur und Grenzen der Erkenntnis sei!

Da ist z. B. die gute Sonne! Daß sie nach der Winterwende uns wieder näher rückt, geschieht nur deswegen, — das weiß der xenophontische Sokrates ganz genau! — weil die *Pflanzen* zum Reifen ihrer bedürfen. Hat sie uns diesen Dienst erwiesen, so hört sie auf, sich zu nähern und wendet sich wieder ab, treu „besorgt“ (*φυλαττόμενον*!), uns ja nicht durch zu große Hitze zu schaden! Ist sie dann so weit weg, daß jede weitere Entfernung uns in Gefahr bringen würde, vor Kälte zu erstarren, so wendet sie sich abermals und kommt wieder näher, wobei sie ihre Bahn genau in die Gegend des Himmels verlegt, von wo ihre Strahlen am wohltätigsten auf uns wirken können.[1]) Auch ist sie dabei sorgfältig auf das richtige Tempo bedacht, weil eben der Mensch eine allzu plötzlich eintretende Hitze und Kälte nicht ertragen könnte. Sie nähert sich schön allmählich, um sich dann ebenso wieder ganz allmählich zu entfernen, auf daß sich die Übergänge zu den höchsten und niedrigsten Temperaturen für uns unbemerkt vollziehen. Kurz, die „*ἀνάγκη*“, die den Sonnenlauf beherrscht, liegt von diesem kindlichen Standpunkt aus vollkommen klar zu Tage. Die Einrichtung der siderischen Sphäre ist einfach auf den Menschen hin orientiert: ganz im Geiste der Naturphilosophie, in der ja auch der Mensch „in die kosmogonische Betrachtung hineinspielt“ und geradezu eine „zentrale Hochstellung“ einnimmt.[2])

Kein Wunder, daß der erstaunte Zuhörer von dieser Weisheit den Eindruck erhält, daß die Götter eigentlich gar nichts anderes zu tun hätten, als die Menschen zu bedienen. Kann

---

[1]) IV, 3, 8 *ἔνθα ὢν μάλιστ' ἂν ἡμᾶς ὠφελοίη.*

[2]) S. Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik, 1903, S. 13.

man in zarter Fürsorge weiter gehen, als diese Götter,[1]) die der physischen Ausstattung ihrer Lieblinge dadurch die Krone aufsetzen, daß sie, — um mit Aristophanes zu reden, — „Kypris schönste Gunst" dem Menschen allezeit und bis ins hohe Greisenalter zuteil werden lassen, während sie den übrigen Geschöpfen den Genuß dieser süßesten Freuden nur vorübergehend vergönnen?[2])

In der Tat, wenn irgendwo, so kann man angesichts dieser Natur- und Weltauffassung sagen: „Es eignet aller Beschränktheit, die Köpfe ihrer Götter und Helden mit Stroh zu füllen. Um Schellenkappen windet sie den Heiligenschein".[3]) Und dabei hat Xenophon ganz vergessen, daß sein eigener Sokrates das Narrenkleid für alle die bereit hat, die über die „Natur des Alls" diskutieren und sich mit der Frage beschäftigen, wie es sich mit dem Kosmos verhält, und „welche Notwendigkeiten den Verlauf der Himmelserscheinungen bestimmen!"[4])

Es verlohnt sich nicht, diese „energische Verfechtung des teleologischen Beweises"[5]) bis in das anatomische und physio-

---

[1]) Diese „teleologische Pandora", wie Krohn, Sokrates und Xenophon, S. 8, sich treffend ausdrückt.

[2]) I, 4, 12.

[3]) Krohn a. a. O. S. 50, der diese Bemerkung allerdings in anderem Zusammenhange macht und die Verantwortung für solche Trivialitäten auf spätere Interpolationen schiebt. Er meint, für den Stumpfsinn der heutigen Memorabilien könne man nicht einen Mann verantwortlich machen, der wie Xenophon die großen Grundsätze der Sokratik begriffen habe! (S. 83). Nebenbei bemerkt, ein bezeichnendes Beispiel dafür, auf wie schwachen Füßen die Interpolationstheorie beruht. Man sollte doch nicht vergessen, daß der gewollt naive, nicht selten ins Kindische fallende Stil, den solche Stellen zeigen, gerade echt xenophontisch ist, wie Wilamowitz mit Recht betont hat. A. a. O. S. 80.

[4]) I, 1, 11.

[5]) E. Meyer sagt von dem geschichtlichen Sokrates (IV, 41): „Den teleologischen Beweis des Daseins der Götter aus der zweckmäßigen Einrichtung aller Geschöpfe hat er energisch verfochten". Die im Text besprochene Erörterung Xenophons wird also hier als echt sokratisch anerkannt! Man braucht ja die xenophontische Teleologie nicht gerade notwendig in Kynismus und Stoizismus förmlich aufzulösen, aber soviel hat doch die eindringende Forschung Joëls wie schon die von Krohn

logische Detail zu verfolgen, das uns Xenophon zum besten gibt. Denn was ist diese „Energie" anders als das blöde Zugreifen eines Kindes, das nach den Sternen langt?[1]) Und diese Verquickung einer primitiven mythologischen Denkweise mit abgeschmacktem Rationalismus sollte sokratisch sein? Etwa, weil Xenophon behauptet, bei dem betreffenden Gespräch zugegen gewesen zu sein?[2]) Genau dasselbe behauptet er ja auch in der Ökonomik. Und wie hat er gerade hier Sokrates ins Xenophontische übersetzt!

Wahrlich, wenn irgendwo, so hätte Sokrates hier Anlaß zu der berühmten Verwahrung gehabt: „beim Herakles, wie vieles hat doch der Bursche mir angedichtet"![3]) Dazu welche Widersprüche! Der große Herzenskündiger und Lebensdeuter, der mit einer bis dahin unerhörten kritischen Energie über menschliches Sein und Denken Klarheit zu schaffen suchte, er soll von aller kritischen Vernunft so völlig verlassen, von alle dem, was die Weisen und Dichter seines Volkes über die Tragik des Menschenloses aus tiefstem Mitempfinden heraus gesagt haben, so ganz und gar unberührt geblieben sein, daß er sich widerstandslos dem kritiklosen Optimismus einer naiven Teleologie gefangen gab, die über die furchtbaren Dissonanzen und zahllosen Vernunftwidrigkeiten des Daseins mit gedankenloser Oberflächlichkeit hinwegsah? Und dabei soll sich derselbe Denker, der die Meinungen der „meisten Menschen" über die Mythologie des „Hades" mit kühler Ironie behandelte, der in einem beständigen Kampf mit den *δόξαι* der Vielen

---

und Dümmler gezeigt, daß die sokratische Herkunft dieser Teleologie äußerst problematisch ist.

[1]) Döring, Gesch. d. griech. Philosophie I, 392 nennt freilich die xenophontische Teleologie „geistvoll und scharfsinnig durchgeführt"! Da hat doch schon Krohn a. a. O. S. 56 f. richtiger geurteilt!

[2]) IV, 3, 2. Was es mit der Authentizität seiner sokratischen Gespräche für eine Bewandtnis hat, das zeigt u. a. recht deutlich das wörtlich mitgeteilte Privatgespräch zwischen Sokrates und seinem Sohn II, 2. Vgl. dazu E. Richter, Xenophonstudien. N. Jahrb. für klass. Phil. 19, Suppl.-Bd., S. 128.

[3]) S. oben S. 95 Anmerk. 3.

lag,[1]) auf die *δόξα* derselben Menschen berufen haben, um die Existenz der Olympier zu beweisen, wie dies der xenophontische Sokrates ohne jedes kritische Bedenken tut![2]) Er hat keine Ahnung, daß der erste Beste dieses Scheinwissen mit dem Satz des Parmenides über den Haufen werfen könnte, daß „den Wahngedanken der Sterblichen verläßliche Wahrheit nicht innewohnt![3]) Um aber vollends jeden Zweifel an der Ungeschichtlichkeit dieses Sokrates zu zerstören, holt Xenophon auch noch alles mögliche andere Rüstzeug aus seiner theologischen Waffenkammer hervor. Nicht nur, daß er Sokrates den Beweis für das Dasein der Götter zugleich auf die Mantik und das Wunder (*τὰ τέρατα*!) gründen läßt, er geht sogar soweit, diesen Beweis in den Dienst derselben Kultusfrömmigkeit zu stellen,[4]) die der platonische Sokrates als ein „Handelsgeschäft zwischen Göttern und Menschen“ soweit von sich gewiesen hat! Und wie unsokratisch ist endlich die weitere Behauptung, daß Sokrates diesen physikalisch-theologischen Beweis zur Grundlage seiner ethischen Unterweisung gemacht und seinen Zuhörern durch die Scheu vor der Allwissenheit und Allgegenwart der Götter die wahre Sittlichkeit eingepflanzt habe! Er, der von einer derartigen, rein autoritären Moral himmelweit entfernt war und die — von E. Meyer so schön formulierte — Lehre verkündet hat, daß „der Mensch nur in sich selbst, in seiner eigenen Brust die Normen finden kann, die sein Leben und Handeln bestimmen sollen“!

Wenn man so die überkommenen „literarischen Portraits“ des Sokrates auf ihren Wahrheitsgehalt hin schärfer ins Auge faßt, so kann man sich nur immer wieder von neuem wundern,

---

[1]) Joël II, 965 nennt ihn sehr treffend den „Zerstörer der *δόξα*“. Vgl. auch, was schon der Kaiser Julian von Sokrates sagt: *τῆς τῶν πολλῶν δόξης ἐπέταξεν ὑπερορᾶν καὶ παραχαράττειν οὐ τὴν ἀλήθειαν, ἀλλὰ τὸ νόμισμα* (d. h. *τὰ νομιζόμενα*) Or. VII, p. 211.

[2]) I, 4, 16.

[3]) Diels a. a. O. S. 119, fr. 1. *ἠδὲ βροτῶν δόξας, ταῖς οὐκ ἔνι πίστις ἀληθής.*

[4]) I, 4, 18 u. IV, 3, 17.

wie Bruns die Behauptung aufstellen konnte, daß „das gesamte Wirken des Sokrates von einer tiefen religiösen Begeisterung getragen war".[1]) Das trifft nicht einmal auf den Sokrates der platonischen Apologie zu, die ja trotz der hieratischen Stilisierung ihres Helden die Übernahme seiner göttlichen Mission nicht auf religiöse Begeisterung zurückführt. Oder sollen wir diese Begeisterung bei dem xenophontischen Sokrates suchen, dessen flach moralisierende Kultusfrömmigkeit von religiöser Tiefe soweit entfernt ist, daß selbst Bruns nicht umhin kann, sein Verhältnis zu den Göttern als ein „hausbackenes" zu bezeichnen?

Kein Wunder, daß der „religiöse" Sokrates seinen modernen Vertretern immer wieder sozusagen unter den Händen entschlüpft. Bruns verheißt uns als das Ergebnis seiner Analyse nichts Geringeres, als die Enthüllung dessen, was er das „Innerste der sokratischen Frömmigkeit" nennt. Ein kühnes Unterfangen! Solch ein Eindringenwollen in den innersten Kern der Persönlichkeit, von dem doch allezeit das Wort gegolten hat: individuum est ineffabile! Zumal bei einem Mann, der der Nachwelt jeden authentischen persönlichen Aufschluß über sein Denken und Empfinden vorenthalten hat! Und was ist jenes innerste Wesen sokratischer Frömmigkeit nach Bruns? „Daß sie stets auf wissenschaftlichen Voraussetzungen fußt, daß sie in einer jeden Mystizismus ausschließenden gewissenhaften Nüchternheit wurzelt"! Eine merkwürdige psychische Abnormität! Tiefe den ganzen Menschen beherrschende religiöse Begeisterung, die ihre Impulse lediglich aus der nüchternsten Wissenschaftlichkeit schöpft! Kann es dergleichen überhaupt geben?

Ob man nun freilich dadurch der Wahrheit näher kommt. daß man bei der religiösen Beurteilung des Sokrates seinen Intellektualismus womöglich ganz aus dem Spiele läßt und aus dem großen Rationalisten einen Typus religiöser Glaubensinnigkeit macht, der, — wie E. Meyer meint, — geradezu ein Seitenstück zu dem Dichter des Hiob sein soll?

---

[1]) A. a. O. S. 222.

Das Bild der religiösen Persönlichkeit mag bei dieser Auffassung ein einheitlicheres und geschlosseneres werden; eine Bürgschaft für seine geschichtliche Realität wird dadurch in keiner Weise gewonnen. Denn eine quellenmäßige Begründung ist ja unmöglich; und was den Vergleich mit Hiob, mit orientalischen Propheten und Religionsstiftern[1]) betrifft, so ist er viel eher dazu angetan, vor das echte Bild ein Phantom zu schieben, als den Schleier zu lüften, der uns nun einmal das innerste Empfinden des „dämonischen" Mannes verhüllt. Selbst dann, wenn die eine der verglichenen Größen nicht so unvergleichlich eigenartig wäre, würde der Vergleich die größten Bedenken gegen sich haben. Denn die Art von Religiosität, die wir bei einem so scharf ausgeprägten Vertreter der attischen Hochkultur und ihrer Aufklärung möglicherweise voraussetzen könnten, würde sich innerlich ganz bedeutend von dem religiösen Empfinden der semitischen Halbkultur unterscheiden, der der Dichter des Hiob und die Propheten angehörten. Hier orientalisches Volkstum, dem die grundlegende Kulturidee der freien Individualität völlig versagt geblieben, dort das Hellenentum, das den Menschen recht eigentlich zum Bewußtsein der Selbständigkeit der Individualität und der Autonomie der Persönlichkeit erhoben hat. Ein ungeheuerer Forschritt, der eben auch das religiöse Empfindungsleben entscheidend beeinflußte.

Wenn man ferner bedenkt, wie im seelischen Leben des Menschen zwischen den Gebieten des Unwillkürlichen und Willkürlichen, zwischen Gemüt und Intellekt ein gewisses Verhältnis der Kompensation besteht, vermöge dessen ein Gewinn auf der einen sehr leicht einen Ausfall auf der andern Seite bedeutet, so hat man wohl Grund genug, die Frage aufzuwerfen, ob nicht bei einem so gewaltigen Überwiegen der rein verstandesmäßigen Reflexion, bei einer so systematischen Rationalisierung des Denkens und Empfindens, wie sie den sokratischen Intellektualismus kennzeichnet, die religiöse Zeugungskraft der Seele eine erhebliche Abschwächung erfahren mußte.

---

[1]) Über diese Ansicht E. Meyers s. oben S. 56.

In der Tat, wo ist bei dem historischen Sokrates auch nur entfernt jene Intensität des religiösen Empfindens, jene ungeheuere seelische Spannung des religiös erregten Menschen nachweisbar, vermöge deren dem Dichter des Hiob alle Anschauung der Welt und des Menschenlebens ganz von selbst zu einer Theodizee wird, allüberall die religiöse Beziehung und Betrachtung dominierend hervortritt? Der Dichter des Hiob fragt sich: „Woher kommt denn die Weisheit und wo ist die Stätte des Verstandes"? Und er beruhigt sich bei der Erwägung: „Gott weiß den Weg dazu und kennet ihre Stätte. Siehe die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und Meiden das Böse, das ist Verstand".[1]) Es ist die eigentümlich passive Stimmung der Psyche der Halbkulturvölker, die hier in typischer Weise zum Ausdruck kommt, und die das Gefühl der Ohnmacht und Kleinheit des Menschen zuletzt bis zu dem Bekenntnis überspannt, daß der Mensch nichts sei, als eine Made, ein Wurm.[2])

Wie ganz anders Sokrates! Für die Angst des frommen orientalischen Scheikhs, der keinen Tag, an dem sich seine genußfrohen Kinder ihres Lebens freuen, vorübergehen läßt, ohne daß er „Brandopfer nach ihrer Aller Zahl" darbringt, für diese Art Frömmigkeit hätte er ohne Zweifel nur dieselbe Ironie übrig gehabt, mit der er im Euthyphron von der „Dienstleistung bei den Göttern" redet. Ebenso gewiß hätte er, dem Weisheit einfach Wissen war, und zwar ein „freies, völlig unpriesterliches" Wissen,[3]) — jene rein religiöse Auffassung des Begriffes der „Weisheit" als eine metaphysische Heteronomie abgelehnt. Für ihn, der mit der ganzen Energie des kritischen

[1]) C. XXVIII, 20, 23, 28. Dem Menschen, — sagt Wellhausen (Israelitische u. jüdische Gesch., S. 180) — ist es Weisheit, dies einzusehen und an Stelle der ihm unerreichbaren Erkenntnis die Frömmigkeit zu setzen.

[2]) XXV, 4 ff.

[3]) Nach dem schönen Wort Jakob Burckhardts über die griechische Philosophie überhaupt, Griech. Kulturgeschichte III, S. 372. Vgl. was er ebd. von dem griechischen Menschen sagt, der „neben Religion und Mythus noch eine andere geistige Welt verlangt".

Intellektes der Vollkultur die Autonomie von Vernunft und Sittlichkeit proklamiert, für ihn wäre jene Auffassung und die in ihr wurzelnde menschliche Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung schwerlich etwas anderes gewesen, als ein Symptom des πάϑος, das „Dichter und Propheten erleiden". Das ist europäischer Geist im Unterschied von asiatischem.[1])

Die Empfindung für den Wert der geistigen Güter der Vollkultur, der Drang nach Herausarbeitung eines Maximums an Intelligenz war, wie in der Aufklärung überhaupt, so ganz besonders in dem „echten Attiker" Sokrates viel zu mächtig, als daß er in jene Stimmung der Halbkultur hätte verfallen können, der eine solche Schätzung geistiger Werte fremd ist. Daher hat er auch, wenn überhaupt, so doch ganz gewiß nicht auf die Dauer einem Pessimismus verfallen können, für den der Mensch im Grunde nichts ist, als ein armseliger Wurm im Staube. Legt ihm doch Xenophon geradezu die Erklärung in den Mund, daß der Mensch über dem Tiere stehe, wie ein Gott![2]) Und auf Sokrates trifft es jedenfalls zu, was man eben im Hinblick auf ihn gesagt hat, daß „die Autokratie in Tat und Gedanken der Stempel der mächtigen Geister ist".[3]) Kann man den Dichter des Hiob zu den in diesem Sinne mächtigen Geistern zählen?

Wie ferne Sokrates dem religiösen Vorstellungskreise des Buches Hiob steht, wie er grundsätzlich anders empfand, das beweist die Frage, welche ihm Plato im Euthyphron in den Mund legt: „Wird das Heilige, weil es heilig ist, von den Göttern geliebt, oder ist es heilig, weil es von ihnen geliebt wird?[4]) Diese Frage hätte der Dichter des Hiob, dem die Sittlichkeit einfach an die gegebene Religionsform gebunden erscheint, ganz gewiß nicht mit Sokrates im ersteren Sinne entschieden! Ihm bestimmt der Machtspruch einer überweltlichen Auto-

---

[1]) Wenn wir von Ausnahmen wie z. B. dem modernen Japan absehen.

[2]) I, 4, 14.

[3]) Krohn a. a. O. S. 37. „In Sokrates", — sagt Joël II (2) 960 mit Recht, — hat der hellenische Individualismus den Gegenpol des orientalischen Massentums erreicht. [4]) 10 a.

rität die Moral, während Sokrates, der große Vorläufer der modernen wissenschaftlichen Ethik, die ethischen Fragen völlig unabhängig von Glaubensvorstellungen behandelt und die Quellen des sittlichen Tuns wie die der Erkenntnis im Menschen und auf dem Wege der Selbstorientierung sucht.[1]) Welche Kontraste! Dort das gewaltige, religiöse Pathos des Dichterpropheten, der als maßgebenden Lebenszweck nur die religiöse Vervollkommnung des Menschen, als die idealste Triebfeder des Handelns nur das Verhältnis zur Gottheit anerkennt, der überhaupt alle irdischen Bestrebungen nur vom Standpunkt seines theokratischen Pragmatismus aus zu beurteilen vermag, und hier der nüchterne kritische Forscher, der ganz und gar in der begrifflichen Bearbeitung der Erscheinungen aufgeht und in der Befriedigung dieses rein wissenschaftlichen Erkenntnisdranges das „höchste Gut" sieht, der sich in seinem wissenschaftlichen Denken nur durch die Vernunft beraten und nicht durch Autoritäten, durch die Forderungen irgend einer Macht binden läßt. Ein wahrhaft vorbildlicher Vertreter des Prinzips wissenschaftlicher Voraussetzungslosigkeit! Ist bei diesem Sokrates auch nur im Entferntesten ein Zustand sensorischer Erregbarkeit und der Hingabe an Suggestionen denkbar, wie es der ist, in dem den Propheten „der Geist Jahves überfällt", „seine Hand über ihn kommt und ihn überwältigt", ein Zustand, wo dem Propheten sein innerer Kampf als ein Kampf zwischen ihm und Jahve erscheint?[2]) Welch ungeheuere Kluft trennt die Gestalt des Sokrates selbst in der Prophetenmaske der platonischen Apologie von jenen Asiaten!

Schon die Antike hat diesen Gegensatz sehr treffend symbolisiert in der auf Aristoxenos zurückgehenden Erzählung von dem Inder, der in Athen die Bekanntschaft des Sokrates macht und ihn fragt, worin denn eigentlich sein Philosophieren bestehe.

---

[1]) Er setzt, um einen treffenden Ausdruck L. Steins („Autorität", Schmollers Jahrb. 1902, S. 905) zu gebrauchen, an Stelle der „Gründe der Macht" die „Macht der Gründe", den durch vernünftige Einsicht bestimmten und geleiteten guten Willen.

[2]) Ezech. 3, 14. 11, 5. Am. 7, 1 ff.

Sokrates antwortet: „In der Erforschung des Menschenlebens“. Ein Bescheid, der aber nur den Spott des Orientalen herausfordert, da ja niemand imstande sei, die menschlichen Dinge zu erkennen, der von den göttlichen nichts wisse![1]) Auch die Gestalt des Magiers aus Syrien, der Sokrates seine Mißbilligung ausspricht und ihm ein gewaltsames Ende prophezeit,[2]) ist eben aus der Erwägung heraus entstanden, daß zwischen orientalischem und sokratischem Denken eine unüberbrückbare Kluft bestand.

Warum sollten da wir zwischen so völlig inkommensurabeln Größen Ähnlichkeiten suchen, die notwendig falsche Vorstellungen erwecken müssen? Hat doch E. Meyer selbst jenen fundamentalen Unterschied in einer Weise betonen müssen, die das, was ihn an der Persönlichkeit des Sokrates an orientalische Propheten und Religionsstifter erinnert, im höchsten Grade fragwürdig macht. Mit Recht sieht er die „volle Größe“ des Sokrates eben darin, daß er „mehr war, als das“, daß er „nie seine Aussprüche als inspiriert hingestellt hat, daß er nicht Glauben verlangte, sondern nur Prüfung, daß er den Menschen keine festen Lehrsätze auferlegte, sondern sie aufforderte und anleitete, durch eigene Tätigkeit jeder für sich selbst die Wahrheit zu suchen“.[3]) Und so ist es für E. Meyer vor allem die Persönlichkeit des Sokrates, an der es uns so recht klar wird, daß „die Entwicklung des griechischen Geistes nicht in eine neue Religion ausmünden konnte, sondern nur in die Schöpfung der Wissenschaft“.

Ganz vortrefflich! Sollte aber nicht gerade darin eine Mahnung liegen, daß wir bei der Beurteilung dieses typischen Mannes der Wissenschaft nicht immer wieder Maßstäbe anlegen, die wohl dem zum „Heiligen der Antike“ gewordenen Sokrates, aber nicht der geschichtlichen Persönlichkeit entsprechen?

---

[1]) Euseb. Praep. ev. XL, 3. [2]) Diog. v. Laert. II, 45. [3]) IV, S. 461.

Zu den Skulpturen der archaischen Bauten der Akropolis zu Athen.

Von A. Furtwängler.

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 3. Februar 1906.)

I. Der vermeintliche Fries des alten Hekatompedon.

Meine letzte Abhandlung an dieser Stelle betraf die Giebelgruppen des alten Hekatompedon der Akropolis zu Athen (Sitzungsber. 1905, S. 433 ff.). Ich habe dort sowohl von den Porosgruppen des alten Baues wie von der Marmorgruppe der jüngeren sogenannten pisistratischen Ringhalle neue Rekonstruktionen gegeben.

Eine andere Frage wird in einem soeben erschienenen Aufsatze von H. Schrader (Mitteil. d. arch. Instituts in Athen, 1905, S. 305 ff.) aufgeworfen, die, ob der Skulpturenschmuck jenes sogenannten pisistratischen Umbaues des alten Tempels sich auf die Giebelgruppen beschränkte oder ob nicht auch noch andere Reste von Skulptur vorhanden seien, die diesem Umbau zuzuschreiben seien. Schrader glaubt die Frage in letzterem Sinne beantworten und einige schon seit langem bekannte Reliefbruchstücke, das berühmte Relief der sogenannten wagenbesteigenden Frau und die zu demselben Friese gehörigen Fragmente jenem Baue zuweisen zu dürfen. Er nimmt damit eine schon von Früheren, insbesondere von Milchhöfer aufgestellte Hypothese auf, indem er nur an Stelle des Namens „vorperikleischer Parthenon“ den des „alten Athenatempels“ setzt; die Gründe, mit denen er die Hypothese zu stützen sucht,

sind im wesentlichen dieselben, die schon Milchhöfer (Archäol. Ztg. 1883, S. 180 ff.) aufgeführt hatte.

Allein wenn sich damals vor der Entdeckung des alten Tempels jene Hypothese wohl hören ließ — ich selbst habe sie damals geteilt —, so liegt die Frage jetzt doch wesentlich anders. Schrader hat das Verdienst, die Relieffragmente genauer untersucht zu haben als dies bisher geschehen war; er hat dabei einige interessante Tatsachen festgestellt. Allein eben diese sind der von ihm wieder aufgenommenen und unserer gegenwärtigen Kenntnis der Akropolistempel angepaßten Hypothese Milchhöfers nicht günstig.

Zunächst die Tatsache, daß, wie Schrader (S. 311) feststellt, kein Splitter des fraglichen Relieffrieses im Perserschutte gefunden wurde, vielmehr alle Stücke aus den oberen jungen Schichten der Akropolis stammen. Man kann gewiß nicht sagen, daß dies zu der These passe, wonach der Fries den von den Persern zerstörten Tempel geschmückt haben soll. Es wäre eine seltsame Logik, zu sagen, weil nichts von den Stücken im Perserschutt gefunden ward, gehörten sie zu einem Bau, der von den Persern zerstört ward! Jener Tempel wurde so zerstört, daß selbst die Giebelgruppen herabfielen; große Teile der Architektur wurden nach überstandener Persernot in die themistokleische Nordmauer der Burg verbaut. Wer den Blick auf diese klaren Tatsachen gerichtet hält, wird hier gewiß keine Stütze für jene Hypothese finden. Anders ist es freilich, wenn der Blick durch die Dörpfeldsche Meinung getrübt ist, wonach die Cella des alten Athenatempels das ganze Altertum hindurch bis an dessen Ausgang weiter bestanden haben soll. Allein mit einer Hypothese kann man nicht eine andere stützen; am wenigsten mit einer, die so gänzlich haltlos und so sicher verkehrt ist wie die Dörpfeldsche. Schrader meint (S. 318), es sei wenigstens sicher, daß der alte Tempel bis 406/5 bestanden habe wegen des von Xenophon berichteten Brandes. Allein daß dieser Brand in dem vorpersischen von den Persern zerstörten alten Tempel stattgefunden habe, ist ja nur eine Hypothese, und zwar wieder eine ganz unwahrscheinliche.

Der Fries wird also schwerlich zu einem Baue gehört haben, von dem wir nur das Eine sicher wissen, daß er durch die Perser zerstört und darauf zu einem Teil in die Burgmauer verbaut worden ist.

Schrader hat ferner die Tatsache beobachtet, daß der Fries sehr lange Zeit hindurch der Einwirkung des senkrecht an ihm herablaufenden Regenwassers ausgesetzt war (S. 312). Auch dies paßt nicht gut zu der Annahme, daß er am alten Tempel gesessen habe; denn dort mußte er durch das darüber liegende vorspringende Geison relativ geschützt sein; viel besser stimmt die Tatsache jedenfalls zu der von Anderen aufgestellten Annahme, wonach der Fries von einer Basis stammen soll, deren krönendes Profil natürlich keinen Schutz gegen den Regen gewähren konnte.

Bei Schrader S. 313 ist eine Inschrift abgebildet, die sich auf der Oberseite des Blockes der wagenbesteigenden Frau befindet und *Τροφ[ί]μου* lautet. Schrader meint, es sei sicher, daß sie „nicht älter sei als der Ausgang des Altertums"; „damals" sei also der Fries „aus seinem baulichen Zusammenhange gelöst und müßigen Kritzeleien zugänglich" gewesen. Dieses „damals" „am Ausgang des Altertums" ist wohl keine sehr präzise Datierung; wenn damit offenbar der Ausgang des heidnischen Altertums, also das vierte bis fünfte Jahrhundert gemeint ist, so steht es mit der angeblichen Sicherheit jener Datierung sehr schlecht; denn die Inschrift sieht in der publizierten Wiedergabe vielmehr nach guter Kaiserzeit aus. An den „Ausgang des Altertums" wird sie nur datiert, weil eben das Gebäude, an dem sie gesessen haben soll, bis zu jenem „Ausgange" aufrecht gestanden haben soll. Man wird die Inschrift indes überhaupt viel verständlicher finden, wenn der Block an einem basisartigen Aufbau leicht zugänglich, als wenn er sich hoch oben an einem Gebäude befand.

Der angebliche Tempelfries des angeblich bis zum Ausgang des Altertums aufrecht stehenden Baues müßte, wie Schrader angibt, eine Länge von 90 m gehabt haben; die erhaltenen Fragmente aber machen, wenn man die Platten

ergänzt, eine Länge von 6,48 m aus, weisen also nur auf den fünfzehnten Teil jener Länge hin. Diese Tatsache stimmt gewiß nicht zu jener Hypothese; denn es ist äußerst unwahrscheinlich, daß von einem so langen Friese so wenig erhalten sein sollte. Auch diese Tatsache paßt besser zu der Annahme des Schmuckes einer Basis.

Dasselbe ist der Fall mit einer weiteren Tatsache, der Höhe des Relieffrieses. Er ist um 20 cm höher als der Fries des Parthenon, obwohl der Bau, an dem jener gesessen haben soll, kleiner war als der Parthenon. Die Höhe des Frieses paßt zweifellos sehr viel besser zu jener anderen Annahme, daß er von einer Art von Basis stammt.

Der alte Tempel, an den Schrader den Fries setzen will, war ein dorischer Bau; die Ringhalle, mit der zugleich der Fries an die Cella angefügt worden sein soll, war dorisch. Zu dieser Tatsache paßt aber ein figürlicher Zophoros an der Cella überhaupt nicht. Spuren der Vermischung ionischer und dorischer Art, die wir später im fünften Jahrhundert begegnen, finden sich in der älteren Zeit noch nicht, und es ist durchaus unwahrscheinlich, eine solche Vermischung schon für so frühe Zeit anzunehmen.

Allerdings glaubte Schrader eine Zeitlang eine tatsächliche Stütze für jene Annahme darin zu haben, daß er meinte, gewisse Bruchstücke großer ionischer Säulen auf der Burg seien zum alten Tempel zu rechnen und stammten von prostyl vor der Cella angeordneten ionischen Säulen. Allein er selbst hat dies jetzt als einen Irrtum erkannt (S. 319); jene Säulen waren einzelne Votivträger und hatten nichts mit dem alten Tempel zu tun. Wahrscheinlich war jene falsche Annahme für Schrader überhaupt der Grund, die Hypothese von dem Cellafriese aufzunehmen, da sie allein einen gewissen tatsächlichen Anhalt zu bieten schien; nachdem er jene als Irrtum erkannt hatte, hätte er auch diese aufgeben sollen.

Schließlich sei noch erwähnt, daß, wie Schrader selbst zugeben muß, auch der Stil der erhaltenen Friesfragmente absolut nicht dafür spricht, daß sie von demselben Baue stammen

wie die Giebelgruppe des alten Tempels, die Gigantomachie; denn der Stil des Frieses ist sehr erheblich verschieden von dem des Giebels; seine subtile Zierlichkeit steht in schroffem Gegensatze zu der derben breiten Art des Giebels. Auch würde man gewiß geneigt sein, den Fries etwas jünger anzusetzen als den Giebel.

So sprechen die Tatsachen alle gegen jene Hypothese Milchhöfer-Schraders oder wenigstens sicher nicht für dieselbe. Die Sache liegt aber keineswegs etwa so, daß diese Hypothese an sich eine so starke Wahrscheinlichkeit hätte, daß man versuchen müßte, ob nicht auch zu ihr nicht passende Tatsachen zur Not mit ihr vereinigt werden könnten; sondern jene Hypothese steht gänzlich in der Luft und, um sie glaubhaft zu machen, muß gezeigt werden, daß die Tatsachen auf sie hinführen, muß sie auf den Tatsachen aufgebaut und durch sie begründet werden. Dies ist, wie wir sahen, unmöglich, und deshalb ist sie fallen zu lassen.

Dagegen stimmen die Tatsachen wohl zu jener anderen Hypothese, daß der Fries von einem basisartigen Baue stamme. Es fragt sich nur, ob sich die Existenz eines derartigen Baues nachweisen läßt, an welchem der Fries angebracht sein konnte. Studniczka hat in einer kurzen Andeutung im Jahrbuch d. Inst. 1891, S. 243 und 1896, S. 265 die Vermutung geäußert, der Fries möge von der Basis des ehernen Viergespannes herrühren, welches die Athener nach dem Siege über Chalkidier und Böoter 506 v. Chr. geweiht hatten.[1]) Er hat diese Vermutung nicht näher begründet. Sie ist bei näherer Überlegung nicht haltbar. Vor allem ist es nach der uns durch zahlreiche Denkmäler

[1]) Vgl. die letzte Behandlung der dieses Denkmal betreffenden Fragen bei Judeich, Topographie von Athen, S. 216 f. Judeich hat meine Ausführungen Meisterwerke, S. 14 f. übersehen. Ich muß bei meiner dort begründeten Auffassung stehen bleiben; daß man das Viergespann um 446 aus dem Heiligtum heraus vor die alten Propyläen transloziert und kaum ein Jahrzehnt danach es wieder zurückgebracht haben soll, bleibt äußerst unwahrscheinlich. Auch beschreibt es Herodot offenbar nicht an einer Stelle, an die es eben erst gebracht worden war, sondern an der es von jeher gestanden hatte.

bekannten Entwicklungsgeschichte der Statuenbasis im Altertum durchaus unwahrscheinlich, wenn nicht ausgeschlossen, daß das Viergespann eine so hohe und mit so großen Reliefs geschmückte Basis gehabt hätte. Die Basis ist vielmehr niedrig zu denken. Auf der Basis befand sich das berühmte, von Herodot überlieferte Epigramm. Von diesem sind aber bekanntlich Fragmente erhalten, und zwar von zwei Ausfertigungen, von der alten ursprünglichen und von einer Erneuerung der perikleischen Epoche. Diese Stücke müssen von zwei verschiedenen Basen stammen (sie sind auch verschiedenen Materiales). Schon hierdurch wird es unmöglich, die Reliefs auf die Basis des Viergespannes zu beziehen.

Dagegen glaube ich eine neue Vermutung aufstellen zu dürfen, gegen die sich kaum etwas wird einwenden lassen; allerdings fehlt uns auch das Material, sie zu beweisen; aber als wahrscheinlich wird man sie bezeichnen müssen: ich glaube, die Reliefs stammen von dem großen Altare der Athena im Osten des alten Tempels, der in literarischen und inschriftlichen Zeugnissen oft erwähnt wird (Judeich, Topographie von Athen, S. 236, 7), von dem aber nur sehr geringe Reste geblieben sind, nur einige Porosblöcke und die Spur der großen Felseinarbeitung, auf welcher der Aufbau stand. Ein aus Poros aufgebauter, mit Marmorplatten verkleideter Altar ließ sich weder umstürzen noch in Brand stecken. Es ist daher durchaus natürlich, daß er die Zerstörung der Burg durch die Perser überdauerte. Und ebenso natürlich ist es, daß die Athener von allen in die vorpersische Zeit zurückgehenden Anlagen gerade den großen Altar der Athena unverändert erhalten haben. Für den neuen Tempel der Athena, den Parthenon, wurde kein neuer Altar angelegt; auch erfahren wir überhaupt über Errichtung und Ausschmückung des Altares der Athena nirgend etwas; er wird immer nur, und zwar gleichmäßig in Inschriften der vorpersischen (Hekatompedoninschrift von 485/4) wie der nachpersischen Zeit, als vorhanden erwähnt, als *ὁ βωμός* oder *ὁ βωμὸς ὁ μέγας*.[1]) Dies deutet darauf, daß er eben schon in

[1]) Vgl. Michaelis, arx[3], p. 64. Judeich, Topogr., S. 236, 7.

vorpersischer Zeit seine Gestalt bekam, die er immer behielt; wäre etwa in der großen perikleischen Bauepoche ein neuer großer Altar errichtet worden, so würde uns dies wohl überliefert sein.

Die erhaltenen Relieffragmente passen aber ganz vorzüglich zum Schmucke eines großen Altares. Wie sehr die Tatsachen darauf hinweisen, daß sie von einem basis- oder, wie wir jetzt sagen dürfen, altarförmigen Aufbau herrühren, haben wir schon gesehen. Aber auch der Gegenstand der Reliefs, Figuren zu Wagen, Schreitende, Sitzende, paßt sehr gut zum Schmucke eines Altares; denn man wird in diesen Figuren doch am wahrscheinlichsten Aufzüge von Gottheiten zu erkennen haben, von der Art wie sie die gleichzeitigen attischen spät schwarzfigurigen Vasen so gerne schildern. Eine wagenbesteigende Gottheit ist bei diesen Darstellungen bekanntlich geradezu typisch.

Als eine nahe Analogie darf auf den Hyakinthos-Altar hingewiesen werden, auf dem der Amykläische Apollon stand und dessen Reliefs — Aufzüge von Gottheiten — uns Pausanias schildert. Die reliefgeschmückten Altäre der späteren Zeit wie der praxitelische zu Ephesos, der kephisodotische im Piräus, der pergamenische, der magnesische u. a. bilden nur die Fortsetzung einer älteren Tradition.

So dürfen wir wohl in den leider so spärlichen Fragmenten des mit köstlicher, liebevoller Zierlichkeit gearbeiteten Frieses die Reste eines bedeutenden Denkmales der Akropolis zu besitzen glauben, von dem wir uns bisher noch gar keinen Begriff bilden konnten, des großen Altares der Herrin Athens, der Athena.

2. Zu den Tritopatores der alten Porosgiebelgruppe.

In einer soeben erschienenen Arbeit über den „Blitz in der orientalischen und griechischen Kunst“ hat der Verfasser, Paul Jacobsthal. auf S. 55 geglaubt, die frühere Deutung des seltsamen Attributes, das zwei Gestalten der Tritopatores (des sogenannten Typhon) in der Linken tragen,

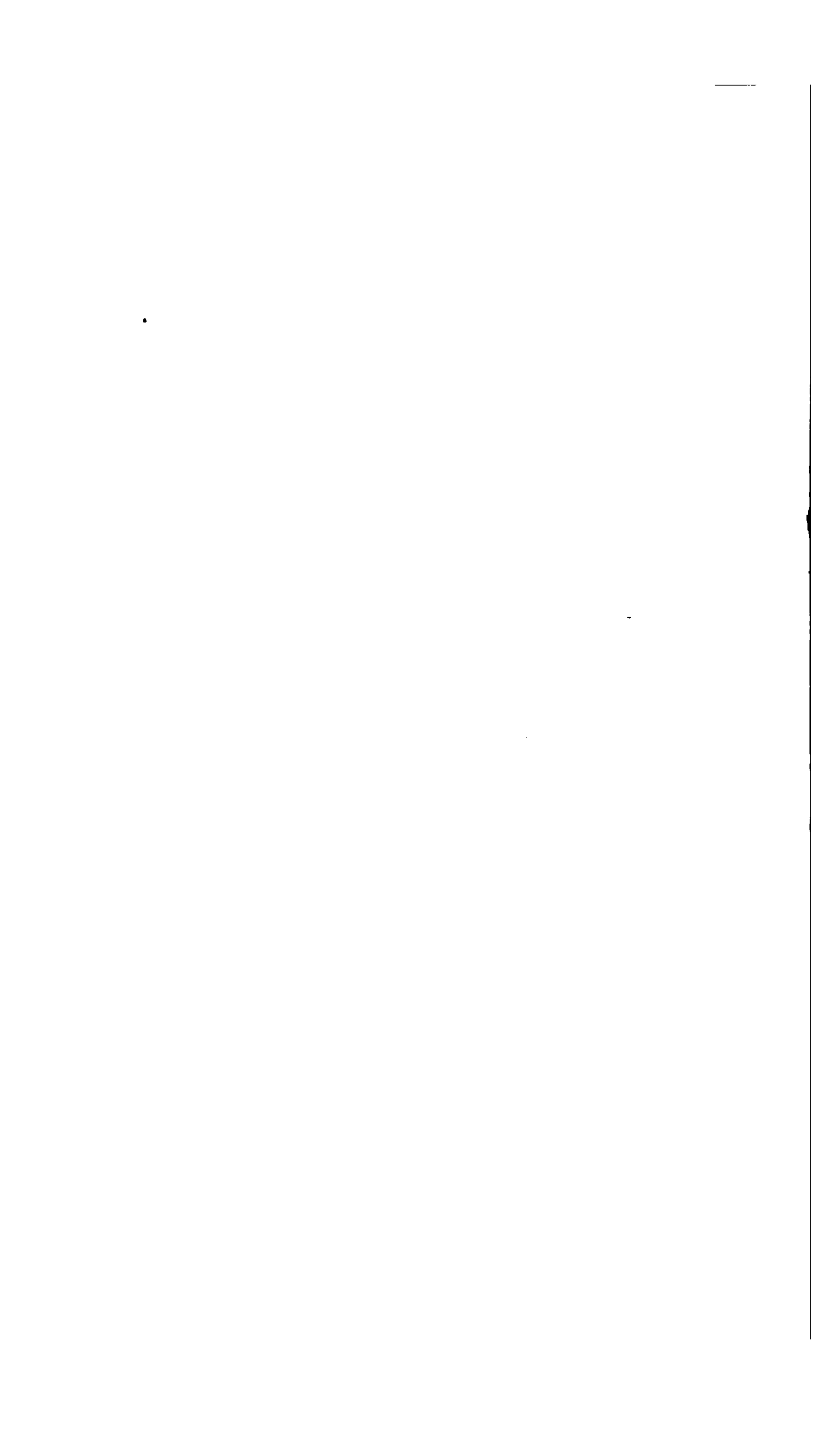
gegen meine neue, in diesen Sitzungsberichten 1905, S. 457 vorgetragene Erklärung festhalten zu können. Er glaubt, daß man jenen Gegenstand immer noch als „wellenförmiges stilisiertes Feuer“ deuten könne und meint, die Analogie orientalischer Feuerdarstellungen spreche sogar dafür.

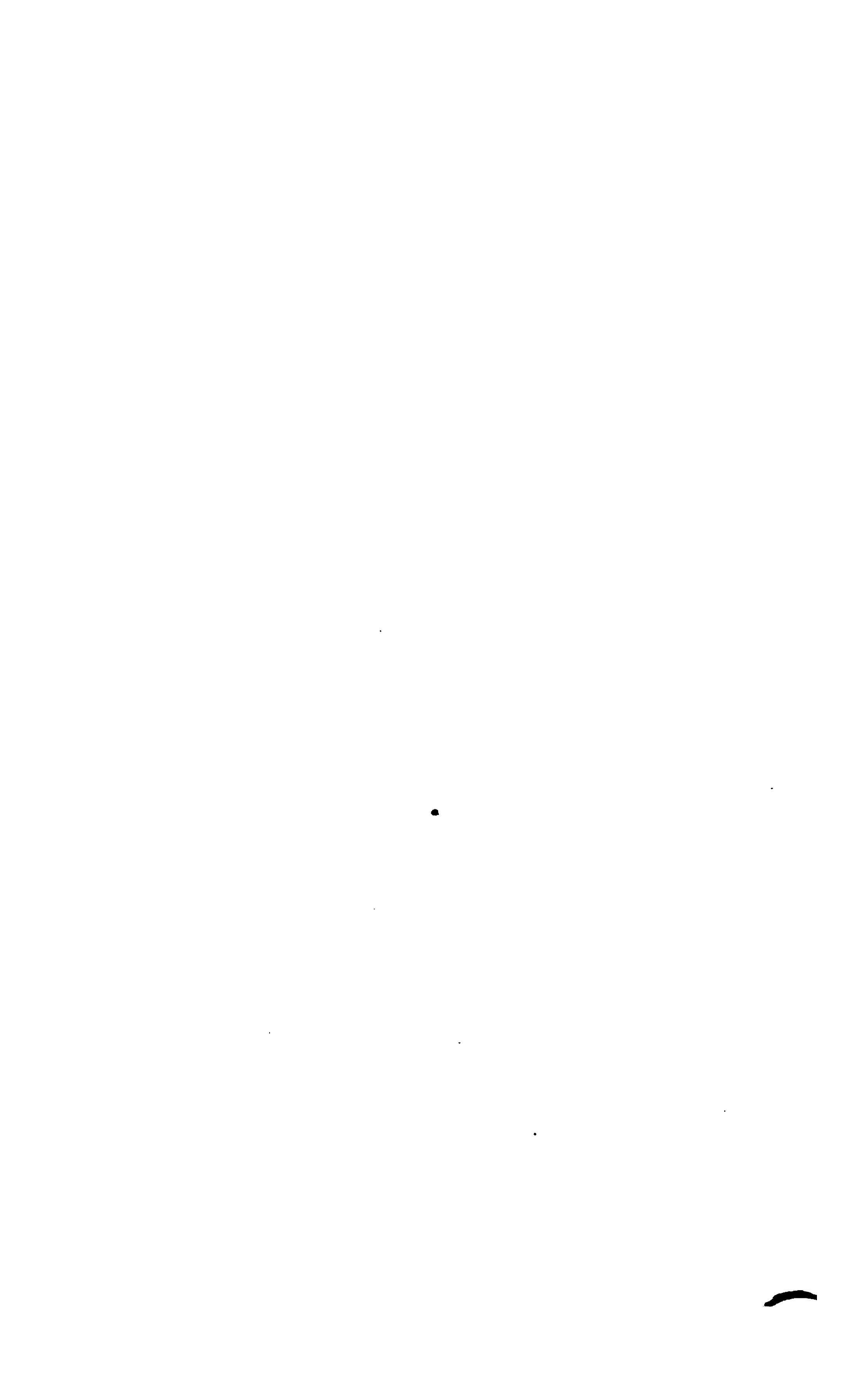
Es ist das Verdienst der Arbeit von Jacobsthal, daß sie uns einen sorgfältig geordneten und vollständigen Überblick über die stilisierte Darstellung des Feuers, insbesondere des Blitzfeuers, in der orientalischen und griechischen Kunst gibt. Allein eben das von ihm zusammengebrachte Material erlaubt uns, seine Meinung, das fragliche Attribut in den Händen der Tritopatores könne stilisiertes Feuer sein, als ganz unmöglich zu verwerfen.

Jacobsthal hat den entscheidenden Punkt übersehen. Die wellige Form des Gegenstandes findet sich allerdings bei Darstellungen von Feuer sehr ähnlich; allein das oben und unten ganz gerade abgeschnittene Ende macht eine Deutung auf Feuer überhaupt unmöglich. Wie es in der Natur des Objektes, des Feuers, liegt, zeigen alle mir bekannten und alle von Jacobsthal angezogenen Darstellungen von Feuer entweder spitze oder gerundete Enden. Eine Flamme kann niemals in einer geraden abgeschnittenen Fläche enden; dies widerspricht dermaßen ihrer Natur, daß eine solche Bildung selbst von einem ganz schlechten und flüchtigen Bildwerk nicht zu erwarten ist, geschweige denn von einem ganz sorgfältigen und monumentalen. Die geraden Abschlußflächen des fraglichen Attributes der Tritopatores sind tadellos erhalten und schließen jeden Zweifel aus.

Das von Jacobsthal gesammelte Material hat lediglich bestätigt, was ich in den Sitzungsberichten 1905, S. 439 über das Attribut schon sagte: „ausgeschlossen ist der Gedanke an Flammen; denn diese müßten ja nach oben spitz (oder rund) zugehen und könnten unmöglich gerade abgeschnitten sein“. Eine andere bessere Deutung als die von mir a. a. O., S. 457 aufgestellte, die in dem Gegenstande ein Riemenbündel erkennt, habe ich bis jetzt nicht finden können.







Inhalt.

Die Abhandlungen sind auch in Separatabzügen hergestellt und erscheinen einzeln unter den Publikationen des akademischen Verlags in Kommission der Franz'schen Verlagshandlung (J. Roth).

Akademische Buchdruckerei von F. Straub in München.

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Klasse

der

K. B. Akademie der Wissenschaften

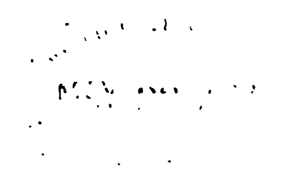
zu München.

1906. Heft II.

München
Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften
1906.

In Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).





Sitzungsberichte

der

Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sprachliche Verwandtschaft der Gräko-Italer.[1])

Von **W. Christ.**

(Vorgelegt in der philos.-philol. Klasse am 13. Januar 1906.)

Die Verwandtschaft zweier Völker wird, namentlich für die ältere, jenseits der historischen Überlieferung liegende Zeit, durch nichts besser als durch ihre Sprache beleuchtet. Das haben bereits die Alten erkannt und zur Aufhellung des Verhältnisses der Lateiner zu den Griechen herangezogen. Die Beobachtungen gingen von Griechen aus, die gleich, als sie nach Rom, der Hauptstadt des aufblühenden römischen Reiches, kamen und die lateinische Sprache kennen zu lernen Gelegenheit hatten, den Anklang zahlreicher lateinischer Wörter an gleichbedeutende griechische, wie *tres decem vinum* an *τρεῖς δέκα ϝοῖνος*, erkannten, sich aber in dem stolzen Bewußtsein ihrer geistigen Überlegenheit für berechtigt hielten, eine Abstammung der lateinischen Sprache aus der griechischen anzunehmen. Sie konnten sich dabei auf die Tatsache stützen, daß die Griechen in alter Zeit zahlreiche Kolonien in Italien ge-

---

1) Vorausgegangen ist in den Sitzungsberichten von 1905, Heft 1, S. 59—132 die verwandte Abhandlung: Griechische Nachrichten über Italien.

gründet hatten; sie unterließen es aber auch nicht, zu den alten historischen Überlieferungen neue Fiktionen zu fügen, wie daß schon vor dem trojanischen Krieg Euander aus Arkadien, der vermeintlichen Wiege des Menschengeschlechtes, nach Latium und dem Palatinischen Berg gekommen sei.[1]) Die Römer waren Schüler der Griechen und nahmen jene Sätze von ihren griechischen Lehrern um so bereitwilliger an, als sie sich durch die Annahme der Verwandtschaft ihres Volkes mit den geistig so hoch stehenden Griechen geschmeichelt fühlten und auch von ihren Vorfahren in den alten Sagen von Herkules und Kastor und Pollux ähnliche Anschauungen übernommen hatten.

Später machten griechische und römische Grammatiker das Verhältnis der lateinischen und griechischen Sprache zum Gegenstand gelehrter Studien. So schrieb in der Zeit des Pompeius der angesehene Grammatiker Tyrannion nach dem Zeugnis des Suidas *περὶ τῆς Ῥωμαϊκῆς διαλέκτου ὅτι ἐστὶν ἐκ τῆς Ἑλληνικῆς καὶ οὐκ αὐθιγενής*. Aus einer ähnlichen Schrift des jüngeren, in dem 1. Jahrhundert der Kaiserzeit lebenden Grammatikers Claudius Didymus *περὶ τῆς παρὰ Ῥωμαίοις ἀναλογίας* hat uns der lateinische Grammatiker Priscian, De figuris numerorum, p. 411, ed. Keil, einen sehr wertvollen Abschnitt erhalten. Wie sehr aber der berühmte römische Polyhistor Varro bemüht war, lateinische Wörter aus dem Griechischen abzuleiten, ersehen wir aus jeder Seite seines uns erhaltenen Werkes De lingua latina. Einen ähnlichen Weg scheint Cloatius Verus gegangen zu sein, von dem Gellius XVI 12 *libros verborum a Graecis tractorum* anführt, in denen bereits die beachtenswerten Glei-

---

[1]) Dionys. Hal. ant. I 31—33 und 89; Pausanias VIII 40, 2. Man sieht aus diesen Stellen, daß in der Ausbildung der Sage sich die fabulierenden griechischen Antiquare auf die Übereinstimmung des Namens *Palatinus mons* mit dem arkadischen *Παλλάντιον* stützten. Wenn sich dabei Dionys auf die Römer selbst bezieht (*ὡς αὐτοὶ Ῥωμαῖοι λέγουσιν*), so hatte er wohl, wie man aus dem Ausdruck *οἱ τὰς Ῥωμαϊκὰς συγγράψαντες ἀρχαιολογίας* schließen darf, Catos Origines und Varros Antiquitates im Auge; vgl. Lydus de mag. I 5.

chungen *errare* ἔρρειν, *alucinari* ἀλύειν, *fascinare* βασκαίνειν aufgestellt waren.

Die Beobachtungen der alten Grammatiker faßt Dionysius aus Halikarnaß in seiner Römischen Archäologie I 90 in dem Satze zusammen, daß die Sprache der Römer weder geradezu barbarisch noch geradezu hellenisch sei, sondern ein Gemisch aus beiden auf äolischer Grundlage mit vielen Lautverderbnissen: *Ῥωμαῖοι φωνὴν μὲν οὐκ ἄκρως βάρβαρον οὔτ' ἀπηρτισμένως Ἑλλάδα φθέγγονται, μικτὴν δέ τινα ἐξ ἀμφοῖν, ἧς ἐστιν ἡ πλείων Αἰολίς, τοῦτο μόνον ἀπολαύσαντες ἐκ τῶν πολλῶν ἐπιμίξεων τὸ μὴ πᾶσι τοῖς φθόγγοις ὀρθοεπεῖν.* Damit stimmt im wesentlichen Quintilian I 5, 58 überein, wenn er gegenüber den paar gallischen (*rhaeda*, *petorritum*), punischen (*mappa*) und spanischen (*gurdi*) Wörtern die lateinische Sprache zum größten Teil aus dem Griechischen herleitet: *maxima ex parte romanus sermo ex graeco conversus est*, wozu man die Angaben des Lydus de mag. I 5 f. über die spezielle Verwandtschaft des Lateinischen mit dem äolischen Dialekte stelle.[1]) Heutzutage, wo durch die vergleichende Sprachforschung seit dem großen Pfadfinder, meinem verehrten Lehrer Bopp, unser Blick ins Ungemessene erweitert ist und für die Ergründung sprachlicher Verwandtschaftsverhältnisse viel festere Gesichtspunkte zur Geltung gebracht sind, genügen uns diese Sätze der alten Grammatiker nicht mehr, aber zu ihrer Ehre müssen wir doch gestehen, daß dieselben die Verwandtschaft der griechischen und lateinischen Sprache richtig erkannt und auch im einzelnen

---

[1]) Aus Lydus de mag. I 5 und I 6 erfahren wir, daß bereits Cato und Varro das Lateinische mit dem Äolischen, das Euander aus Arkadien nach Italien gebracht habe, in Verbindung brachten, da nach alter Meinung das Arkadische eine Abart der äolischen Mundart war. Nur im allgemeinen berichtet über den Ursprung des Lateinischen aus dem Griechischen Dionys. I 11: *Κάτων ὁ τὰς γενεαλογίας τῶν ἐν Ἰταλίᾳ πόλεων ἐπιμελέστατα συναγαγὼν καὶ Γάϊος Σεμπρώνιος καὶ ἄλλοι συχνοὶ Ἕλληνας τοὺς Ῥωμαίους εἶναι λέγουσι τῶν ἐν Ἀχαΐᾳ ποτὲ οἰκησάντων πολλαῖς γενεαῖς πρότερον τοῦ πολέμου τοῦ Τρωικοῦ μεταναστάντας.* Zur Bevorzugung des Äolischen führte bekanntlich zumeist das mit dem Lateinischen übereinstimmende digamma Aeolicum.

manche gute Beobachtungen gemacht haben. So läßt mit feinem Sprachsinn Didymus bei Priscian de num. 17 das lat. *sestertius* nach der Analogie des griech. *ἥμισυ τρίτον* gebildet sein, und erkennt Probus bei Priscian Inst. VIII 97 in dem *si* des lat. *scripsi*, verglichen mit dem *σα* des griech. *ἔγραψα*, ein Zeichen, daß das lat. Perfekt die Bedeutung eines Präteritum und eines Aorist, *γέγραφα* und *ἔγραψα*, in sich vereinige. Aber die meisten ihrer Etymologien, wenn sich darunter auch einige richtige finden, entbehren der Einsicht in die lautlichen Gesetze der Sprache und laufen so auf ein bloßes Raten hinaus. Besonders tadelnswert ist die aus der Überschätzung des Griechischen entsprungene Umkehr des lautlichen Tatbestandes, wie wenn sie wohl richtig *semis* mit *ἥμισυ*, *sex* mit *ἕξ*, *septem* mit *ἑπτά* verglichen, zur Erklärung der verschiedenen Anlaute aber die Ansicht aufstellten, die Lateiner hätten den griech. Spiritus in ein *s* verwandelt,[1]) statt in dem lat. *s* den ursprünglichen, in Griechenland zu einem bloßen Hauch verflüchtigten Laut zu erkennen. Bei den Neueren ist daher die ganze Methode der alten Sprachvergleichung in Verruf gekommen und ganz vereinzelt steht das Beispiel des wohl um die Archäologie verdienten, in der Sprachforschung aber unzurechnungsfähigen Gelehrten Ludw. Roß, der in dem Buche Italiker und Gräken, Halle 1859 die Lehre der alten Grammatiker noch überbot und geradezu das Lateinische zu einer Tochtersprache herabwürdigte, die zum Griechischen in einem ähnlichen Verhältnis wie das Italienische und Französische zum Lateinischen stehe. Aber das Buch mit seiner ungeheuerlichen Verleugnung der Lautgesetze und mit seinen abenteuerlichen Etymologien nach Art von *iuvenes* = *διογενεῖς*, *litterae* = *διφθέραι*, *senex* = *ἄναξ* ist von der wissenschaftlichen Kritik so in den Grund gebohrt worden, daß von demselben nirgends mehr Notiz genommen wird.

Die moderne sprachvergleichende Methode hat die Frage nach der Verwandtschaft des Griechischen und Lateinischen

---

[1]) Priscian, Inst. XII 25: *solent Aeolis sequentes vel in digamma vel in s convertere aspirationem.*

wesentlich dadurch erweitert, daß sie sich nicht auf die Vergleichung des Lateinischen und Griechischen beschränkte, sondern diese beiden Sprachen als Glieder der großen indogermanischen Sprachfamilie erwies, zu der außer den Griechen und Lateinern auch noch die Kelten, Germanen, Slaven, Litauer, Armenier, Iranier und Inder gehören, und daß sie auf italischem Boden selbst dem Lateinischen die verwandten Dialekte der Umbrer und Osker zur Seite stellte. Mit der Erweiterung des Horizontes erwuchsen aber der Forschung auch neue schwierige Aufgaben, da es sich nun darum handelte, in welchem Verhältnis innerhalb der großen allgemeinen Verwandtschaft die einzelnen Glieder zueinander stehen, welche von denselben näher miteinander verwandt sind und welche hinwiederum weiter voneinander abstehen. In Beantwortung dieser Fragen ist es nicht durchwegs glatt abgegangen. Es hat sich wohl bald herausgestellt, daß innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie die Iranier und Inder, sowie die Balten und Slaven eine enger zusammenhängende Gruppe bilden; aber von den anderen europäischen Sprachen ergaben sich so durchkreuzende Verwandtschaftsanzeichen, daß mehr die alten Annahmen erschüttert als feste neue an ihre Stelle gesetzt wurden. Insbesondere hat bezüglich der Italiker Lottner, K. Z. VII 18 ff. die alte Annahme einer gemeinsamen pelasgischen Mutter des Griechischen und Italischen umgestoßen und ihr die vielen Übereinstimmungen lateinischer Wörter mit germanischen entgegengestellt und haben in neuerer Zeit morphologische Untersuchungen zu einer größeren Annäherung des Lateinischen an das Keltische geführt. Aber es haben deshalb doch noch nicht allgemein die Sprachforscher und Historiker aufgehört, von einer gräko-italischen Vorstufe der speziellen Entwicklung der griechischen und italischen Sprache und Kultur zu reden. Es haben eben doch die Berührungen des Lateinischen mit dem Germanischen und Keltischen nicht vollständig die alten Vergleiche lateinischer Wörter mit griechischen in den Hintergrund zu drängen vermocht. Die Durchkreuzung der Verwandtschaftsanzeichen hat dann auch an der einfachen Aufstellung

eines Stammbaumes der arischen Sprachen nach Art Schleichers irre gemacht und Joh. Schmidt in der berühmten Abhandlung Über die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, Weimar 1872 zur Annahme einer wellenförmigen Ausbreitung der arischen Grundsprache in Europa geführt. Aber diese Vorstellung ist doch zu unbestimmt, als daß sie allseitig genügt und die Versuche einer näheren Präzisierung vollständig abgeschnitten hätte. Außerdem wurde allgemach die bloß sprachliche Untersuchung des Problems als einseitig befunden und meldete sich auch die Anthropologie und Prähistorie zu Wort, worüber der berufenste Kenner O. Schrader in seinem Werke Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Aufl., 1890 erwünschten Aufschluß bietet.

Ich selbst habe nicht die Prätention, in diesem kleinen Aufsatz die große Frage über die Verwandtschaft der Griechen und Italiker von der Höhe der Linguistik aus erschöpfend behandeln und lösen zu wollen. Dazu fehlt mir schon das nötige linguistische Rüstzeug. Ich habe mehr nur mich selbst in Zusammenhang mit verwandten Untersuchungen über die Beziehungen der Griechen und Italiker in alter vorhistorischer Zeit aufzuklären versucht, und trete nur zaudernd mit den kleinen Ergebnissen meiner Studien vor die Öffentlichkeit. Indes werden vielleicht doch die Liniamente meiner Theorie auch andere interessieren und selbst Einzelheiten enthalten, die anderen entgangen sind oder zu weiteren Untersuchungen Anlaß geben können. Zunächst habe ich nun das Griechische und Lateinische ins Auge gefaßt und die anderen verwandten Sprachen, nur soweit es absolut geboten schien, herangezogen. Auch habe ich mich einer schlichten, einfachen Darstellung befleißigt und deshalb Terminologien der neueren Linguistik, für die ich nicht bei allen Lesern Verständnis voraussetzen konnte, nach Möglichkeit vermieden.

Von der Freiheit einer leichtverständlichen Darstellung habe ich gleich in der Disposition der Abhandlung Gebrauch gemacht. Die Sprachwissenschaft legt bei Vergleichung von Sprachen Gewicht darauf, daß nicht von den fertigen Wörtern

ausgegangen wird, sondern vor allem der Organismus der Sprache, die Lautgesetze, die Flexion und Wortbildung in Betracht gezogen werden. In der grammatischen Theorie ist dieses gewiß auch die einzig richtige Folge, und bei Sprachen, von denen sich nur wenige kurze Reste erhalten haben, wird sich auch die Stelle, die dieselben zu anderen bekannteren Sprachen einzunehmen berufen sind, auf diese Weise am ehesten und sichersten bestimmen lassen. Aber bei Sprachen, die wie die griechische und lateinische eine reiche, über eine lange Zeit sich erstreckende Literatur aufzuweisen haben, und für Studien, die aus der Sprache Anhaltspunkte für die Geschichte der Kultur und geistigen Entwicklung zu gewinnen suchen, sind die Wörter von ungleich größerer Bedeutung, als die Laute und Beugungsformen. Ich werde deshalb auch hier von den Wörtern ausgehen und auf sie das Hauptaugenmerk richten. Von den verwandtschaftlichen Beziehungen der Laute und der Morphologie werde ich erst weiter unten handeln und dabei auch, wo es die Sache erfordert, in höherem Maße die entsprechenden Verhältnisse der verwandten Sprachen berücksichtigen. Bezüglich der benützten Literatur möge die allgemeine Bemerkung genügen, daß ich natürlich die lexikalischen Werke, in denen zu den griechischen und lateinischen Wörtern die entsprechenden Wörter der verwandten Sprachen gestellt sind, wie die bekannten Bücher von G. Curtius, Leo Meyer, Vaniček, Bréal, Prellwitz, Walde und insbesondere O. Schraders Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Straßburg 1901 fleißig benützt, es aber bei den engen Grenzen dieser Abhandlung nicht für angänglich gehalten habe, jene Bücher im einzelnen zu zitieren und die in ihnen enthaltenen Belege herüberzunehmen. Ich legte mir diese Beschränkung auf, auch auf die Gefahr hin, des Mangels gelehrter Beweisführung für die von mir aufgestellten Gleichungen geziehen zu werden. Ohnehin sehe ich voraus, daß die speziellen Sprachforscher es tadeln werden, daß ich einesteils vieles anführe, was längst bekannt sei, und anderenteils die eigentliche Kontroverse, ob die Sprache der Griechen zu der der Lateiner

in einem engeren Verwandtschaftsverhältnis stehe, gegenüber den Vertretern entgegengesetzter Ansicht (Lottner, K. Z. VII, Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 172—187, Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, Kap. VI) nicht scharf genug ins Auge fasse. Demgegenüber erlaube ich mir nochmals zu bemerken, daß ich mich in diesen Blättern an den weiteren Kreis der Philologen und Historiker zu wenden gedenke und mit Rücksicht auf diese auch das, was unter den Sprachforschern längst als ausgemacht gilt, nicht übergehen durfte, wenn es zur Beleuchtung der Sache notwendig zu sein schien.

I. Sprachschatz.

Griechische Lehnwörter im Latein.

Um zu einem richtigen Urteil über das sprachliche Verhältnis der Griechen zu den Italern und Lateinern zu gelangen, ist es vor allem notwendig, unter den gleich oder ähnlich klingenden Wörtern die Lehnwörter auszuscheiden. Das Buch von Roß und sämtliche Arbeiten der alten Grammatiker sind eben schon deshalb unbrauchbar, weil sie diese Scheidung nicht vorgenommen haben. Die Scheidung war überhaupt erst möglich, nachdem der Blick erweitert und von den gemeinsamen Wörtern der griechischen und lateinischen Sprache nachgewiesen war, ob ihnen gleichlautende im Sanskrit, Germanischen, Keltischen, Slavischen zur Seite stehen oder nicht. Der bloße Anklang hat damit für unsere Frage die Bedeutung eines entscheidenden Faktors verloren, ja ist zum Teil zu einem entgegengesetzten Beweismoment herabgesunken. Die Wörter *equus* und ἵππος klingen nur teilweise aneinander an, aber sie sind urverwandt, weil sie aus der gemeinsamen Urform *ekvos* abgeleitet werden können und ihnen skt. *açvas*, altsächs. *ëhu* in gleicher Bedeutung zur Seite stehen. Dagegen ist lat. *ancora* ein Lehnwort aus dem griech. ἄγκυρα, weil es zu sehr an das griechische Vorbild anklingt und weil der Anker zu den Instrumenten einer vorgerückten Kulturstufe gehört, von denen es

von vornherein wahrscheinlich ist, daß sie nicht zweimal erfunden wurden, sondern einmal erfunden, zusammen mit dem Namen von einem Volk zum anderen getragen wurden. Im Fortgang der Untersuchung ist man so zu verschiedenen Anzeichen gelangt, die von vornherein, wenn nicht sicher erkennen, so doch mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten lassen, welche Wörter urverwandt und welche bloß entlehnt sind: die Zahlwörter, die Verwandtschaftswörter (Vater, Mutter, Bruder, Sohn, Tochter), die Wörter für die hauptsächlichsten Körperteile und unentbehrlichen Haustiere gehören zu den urverwandten; bei den gleichen Wörtern für Instrumente, feinere Gewerbe, wissenschaftliche Begriffe regt sich gleich die Vermutung, daß sie nicht aus der uralten Zeit des gemeinsamen Zusammenlebens stammen, sondern erst in historischer Zeit von den früher und höher entwickelten Griechen zu den länger in einfachen Kulturzuständen verharrenden Italern getragen worden sind. Zu den Anzeichen der Bedeutung kommen dann auch andere der Form: entlehnt sind alle Wörter, welche einen der lateinischen Sprache fremden Laut enthalten, wie *ph*, *th*, *y* in *pharetra*, *thorax*, *hyalus*; der Entlehnung verdächtig sind ferner alle diejenigen Wörter, welche in ihrem sprachlichen Gebrauch vereinzelt stehen, weder an ein lateinisches Stammverbum sich anschließen noch aus sich denominative Verba hervorgebracht haben. Von der letztgenannten Regel gibt es Ausnahmen, wie wenn von den Lehnwörtern *contus* = *κοντός*, *machina* = *μηχανή*, *guberna* = *κύβερνα*, *trutina* = *τρυτάνη* die Verba *percontari*, *machinari*, *gubernare*, *trutinari* gebildet sind. Aber das sind Ausnahmen, die die Regel nicht umstürzen; nur bei wenigen Wörtern wie *porrum* = *πράσον*, *aranea* = *ἀράχνη* fehlen sichere Anzeichen der Bedeutung und Form, so daß man schwanken kann, ob man sie zu den urverwandten oder entlehnten Wörtern stellen soll. Im allgemeinen aber herrscht auf diesem Gebiete vollkommene Klarheit, und weiß man jetzt mit Bestimmtheit, daß der größere Teil der im Lateinischen und Griechischen gleich oder ähnlich klingenden Wörter (950 Nummern nach Zambaldi bei Stolz, Hist. Gramm. d. lat. Spr. I 9) zu den

Lehnwörtern gehört und demnach bei der Frage über die Urverwandtschaft der beiden Sprachen nicht in Betracht kommt. Auch liegt jetzt das Material fleißig gesammelt und übersichtlich geordnet vor in den Büchern von O. Weise, Die griechischen Lehnwörter im Lateinischen, Leipzig 1882 mit einem Nachtrag in Wölfflins Archiv VIII 339—368 und G. A. Saalfeld, Tensaurus italograecus, Wien 1884.

Auf diese Bücher und das in ihnen zusammengestellte Material verweise ich; die Wörter alle nochmals auszuschreiben, wäre überflüssig; ich will nur, um eine gewisse Übersicht zu gewähren, einige für die italische Kulturgeschichte und die Herkunft der Lehnwörter wichtige Punkte besprechen, wobei ich von den jungen, meist erst in der Kaiserzeit eingeführten Lehnwörtern absehe und vornehmlich die älteren Beziehungen Griechenlands und Italiens ins Auge fasse. Die meisten hier in Betracht kommenden Wörter beziehen sich auf die höheren Stufen des sozialen Lebens, die Schiffahrt, das Handwerk, den Gartenbau, Handel, Kleidung, Bewaffnung und Wohnung. Die auf den Kultus, den Mythus, auf Maß und Gewicht bezüglichen Namen lasse ich hier beiseite, da ich diese später in besonderen Aufsätzen zu behandeln gedenke.

Schiffahrt.

prora Schiffsvorderteil = *πρώρα*.

aplustre Zierrat am Schiffshinterteil = *ἄφλαστον*.

guberna Steuerruder, *gubernare*, *gubernator* = *κύβερνον*, *κυβερνᾶν*, *κυβερνήτης*.

ancora Anker = *ἄγκυρα*.

carchesium Mastkorb = *καρχήσιον*.

artemo Vorsegel = *ἀρτέμων*.

dolo Vordersegel = *δόλων*.

contus Stange mit Haken, *percontari* = *κοντός*.

scalmus Ruderpflock = *σκαλμός*.

remulcus Zugseil, vgl. *ῥυμουλκέω*.

antemnae Raae = *ἀνατεταμέναι*.[1])

[1]) Vermutung von Keller, Lat. Volksetymologie, 280.

anquina Ring der Raae = ἀγκοίνη.
antlum Kielwasser, *exantlare* = ἄντλον, ἐξαντλᾶν.
nauta Schiffer = ναύτης.[1])
proreta Oberbootsmann = πρωράτης.
nausea Seekrankheit = ναυτία.
transtrum Ruderbank, verballhornt aus θρᾶνος.

malus Mastbaum führe ich nicht an, da die versuchte Herleitung von μαχλός sachlichen und sprachlichen Bedenken begegnet und der Zusammenhang mit ahd. *mast* (B.B. 25, 143) wahrscheinlicher ist.

Jüngeren Ursprungs sind die Lehnwörter für verschiedene, meist erst in augusteischer und nachaugusteischer Zeit aufgekommene Schiffsarten wie *scapha* = σκάφη, *cymba* = κύμβη,[2]) *celox* = κέλης, *phaselus* = φασηλός, *lembus* = λέμβος.[3])

Mit der Schiffahrt hängen zusammen die vorzugsweise dichterischen Lehnwörter:

pontus Meer = πόντος.
scopuli Klippen = σκοπελοί.
aura Fahrwind = αὖρα.

Die Lateiner haben also die meisten Wörter für Teile der großen Schiffe und für die ganze Kunst der Segelschiffahrt von den Griechen entlehnt, nicht von den Etruriern oder Karthagern, die doch noch im 5. Jahrhundert das tyrrhenische Meer beherrschten. Die Entlehnung wird also erst nach dem 5. Jahrhundert stattgefunden haben, nicht lange vor der Zeit der punischen Kriege, wo die Römer ihre erste Seeflotte schufen und an der Seite der seekundigen Griechen Siziliens die ersten Seeschlachten schlugen. Die sprachlichen Verhältnisse dienen

---

[1]) Stolz, Hist. Gramm. 156 hält wegen der Form *navita* eine lateinische Ableitung von *navis* für gut möglich; aber *navita* ist, da es fast nur von Dichtern gebraucht wird, künstliche Anlehnung an lat. *navis*.

[2]) Curtius, Etym.[5] 158 stellt das Wort mit skt. *kumbha-s* Topf zusammen; vgl. Schrader, Reallex. 714, aber deshalb ist doch die Annahme eines Lehnwortes nicht ausgeschlossen.

[3]) Die Herleitung der von Priscian V 16, p. 151, 19 K. aufgestellten Herkunft von *linter* aus λουντήρ (corr. πλυντήρ) ist unsicher.

also auch zum Beweis, daß die Römer nicht schon zu Beginn der Republik eine Seemacht waren und also nicht damals schon, im Jahre 509, den von Polybius III 22 erwähnten Schiffahrtsvertrag mit den Puniern abschlossen. Daß sie aber wenn auch nicht in so alter Zeit, so doch immer schon im 3. Jahrhundert die Seeschiffahrt betrieben und mit dem Bau großer Segelschiffe auch die Namen der Schiffsteile von den Griechen Siziliens und Vorderitaliens herübernahmen, ersieht man auch sprachlich daraus, daß sich die bezüglichen Fremdwörter so fest bei den Lateinern einwurzelten, daß sie wie echtlateinische Wörter Zweige trieben und die Bildung von Denominativen veranlaßten, wie *gubernare* von *guberna*, *exantlare* von *antlum*, *percontari* von *contus*. Aber das alles gilt nur von der großen, das Meer durchfurchenden Schiffahrt; die kleine Flußschiffahrt, mit der die Römer von der einen Seite ihres Grenzflusses Tiber auf die andere übersetzten, kannten sie schon längst, ehe sie mit den seefahrenden Nationen in Verbindung traten, schon ehe sie durch Gründung von Ostia unter dem König Ancus Martius an dem Meere Fuß fassten. Das lehren die uralten, nicht aus der Fremde bezogenen lateinischen Wörter *navis* skt. *nāus*, *remus* skt. *aritram* ahd. *ruodar*, *ratis*, das aus derselben Wurzel wie *remus* stammt, und *velum* aus *vecslum*, das nicht auf die Schiffahrt beschränkt war und von dem Deminutivum *vexillum* nicht zu trennen ist. Auch *portus* ist wohl mit dem gleichbedeutenden πορθμός nur urverwandt, nicht von ihm entlehnt.

Geräte und Werkzeuge.

Nächst der Schiffahrt war es das Gewerbe und die Technik, in denen zumeist die Griechen ihren Einfluß auf Rom geltend machten. Das bezeugen die Lehnwörter:

amphora Gefäß mit 2 Henkeln = ἀμφορεύς.
caduceus Scepter = κηρύκειον.
calx Mörtel = χάλιξ.
canistrum Korb = κάναστρον.
cista Kiste = κίστη.

clavis Schlüssel = κληίς alt κλαϝίς.
claustrum Verschluß = κλεῖθρον alt κλάϝιστρον.
crepida Sandale = κρηπίς gen. κρηπῖδος.
culeus Ledersack = κουλεόν.
ergastulum Werkstätte = ἐργαστήριον.
fidelia Topf, Fäßchen = Deminutiv von πίθος.
fuscina Gabel = φάσγανον.
lagaena Flasche = λάγηνος.
lanterna Laterne = λαμπτήρ; vgl. *lucerna*.[1])
lanx Platte = λεκάνη, Nebenform λακάνη.
lepesta Becher = δέπας, vgl. Varro, l. l. V 123.
lenis Kufe = ληνός.
lucerna Leuchter = λύχνος.
machina Maschine = μηχανή, dor. μαχανή.
norma aus *gnorma*, *groma* = γνώριμα, urspr. γνώρισμα.
ostrum Saft der Purpurschnecke = ὄστρειον.
pera Ranzen = πήρα.
purpura Purpurschnecke = πορφύρα.
resina Harz = ῥητίνη.
scutica Lederpeitsche = σκυτάλη.
spatha Spatel = σπάθη.
scyphus Becher = σκύφος.
sphragis Siegel = σφρηγίς, dor. σφραγίς.
spinther Armring = σφιγκτήρ.
sporta Korb = σπυρίς, acc. σπυρίδα.[2])
strangulare mit Strick erwürgen = στραγγαλίζειν.
in-staurare errichten, aus σταυρός.
strigilis Schabeisen = στλεγγίς.
stupa Werg = στύπη.
tornus Drehscheibe = τόρνος.
trapeza vierfüßiger Tisch = τράπεζα.

---

[1]) Vgl. Stolz, Hist. Gramm. I 480: den Namen auf *erna* liegt eine aus altem r- und n-Stamm kombinierte Bildung zu grunde.

[2]) Schulze, Sitzber. d. Pr. Akad. 1905, Juli, S. 709: Lat. *sporta gruma Catamitus* sind den Römern durch etruskische Vermittelung zugekommen.

terebra Bohrer = *τέρεθρον*, viell. urverwandt.[1]
tessera viereckige Marke = *τέσσαρα*.
tripus Dreifuß = *τρίπους*.
trutina Wage = *τρυτάνη*.
tympanum Tamburin = *τύμπανον*.

Zweifelhaft ist es, ob man zu den entlehnten oder urverwandten Wörtern zählen soll *cupa κύπελλον*, *calix κύλιξ*, *pessulus πάσσαλος*, *follis θυλλίς*,[2]) *spolia σκῦλον*,[3]) *urceus ὕρχη*, *spartum σπάρτον*.

Wahrscheinlich ist gemeinsame Entlehnung aus fremdem Original anzunehmen für *cadus κάδος*, *galbanum γάλβανον*. Das Gleiche gilt auch für *fucus*, *purpura*, *ostrum*; aber die Purpurfärbung kam sicher schon in sehr alter Zeit von den Griechen nach Latium, worüber man sehe Blümner, Technologie bei Griechen u. Römern I 216 und Schrader, Reallex. 644 f.

Daß man überhaupt nicht allzu weit in der Annahme der Abhängigkeit der Italer von der Fremde gehe, davor warnt die nicht kleine Zahl echtlateinischer Wörter auch im Gebiete des Handwerks und der niederen Technik, wie *faber*,[4]) *figulus*, *opifices*, *officina* aus *opificina*, *serra*, *lima*, *culter*.[5])

Beachtenswert sind auch die acht alten Gewerbe (*τέχναι*) Roms, die Plutarch im Leben des Numa c. 17 aufzählt und auf die Einrichtungen des Königs Numa zurückführt; sie sind die Musikanten (*αὐληταί tibicines*), Goldarbeiter (*χρυσοχόοι aurifices*), Zimmerer (*τέκτονες fabri*), Färber (*βαφεῖς fullones*), Gerber (*σκυτοδέψαι coriarii*), Schildner (*σκυτοτόμοι soutarii*), Schmiede

[1]) Wenn entlehnt, dann angenähert an *latebra*, *vertebra*, *faber*. Vgl. auch *palpetra* neben *palpebra*.

[2]) Vgl. Curtius, Etym.[5] 496.

[3]) Siehe Curtius, Etym.[5] 169.

[4]) Zu den *fabri* gehörten auch die Brückenbauer, deren Bedeutung sich in der hohen Stellung der *pontifices* kundgibt, über die treffliche Auskunft gibt Ihering, Vorgeschichte der Indoeuropäer, S. 426 ff.

[5]) Für manche Ausdrücke des gewöhnlichen Handwerks wie *securis*, *dolium*, *simpulum* weist Berührung mit Slaven und Letten nach Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache 146 ff.

(*χαλκεῖς aerarii fabri*), Töpfer (*κεραμεῖς figuli*).[1]) Es sind das gewiß alte, einheimische Gewerbe, für deren Alter außer ihrer Bedeutung für das Kriegswesen, die nationalste aller Beschäftigungen, auch die lateinischen Namen sprechen; aber damit ist noch nicht gesagt, daß sie alle in Rom entstanden und keine Anregung von Außen, sei es von Etrurien, sei es von Griechenland, empfangen haben.[2])

Ackerbau, Tiere und Gewächse.

In diesem Kapitel haben wir von vornherein am wenigsten Lehnwörter zu erwarten. Denn schon in grauer Vorzeit, lange vor Beginn ihrer Sonderentwicklung, hatten Griechen und Italer zusammen mit ihren stammverwandten Brüdern den Acker zu bebauen, Tiere zu zähmen, Vieh zu züchten gelernt. Damit hatten sie aber auch in der Sprache Ausdrücke für Acker, Feldfrüchte, Haustiere ausgebildet und diese als gemeinsames Erbe in ihre späteren Wohnsitze mitgebracht.[3]) Als aber die Italer unter milderem Himmel zur feineren Bodenkultur übergingen und fremde Tiere und Gewächse kennen lernten, haben sie auch im Gebiete der Fauna und Flora von anderen Völkern und insbesondere von den früher entwickelten und früher mit

---

[1]) Auffallen kann es, daß die Bäcker (*pistores*) und Müller nicht erwähnt sind; aber das hat seinen Grund darin, daß das Mahlen und Backen zu Hause geschah, infolgedessen es noch keine Bäckerinnung gab; s. Plinius, n. h. 18, 107: *pistores Romae non fuere ad Persicum usque bellum ab urbe condita super DLXXX; ipsi panem faciebant Quirites, mulierumque id opus erat, sicut etiamnunc in plurimis gentium.*

[2]) Auf griechischen Einfluß ist wohl zurückzuführen die Unterscheidung von *τέκτονες* und *χαλκεῖς*, da die Lateiner für beide den éinen Namen *fabri* hatten, worüber Blümner, Technologie bei Griechen und Römern II 166.

[3]) Die diesbezüglichen Wörter werden wir weiter unten unter den Wörtern des urverwandten Sprachschatzes kennen lernen. Im übrigen verweise ich auf Weise 125 ff., Schrader, Reallex. 6 ff. und vor allem auf das bahnbrechende Buch von Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, von dem die neueste (6.) Auflage von O. Schrader 1894 besorgt wurde, mit botanischen Beiträgen von A. Engler.

den alten Kulturvölkern Asiens und Ägyptens in Verbindung gekommenen Griechen manche neue Namen aufgenommen.

Gering ist für uns die Ausbeute insbesondere in dem Tierreich: die Griechen und Italer behielten meistens auch in ihren neuen südlichen Wohnsitzen die alten, in früherer Zeit gezähmten und beobachteten Tiere bei, wie die Rinder, Schafe, Pferde, Hunde, Gänse; für andere brachten sie schon vor ihrer Trennung neue, dem Griechischen und Lateinischen gemeinsame Namen auf, wie für Schwalbe, Wiedehopf, Nachteule, Spitzmaus, Maulwurf. Nur für einige wenige entlehnten die Lateiner den Namen mit der Kenntnis des Tieres selbst von den Griechen, wie:

balaena Wallfisch = *φάλαινα*.
cochlea Auster = *κοχλίας*.
concha, *congius* = *κόγχη*; skt. *çankha-s*.
cycnus, alt *cucinus* = *κύκνος*.
draco Schlange = *δράκων*.
elephantus = *ἐλέφας*.
fluta Muräne = *πλωτή*.
fungus Schwamm = *σπόγγος*, *σφόγγος*.
leo Löwe = *λέων*, Fremdwort.
pardalis, *panther* = *πάρδαλις* bei Homer, *πάνθηρ* bei Herodot IV 192.

Weit zahlreicher sind die aus dem Griechischen genommenen Lehnwörter für Pflanzen, da den Gartenbau und die Kultur von Medizinalpflanzen die Römer von den Griechen lernten. Schon das Wort für Garten *hortus* stimmt mit dem griech. *χόρτος* überein, aber dasselbe bedeutete ursprünglich nur 'eingefriedigter Raum' und nahm erst bei den Lateinern die engere Bedeutung 'umzäunter, für den Küchenbedarf bestimmter Platz bei dem Bauernhaus' an. Und vollends nun, was in den Gärten und in den Parken gepflanzt wurde, trägt zum großen Teil die Signatur ausländischen Ursprungs. Griechische Lehnwörter also sind:

anisum Anis = *ἄννησον*.
apium Eppich = *ἄπιον*.

blitum Amarant = *βλίτον*.
caerefolium Kerbel = **χαιρέφυλλον*.[1]
coriandrum Koriander = *κορίανδρον*.
crambe Kraut = *κράμβη*.
cunila Saturei = *κονίλη*.
cupressus Cypresse = *κυπάρισσος*.
cytisus Kleeart = *κύτισος*.
lilium Lilie = *λείριον*.
malum Apfel = *μῆλον*, dor. *μᾶλον*.
mala cotonia Quitten = *μῆλα Κυδώνια*.
marathrus Fenchel = *μάραθρον*.
minta Mienze = *μίνθη*.
murtus Myrte = *μύρτος*.
narcissus Narcisse = *νάρκισσος*.
nardus Narde = *νάρδος*, ind. *nalada*.
platanus Platane = *πλάτανος*.
prunum Pflaume = *προῦμνον*.
ptisana Gerstengrütze = *πτισάνη*.
rosa aus *rodia* = *ῥόδον*.
selinum Sellerie = *σέλινον*.
serpyllum Quendel = *ἕρπυλλον*.
sesamum Sesamfrucht = *σήσαμον*.
sparagus Spargel = *ἀσπάραγος*.
storax Harzart = *στύραξ*.
thymum Thymian = *θύμον*.

Dazu kommen nun noch die zwei wichtigsten Wörter, für Wein und Öl:

vinum = *οἶνος*, alt *ϝοῖνος*
oleum, *oliva* = *ἔλαιον*, *ἐλαία* aus *ἐλαιϝα*.

Daß die Griechen und Italer die Wein- und Ölkultur aus dem Norden in ihre neue Heimat mitgebracht hätten, davon kann keine Rede sein. Auf der anderen Seite klingen die entsprechenden Wörter im Griechischen und Lateinischen so

[1] Das griechische Wort hat einen Stern, weil es nicht in der Literatur vorkommt, sondern nur nach dem lateinischen Wort vermutet wird.

aneinander an,[1]) daß man von selbst zur Annahme einer Entlehnung gedrängt wird. Auch sind die anderen auf Wein- und Ölbau bezüglichen Wörter des Lateinischen offenbar aus dem Griechischen entlehnt, wie *amurca* Ölpresse = ἀμόργη, *torquere* keltern = τραπέω, *torcular* Kelter = τροπήιον. Daß οἶνος im Griechischen masc., *vinum* im Lateinischen neutr. ist, hat natürlich nichts zu besagen, beachtenswert ist dabei nur, daß das Wort auch im Etrurischen neutr. ist; im Lateinischen wird eben die Analogie von *malum*, *oleum*, *mulsum*, *prunum* die Umwandlung des Geschlechtes bewirkt haben. Für die in der Sache begründete Wahrscheinlichkeit der Entlehnung sprechen auch die historischen Zeugnisse. Nach Aristoteles polit. fr. 453 ist der Weinstock von den thessalischen Amynäern nach Italien gebracht worden,[2]) und nach Theophrast bei Plinius, n. h. XV 1 war noch zur Zeit des Königs Tarquinius Priscus der Ölbau in Italien unbekannt. Schwerer ist es zu sagen, woher der Weinbau nach Griechenland und Italien gekommen ist. Da das lateinische Wort für Weinstock *vitis* von der Wurzel *vi* winden herkommt und von der gleichen Wurzel auch das griech. ϝίτυς Radfelge abzuleiten ist, so könnte man versucht werden, auch für οἶνος, *vinum* das gleiche Stammwort anzunehmen. Aber dazu ist man doch nicht gezwungen, und ich stimme daher rückhaltslos Schrader, Reallex. 944 bei, der οἶνος für ein Fremdwort hält, das mit dem Weinstock selbst aus der Gegend Armeniens, wo der Weinstock wild wächst, über Thrakien zu den Griechen gekommen sei, wenngleich das armenische *voino* ebenso wie das thrakische *gaino* nur erschlossen, nicht auch belegt ist. Die treue Bewahrung aber der Namen für Wein und Öl bei Griechen und Italern ward, wie es scheint, vornehmlich durch die hohe Bedeutung von Wein und Öl bei der Opferspende herbeigeführt.

---

[1]) Über die sprachliche Richtigkeit der Ableitung von *oleum* aus ἔλαιον s. Kretschmer, Einl. 112 f.

[2]) Vgl. meine Abhandlung Griechische Nachrichten über Italien, Sitzber. d. Bayer. Akad. 1905, S. 95.

Kleidung und Bewaffnung.

Die Bekleidung nimmt eine Mittelstellung zwischen Handwerk und Ackerbau ein. Ackerbau und Viehzucht liefern das Material, das Handwerk verarbeitet das Material zur Bekleidung und zum Schutze des Körpers. Beide, Beschaffung des Materials und die Kunst der Verarbeitung, reichen in die indogermanische Urzeit hinauf. Den Flachs, der die Fäden zum Spinnen und Weben bot, hatten schon die Indogermanen Europas angebaut.[1] Noch weiter hinauf reicht die Schafzucht, welche die Wolle zum Weben lieferte. Davon liegt ein Anzeichen in der gemeinsamen Abstammung von skt. *ūrṇā* Wolle, lat. *vellus*, *lāna* aus *vlāna*, jon. *εἶρος* aus altem *ϝέρος*. Viel verzweigt in Verb und Nomen sind auch die indogermanischen Wurzeln für kleiden *ves*, wovon skt. *vastē* kleidet, griech. *ἕννυμι* aus *ϝέσνυμι*, lat. *vestis*; weben *vebh*, wovon gr. *ὑφαίνω*, skt. *ūrṇa-vābhi-s* Spinne, ahd. *weban*; spinnen *nē*, wovon lat. *neo*, gr. *νέω* und *νήθω*, ahd. *nāan*; nähen *su*, wovon lat. *suo*, gr. *κασ-σύω*, skt. *sīvyati* näht, got. *siujan*. Aus dem Griechischen stammende Lehnwörter hat das Latein auf dem Gebiet der Bekleidung nicht viele aufzuweisen, wovon der Grund wohl in dem überragenden Einfluß zu suchen ist, den das Mutterland der Kunst des Webens und Kleidens, Ägypten, auf Griechenland und Italien, und zwar selbständig auf jedes der beiden Länder, nicht auf Italien erst durch die Mittelstufe des Griechischen geübt hat. Für diesen gesonderten Einfluß bieten einen Hauptbeweis die Wörter *χιτών* und *tunica* aus *ctunica*, die in ihrer Bedeutung und Form zu weit abweichen, als daß man das eine von dem andern ableiten könnte, die aber doch auf eine gemeinsame Quelle, das semitische *ketonet* Leibrock zurückgehen. Griechische Lehnwörter im Latein fehlen jedoch nicht ganz; solche sind:

castula Mieder = *καταστολή*.
depsere gerben = *δέψειν*, viell. urverwandt.
fiscus Beutel = *φάσκαλος*.

[1]) Beweise bei Schrader, Reallex. unter Flachs.

grabatus Ruhebett = κράβατος.
laena Überrock = χλαῖνα.[1])
paenula = φαινόλης.
petasus = πέτασος.
pileus von πῖλος Filz.[2])
redimiculum aus *credim.* = κρήδεμνον.
segestre Decke = στέγαστρον.
stamen Faden des Aufzugs am Webstuhl = στάμων.
stola Kleid = στολή; vgl. *castula.*
taenia Band = ταινία.

Vielleicht ist auch *acus* Nadel aus einem griechischen Wort, von dem ἀκέστρια und ἀκέομαι gebildet sind, entlehnt.

Auch in der Bewaffnung sind die tatkräftigen, früh in kriegerische Unternehmungen verwickelten Römer wesentlich ihre eigenen Wege gegangen. Die Zahl der gleichen oder entlehnten Wörter ist auf diesem Gebiet ganz klein; zu nennen sind:

funda nach σφενδόνη.

lancea von λόγχη weitergebildet; nach Varro bei Gellius 15, 30 soll das lateinische Wort spanischen Ursprungs sein.

catapulta = καταπέλτης.

dolo = δόλων von unsicherem Etymon.

scutum hängt mit gr. σκῦτος zusammen, das ursprünglich Haut bedeutet, woraus die alten Schilde bei Homer gefertigt waren.[3])

umbilicus und *umbo* hängen mit gr. ἄμβων und ὀμφαλός zusammen, sind aber vielleicht urverwandt.

---

[1]) Die Herleitung gibt schon Juba bei Plutarch im Leben Numas c. 7. Keine Beachtung verdient die Herleitung des Wortes *laena* aus dem Etrurischen bei Paulus Diaconus: *quidam appellatam existimant Tusce*; höchstens kam das gleiche, offenbar aus dem Griechischen stammende Wort bei den Lateinern und den Tuskern vor, wie oben auch von *vinum* angenommen wurde.

[2]) Darüber Helbig, Sitzber. d. Bayer. Akad. 1880, S. 487 ff. und Samter, Philol. 53, 535 ff.

[3]) Schrader, Reallex. 720 schwankt, ob lat. *scutum* mit gr. σκῦτος oder nord. *skeito* Bord zusammenhängt.

parma ist schwerlich Lehnwort aus gr. *πάρμη*, welches Wort erst bei Polybius vorkommt; vielmehr war *parma*, mit demselben Suffix gebildet wie *primus*, *supremus*, *summus*, ein echt lateinisches Wort in dem Sinne von *ἀσπὶς πάντοσ' ἐίση* und war erst aus dem Lateinischen in das Griechische übergegangen.[1])

Ganz unsicher ist die von Keller, Volksetym. 109 gegebene Zusammenstellung des lat. *lorica* mit gr. *θώρηξ*, weil *l* für *ϑ* sonst nicht nachweisbar ist.

Wörter des verfeinerten Kulturlebens.

Im höheren Kulturleben, das sich im Schreiben, Singen, Dichten, Philosophieren entfaltet, hingen die Römer fast ganz von den besser veranlagten Griechen ab. Von selbst ergab es sich daher, daß hier die Lateiner die größten Anlehen bei der griechischen Sprache machten, namentlich seitdem sich in Rom eine Literatur nach dem Muster der griechischen ausbildete und der horazische Spruch *Graecia capta ferum victorem cepit et artes intulit agresti Latio* allgemeine Geltung bekam. Die unter dieser Zeitströmung in die lateinische Sprache eingeführten, offenkundigen Lehnwörter, wie *philosophus*, *poeta*, *tragoedia*, *comoedia*, *mimus*, *theatrum*, *scena*, *plectrum*, *psallo*, *charta*, *chorda*, *fides*, *metrum*, *physica*, *epistula*, *Hercules*, *Latona*, *Aesculapius*, *Nymphae* übergehe ich und berühre nur die älteren, mehr in das Volksleben eingreifenden Wörter, wie:

balneum = *βαλανεῖον*.
camera = *καμάρα*.
comissari = *κωμάζειν*.
crapula = *κραιπάλη*.
fascinum = *βάσκανον* (Gellius XVI 12).
latro Söldner = *λάτρις* (Varro l. l. VII 52).
moechus = *μοιχός*.
nummus = *νοῦμμος* sizilisch.
obrussa = *ὄβρυζον*.

[1]) Andere Kombinationen für lat. *parma* bei Walde, L. W.

obsonium = ὄψον, ὀψώνιον.
plangruncula = πλαγγών.
platea = πλατεῖα.
poena = ποινή.[1])
quisquilia = κοσκυλμάτια.
scheda, *scida* = σχιδή.
schola = σχολή.
talentum = τάλαντον (skt. *tulā* Wage).
tripudium, *tripudiare* = τριποδία.
triumphus = θρίαμβος.
tus = θύος.
vitta aus *vitva* = ϝιτέϝα.[2])

Umgekehrt ist βυκάνη entlehnt aus dem lat. *buccina*, da dieses offenbar mit lat. *bucca* zusammenhängt.

Kulturgeschichtlich interessant ist, daß die Wörter für unsittliche Dinge zum großen Teil Lehnwörter aus dem Griechischen sind, wie außer *paelex* gr. παλλακή noch *moechus* gr. μοιχός, *cinaedus* gr. κίναιδος, *pathicus* gr. παθικός, *tribas* gr. τριβάς, *paedico* gr. παιδικά, *corpore quaestum facere* gr. ἐργάζεσθαι τῷ σώματι.

Der Entlehnung steht nahe die Nachbildung, die in Rom zu der Zeit[3]) vorgezogen wurde, wo man noch aus nationalem Stolz die direkte Herübernahme griechischer Wörter zu meiden suchte. Dahin gehören:

meridies nach μεσημβρία.
modius nach μέδιμνος.
sestertius nach ἡμίτριτον.[4])
fastus, *nefastus* nach ῥητός, ἀπόρρητος.
tibicen, *cornicen*, *fidicen* nach αὐλῳδός, κιθαρῳδός.

---

[1]) *poena* könnte auch urverwandt mit griech. ποινή sein; aber die Übereinstimmung ist so groß, daß Entlehnung wahrscheinlich ist.

[2]) Vgl. Stolz, Hist. Gramm. I 321.

[3]) Was das für eine Zeit war, darüber eine Vermutung unten S. 177.

[4]) Im allgemeinen ist im Lateinischen, wie die Linguisten annehmen, die fast erstorbene Neigung zur Komposition durch die Berührung mit Griechenland wieder aufgelebt.

fabula nach μῦθος.
inoculari nach ἐνοφθαλμίζειν.
trivia nach τρίοδος.
casus nach πτῶσις.
pronuba nach προμνήστρια.
expedire nach ἐκποδὼν ποιεῖσθαι.
proditio nach προδοσία.
senatus nach γερουσία.
manus inicere nach χεῖρας ἐφιέναι.
foedus icere, ferire nach ὅρκια ταμεῖν.
dicis causa nach λόγου χάριν.[1])
rex sacrificulus nach ἄρχων βασιλεύς.
substantia nach οὐσία.
Furiae nach Θυιάδες.

Im gewissen Sinne gehört hierher auch:

scribo nach γράφω.

Beide Verba waren urverwandt und bedeuteten ursprünglich 'ritzen, einritzen'; aber die Griechen gaben, nachdem sie die Schreibkunst von den Phöniziern erlernt und Buchstaben auf Stein oder Erz einzuritzen begonnen hatten, dem alten Verbum γράφω 'ritze' den speziellen Sinn 'schreibe' und gebrauchten in analogem Sinn die Nomina γραφή, γραφεῖον, σκάριφος. Die Lateiner ließen sodann, nachdem sie von den Griechen das Schreiben gelernt hatten, ihr altes Wort *scribo* nach griechischem Vorbild denselben Prozeß durchmachen.

Als unsicher habe ich ausgelassen:

classis = κλῆσις,

welch beide Wörter allerdings schon die Alten miteinander in Verbindung brachten, worüber uns Dionys. arch. IV 18

---

[1]) Leist, Gräco-italische Rechtsgeschichte, S. 264 ff. hat die gemeinsame Verbreitung dieser Rechtsanschauung in Griechenland und Italien ausführlich dargetan, aber zu rasch auf urgeschichtliche arische Grundanschauung geschlossen. Wir sind nur zur Annahme der Entlehnung berechtigt. Keller, Volksetym. 270 nimmt, wohl mit Recht, für unsere Formel Anlehnung an δίκης an.

belehrt: *Ῥωμαῖοι καλοῦσι κλάσεις κατὰ τὰς Ἑλληνικὰς κλήσεις παρονομάσαντες· ὃ γὰρ ἡμεῖς ῥῆμα προστακτικῶς σχηματίσαντες ἐκφέρομεν κάλει, τοῦτ' ἐκεῖνοι λέγουσι κάλα, καὶ τὰς κλάσεις ἀρχαῖον ἐκάλουν καλάσεις.* Denn wenn auch wirklich *classis* ursprünglich 'Aufgebot' bedeutete, so ist doch ein gleicher Gebrauch von *κλῆσις* in griechischen Staaten nicht nachweisbar und konnten auch die Lateiner aus sich, ohne ein Anlehen bei den Griechen zu machen, von ihrem eigenen Verbum *calare* das Nomen *classis* bilden.

Eher vielleicht kann man noch hierher ziehen *pannus*, das für *pānus* steht, ähnlich wie das scharf gesprochene *nummus* für griech. *νόμος*, *νόμισμα*, und von Curtius, Etym.[5] 275 passend mit *πῆνος*, *πηνίον* zusammengestellt wird.

Dialekt der Lehnwörter.

Schon ein erster Blick auf die Form der Lehnwörter zeigt uns, daß dieselben aus Griechenland zu einer Zeit importiert wurden, als noch nicht die Koine allgemeine Verbreitung in Griechenland gewonnen hatte, sondern noch die lokalen Dialekte in Geltung waren. Auffällig zumeist ist das häufige Vorkommen des langen *ā* statt des *η* der Koine. Und zwar steht dieses *a* nicht bloß in den Kasusendungen der 1. Deklination, wo das Lateinische nur ein *a*, nicht auch ein *ē* hatte und deshalb naturgemäß gezwungen war, einem fremdem *ē* ein eigenes *a* zu substituieren, sondern auch in den Stamm- und Ableitungssilben, wo kein gleicher Grund zur Verdrängung eines überkommenen *ē* vorlag. Da nun also auch hier die griechischen Originalwörter in der Koine und im Jonisch-Attischen ein *η*, im Dorischen und Äolischen aber ein *ā* aufweisen, die Äolier aber, da sie keine Kolonien nach Latium sandten und keine Handelsverbindungen mit Westitalien unterhielten, außer Betracht bleiben müssen, so ist der Schluß zwingend, daß die Lateiner ihre Lehnwörter aus einer dorischen Landschaft entlehnten und dieses in einer Zeit, als dort noch der dorische Dialekt die allgemeine Umgangssprache bildete. Lehnwörter, die für diese Frage insbesondere inbetracht kommen,

sind: *Aesculapius*, *caduceus*, *clavis*, *clatri*, *damium* Opfer der Bona dea bei Festus 68, 8, *fagus*, *fama*, *glama*, *Latona*, *machina*, *malum*, *narita*, *paricida*, *sacoma*, *Silanus* Wasserspeier in Silensgestalt, *sphragis*, *stamen*, vielleicht auch das oben besprochene *classis* und *pannus*.

Diese Lehnwörter mit langem *ā* weisen unzweideutig auf dorische Kolonien Unteritaliens, besonders das dorische Syrakus in Sizilien hin, mit dem Rom schon vor den punischen Kriegen mannigfaltige Beziehungen unterhielt. Ich erinnere nur an die frühe Verbreitung des Kultus sizilischer Gottheiten, wie der Ceres und der Dioskuren in Mittelitalien — schon im Jahre 493 wurde in Rom ein Tempel der Götter Ceres, Liber und Libera erbaut (Dionys. VI 17. 94, Wissowa, Relig. 243) —, an die weit zurückgehende Übereinstimmung des sizilischen und römischen Münz- und Gewichtssystems, an die Versorgung Roms mit sizilischem Getreide, wovon wir schon im Jahre 492 hören (Livius II 34, Dionys. VII 20), an die Einführung der Uhren in Rom aus Sizilien (Varro bei Plinius n. h. VII 214), an die aus Sizilien nach Rom verpflanzte Sitte des Haarschneidens (im Jahre 454 der Stadt nach Varro, de re rust. II 11, 10). Auch sind die eben aufgezählten Lehnwörter mit *ā* nicht die einzigen, die Latium aus Sizilien herübergenommen hat; aus Sizilien stammen auch die Wörter *nummus* = νοῦμμος,[1]) *carcer* = κάρκαρον, *lautumiae* = λατομίαι, vielleicht auch *stuppa* nach Festus p. 317, *mutuum* nach Varro, l. l. V 179, *morus* nach μόρον bei Epicharm; auch stimmt mit dem lat. *lepus*, *leporis* nach Varro, l. l. V 101 das sizilische λέπορις. Auch der Gebrauch des Wortes *triumphus* = θρίαμβος hängt mit der in Sizilien üblichen, von Pindar, Nem. 9 geschilderten Sitte des festlichen Einzugs des Siegers zu Wagen zusammen, und die römische Bezeichnung des ganzen Volkes mit *exercitus* hat in der gleichen Bedeutung des Wortes στρατός in einer sizilischen Ode Pindars O. V 29 ihre auffällige, kaum zufällige

---

[1]) Der Name des Kleinmaßes *sicilicus* stammt wohl von sem. *schekel* und hat mit Sizilien nichts zu tun.

Analogie. Nun waren freilich die Syrakusaner nicht die einzigen Dorer Süditaliens, aber doch diejenigen, welche nach den historischen Zeugnissen mit Rom die frühesten und engsten Verbindungen hatten. Ganz zweifelhaft aber ist es, daß die dorischen Korinther, von denen das Geschlecht der Bakchiaden in dem etrurischen Tarquinii zu Ansehen und Herrschaft gelangt sein soll, auf die lateinische Sprache irgend welchen Einfluß geübt haben.

Eher möchte man bei der hervorragenden Stellung der chalkidischen Kolonie Cumä und ihrer nachbarlichen Verbindung mit Latium Spuren jonischen Einflusses in der Sprache und dem Wortschatze der Latiner vermuten, zumal sicher die Schrift und die Buchkunde von Cumä aus nach Latium und Rom gekommen ist. Aber vergeblich habe ich mich bis jetzt nach jonischen Lehnwörtern im Lateinischen umgeschaut. Umgekehrt scheint das *v* in den lateinischen Lehnwörtern *vinum* und *oliva*, und in den Eigennamen *Velena* = Ἑλένη, *Velparum* = Ἐλπήνωρ, *Vile* = Ἰόλαος, *Aivas* = Αἴας auf etrurischen Spiegeln und Vasen geradezu gegen den jonischen Dialekt zu sprechen, da dieser schon sehr früh das äolische Digamma aufgegeben hatte.[1]) Aber das ist doch zum Teil nur Schein. Denn einmal gab es nach dem Zeugnis des Herodot I 142 mehrere Schattierungen des Jonischen, und werden nicht alle Jonier das Digamma zu gleicher Zeit aufgegeben haben, so daß die chalkidischen Jonier, als sie im 8. Jahrhundert ihre Kolonien in Sizilien und an der italischen Westküste gründeten, noch recht gut das Digamma gesprochen haben konnten. Sodann wird das kleine Chalkis schwerlich nur jonische Einwohner der eigenen Stadt nach Italien entsendet haben; es

---

[1]) Kretschmer, Die griechischen Vaseninschriften, S. 71: Sicher ist, daß die chalkidische Mundart zur Zeit der campanischen Kolonien den *w*-Laut noch besaß. Geschrieben ist ein Digamma in *Garyvones* auf einer chalkidischen Amphora von Vulci bei Kretschmer, S. 62, Nr. 2. Über die Zeit, wo im jonischen Kleinasien das Digamma aufgegeben wurde, namentlich ob schon im 9. Jahrhundert vor der Blütezeit des homerischen Gesangs, läßt sich auch noch keine feste Entscheidung geben.

werden sich denselben auch auswanderungslustige Leute aus dem benachbarten Böotien und Graier aus dem Asopostal angeschlossen haben. Diese sprachen aber sicher noch das Digamma, und wer bürgt uns dafür, daß die Weinkultur nun gerade von Chalkidiern und nicht von Leuten aus dem rebenreichen Böotien nach Italien gebracht wurde?

Sehen wir aber von dem Schriftzeichen ϝ ab und fragen nach den entlehnten Wörtern, so fehlen alle Anzeichen von einem Einfluß des jonischen Dialektes und überhaupt von einer nennenswerten Bereicherung der lateinischen Sprache durch Griechen vor der näheren Berührung Roms mit Sizilien und Syrakus oder vor dem 3. Jahrhundert v. Chr. Vor jene Zeit, oder wollen wir einmal sagen in die ersten Jahrhunderte der Republik mögen höchstens die Versuche von Juristen und Staatsordnern fallen, römische Einrichtungen in lateinischer Sprache nach dem Muster griechischer Ausdrücke zu benennen.[1]) Damals also mochten wohl schon Rechtskundige den Rat der Alten *senatus* nach dem Vorbild von *γερουσία*, den Opferpriester *rex sacrificulus* nach dem Vorbild von *ἄρχων βασιλεύς* benannt und nach griechischer Rechtssprache die Formeln *dicis causa*, *foedus icere*, *manus inicere* und die Rechnung mit *sestertius* und *modius* aufgebracht und in Rom eingeführt haben. Das war aber noch kein Überschwemmen der lateinischen Sprache mit griechischem Import und man hüte sich den Einfluß des Griechischen auf die Gestalt des alten Lateins zu hoch anzuschlagen. Man stelle nicht zu viel von den offenbaren Übereinstimmungen des Lateinischen mit dem Griechischen auf Rechnung des griechischen Einflusses, statt ihre Wurzel in dem gemeinsamen Ursprung der beiden Sprachen zu suchen. Auch in das Land der Osker und Umbrer waren früh griechische Kolonisten gekommen, und schon im 5. Jahrhundert wußte Hellanikos von der umbrischen Stadt Kroton zu berichten;[2])

[1]) Zu vergleichen ist der Gebrauch der lateinischen Dichter, die in älterer Zeit (Plautus) den griechischen Titel frei umschrieben, in jüngerer (Terenz) sklavisch wiedergaben.

[2]) S. meine Abhandlung Griechische Nachrichten über Italien, Kap. 3.

aber Spuren griechischen Einflusses findet man in der Sprache der Osker und Umbrer so gut wie keine. Nach allen dem wird man gut tun, auch auf anderen Gebieten menschlicher Tätigkeit, insbesondere auch auf dem der Kunst und Technik, nicht so leicht jonischen Einfluß auf die Entwicklung Altitaliens anzunehmen.

Fremdwörter.

Fremdwörter im engeren Sinn nennen wir im Lateinischen diejenigen Wörter, welche die Latiner nicht von den stammverwandten Brüdern Griechenlands, sondern von anderen Nationen, Phöniziern, Etruriern, Spaniern, Galliern entlehnt hatten. Auch sie müssen natürlich aus dem Lateinischen und in ähnlicher Weise aus dem Griechischen ausgeschieden werden, wenn wir den Bestand und Charakter des gräko-italischen Sprachstammes bestimmen wollen. Überdies haben die Lateiner viele, ja die meisten solcher Fremdwörter nicht direkt von jenen fremden Völkern, sondern durch Vermittlung der Griechen kennen gelernt. So könnte man sich leicht durch die sprachliche Form verleiten lassen, das lat. *mina* direkt an assyr. *manah*, hebr. *maneh* anzuschließen, aber da zuerst die Griechen Gewicht und Münzen nach babylonischem System regelten und die Italer erst von den Griechen die Münzprägung übernahmen, so hat es doch größere Wahrscheinlichkeit, daß zunächst die Griechen das semitische Wort mit *μνᾶ* wiedergaben und dann erst die Lateiner das gr. *μνᾶ* zur Erleichterung der Aussprache in *mina* ähnlich wie *'Ασκληπιός* in *Aesculapius* umformten.[1]) Und ähnliches wird gelten von:

gr. *λέων*, lat. *leo*, ägypt. *labu*.[2])
gr. *κάμηλος*, lat. *camelus*, hebr. *gamal*.

---

[1]) Zur Bekräftigung dieser Ableitung bemerkt gut Lewy, Semit. Lehnw. 118, daß sowohl das hebr. *maneh* als das entlehnte ind. *manā* den Accent auf der 2. Silbe hat.

[2]) Einen Versuch, das gr. *λέων* aus dem Indogermanischen herzuleiten, widerlegt Pischel, Bezz. Beitr. 20, 256 ff.

gr. *ἄλκη*, lat. *alces*, isländ. *elgr*.
gr. *κάδος*, lat. *cadus*, hebr. *kad*,
gr. *κάννα*, *κανών*, lat. *canna*, *canon*, hebr. *kane* Rohr, Wagebalken.
gr. *κυπάρισσος*, lat. *cypressus*, hebr. *koper*.
gr. *πέπερι*, lat. *piper*, ind. *pippala*.
gr. *κάνναβος*, lat. *cannabis*, armen. *kanap*.
gr. *κάρπασος*, lat. *carpasus*, ind. *karpāsa-s*.
gr. *ῥόδον*, lat. *rosa* aus *rodia*, armen. *vard*.
gr. *μάχαιρα*, lat. *machaera*, hebr. *mekera*.
gr. *φῦκος*, lat. *fūcus*, hebr. *pūk*.
gr. *σῦκον*, lat. *fīcus*, phön. *phaggim* (?);
vielleicht auch:
gr. *ὄνος*, lat. *asinus*.
gr. *ταώς*, lat. *pavo*.
lat. *far*, hebr. *bar* Getreide.[1])
sizil. *λίτρα*, lat. *libra*.[2])

Auf doppeltem Wege sind von einander unabhängig aus demselben Lande zu den Lateinern und Griechen getragen worden der Name für Elfenbein, lat. *ebur*, und der für das Tier, von dessen Zahn das Elfenbein kommt, gr. *ἐλέφας*, lat. *elephantus*, welche beide Namen auf ägyptisch *abu*, skt. *ibha* zurückgehen. Weiter auseinander ging die Bedeutung der zwei Wörter, welche von demselben Wort *ketonet* stammend durch die Phönizier zu den Griechen und Lateinern getragen wurden, das gr. *χιτών* und das lat. *tunica* aus *ctun-ica*. Auch gr. *μέγαρον*, lat. *magalia*, gr. *παλλακίς*, lat. *paelex* sind selbstständige Abbilder der gleichen semitischen Vorbilder *magur* Wohnung und *pilleges* Kebse.

---

[1]) Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, S. 357 sucht mit Rücksicht auf germ. *bariz*, altnord. *barr*, asl. *bŭrŭ* und unter Hereinziehung von *Φερσέφασσα*, *Περσεφόνη* das Wort *far*, ursprünglich *fars*, aus einheimischer Wurzel abzuleiten.

[2]) Die vermittelnde Form scheint *lipra* gewesen zu sein, wie W. Schulze, K. Z. 33, 223 annimmt. Für *b* und *t* vergleiche *Betriacum* neben *Bebriacum*, *τέρετρον* lat. *terebra*. Über das sachliche Verhältnis Christ, Sitzber. d. Bayer. Akad. 1900, S. 110 f.

Das schwierige Kapitel von den Fremdwörtern, das weit meine Kräfte übersteigt, habe ich so nur mit einigen Strichen angedeutet. Von den Alten selbst sind uns hierüber nur wenige Angaben überliefert worden, die wichtigste von Quintilian I 5, 55: *peregrina verba ex omnibus prope dixerim gentibus, ut homines, ut instituta etiam multa venerunt. taceo de tuscis et sabinis et praenestinis . . . plurima gallica evaluerunt, ut 'raeda' ac 'petorritum', quorum altero tamen Cicero, altero Horatius utitur; et 'mappam' circo quoque usitatum nomen Poeni sibi vindicant, et 'gurdos', quos pro stolidis accipit vulgus, ex Hispania duxisse originem audivi.* Schade, daß sich der Rhetor so ganz über die etruskischen Wörter ausschweigt. Denn da die Etrurier die mächtigen, früher in der Kultur entwickelten Nachbarn der Römer waren und sogar eine Zeitlang in Rom und in anderen latinischen Städten herrschten, so dürfen wir mit Zuversicht vermuten, daß sie wie viele Einrichtungen, so auch viele Namen nach Rom und Latium gebracht haben. Auch haben wir einige Angaben über etrurische Wörter im Lateinischen, wie von Varro, l. l. V 161: *Tuscanicum cavum aedium dictum a Tuscis, posteaquam illorum cavum aedium simulare coeperunt; atrium appellatum ab Atriatibus Tuscis, illinc enim exemplum sumptum*, über *subulo* ebenda VII 35, über *balteum* Charisius p. 77, 9 K., *mantisa* Festus p. 132 M., über Hörner und Trompeten Athenäus IV 184 a; vgl. Müller-Deecke, Etrusker II 508—12. Aber das ist alles, namentlich gegenüber den massenhaften durch Livius 28, 45 bezeugten Fabrikaten Etruriens sehr dürftig, obendrein zum Teil verkehrt, wie wenn Paulus-Festus p. 117, 10 das griechische Lehnwort *laena* für etruskisch ausgibt und Dionys. arch. II 71 zur Erklärung des tuskischen Ursprungs des lateinischen Wortes *ludus* sich auf die Herkunft der Tyrrhener aus Lydien beruft. Besseres wird erst zu erwarten sein, wenn einmal der Schleier, der leider immer noch über den Denkmalen der etrurischen Sprache liegt, gehoben sein wird. Im übrigen verweise ich auf das gelehrte und scharfsinnige Buch von Lewy, Die semitischen Fremdwörter im Griechischen, Berlin 1895 und die allgemeine Zu-

sammenstellung der dunklen nichtgriechischen Lehn- und Fremdwörter von Vaniček im Anhang seines Etymologischen Wörterbuches der lateinischen Sprache, S. 214—221 und in dem selbständigen Buch Fremdwörter im Griechischen und Lateinischen, Leipzig 1878, sowie auf die neuesten kühnen Vermutungen von Hommel im Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients = Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft III, 1. 2. Aufl. 1904.[1])

Urverwandte Wörter.

Erst jetzt, nachdem wir die Lehn- und Fremdwörter und damit alle von den arischen Italern erst nach ihrer Niederlassung in Italien zu dem alten Sprachschatz hinzugefügten Wörter ausgeschieden haben, können wir rückwärts schreitend uns der eigentlichen Frage, die wir uns in dieser Abhandlung gesetzt haben, zuwenden, ob die Urväter der Griechen und Italer in einem näheren Verwandtschaftsverhältnis zueinander standen. Aber auch hier noch muß eine weitere Scheidung vorgenommen werden und müssen alle diejenigen Wörter außer Betracht bleiben, welche nicht bloß den Griechen und Italern gemeinsam sind, sondern sich auch in den übrigen Gliedern der indogermanischen Sprachenfamilie oder wenigstens einem größeren Teil derselben wiederfinden. Sollte ich das, was ich nur in Umrissen gebe, vollständig ausführen, so müßte ich hier ein vollständiges Verzeichnis der indogermanischen Wörter im Griechischen und Italischen geben. Aber das würde weit über die Grenzen, die ich mir gesteckt habe, hinausgehen; ich beschränke mich auf wenige Beispiele. Dabei werde ich aber, um auch den mit der Linguistik weniger vertrauten Lesern eine Vorstellung von dem Umfang und der Natur des urverwandten Sprachschatzes zu geben, Vertreter der hauptsächlichsten Kategorien des indogermanischen Wortschatzes aus-

[1]) Schrader, Reallex. 892 hält unter den Vermutungen Hommels für annehmbar die Zusammenstellung von gr. *πέλεκυς*, skt. *paraçu* mit babyl.-assyr. *pilakku* Beil, und lat. *raudus* mit sumer. *urud* Kupfer.

wählen, also Wurzeln und Wörter für Verwandtschaftsgrade, Körperteile, Haustiere, Zahlwörter, Fürwörter, Präpositionen, Adverbien. Der Kürze wegen werde ich dabei nicht alle indogermanischen Sprachen, sondern nur die hauptsächlichsten und zugänglichsten berücksichtigen. Wer nach Weiterem verlangt, wird sich die gewünschten Ergänzungen leicht aus den bekannten Werken von Fr. Bopp, Glossarium sanscritum, Aug. Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, Georg Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie, Benfey, Griechisches Wurzellexikon holen können.

Indogermanische Wörter.

W. *bher* tragen: skt. *bhar*, gr. *φερ*, lat. *fer*, got. *bar*.
W. *vid* sehen, wissen: skt. *vid*, gr. *ϝιδ*, lat. *vid*, got. *vait*.
W. *es* sein: skt. *est*, gr. *ἐστί*, lat. *est*, got. *ist*.
skt. *pitar* Vater, gr. *πατήρ*, lat. *pater*, got. *fadar*.
skt. *mātar* Mutter, gr. *μήτηρ*, lat. *mater*, ahd. *muotar*.
skt. *bhrātar* Bruder, gr. *φράτωρ*, lat. *frater*, got. *brōthar*.
skt. *çvaçura-s* Schwiegervater, gr. *ϝεκυρός*, lat. *socer*, got. *svaíhra*.
skt. *pati-s* Herr, *patnī* Gattin, gr. *πόσις*, *πότνια*, lat. *potis*, got. *faths* Herr, lit. *pats* Gatte.
skt. *dēvar* Mannesbruder, gr. *δαϝήρ*, lat. *levir*, asl. *děverĭ*.
skt. *ǵānu* Knie, gr. *γόνυ*, lat. *genu*, got. *kniu*.
skt. *aṃsa-s* Schulter, gr. *ὦμος*, lat. *(h)umerus*, got. *amsa*.
skt. *danta-s* Zahn, gr. *ὀδοντ*, lat. *dent*, ahd. *zand*.
skt. *hṛd* Herz, gr. *καρδία*, lat. *cord*, got. *hairtô*.
skt. *avi-s* Schaf, gr. *ὄις* aus *ὄϝις*, lat. *ovis*, got. *avistr* Schafstall.
skt. *ahi-s* Schlange, gr. *ἔχις*, lat. *anguis*, ahd. *unc* Natter.
skt. *gāu-s* Kuh, gr. *βοῦς*, lat. *bos*, ahd. *chuo*.
skt. *açva-s* Pferd, gr. *ἵππος*, lat. *equus*, gall. *epos*.
skt. *haṃsa-s* Gans, gr. *χήν*, lat. *hanser*, ahd. *gans*.
skt. *çvan* Hund, gr. *κύων*, lat. *canis*, got. *hunds*.
skt. *kṛmi-s* Wurm, gr. *ἕλμινς*, lat. *vermis*, got. *vaúrms*.

skt. *dam* in *dampati-s* Hausherr, gr. δόμος, lat. *domus*, asl. *domŭ*.

skt. *dvār* Tor, gr. θύρα, lat. *fores*, got. *daúr*.

skt. *akṣa-s* Achse, gr. ἄξων, lat. *axis*, ahd. *ahsa*.

skt. *nāu-s* Schiff, gr. ναῦς, lat. *navis*, kelt. *nau*.

skt. *aritra-s* Ruder, gr. ἐρετμός, lat. *remus*, ahd. *ruodar*.

skt. *viṣa-s* Gift, gr. ϝιός, lat. *virus*, ir. *fi*.

skt. *mās* Mond, gr. μήν, lat. *mensis*, got. *mēna*.

skt. *uṣas* Morgenröte, äol. αὔως, lat. *aurora*, ahd. *ōstar*.

skt. *stṛ* Stern, gr. ἀ-στήρ, lat. *stella*, got. *stairnō*.

skt. *vasanta-s* Frühling, gr. ϝέαρ, lat. *ver*, altn. *vār*.

skt. *svapna-s*, Schlaf, gr. ὕπνος, lat. *somnus*, altn. *svefn*.

skt. *nāman* Name, gr. ὄνομα, lat. *nomen*, got. *namō*.

skt. *manas* Geist, gr. μένος, vgl. lat. *mens*, got. *muns*.

skt. *vasna-s* Kaufpreis, gr. ὦνος, lat. *venum*, asl. *věniti* verkaufen.

skt. *dyaus pitar* Gott Vater, gr. Ζεῦ πάτερ, lat. *Ju-piter*, ags. *Tives-däg*.

skt. *guru-s* schwer, gr. βαρύς, lat. *gravis*, got. *kaurs*.

skt. *sana-s* alt, *nava-s* neu, gr. ἕνη καὶ νέα, lat. *senex*, *novus*, got. *sineigs*, *niujis*.

skt. *svādu-s* süß, gr. ϝηδύς, lat. *suāvis*, got. *sūts*.

skt. *amṛta-s* unsterblich, gr. ἄμβροτος, lat. *immortalis*.

skt. *sāmi* halb, gr. ἥμισυ, lat. *semi*, ahd. *sāmi*.

skt. *daçan* zehn, gr. δέκα, lat. *decem*, got. *taíhun*.

skt. *çatam* hundert, gr. ἑκατόν, lat. *centum*, got. *hund*.

skt. *tvam* du, gr. σύ, dor. τύ, lat. *tu*, got. *thu*.

skt. *hyas* gestern, gr. χθές, lat. *heri*, ahd. *gesteron*.

skt. *apa* weg, gr. ἀπό, lat. *ab*, got. *af*.

Mit den gemeinsamen indogermanischen Wörtern fällt für die Untersuchung des Verwandtschaftsverhältnisses der Griechen und Italer ein großer Teil der diesen beiden Sprachen gemeinsamen Wörter weg. Denn jene indogermanischen Wörter beweisen natürlich nichts für eine engere Zusammengehörigkeit der Griechen und Italer, da sie nicht erst von diesen geschaffen wurden, sondern schon mehr als 2000 v. Chr. existierten, als

die Sänger der Veden dem Sanskritvolk auf seinem Zug nach Indien durch die Täler der Quellflüsse des Indus die uns erhaltenen Lieder schufen.

Außer diesen uralten Wörtern der indogermanischen Spracheinheit müssen aber in unserer Frage auch noch diejenigen Wörter beiseite bleiben, welche den europäischen Gliedern unseres Sprachstamms gemeinsam sind. Denn der natürliche Fortgang der Dinge und manche sprachliche Anzeichen weisen darauf hin, daß die europäischen Indogermanen, ehe sie in Griechen, Italer, Germanen, Kelten, Slaven, Litauer auseinandergingen, eine Zeitlang als Ackerbauer[1]) in Europa zusammensaßen.[2]) Daß sie in dieser Zeit auch die ererbte Grundsprache weiter ausbildeten und namentlich für die neuen Verhältnisse und Bedürfnisse neue Wörter schufen, versteht sich von selbst. Aber um diese den europäischen Teil des indogermanischen Sprachschatzes bildenden Wörter zu ermitteln, steht uns nicht, wie dort in den Veden, ein literarisches Denkmal zur Verfügung; sie müssen lediglich dadurch gefunden werden, daß man die in den europäischen Sprachen, in allen oder doch in den meisten derselben sich findenden, aber noch nicht im Sanskrit und Zend nachweisbaren Wörter zusammenstellt. Das ist eine schwierige, kaum vollkommen zu lösende Aufgabe; aber so

---

[1]) Damit will ich nicht gesagt haben, daß die Indogermanen zur Zeit, als sich noch nicht die späteren Iranier und Inder von dem gemeinsamen Stamme getrennt hatten, lediglich Viehzüchter waren und noch gar keine Kornfrucht kannten. Dagegen spricht namentlich das gleiche Vorkommen eines Wortes für Getreide bei den Indern (*yavas*) und den Griechen (*ζειαί, ζεά*), worüber neuerdings einsichtsvoll Hoops Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, Straßburg 1905, S. 344 gehandelt hat. Aber die Hauptausdrücke für Acker, Ackerbau und Ackergeräte finden sich doch nur bei den europäischen, nicht auch den arischen Gliedern unseres Sprachstammes, so daß wir für die alten Indogermanen doch nur Anfänge des Ackerbaues annehmen können.

[2]) Das Wo lasse ich aus dem Text weg, da sich der Ort nicht mit voller Sicherheit bestimmen läßt. Schrader spricht sich mit großer Wahrscheinlichkeit für die salzreiche Gegend des heutigen südwestlichen Rußlands aus.

weit dieses möglich ist, hat doch Fick in den früheren Ausgaben seines indogermanischen Wörterbuchs an dritter Stelle -- in der neusten vierten Auflage steht statt dessen ein Abschnitt: Wortschatz der westeuropäischen Spracheinheit — die Wörter der europäischen Spracheinheit zusammenzustellen gesucht, und hat Vaniček in seinem Griechisch-lateinischen etymologischen Wörterbuch bei den einzelnen Wörtern den europäischen Charakter im Gegensatz zu dem indogermanischen oder gräko-italischen angemerkt.[1]) Danach geben auch wir im folgenden als Ergänzung zum obigen Verzeichnis indogermanischer Wörter ein Verzeichnis des gemeinsamen Wortschatzes der europäischen Sprachen.

Europäischer Sprachschatz.

gr. *ἀρόω*, lat. *arare*, got. *arjan*, lit. *arti*.

gr. *ἄροτρον*, lat. *aratrum*, altn. *ardhr*, asl. *oralo*.

gr. *ἀγρός*, lat. *ager*, got. *akrs*, skt. *aǵra-s* hat noch keine Beziehung auf Ackerland.

gr. *ἀμάω* vielleicht aus *ἀπ-μάω*, lat. *meto*, ahd. *māan*.

gr. *μύλη*, lat. *mola*, got. *malan*, lit. *malti*.

gr. *πτίσσω*, *πτισάνη*, lat. *pinso*, *pistor*, asl. *pšeno* Mehl.

gr. *ῥάπυς*, lat. *rapa*, ahd. *ruoba*, lit. *rope*.

gr. *κάλαμος*, lat. *culmus*, ahd. *halam*, asl. *slama*.

gr. *καυλός*, lat. *caulis*, lett. *kauls*.

gr. *κηρός*, lat. *cera*, lit. *korys* Honigscheibe.

gr. *πόρκος* nach Varro, l. l. V 97, lat. *porcus*, ahd. *farah*, asl. *prasę*.

gr. *ἑλίκη*, lat. *salix*, ahd. *salaha*, kelt. **salik-s*.

gr. *βάλανος*, lat. *glans*, asl. *želądĭ*.[2])

[1]) Schrader, Sprachvergl.[2] 185 macht einen subtilen Unterschied zwischen 'europäischer Kulturgemeinschaft' und 'europäischer Sprachgemeinschaft', worauf wir selbst im folgenden keine Rücksicht nehmen.

[2]) Schrader, Sprachvergl.[2] 173 betont, daß sich das Wort ebenso wie *hordeum* auch auf asiatischem Boden im Armenischen findet. Aber die Armenier waren wahrscheinlich erst aus Europa nach Asien eingewandert.

gr. *ἰτύς*, *ἰτέα*, lat. *vitis*, *vitta*, ahd. *wīda*, asl. *vitĭ*.
gr. *θήρ*, äol. *φήρ*, lat. *fera*, asl. *zvěrĭ*.
gr. *πεύκη*, *πίσσα*, lat. *pinus*, *pix*, ahd. *fiuhta*, asl. *pĭklŭ*, lit. *puszis*, *pikis*.
gr. *ἅλς*, lat. *sal*, got. *salt*, kelt. **salanno-s*, asl. *solĭ*; vgl. Schrader, Reallex. 700.
gr. *νίφει*, *νιφάς*, lat. *ninguis*, got. *snaivs*, lit. *snigti*.
gr. *ϝέσπερος*, lat. *vesper*, kelt. **vesqero-*, asl. *večerŭ*.
gr. *χολή*, lat. *fel*, ahd. *galla*.
gr. *λαιός*, alt *λαιϝός*, lat. *laevus*, asl. *lěvŭ*.
gr. *λέχος*, lat. *lectus*, got. *ligan*, asl. *lešti*.
gr. *κλέπτω*, lat. *clepo*, got. *hlifa*, apreuß. *au-klipts* verborgen.
gr. *ὄζω*, *ὀδμή*, lat. *odor*, lit. *ůsti*.
gr. *ῥοφέω*, lat. *sorbeo*, asl. *srŭbati*.
gr. *πληγή*, *πλήσσω*, lat. *plaga*, *plango*, got. *flōkan*, lit. *plakti*.
gr. *τρέμω*, lat. *tremo*, lit. *trimu*.

Wörter mit *l* gegenüber *r* im Arischen[1]):

gr. *κλῦθι*, *κλυτός*, *κλέϝος*, lat. *clueo*, *inclutus*, asl. *slovo* Ruhm, kelt. **kluto-s* berühmt — skt. *çru*.
gr. *λείπω*, lat. *linquo*, got. *leihvan* — skt. *rih*.
gr. *κλίνω*, lat. *clinare*, ahd. *hlinēn* — skt. *çri*.
gr. *κλόνις*, lat. *clunes*, an. *hlaun* — skt. *çrōni-s*.
gr. *φλέγω*, lat. *fulgeo*, ahd. *plechan* — skt. *bhrāǵ*.
gr. *λῆνος*, lat. *lana*, lit. *vilna* — skt. *ūrṇā*.
gr. *πίμπλημι*, *πολύς*, lat. *pleo*, got. *fulls* — skt. *piparmi*.
gr. *λύκος*, lat. *lupus*, got. *vulfs*, lit. *vilkas* — *vṛka-s*.
gr. *ὅλος*, lat. *salvus*, got. *sēls* — skt. *sarva-s*.
gr. *ἠέλιος* oder *ἠελ.* aus *sāvelios*, lat. *sol*, got. *sauil*, lit. *saule* — skt. *sūrya-s*.

Ich füge diesen Wörtern gleich noch diejenigen an, die nur im Griechischen, Lateinischen, Germanischen, Keltischen, nicht auch im Slavischen und Litauischen nachweisbar sind, die also nicht in vollem Sinne zu dem europäischen, nach

[1]) Darüber Lottner, K. Z. VII 19 f.

Norden, Süden, Osten, Westen sich ausdehnenden Sprachschatz gehören, aber gleichwohl für uns hier die gleiche Bedeutung haben, insofern sie nicht für den Beweis einer speziell griechisch-lateinischen Gemeinschaft verwendet werden dürfen. Ich gebe dabei, was aber sachlich ohne Belang ist, als Beispiele zuerst Verba und dann erst Nomina.

gr. *αἴδομαι*, lat. *aestimare*, got. *aistan*.
gr. *βρέχω*, lat. *rigare*, got. *rign*.
gr. *γλύφω*, lat. *glubo*, ags. *cleofan*, ahd. *klauben*.
gr. *καλέω*, lat. *calare*, *clamor*, ahd. *halōn*.
gr. *λύω*, lat. *so-lvo*, got. *lausja*.
gr. *νέω*, *νήθω*, lat. *neo*, ahd. *nāan*.
gr. *πλέκω*, lat. *ex-plico*, *plecto*, ahd. *flehtan*.
gr. *ῥήγνυμι* aus *ϝρηγ*., lat. *frango*, vgl. got. *brikan*, unser *wrack*.
gr. *ἔννεπε* aus *en-seqe*, altlat. *in-sece*, germ. *sagen*, kelt. **seqō* sage.
gr. *ἀλκυών*, lat. *alcedo*, ahd. *alacra*.
gr. *ἄλλος*, lat. *alius*, got. *aljis*.
gr. *δάκρυ*, lat. *lacrima*, got. *tagr*, kelt. **dakru-*.
gr. *δόλος*, lat. *dolus*, altn. *tal* Betrug.
gr. *ἐμπίς* Mücke, lat. *apis*, ahd. *imbi*.
gr. *ἐρέβινθος*, *ὄροβος*, lat. *ervum*, ahd. *arawciz*.
gr. *γέρανος*, lat. *grus*, ahd. *chranuh*.
gr. *κάπρος*, lat. *caper*, altn. *hafr*.
gr. *κόραξ*, *κορώνη*, lat. *corvus*, *cornix*, ahd. *hraban*.
gr. *κριθή*, lat. *hordeum*, ahd. *gersta*.
gr. *κύτος* Hülle, lat. *cutis*, ahd. *hūt* Haut.
gr. *κολωνός*, lat. *collis*, got. *hallus*, engl. *hill*.
gr. *λαός*, viell. aus *κλαϝός*, lat. *cluens*, ahd. *liut* — bezweifelt.
gr. *μέλι*, lat. *mel*, got. *milith*, kelt. **meli-*.
gr. *μελίνη*, lat. *milium*, lit. *malnos*.
gr. *μύρμηξ*, lat. *formica*, ind. *vamrī*.
gr. *νεφρός*, lat. *nefrones*, ahd. *niero*.
gr. *ὀρφανός*, lat. *orbus*, ahd. *erbi* als Verwaister.
gr. *παλάμη*, lat. *palma*, ahd. *folma*, kelt. **(p)lāma-*.

gr. *πέδη*, lat. *pedica*, ahd. *fazzil*.
gr. *πηνός*, dor. *πανός*, lat. *pannus*, got. *fana* Tuch.
gr. *πῖλος*, lat. *pileus*, ahd. *filz*, viell. entlehnt.
gr. *πλάξ*, lat. *plānus* aus *placnus*, ahd. *flah*.
gr. *πλῆθος*, lat. *plebs*, got. *folc*.
gr. *πτέρνα*, lat. *perna*, got. *fairzna*.
gr. *πῦρ*, umbr. *pir*, vgl. lat. *purus*, ahd. *fiur*; von idg. W. *pū* reinigen.
gr. *πῶλος*, lat. *pullus*, got. *fula*.
gr. *νή-ριτος*, lat. *ratus*, got. *rathjan* zählen.
gr. *σκῆπτρον*, dor. *σκᾶπον*, lat. *scapus*, *scipio*, altn. *skapt* Schaft.
gr. *φηγός*, lat. *fagus*, ahd. *buohha*.
gr. *χόρτος*, lat. *hortus*, kelt. **gorto-s*.
gr. *ψύλλα*, lat. *pulex*, ahd. *floh*.
gr. *ψάρ*, lat. *sturnus*, ahd. *stara*.
gr. *ὠλένη*, lat. *ulna*, got. *aleina*.

Ich schließe diese Zusammenstellungen mit der allgemeinen Bemerkung, daß nach ihnen die europäischen Glieder der indogermanischen Völkerfamilie, schon ehe sich von ihnen die Gräko-Italer absonderten, eine ganz erkleckliche Anzahl von neuen Wörtern ausgebildet hatten, zu denen insbesondere Wörter für den Ackerbau, für Feldfrüchte, Bäume, zahme und wilde Tiere, Salz, Honig, Schnee, Abend, Nähen, Flechten gehörten.

Gräko-italischer Sprachschatz.

Nach Ausscheidung derjenigen Wörter, welche die Griechen und Lateiner mit den Indogermanen und den europäischen Gliedern des indogermanischen Sprachstammes gemein haben, können wir uns zur Feststellung des gräko-italischen Sprachschatzes wenden, zu dem ich aber auch diejenigen Wörter stelle, die zwar auch im Germanischen oder Keltischen vorkommen, im Griechischen und Lateinischen aber eine besondere Form angenommen haben, wie *bos*, *nurus*, *sub* u. a.[1])

[1]) Auch wenn sich ähnliche Wörter in anderen verwandten Sprachen

In der Aufzählung habe ich, da es sich hier um den Kardinalpunkt der Abhandlung handelt, eine genauere Scheidung als in den vorausgehenden Verzeichnissen vorgenommen. Ich habe also zuerst die Grundwörter, die verbalen und pronominalen verzeichnet und dann auch bei den Nomina diejenigen vorangestellt, welche Hauptdinge, Verwandtschaftsgrade, Körperteile, Tiere und Pflanzen bezeichnen.[1])

Grundwörter.

ἄλγος, ἀλγέω *algor, alget.*

Auch ohne unsichere Heranziehung von *ἀλέγω* läßt sich der Übergang der sinnlichen Bedeutung 'frieren' in die abstrakte 'Schmerz empfinden' erklären.

ἄλθομαι.

In *ἄλθομαι* ist der im lat. *alo* rein erhaltene Stamm durch das auf das Hilfsverbum *dhe* zurückzuführende *ϑ* erweitert.

ἅλλομαι aus *saljomai* *salio, Salii.*

Die Wurzel in der Bedeutung 'springen' ist gräko-italisch; in erweiterter Bedeutung kommt sie auch im Sanskrit und und Keltischen vor. Die speziell gräko-italische Bedeutung hängt vielleicht mit dem Kultus zusammen.

ἀλύω *alucinor* neben *hal.*

Beide Verba wurden schon von den Alten bei Gellius XVI 12 zusammengestellt; an ihrer Zusammengehörigkeit ist kaum zu zweifeln, aber vielleicht ist das Lateinische nur ein weitergebildetes Lehnwort.

---

fänden, habe ich dieses anzugeben nicht versäumt, auch auf die Gefahr hin, damit den Gegnern selbst Waffen zur Bemängelung zu liefern.

[1]) Ein Verzeichnis der gräko-lateinischen Wörter hat zuerst Lottner in dem schon oben erwähnten Aufsatz Über die Stellung der Italer innerhalb des indoeuropäischen Stammes, K. Z. VII 170—178 aufgestellt. In sehr dankenswerter Weise hat der treffliche Gelehrte ein zweites Verzeichnis der Wörter, die das Lateinische mit den nordischen Sprachen gemein hat, angefügt, auf das ich den Leser verwiesen haben möchte.

ἄν *an.*

An der Zusammenstellung der beiden dubitativen Partikeln darf der Umstand nicht hindern, daß im altertümlichen äolischen Dialekt *κέν* für *ἄν* angewendet wird, da in einzelnen Wörtern und Formen das Jonische dem Äolischen an Ursprünglichkeit nicht nachsteht.

ἀρκέω *arceo, arx.*

Verwandte, aber nicht so nahe stehende Wörter weist das Altirische auf, worüber Fick II[4] 18.

ἁρπάζω, Ἅρπυιαι *rapio.*

Verwandte, aber weniger entsprechende Formen finden sich auch im Zend und Deutschen.

βδύω in *ἀλι-βδύω* *im-buo.*
γηθέω *gaudeo.*

Die einfache Wurzel *gav*, wovon *γαίομαι* und *γαῦρος* stammt. ist in beiden Sprachen gleichmäßig erweitert durch Ansetzung des Hilfszeitwortes *dhe*, das auch in gr. *νήθω, πλήθω, πρήθω, ἐσθίω*, lat. *credo, fundo, claudo, tendo* Anwendung gefunden hat.

γράφω *scribo.*

Beide Verba gingen aus der ursprünglichen Bedeutung 'ritzen' in die übertragene 'schreiben' über. Vorausgegangen sind wie in der Kunst des Schreibens die Griechen, weshalb ich oben das lat. *scribo* auch unter den Lehnwörtern aufgezählt habe. Aber daß nicht blos die spezielle Bedeutung, sondern auch das ganze Wort aus Griechenland nach Italien gekommen sei, dagegen spricht die Verschiedenheit des Anlautes und des Stammvokals, in denen beiden mit dem Lateinischen das Umbrische übereinstimmt.

δέψω *depso*, viell. entlehnt.
δοκέω *doceo.*

Brugmann, Grdr. II 1161 bemerkt zu *doceo*: vielleicht mit *decet* verwandt und mit gr. *δοκέω* identisch.

εἴρω aus *serjo*, *ὅρμος* *sero*, *series*

Teilweise geht die Wurzel über die gräko-italische Grenze hinaus, wofür zeugt skt. *sarat* Faden, was aber im P.W. nicht mit Belegstellen versehen ist, und altn. *sörvi* Halsband. Das homerische *ἐερμένον* Od. 8, 296 und *ἔερτο* Od. 15, 460 weist auf ursprüngliches *sver*.

ἐκ, *ἐξ* *ex*, *e*, *ec*.

Wenn auch beide Sprachen in den Formen der Präposition nicht völlig übereinstimmen, so stehen sie sich doch näher als die übrigen verwandten Sprachen.

ἐν, *ἐντός*, *ἔνδον* *in*, *intus*, *endu-perator*.

Die einfache Präposition ist Gemeingut der indogermanischen Sprachen, aber näher berühren sich im Griechischen und Lateinischen die zusammengesetzten und flektierten Formen.

ἔτι *et*.

Das *ι* von *ἔτι* ist wohl Casussuffix und entweder im Griechischen zur einfachen Partikel zugesetzt oder im Lateinischen abgeworfen worden.

εὔχομαι, *εὐχή* *voveo* aus *vogveo*, *votum*.

Die Zusammengehörigkeit der beiden Verba hat Osthoff, Morphologische Unters. V 82 erkannt. Zum lat. *voveo* gehört umbr. *vufru* und *vufetes* 'votivum', wie Bücheler, Lex. ital. und v. Planta, Gramm. des Osk.-Umbrischen Dialektes annehmen. Verwandt ist freilich auch ved. *vāghat* der Gelobende, womit schon im P.W. gr. *εὔχομαι* und lat. *voveo* verglichen ist.

ϝηχώ, *ϝιϝάχω* *vagor*, *vagire*.

Zur selben Wurzel gehört übrigens auch got. *svōgjan* und lit. *svageti*.

ϝέλπω, *ϝέϝολπα* *voluptas*.

Die allgemein verbreitete W. *vel* 'wollen' ist in beiden Sprachen gleichmäßig durch das Determinativ *p* erweitert worden.

ϝίς ϝῖφι *vis.*

Das *vi* ist wahrscheinlich von *bi* in *βία* nicht grundverschieden; auch gr. *ὑπέρβιος* und *ὑπερφίαλος* stimmen wenigstens im ersten Glied mit lat. *superbus* überein.

λαθεῖν *latere.*

Die Übereinstimmung der Bedeutung, wozu noch die gleiche Konstruktion mit Akkusativ kommt, ist so offenkundig, daß ich auch an der Gleichheit der Form nicht zweifeln zu dürfen glaube. Schwierigkeit macht freilich das *t* von *lateo*, wofür man nach den herrschenden Lautgesetzen *d* = *ϑ* erwarten sollte, weshalb andere, statt eine gleichmäßige Zusammensetzung mit dem Hilfszeitwort *dhe* anzuerkennen, für *lateo* ein Participium *latos* voraussetzen (so Osthoff, I. F. V 304). Aber ein *t* statt eines aspirierten Dentalen haben wir auch in *pati* = *παθεῖν*, und vielleicht auch in *paenitet*.

λέγω sammele *lego.*

Die W. *leg* hat verschiedene, wenn auch vielleicht auf éine Grundanschauung zurückzuführende Bedeutungen. In der Bedeutung 'sammeln' ist sie gräko-italisch; in der Bedeutung 'liegen' haben wir sie oben unter der europäischen kennen gelernt.

λείβω, *λοιβή*, *λιβάς* *libum*, *libare*, *delibutus.*

Die ursprüngliche Bedeutung 'träufeln' ist noch in beiden Sprachen erkenntlich. Daß zuerst *λοιβή* in der sakralen Bedeutung 'Trankopfer' als Lehnwort aus Griechenland nach Italien gekommen und dann erst das Verbum *libare* abgeleitet sei, wie Schrader, Sprachvergl.[2] 182 anzunehmen scheint, dagegen spricht die selbständige, speziell italische Bedeutungsentwicklung von *libum* und dem wahrscheinlich auch hierher gehörigen *Liber*. Wir werden also nicht an das Verhältnis von Original und Lehnwort, sondern an gleiche Äste aus gemeinsamer Wurzel zu denken haben. Das homerische *δάκρυον εἶβεν* *Π* 11 *Τ* 323 *Ω* 9 *ϑ* 531 *π* 332 neben richtigem *δάκρυα λεῖβεν*

N 88. 658 *Σ* 32 *ϑ* 86. 93. 532 *π* 214 scheint eine Falschbildung unter metrischem Einfluß zu sein. Über Versuche, jenes *εἶβεν* auf sprachlichem Wege zu deuten s. Prellwitz in der neuen Auflage seines Etym. Wörterbuchs d. gr. Spr.

λίσσομαι, λιτή *litare.*

Da *litare* die Gestalt eines Denominativums hat und fast ohne Fortbildung im Latein geblieben ist, so ist die Möglichkeit zuzugeben, daß zuerst die Lateiner aus gr. *λιτή* ein später verloren gegangenes *lita* herübernahmen und daraus erst das denominative *litare* bildeten; aber man muß dann mit unbelegten Größen rechnen. Was die Bedeutung des Wortes anbelangt, so möchte ich das abstrakte 'bitten' auf ein ursprüngliches 'streicheln' zurückführen unter Berufung auf den homerischen Vers *A* 361 *χειρί τέ μιν κατέρεξεν | ἔπος τ' ἔφατ' ἔκ τ' ὀνόμαζεν.*

λυγρός, λευγαλέος *lugeo, luctus.*

Zur gleichen Wurzel mit *r* statt *l* gehört skt. *ruǵ* Schmerzen machen.

μᾶλλον aus *malion* *melius.*

Näher schließt sich allerdings Komparativ *μᾶλλον* an den Positiv *μάλα* an.

μείρομαι, εἵμαρται *mereor.*

Die etwas fern liegende Zusammenstellung stützt sich auf die Ableitung des gr. *μείρομαι* von *μέρος* und die Annahme einer Grundbedeutung 'zuteilen'.

μυκτήρ ἀπο-μύσσω *e-mungere.*
ναί *nae.*
νεύω, νεῦμα *nuo, numen.*
ὄμνυμι *omn-.*

Das Grundwort *omn-* ist im Lateinischen ausgefallen, aber im Oskischen und Paelignischen erhalten. Aber das von Bücheler, Lex. Ital. hierhergezogene *omnitu* wird von v. Planta,

Gramm. des Osk.-Umbr. I 130 und II 659 ganz anders gedeutet. Hängen die beiden Verba wirklich zusammen, so möchte ich sie mit dem feierlichen Ausruf *ōm* im Sanskrit in Verbindung bringen.

παίω aus *pavio* *pavio.*

Prellwitz, Etym. Wörterb.[2] bezweifelt diese Ableitung und stellt das griechische Verbum zu W. *pais.*

ὄλλυμι aus *ol-numi* *abolere*, unsicher.

Ist die schon oft gebrachte Zusammenstellung richtig, so wird man, wozu man sich schwer entschließt, *adolesco* von *aboleo* trennen müssen. Auch Thurneysen, Arch. f. l. L. XIII 16 spricht schließlich nur von einem möglichen Zusammenhang.

παθεῖν *patior.*

Über die Wiedergabe des gr. *ϑ* mit lat. *t* statt *d* habe ich bereits oben unter *λαθεῖν* gehandelt. Das Verbum ist offenbar mit dem Hilfsverbum *dhe* zusammengesetzt und auf volles *πεν-ϑεω* zurückzuführen; die einfache Wurzel liegt vor in *πένης*, *πένομαι*, *πόνος*, *πονέω*.

πείθω, *πειθώ* *fido*, *foedus*, *fides.*

Die beiden Verba gehen zurück auf eine W. *bhidh* mit doppelter Aspirata, von denen die erste im Griechischen, das die Aufeinanderfolge zweier aspiriert anlautender Silben verbot, in eine Muta übergehen mußte. Die Zusammengehörigkeit der griechischen und lateinischen Wörter ist um so bedeutsamer, als sie einer höheren Begriffssphäre angehören. Die Verwandtschaft tritt deutlicher hervor, wenn man das lateinische Aktiv *fido* mit dem griechischen Medium *πείθομαι*, *πέποιθα* zusammenhält.

πέρθω *perdo*, unsicher.

Die beiden Verba stimmen in der Form und Bedeutung miteinander überein, aber ihr etymologischer Zusammenhang kann nicht aufrecht erhalten werden. Lat. *perdo* ist zusammen-

gesetzt aus dem Verbum *do* und der Präposition *per* und steht mit seiner aktiven Bedeutung dem neutralen *pereo*, zusammengesetzt aus *per* und *eo*, gegenüber; gr. *πέρθω* könnte wohl auch als zweites Element das Hilfsverbum *dhe* enthalten (so Benfey, Gr. W. II 362), entfernt sich aber durch das *α* und *ο* in *πραθεῖν* und *παρθμός* von der dem lat. *per* entsprechenden Präposition *περί*.

πήγνυμι, *πάσσαλος*	*pango*, *pessulus*.

Die beiden von der W. *pag* im Griechischen und Lateinischen gebildeten Verba stehen sich viel näher als die auf dieselbe Wurzel zurückgehenden Wörter der anderen verwandten Sprachen.

πίτνημι, *πετάννυμι*	*pateo*.
πτύω	*spuo*.
πτάρνυμι	*sternuo*.
πτύρω	*con-sternare*.
σπεύδω, *σπουδή*	*studeo*, *studium*.
σκώρ, *σκατός*	*stercus*.

Die vorstehenden griechischen und lateinischen Wörter, deren Zusammengehörigkeit in der Gleichheit der Bedeutung zutage tritt, haben die Unregelmäßigkeit gemeinsam, daß sie von den drei Konsonanten der anlautenden Konsonantengruppe *spt* éinen Konsonanten *s* oder *t* oder auch *p* abwerfen. Mit ihnen verwandt ist vielleicht auch:

ψιλός	*pilare*, zweifelhaft.

Das volle *sp* des Anlautes ist in *spolium* erhalten, Bedenken gegen die Zusammenstellung erregt die verschiedene Quantität des Vokals.

ῥῖγος, *ῥιγέω*	*frigus*, *friget*.

Die Wurzel scheint *srig* zu sein, deren anlautendes *sr* im Lateinischen in *fr* überging, welchen Übergang freilich Osthoff, Morph. Unters. V 62 ff. auf den Inlaut beschränkt sehen möchte.

σαός aus *σαϝος*, *σώζω* *sānus*, *sānare*.
κασσύω aus *κατ-σύω* *suo*.

Gleicher Abstammung ist auch skt. *sīvyāmi* nähe und got. *siu-jan*, aber das griechische und lateinische Wort stehen sich näher in der Form. In der Bildung eines instrumentalen Nomens begegnen sich skt. *sū-tra* und lat. *sū-bula* nach den Nachweisen Ascoli's, Krit. Stud., S. 135 der deutschen Übersetzung.

σπένδω, *σπονδή* *spondeo*, *sponsio*, umbr. *spefa* Opferkuchen.

Auch die Hauptarten der Spende waren gleich benannt: *γάλα lac*, *μέλι mel*, zu denen später noch *ἔλαιον oleum*, *οἶνος vinum* traten. Die Wörter für Spenden hatten nicht blos für den Kultus, namentlich die Grabesspende, hohe Bedeutung, sondern auch für die staatlichen Handlungen des Vertragsschlusses (*σπονδαί*) und des Weiteren auch für das Zivilrecht bei den Lateinern, worüber Näheres bei Leist, Gräco-italische Rechtsgeschichte, S. 457 ff.

σφάλλω, *ἀσφαλής* *fallo*.

Die beiden Verba, von denen das griechische transitive und neutrale, das lateinische nur transitive Bedeutung hat, decken sich zwar nicht ganz, stehen sich aber doch näher als unser *fallen* und skt. *sphal* fällen.

ὑπό *sub*.
ὑπέρ *super*.

Dieselben Präpositionen finden sich auch in den andern indogermanischen Sprachen; aber eine sehr auffällige spezielle Eigentümlichkeit des Griechischen und Lateinischen (auch noch des Albanesischen nach Pott, Etym. Forsch. I² 682) ist der anlautende Zischlaut, der im Griechischen nach allgemeinem Lautgesetz in den spir. asp. übergehen musste.

φεύγω, *φυγή* *fugio*, *fuga*.

Die gleiche W. *bhug* findet sich auch in den andern indogermanischen Sprachen, aber sie hat dort die ursprüngliche Bedeutung 'biegen', nur im Griechischen und Lateinischen die

abgeleitete 'fliehen'. Diese letztere Bedeutung ist durch ausbiegende Flucht eines Stammes vor einem andern, oder durch rechtliche Verweisung der Missetäter aus des Landes Grenzen entstanden. In beiden Fällen hat die Bedeutungsverengung hohen kulturellen Wert. Die Verwandtschaft der beiden Verba zeigt sich auch in der gleichen Konstruktion mit dem Akkusativ.

φράσσω aus *φράκjω*, *φράγμα* *farcio*, *fartor*.

Verwandt ist auch das got. *baírga* berge, aber das liegt in der Bedeutung weiter ab.

φώρ, *φωράω* *fur*, *furari*.

Die Wörter kommen von der W. *fer* her und erinnern besonders an die griechische Formel *ἄγειν καὶ φέρειν*. Für den Stand der gräko-italischen Kultur und die Anfänge von Rechtssatzungen haben sie eine ähnliche Bedeutung wie die oben betrachteten *φεύγω* und *fugere*. Über das gleiche Vorgehen bei der Aufdeckung des Diebes bei Römern und Griechen siehe insbesondere Leist, Gräco-ital. Rechtsgesch., S. 248.

Im folgenden verzeiche ich die Nomina, die im Griechischen und Lateinischen gleich lauten. Dabei stelle ich diejenigen voran, die Gegenständen und Begriffssphären angehören, welche im allgemeinen bereits in der indogermanischen Urzeit ihre Benennung gefunden hatten.

Verwandtschaftsgrade und Körperteile.

νυός *nurus*.

Beide Wörter sind nach den speziellen Lautgesetzen der Griechen und Lateiner aus *nusos* entstanden, welche gemeinsame Grundform sich von skt. *snuṣā*, ahd. *snur* durch den Abfall des anlautenden *s* unterscheidet, wie der gleiche Abfall eines anlautenden *s* zu beobachten ist in *νιφάς* und *ninguis* gegenüber unserem *Schnee*, asl. *sněgŭ*.

γαμβρός *gener*.

Mit Recht bemerkt Curtius, Etym.[5] 546, daß schwerlich das lateinische Wort von dem griechischen zu trennen ist.

Wenn Verwandtschaft vorliegt, so ist entweder im Griechischen das ursprüngliche *genros* volksetymologisch an *γαμέω*, oder umgekehrt im Lateinischen das ursprüngliche *generos* an *genus* angeglichen worden.

γάλως	*glos*, asl. *zlŭva*.
εἰνάτερες (urspr. *ἐνατ.*)	*janitrices*; asl. *jętry*.
πηός aus *pāsos*	*pari-cida*.

Die alte Herleitung des lat. *paricida* aus vermutetem *patricida* ist mit Recht jetzt allgemein aufgegeben.

Im übrigen waren, von den neuen speziell griechischen oder speziell lateinischen Ausdrücken *filius*, *filia* und *ἀδελφός*, *ἀδελφή* abgesehen, die hauptsächlichsten Verwandtschaftsverhältnisse bereits in der indogermanischen Grundsprache fest ausgeprägt.

ἄλειφαρ	*adeps*, *aleps* in Probi app. 199, 3.
κύβιτον	*cubitum*.
κυσός, *κύσθος*	*cunnus* aus *cusnus*.
λάξ aus *κλάξ*	*calx*.
πύξ	*pugnus*.
πνεύμων, att. *πλεύμων*	*pulmo*, viell. entlehnt.
φάρυγξ	*frumen* aus *frugmen*.
χείρ	*hir* (?).

Die hauptsächlichsten Namen für Körperteile hatten die Gräko-Italer aus der indogermanischen Grundsprache aufgenommen, wie *καρδία cor*, *γόνυ genu*, *ὦμος humerus*, *ὄνυξ unguis*, *πέος penis*, *ὀδούς dens*, *πούς pes*, *ὀστέον os*, *ossis*, *κλόνις clunes*, *ἧπαρ jecur*; andere hatten sie mit den germanischen Stammesbrüdern gemein, wie *παλάμη palma*, *νεῦρον nervus*, *ὄρρος*, *manus*; andere endlich scheinen die Lateiner erst später von den Griechen entlehnt zu haben, wie *bracchium*, *coma*, *cincinnus*, *stomachus*.[1]) Wenigstens spricht für die letzte Annahme der poetische Charakter der Wörter und noch mehr ihr

---

[1]) Vielleicht gehören zu den Lehnwörtern auch von den oben verzeichneten: *adeps*, *pulmo*, *frumen*, *cubitum*.

verhältnismäßig spätes Vorkommen. Die Wörter *κεφαλή caput*, *δάκτυλος digitus*, *ὀφθαλμός oculus* sind nur halbverwandt und kommen deshalb für unsere Frage wenig in Betracht.

Tiere und Pflanzen.

βοῦς	*bos.*
λύκος	*lupus.*

Die beiden Wörter sind indogermanisch, rücken aber im Griechischen und Lateinischen näher dadurch zusammen, daß bei dem ersten ursprüngliches *g* durch die Mittelstufe *g*ᵛ in *β* übergegangen ist, bei dem zweiten vor der Liquida ein anlautendes *v* (skt. *vṛka*) abgefallen ist.

ταῦρος	*taurus.*

Auch diese Wörter gehen, mögen sie auch aus den asiatischen Nachbarsprachen entlehnt sein, auf die indogermanische Grundsprache zurück, unterscheiden sich aber durch den Verlust des anlautenden *s* von skt. *sthūra-s*, got. *stiur.*

ἀμνός aus *ἀβνός*	*agnus.*

Die Zusammenstellung entnehme ich aus Fick, dem Curtius, Etym.[5] 590 nicht glücklich opponiert; indessen zieht Fick auch noch asl. *agnę* Lamm heran.

ἀράχνη	*aranea.*
γρομφάς	*scrofa.*
ἴννος, γίννος	*hinnus, hinnuleus.*
ἔποψ	*upupa.*
ἐρωδιός	*ardea.*
ἰταλός Hes.	*vitulus.*
κερκιθαλίς Hes.	*querquedula* (Varro l. l. V 79).
κύκνος	*ciconia*; skt. *çakuna* Vogel.
κῆτος	*squātus.*
σκάλοψ	*talpa.*
στρίγξ	*striga.*
ὕραξ	*sorex.*
χελιδών	*hirundo.*

χήρ	*her* neben *er*.
ψάρ	*parus*.[1])
ἀθάρα	*ador*.
βολβός	*bulbus*.
ἰξός	*viscus*.
ϝίον	*viola*.
κάπια	*caepe*; Hehn, Kulturpfl. 174.
κράνον	*cornus*.
μαλάχη	*malva*.
μῆλον, dor. *μᾶλον*	*mālum*; viell. entlehnt.
νέμος	*nemus* Weidetrift.
πῖσος	*pisum*.
πλακοῦς	*placenta*; eher entlehnt.
πράσον	*porrum* aus *porsum*.
πτελέα	*tilia*.
ῥᾶξ	*frāgum*; Slavisches B. B. 22, 274.
ὕλη	*silva*; angezweifelt.
φορβή	*herba*.
φύλλον	*folium*.

Wichtig sind unter den mit Pflanzen zusammenhängenden Namen besonders *placenta*, was aber wahrscheinlich wegen des unlateinischen Suffixes aus gr. *πλακοῦς*, gen. *πλακόεντος* entlehnt ist, und *puls*, gr. *πόλτος*, welche Wörter einerseits offenbar zusammengehören, aber anderseits doch zu weit voneinander abweichen, um als Lehnwörter gelten zu können.

Sonstige Nomina.[2])

αἴθουσα sonnige Halle	*aedes*.
ἀλφός	*albus*.
ἄμβων, *ὀμφαλός*	*umbo*, *umbilicus*.
ἀμφίπολος	*ancilla*.

[1]) Man könnte auch noch *accipiter*, gr. *ὠκυπέτης* anführen; aber das Wort ist eher indogermanisch, da ihm im Skt. *āçupatvan* zur seite steht; im übrigen s. Thurneysen, Arch. f. l. L. XIII 19.

[2]) Einige der hierher gestellten Wörter könnten auch, wie durch Zusätze angedeutet, unter anderen Rubriken stehen.

ἀνήρ	ital. *ner*, *Nero*.
ἅρματα von W. *ar*	*arma*.
ἄρουρα	*arvum*.
ἄσις aus *sn̥tis*	*sentina*; nach Fröhde, B.B. VII 85.
βάκτρον	*baculus*.
βραχύς	*brevis* aus *bregvis*.
γάλα, *γάλακτος*	*lac* aus *glact*; ir. *lacht*.
γαλέη	*galea* Helm aus Wieselfell.
γλαφυρός	*glaber*.
γλυκύς	*dulcis* aus *dulcvis*.
δᾴς, acc. *δᾷδα*	*taeda*.[1]
δαπάνη	*damnum* aus *dapnum*.
δασύς	*densus*.
δεσπότης	*hospes* aus *hospets*.[2]
δίκη	*iu-dex*, *vin-dex*, *dicis causa*.[3]
ἔν-διος am Tag, homerisch	*dies*.
δῖος aus *divos*	*divus*; skt. *dēva*.
Διώνη	*Diāna* aus *Divāna*.
δόλος	*dolus*; altn. *tal*.
ἐλεύθερος	*liber*; osk. *luvfreis*.[4]
ἕλκος aus *svelkos*	*ulcus*.
Ἑστία, alt *Vestia*, *Ἑστιαῖοι*	*Vesta*, *Vestini*.[5]
ϝῆλος	*vallus*.
εὔληρα aus *ἔ-ϝληρα*	*lorum* aus *vlorum*.
Ἦλις, alt *Vālis* Niederung	*vallis*.
ἧσσον aus *vēkjon*	*secius*, *nihilo secius*.

---

[1]) Das anlautende *t* stammt vielleicht aus dem Etrurischen, das harten und weichen Dental nicht unterschied.

[2]) Über die beiden dunklen, aber sicher zusammenhängenden Wörter handelt neuestens im Zusammenhang mit skt. *dampatis*, asl. *gospoda* Osk. Richter, K.Z. 36, 111.

[3]) *dicis* ist gr. *δίκης* angeähnelt, worüber oben S. 173.

[4]) Bedenken gegen diese Zusammenstellung bei Curtius, Etym.[5] 496.

[5]) Kretschmer, Einl. 162 ff. vermutet, daß die Römer ihren Vestakult auf italischem Boden von den Westgriechen empfangen haben, wofür ich die Anzeichen vermisse.

θεός	*deus*; bestritten.[1])
θίς, *θινός*	*finis*(?).
θολλίς	*follis*; viell. entlehnt.
θραυστόν	*frustum* von W. *dhru*.
ἱμαλιά	*simila*.
καλιά	*cella*.
κάλυθος	*qualus*.
κελέβη, *κάλπη*	*calva*, *calpar*; K. Z. 37, 181.
κνῖσσα aus *knidsa*	*nīdor* aus *cnidor*.
κόβαλος	*cavilla*; K. Z. 35, 279.
κοῖλος, alt *κόϝιλος*	*cavus*, *covella*
κοίρανος, *κοιρανέω*	*cura*, *curare*.[2])
κορώνη	*corona*; viell. entlehnt.
κύπη, *ἀμφικύπελλον*	*cupa*.
κώπη	*capulus*.
λακίς	*lacer*, *lacinia*.
λάταξ	*latex*.
λάτρις	*latro* Mietsoldat.
λεῖος glatt	*lēvis*.
λέπας	*lapis*.
λεπτός	*lepidus*.
λῆνος	*lāna* aus *vlāna*.
λιγνύς	*lignum* (?).
λίσγος	*ligo*.
λοξός, *λικριφίς*	*luxus*, *licinus*; lit. *lenkti*.
Λύκειος Lichtgott	*Lucina*.
μέδων, *εὐρυ-μέδοντες*	osk. *medix* Fürst.
μεσημβρία	*meridies*; viell. nachgebildet, s. S. 172.

[1]) Keller, Lat. Etym. 35 f. nimmt gut an, daß *deus* aus *dius* gebildet sei, um das lateinische Wort dem gr. *θεός* anzuähneln. Wichtiger ist der Nachweis von Ascoli, Kritische Studien zur Sprachwissenschaft, S. 293 ff. der Übersetzung, daß *deus* und *θεός* aus der gemeinsamen indogermanischen Quelle *divyás*, durch die Mittelstufe *dhveos*, ebenso wie *θεϊνός* und *divinus* hervorgegangen sind.

[2]) Andere Wege geht Osthoff, I. F. 5, 275, indem er von Heerführer als Grundbedeutung von *κοίρανος* ausgeht.

μύξων	*mugil.*
μύτιλος, μίτυλος	*mutilus.*
μωρός	*mōrus*; viell. entlehnt.
νεῦρον, νευρά	*nervus*; zend *snāvare* Sehne.
νύμφη	*nubere.*[1]
ὅλκος Furche	*sulcus*
ὁμαλός	*similis* (?).
ὄμβρος	*imber*; vgl. skt. *abhram* Wolke.
οὖρον	*ūrina*; skt. *vāri* Wasser.
πάλη, πασπάλη, πόλτος	*pollen, polenta, puls.*[2]
πάγος Hochlandschaft	*pagus.*
παστάς, παραστάς	*portis* aus *porstis.*[3]
παῦρος	*paucus.*
παχύς	*pinguis*; zweifelhaft.[4]
πελλίς aus *pelvis*	*pelvis.*
ποινή	*poena*; eher entlehnt.
πορθμός	*porta, Portumnus.*
πρέσβος, kret. πρεῖγος	*priscus*
σκαιός	*scaevus.*
σπήλυγξ	*spelunca*
στραβός, στρεβλός	*strabus, Strabo.*
τέμενος	*templum*; unsicher.[5]
τέρμα, τέρμων	*terminus.*
τράφηξ	*trabs.*
τύρβη, ion. σύρβη	*turba.*
τύρρις	*turris*; viell. Fremdwort.[6]

[1]) Der Zusammenhang sicher, unsicher die Herleitung vom Verhüllen der Braut; s. Walde, L. W. unter *nubo.*

[2]) Das Wort geht vielleicht über die gräko-italische Grenze hinaus, da hierher gehört skt. *palalam* Brei.

[3]) Erwiesen von Osthoff, I. F. 8, 1 ff.

[4]) Die Identität zweifelhaft; Brugmann, I. F. 9, 346 ff. stellt παχύς zu skt. *bahu* und *pinguis* zu πίων.

[5]) Zu den Bedenken der sprachlichen Form kommt auch der Umstand, daß für den Begriff Tempel die anderen italischen Dialekte verschiedene Wörter gebrauchten, die Osker *sakaraklu*, die Umbrer *verfale.*

[6]) Kommt vielleicht von den Etruriern, den Erbauern kyklopischer Mauern; ebenso wie τύραννος *tyrannus.*

φάλκης	*falx.*
φήμη	*fama.*
φλέγμα	*flamma* aus *flagma.*
φυλή, τρίφυλος	*tribu*; umbr. *trifus.*[1])
φύλαξ	*bu-bulcus, su-bulcus.*[2])
χαμαί	*humi.*
χαμός Hesych.	*hamus.*
χάρις, χάριτος	*gratus, gratia.*[3])
χῆρος, χηροστής	*heres.*[4])
χθαμαλός von *χαμαί*	*humilis.*
ὠόν, ᾠόν	*ōvum.*[5])

Das sind die speziell dem Griechischen und Lateinischen gemeinsamen Wörter. Ich muß gestehen, daß die Zahl derselben nicht sehr groß ist[6]) und lange nicht an die der Gleichungen zwischen Sanskrit und Zend heranreicht. Aber es fällt mir auch nicht ein, eine so nahe Verwandtschaft zwischen den Ahnen der Griechen und Italer aufstellen zu wollen. Immerhin aber sind es doch viele und bedeutsame Wörter, die die Griechen und Italiker mit einander gemein haben. Lottner hat in der grundlegenden Abhandlung, über die Stellung der Italer innerhalb des indogermanischen Stammes, in K. Z. die gleichen

---

[1]) Das Wort wird wohl richtiger gestellt zu kelt. **trebo-* Haus, got. *þaúrp* Dorf.

[2]) Den Zusammenhang und die richtige Zerlegung der Wörter zeigt Lagercrantz, K. Z. 37, 177.

[3]) Noch näher mit gr. *Χάριτες* in der Form und wohl auch in der ursprünglichen Bedeutung berührt sich skt. *haritas*, die falben Rosse Indras.

[4]) *χηρωστής* in Il. *E* 188 zerlegt in *χηρο-εδ-τής* wie *ὠμηστής* in *ὠμο-εδ-τής*, und stellt unter Berufung auf *orbus* Erbe mit lat. *heres* aus *her-ed-s* zusammen Prellwitz, B. B. 25, 313.

[5]) Das dazugehörige Primitivum ist im Lateinischen *ovis* Vogel, im Griechischen das in *οἰωνός* versteckte *ὀις*, alt *ὀϝις* mit der gleichen Bedeutung.

[6]) Dazu kann man indes auch noch mehrere nachher zu besprechende Wörter rechnen, welche die Griechen und Lateiner mit dem Sanskrit oder Germanischen gemein haben.

Wörter gezählt und für die gräko-italische Sprachgemeinsamkeit eine geringere Zahl herausgefunden als für die lateinisch-nordische. Unsere Liste ist um einiges vergrößert; aber auf die Zahl lege ich nicht das Hauptgewicht, auch hier müssen die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen werden. Und da wiegt der gemeinsame Kultus der Vesta bei den Griechen und Italikern, die Gleichheit der Ausdrücke für Opferspende und Vertragsschluß, die Übereinstimmung der beiden Sprachen in dem sibilierenden Anlaut der Präpositionen *ὑπό ὑπέρ* und *sub super* viele Dutzende irrelevanter Gleichungen in dem italisch-nordischen Verzeichnis auf. Es ist ja möglich, daß die späteren engeren Beziehungen zwischen den griechischen Kolonien und den Einwohnern Italiens auch die Wörter *Vesta* und *Ἑστία*, *sponsio* und *σπονδαί* und die damit verbundenen Bräuche einander näher gerückt haben. Aber wenn Schrader und Kretschmer alle diese Gleichungen und selbst die von *Ζεῦ πάτερ* und *Jupiter* herabzudrücken suchten, so halten wir uns um so fester an die in den Wörtern ausgedrückten und in dem Kult entwickelten Übereinstimmungen der Griechen und Italiker.

Die Kulturverhältnisse, die in den gemeinsamen Wörtern der Griechen und Italer sich widerspiegeln, sind allerdings wenig entwickelt und gehen nicht weit über die einfachen Verhältnisse der indogermanischen Urzeit hinaus. Das zeigt sich nicht blos positiv in dem Inhalt der gleichen Wörter, sondern auch negativ im Fehlen gemeinsamer Wörter für Geld (*pecunia*, gr. *νομίσματα*), Leichenverbrennung, Ehe, Staat, Behörde und für höhere geistige Funktionen. Auch die Monate sind noch nicht benannt, und noch nicht einmal die vier Jahreszeiten sind unterschieden, so daß später in der Periode der einzelsprachlichen Entwicklung die Lateiner den Herbst *autumnus*, die Griechen *ὀπώρα* nannten. Aber immerhin weisen die Sprachen der Griechen und Italer viele beachtenswerte Anzeichen gemeinsamen Lebens und wechselseitigen Gedanken- und Formenaustausches auf. Ich erwähne zuerst die äußerlichen Anzeichen gleicher Form. Da ist es schon beachtenswert, daß mehrere uralte indogermanische Wörter dadurch,

daß sie bei Griechen und Lateinern eine besondere Form angenommen haben, wie die Wörter für Kuh, Stier, Wolf, Schwägerin, aus der Klasse des indogermanischen Wortschatzes in die engere Klasse des gräko-italischen übergetreten sind. Besonders auffällig aber in bezug auf die Form ist, daß die Präpositionen *upa* und *upari* bei den Griechen und Italern in gleicher Weise ein anlautendes *s* angenommen haben; das ist gewiß nicht Zufall, beruht auch nicht, wie Pott und andere nach ihm wollten, auf einer Zusammensetzung der Präposition *upa* mit der Pronominalwurzel *sa*, für die man vergeblich eine Bedeutung suchen würde, sondern ist offenbar dadurch veranlaßt, daß das anlautende *u* dieser Präposition schon bei den Urvätern der Griechen und Italer, wie später allgemein, bei den Griechen, eine spirantische Aussprache angenommen hatte.

Größer und mannigfaltiger aber ist die sachliche Übereinstimmung, die sich in der Gleichheit griechischer und lateinischer Wörter ausgeprägt hat. Die Fülle der gleichen Adjektive gibt ein beredtes Zeugnis von der feineren und intensiveren Beobachtungsgabe der gräko-italischen Stammesväter, so daß sie nicht blos groß und klein, viel und wenig unterschieden, sondern auch dicht, glatt, süß, fett, ähnlich u. a. Von der Wurzelbildung möchte man glauben, daß dieselbe in der indogermanischen Urzeit im Wesentlichen abgeschlossen gewesen sei und daß der Sprachtrieb später nur noch einen Nachwuchs von sekundären oder zusammengesetzten Wurzeln hervorgebracht habe. Um so mehr muß man staunen, wie viele und stark verzweigte Wurzeln speziell den beiden Sprachen der Griechen und Italer eigen sind, oder in diesen, wie *fugio* und *φεύγω*, *scribo* und *γράφω*, eine spezielle Bedeutung angenommen haben.

Die vollständig ausgebildeten Nomina lassen in der Kenntnis und Beherrschung der Außenwelt keinen großen Fortschritt erkennen: man benannte zwar ein paar Vögel und niedere Tiere neu, man unterschied auch genauer die Teile des menschlichen und tierischen Körpers, aber im allgemeinen kam man doch mit den alten Namen der gewöhnlichen Haustiere und

der einfachen Lebensbedürfnisse aus. Eine größere Änderung und man kann auch sagen Fortschritt gab sich in dem sozialen und religiösen Leben kund. An die Stelle des gemeinsamen und unbegrenzten Besitzes trat die Ausbildung des Privateigentums; der eigene Acker wurde von dem fremden durch Pfähle oder Grenzsteine abgesondert, der Diebstahl wurde verpönt und Missetäter wurden durch Landesverweisung bestraft. Ein gemeinsames Recht und strafende Richtergewalt begann sich zu entwickeln, so daß an die Stelle der Gewalt die Entscheidung unparteiischer Richter trat. Auch für die Sicherheit der Gemeinde und des Volkes traf man Vorkehrungen; die hohen Punkte des Bezirks (*pagi*) wurden zum Schutze der ganzen Landschaft besetzt und befestigt. Auch Ringwälle werden wohl schon angelegt worden sein, wenn auch die Bezeichnung derselben mit dem gemeinsamen Worte *τύρσις turris* nicht mit Sicherheit behauptet werden kann.

Ganz besondere Beachtung aber verdienen die Ausdrücke, die sich auf die Religion und Götterverehrung beziehen. Zwar gewinnen wir aus ihnen lange keinen so reichen Einblick in die religiösen Empfindungen und die mythenschaffende Phantasie des Volkes wie aus den Veden. Aber diese werden doch auch zum Teil nur jüngere Ausbildungen alter Vorstellungen widerspiegeln; aus den gräko-italischen Ausdrücken für religiöse Dinge ersehen wir sicher, daß die Ahnen der Griechen und Italer nicht blos fortfuhren vor der Hoheit der himmlischen Mächte, des Vaters Zeus, der Sonne und des Mondes, sich zu beugen, sondern daß sie auch die alte Vorstellung von der Reinheit des Feuers durch die Verehrung des Herdfeuers zu einem Mittelpunkt des religiösen Lebens erhoben, daß sie ferner aus dem Gemeindebesitz geweihte Plätze für die Verehrung der Götter und die Vornahme heiliger Handlungen abschnitten, und daß sie für die Manen der Abgeschiedenen fromme Spenden auf das Grab und die alles in sich aufnehmende Mutter Erde ausgossen.

Ich bin in der Kombination etwas über die nackten Namen hinausgegangen, aber ich habe mich doch in der Ausmalung

des Bildes streng an die Anzeichen gehalten, welche uns die Sprachen in den gemeinsamen Namen bieten. Diese genügen meines Erachtens zum Beweis, daß die Kultur der Griechen und Italer sich auf einem gemeinsamen Boden aufgebaut hat und wir von einer gemeinsamen Vorstufe der griechischen und italischen Geschichte zu reden berechtigt sind. Mit diesem Satze treten wir in die Fußtapfen des großen italienischen Sprachforschers Ascoli, der in seinen Schriften durchweg von der Überzeugung einer engeren Verwandtschaft des Griechischen und Italischen ausging. Freilich befinden wir uns damit auch im Widerspruch mit den tonangebenden deutschen Sprachforschern der Neuzeit, unter denen allerneuestens Wackernagel in der Kultur der Gegenwart I 286 ganz apodiktisch verkündete, daß von einer engeren Verwandtschaft der Griechen und Lateiner nicht mehr die Rede sein könne. Dem gegenüber erlaube ich mir nur an das Urteil des Altmeisters Pott zu erinnern, der in den Etymologischen Forschungen II² 333 ganz anders über die Schlußfolgerungen Lottners, auf die doch wesentlich die heutige Lehrmeinung zurückgeht, sich geäußert hat.

Doch kehren wir von dem Gelehrtenstreit zu unserer Aufgabe zurück, so ist mit der Erörterung der die Griechen und Italer verbindenden Übereinstimmungen die Frage nach einer speziellen Sonderstellung der Griechen und Italer innerhalb der indogermanischen Sprachenfamilie noch nicht abgetan. Bei den vielseitigen Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Gliedern unseres Sprachstammes fragt es sich, ob nicht doch auch der Sprachschatz anderer indogermanischer Sprachen nähere Berührungen speziell mit dem Griechischen oder speziell mit dem Lateinischen gehabt habe. Dieses schwierigere Problem kann ich bei meiner geringen Sprachenkenntnis nicht in einer mich selbst befriedigenden Weise behandeln; aber die zwei wichtigsten Punkte, das nähere Verhältnis des Griechischen zum Sanskrit und des Lateinischen zum Keltischen, darf ich doch nicht unbesprochen lassen.

Sanskrit zu Griechisch und Lateinisch.

Die starke Übereinstimmung des Griechischen mit dem Sanskrit ist gleich bei der ersten Beschäftigung mit dem Sanskrit den Sprachforschern in die Augen gefallen. Dieselbe zeigt sich hauptsächlich in der Flexion, namentlich des Verbums; aber auch der Wortschatz weist auffällige Berührungspunkte des Sanskrit speziell mit dem Griechischen auf. Ich stelle im folgenden die hauptsächlichsten Wörter der Art zusammen, merke aber zugleich auch an, wenn sich in anderen Sprachen anklingende Wörter mit verwandter Bedeutung finden:

gr. *ἄγος*	skt. *āgas* Sünde.
gr. *ἅζομαι, ἅγιος*	skt. *yaǵ* verehren.
gr. *αἴξ*	skt. *aǵa-s* Bock; lit. *ożys.*
gr. *ἄκμων*	skt. *açman* Donnerkeil; lit. *akmens* Stein.
gr. *ἄνθος*	skt. *andhas* Kraut, Blume.
gr. *ἄρσην*	skt. *ṛshan-* und *ṛshabha-s* Stier.
gr. *ἄ-τρακτος*	skt. *tarku-s* Spindel; vgl. lat. *torquere.*[1])
gr. *βιός*	skt. *ǵyā* Bogensehne.
gr. *γέρων*	skt. *ǵarant* Greis.
gr. *δυς* Präfix	skt. *dus*; kelt. **dus.*
gr. *ϝέθος*	skt. *svadhā* Sitte.
gr. *ἑορτή, ἔροτις*	skt. *vratam* heiliges Werk.[2])
gr. *ἔρεβος*	skt. *raǵas* Dunkel; got. *riquis.*
gr. *ἐύς, εὖ*	skt. *asu-s*; zend *anhus* Herr, *su* gut.
gr. *δωτῆρες ἐάων*	skt. *dātāras vasūnām* Geber von Gütern.
gr. *Ἐριννύς*	skt. *saraṇyu* stürmend.

[1]) Einwendungen gegen das Alter dieser Gleichung erhebt Bradke, Arische Altenk. S. 254 f.

[2]) Wahrscheinlich ist auch *βρέτας* verwandt. Einwendungen von Solmsen, Unters. z. gr. Lautlehre 257.

gr. *Ἑρμείας, ὁρμή*	skt. *saramēya-s* Sohn der Saramā.
gr. *ἔχω* aus *σέχω*	skt. *sah* ertragen.
gr. *ϝάστυ*	skt. *vastu* Wohnstätte.
gr. *ϝῆρα φέρειν*	skt. *vāram bhar.*
gr. *ϝίσος, ἔϝισος*	skt. *viṣu* gleich.
gr. *ζεά, ζειά*	skt. *yava-s* Getreide.
gr. *ἰκτῖνος*	skt. *çyēna-s* Falke.
gr. *ἰός* aus *ἰσός*	skt. *iṣu* Pfeil.
gr. *καλός*	skt. *kalya-s.*
gr. *κάμνω*	skt. *çam* sich mühen.
gr. *κενεός*	skt. *çūnya-s* leer.
gr. *κῆρυξ*	skt. *kāru-s* Lobsänger.
gr. *κολοβός*	skt. *klība-s* entmannt.
gr. *λᾶας* aus *γλᾶϝας*	skt. *grāvan* Stein für Somabereitung; irisch *broo* Mühlstein.
gr. *μέθυ*	skt. *madhu* Met; ahd. *metu.*
gr. *ξυρός*	skt. *kṣura-s* Schermesser.
gr. *Ὀρθρός*	skt. *vṛtra-s* feindlicher Dämon.
gr. *ὄρτυξ*	skt. *vartaka-s* Wachtel.
gr. *Ὀρφεύς*	skt. *ṛbhu-s* Name einer Klasse von Halbgöttern.
gr. *οὐρανός*	skt. *Varuṇa-s* vom Adj. *uru-s* = *εὐρύς*.
gr. *πενθερός*	skt. *bandhu-s* Verwandter.
gr. *πῆχυς*	skt. *bāhu-s* Arm; ahd. *buog* Bug.
gr. *πόλις*	skt. *puri-s* gefüllter Platz, Stadt.
gr. *πρόχνυ* aus *πρόγονυ*	skt. *praǵnu.*
gr. *Προμηθεύς*	skt. *pramantha-s* Reibholz für Feuerbereitung.
gr. hom. *στεῦται*	skt. *stavate* lobt.
gr. *τέλσον ἀρούρης*	skt. *karṣ* Furche ziehen.
gr. *Τριτο-γένεια, τριτο-πάτορες*	skt. *Trita* vedischer Gott.
gr. *φαγεῖν*	skt. *bhaǵ* zuteilen, wovon *bhaktam* Speise.
gr. *ὀ-φρύς*	skt. *bhrū* Brauen.
gr. *Φλέγυες*	skt. *bhṛgu* Eigenname.

gr. *Χάριτες*	skt. *haritas* die falben Sonnenrosse.
gr. *ὠκεανός*	skt. *ā-çayāna-s* herumliegend.[1])
gr. *ὠμός*	skt. *āma-s* roh; lat. *amarus*.

Gegenüber diesen bedeutungsvollen Übereinstimmungen im Wortschatz des Griechischen und Sanskrit fehlt es freilich auch nicht an speziellen Gleichungen zwischen Sanskrit und anderen indogermanischen Sprachen, auch dem Lateinischen. Zur Vergleichung gebe ich gleich hier ein Verzeichnis von sanskritlateinischen Wörtern:

lat. *aes*	skt. *ayas* Metall; got. *aiz*.
lat. *argentum*	skt. *raǵata*; zend. *erezata*.[2])
lat. *avēna* aus *avesna*	skt. *avasa* Nahrung; asl. *ovĭsŭ* Hafer.
lat. *caesaries*	skt. *kēsara* Haar.
lat. *caelebs*	skt. *kēvala* allein.
lat. *carmen*	skt. *çasman* Loblied.
lat. *credo*	skt. *çrad-dhā* Glauben schenken; kelt. **kred-dō*.
lat. *culter*	skt. *kṛti-s* von W. *ker* schneiden.
lat. *ensis*	skt. *asi-s* Messer; vgl. *ἄορ* aus *asor*.
lat. *faber*	skt. *dhātar* Schöpfer.[3])

---

[1]) Der Zusammenhang bewiesen von A. Kuhn, K.Z. IX 240. XXVII 477: Homer und die alten Griechen dachten sich jedenfalls unter dem Okeanos einen ringsum fließenden Strom. Diese Vorstellung müssen sie aus ihrer Urheimat mitgebracht haben; sie paßt am ehesten auf die Wolga mit ihren zahlreichen Nebenflüssen.

[2]) Auch gr. *ἀργυρός* ist von derselben Wurzel *arg* 'weiß glänzen' gebildet, nur mit verschiedenem Suffix, was mit Recht betont Bradke, Arische Altertumswiss. 16 f. gegen Schrader, Sprachvergl. 262. Verwandt ist das arm. *arcatʻ* und wahrscheinlich verbreitete sich das Wort von Armenien aus, da Armenien und der Kaukasus reich an Silber sind; aber das Wort ist kein Lehnwort, da skt. *raǵata* so gut wie gr. *ἄργυρος* aus indogermanischer Wurzel mit indogermanischen Suffixen gebildet sind. Um so bedeutsamer sind die Wörter für die Bestimmung der Urheimat der Indogermanen, der östlichen wie westlichen Glieder.

[3]) Diese Zusammenstellung gibt Ascoli, Kritische Studien zur

lat. *flāmen*	skt. *brahmán* Priester, *bráhman* Gebet.
lat. *ignis*	skt. *agni-s* Feuer; asl. *ognĭ*; lit. *ugnis*.
lat. *jus* Brühe	skt. *yūs* Brühe; altpr. *juse* Fleischbrühe; vgl. ζύμη Sauerteig.
lat. *jus* Recht	skt. *yōs* in der Formel *çam ca yōs ca* Ruhe und Ordnung.
lat. *lubet*	skt. *lubh* verlangen; got. *liubs* lieb.
lat. *nidus* aus *nisdus*	skt. *nīḍa-s* Vogelnest; ahd. *nest*.
lat. *opus operari*	skt. *apas* Werk; vgl. gr. ἄφενος.
lat. *ōs, ōris*	skt. *ās* Mund; kelt. **ās*.
lat. *pecu*	skt. *paçu* Kleinvieh; got. *faihu*; lit. *peku-s*.
lat. *rex*	skt. *rāġan* König; gall. *rix*; got. *reiks*.
lat. *ritus*	skt. *ṛtu-s* richtige Zeit.
lat. *sūbula*	skt. *sūtra* Nähfaden.[1])
lat. *vacca*	skt. *vaçā* Kuh.
lat. *vidua*	skt. *vidhavā* Witwe; got. *viduvō*, asl. *vĭdova*.

Fragt man, wie es kommt, daß diese meistens altertümlichen Wörter sich nur im Lateinischen und nicht auch im Griechischen, und umgekehrt die oben verzeichneten griechisch-sanskrit Wörter nicht auch im Lateinischen erhalten haben, so ist es schwer, darauf eine zuversichtliche Antwort zu geben; aber das Wahrscheinlichste wird doch sein, daß diese sämtlichen Wörter ehedem dem Griechischen und Lateinischen angehörten und nur durch Zufall im Laufe der Zeit teils dem Griechischen, teils dem Lateinischen, in größerem Maße dem letzteren abhanden gekommen sind. Damit erhöht sich die in neuerer Zeit zu gering eingeschätzte Wichtigkeit des Sanskrit für die Aufhellung dunkler Wörter beider Sprachen, nament-

Sprachwissenschaft S. 135 der deutschen Übersetzung. Doch erweckt auch in mir Zweifel der Stammvokal *a*, statt dessen man *e* erwartet hätte.

[1]) Ascoli a. a. O. 135 ff.

lich solcher, die sich auf Religion und Kultus beziehen; zugleich gewinnt aber auch der Wortschatz, den man dann für die weiter zurückliegende gräko-italische Periode voraussetzen darf, bedeutend an Ausdehnung und eröffnet sich so ein reicherer Ausblick auf die Zustände und das Leben des Urvolkes in jener alten prähistorischen Zeit. Ich will das an zwei Begriffsreihen näher auszuführen versuchen.

Eine große Rolle spielt begreiflich in der Frage über den Kulturzustand der Völker in prähistorischer Zeit das Vorkommen der Metalle und ihre Verwendung für Instrumente des Kriegs- und Hausbedarfs. Nun kommt, von dem vielleicht später erst durch Berührung mit den Ländern des Pontus und Kaukasus bekannt gewordenen Silber abgesehen, das gleiche Wort für Erz oder Kupfer (skt. *ayas*, lat. *aes*) und für die daraus gefertigten Instrumente Messer (skt. *kṛti*, lat. *culter*) und Schwert (skt. *asi*, lat. *ensis*) nur bei den Indern und Italern vor, nicht auch bei den Griechen, die für Bronze ein anderes, wahrscheinlich von ihnen erst geschaffenes Wort *χαλκός* gebrauchten. Da aber nach den übrigen Ausweisen die Altgriechen und Altitaler auf wesentlich gleicher Stufe stunden, dürfen wir aus dem obigen Tatbestand ohne Zaudern schließen, daß die betreffenden Wörter in der griechischen Sprache zufällig verloren gegangen und durch andere Ausdrücke ersetzt worden sind, daß also auch die Altgriechen und mit ihnen die Gräko-Italer den Gebrauch der Metalle kannten und übten. — Ähnlich verhält es sich mit den für den Gottesdienst und die Staatsordnung hochbedeutsamen Ausdrücken *flamines*, *ritus*, *jus*. Diese haben ihr vollkommen entsprechendes Ebenbild im Sanskrit, nicht aber auch im Griechischen. Da aber die Griechen im Gebrauch anderer auf die Gottesverehrung und den Kultus bezüglicher Ausdrücke, wie *Προμηθεύς*, *Οὐρανός*, *Φλέγυες*, *Τρίτος*, mit den Anwohnern des Indus zusammengehen, so darf man auch hier ohne übertriebene Ängstlichkeit die Wörter im Lateinischen und Griechischen kombinieren, um daraus eine Vorstellung von den sittlichen und religiösen Anschauungen der Gräko-Italer zu gewinnen. — Dazu stelle man noch aus dem

nächsten Verzeichnis gr. *πύργος*, got. *baurgs*, wodurch wir berechtigt werden, auch schon die Befestigung hoher Punkte für die ältere Zeit anzunehmen.

Wir wenden uns nun zur Kehrseite des oben betrachteten Bildes, zu der näheren Beziehung, die im Laufe der Zeit das Lateinische mit dem Keltischen, vielfach dem Keltischen und Germanischen eingegangen ist. Auch hier stellen wir zunächst ein Verzeichnis gemeinsamer Wörter zusammen, aber nur der wichtigeren, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben.

Lateinisch-keltisch-germanische Wörter.[1])

lat. *ala* aus *acsla*	ahd. *ahsala*.
lat. *animus*	kelt. *animon*; nur in der Form, nicht auch in der Bedeutung stimmt dazu gr. *ἄνεμος*.
lat. *aqua*	got. *ahva*, unser *ache*.
lat. *arcus*	got. *arhva-*.
lat. *avus*	got. *avō* Großmutter.
lat. *caecus*	kelt. *kaikos* einäugig; got. *haihs*.
lat. *carus*	kelt. *karos* lieb.
lat. *cīvis*; osk. *cevs*	got. *heiva-*.
lat. *collum*	got. *hals*.
lat. *coxa*	ahd. *hahse*.
lat. *cum*	kelt. *kom* Präposition und Präfix.
lat. *curvus*	kelt. *kuros* Kreis; asl. *krivŭ* krumm.
lat. *duco*	got. *tiuhan*; ahd. *heri-zogo*.
lat. *durus*	kelt. *dūron* Festung.

[1]) In der Anführung keltischer Wörter gebe ich hier, wie gelegentlich auch schon früher, die Formen, welche Bezzenberger in der neuen (4.) Auflage von Ficks Indogermanischem Wörterbuch aufgestellt hat. Diese sind rekonstruierte, nicht in den heutigen jüngeren Zweigen des keltischen Sprachstammes vorkommende Formen; bezüglich der letzteren seien die Leser, die näheres wissen wollen, auf den Keltischen Sprachschatz von Holder verwiesen.

lat. *errare*	got. *airzjan.*[1])
lat. *faba*	ahd. *bōna*; asl. *bobŭ.*
lat. *far*	got. *baris* Gerste.
lat. *favor*	kelt. *bavos.*
lat. *flavus*	kelt. *blavos*; ahd. *blāo.*
lat. *flos*	kelt. *blaton*; ahd. *bluoma.*
lat. *furca*	ahd. *furh.*
lat. *granum*	ahd. *korn*; slav. *zrĭno.*
lat. *habeo*	got. *haban.*
lat. *haedus*	ahd. *geiz.*
lat. *homo*	got. *guman-*, erhalten in *bräutigam.*
lat. *grandis*	ahd. *grōz.*
lat. *hostis*	got. *gasts*, urspr. Fremder; asl. *gostĭ* Gast.
lat. *labium*	ahd. *lefsa.*
lat. *lacus*	ags. *lago.*
lat. *lens*, *Lentulus*	ahd. *linsi*; asl. *lęšta.*
lat. *lex*; osk. *lig-*	altn. *lög* Gesetze.[2])
lat. *longus*	kelt. *longos*; got. *laggs.*
lat. *manus*	altn. *mund* Hand; ahd. *munt* Rechtsschutz.
lat. *mare*	kelt. *mori-*; got. *marei*; asl. *morje.*
lat. *margo*	got. *marka.*
lat. *occare*	ahd. *eggjan*; lit. *eketi.*
lat. *parva*	got. *sparva* Sperling.
lat. *picus*	ahd. *speht.*
lat. *piscis*	kelt. (*p*)*eiskos*; got. *fisks.*
lat. *porca*	ahd. *farh.*
lat. *quercus*	ahd. *ferha.*

[1]) Curtius, Etym.[5] 556 trennt davon das im Altertum (s. Gellius XVI 12) damit verglichene gr. *ἔρρειν*, weil dasselbe mit Digamma anfange.

[2]) Die verschiedene Etymologie der beiden Wörter betont Meringer, I. F. 17, 144 zu Ungunsten der Gleichstellung.

lat. *rectum*	kelt. *rekto-*; got. *raihts.*
lat. *scelus*	got. *skulan* schuldig sein.
lat. *secare*, *sica*, *securis*	ahd. *segansa* Sense; *saga* Säge; asl. *sačivo* Sichel.
lat. *sero* aus *seso*	got. *saian.*
lat. *sērus*	kelt. *sēros.*
lat. *sileo*	ahd. *silan.*
lat. *sordes*, *surdus*	got. *svarts.*
lat. *sūgo*	ags. *sūcan*; ahd. *sūgan.*
umbr. *toto* Stadt; osk. *tovto* Gemeinde	got. *thiuda* Volk; lit. *tauta* Volk.
lat. *terra*	kelt. *tersos* trocken Land; vgl. gr. *τέρσομαι.*
lat. *testis* aus *terstis*	kelt. *tristo-* dritter.[1])
lat. *turdus*, *turdela*	mhd. *drostel.*
lat. *ulmus*	ahd. *elm*; air. *elm.*
lat. *unus*; altlat. *oinus*	kelt. *oinos*; got. *ains.*
lat. *vannus*.	got. *vinthjan* worfeln.
lat. *vastus*	kelt. *vastos*; ahd. *wuosti.*
lat. *victima*	got. *veihan*; s. Osthoff I.F. 6, 39 ff.
lat. *verus*	kelt. *vēros*, ahd. *wār.*
lat. *volvo*	got. *valvjan.*

Diesen zahlreichen Übereinstimmungen italischer Wörter mit keltischen und germanischen stehen nur wenige aus dem Griechischen gegenüber, wie

gr. *ἄχνη*	ahd. *ahana* Spreu.
gr. *λύγξ*	ahd. *luhs*; lit. *luszis.*
gr. *μῆλον* Kleinvieh	kelt. *melon* Tier.
gr. *μαλθακός*	air. *meldach* angenehm.
gr. *ὄρρος*	ahd. *ars.*
gr. *πύργος*	got. *baúrgs*, unser *burg.*
gr. *σιγή*	ahd. *swīgēn* schweigen.
gr. *κῆπος*	ahd. *huoba*, unser *hufe.*

[1]) Der Zeuge als dritter gefaßt von Skutsch B.B. 23, 100 ff. und Solmsen, K.Z. 37, 18 ff.

Diese wenigen griechisch-germanischen Wörter sind wohl so zu erklären, daß das entsprechende Wort im Lateinischen ausgefallen ist, so daß sie eigentlich den oben S. 186 ff. besprochenen griechich-lateinisch-germanischen Wörtern zuzuzählen sind. Hingegen sind die lateinisch-keltisch-germanischen Wörter zu zahlreich, als daß man zu dieser wohlfeilen Erklärung seine Zuflucht nehmen dürfte; hier wird wohl ein näherer und längerer Kontakt der Vorfahren der Italer mit den nordwestlichen Völkern arischer Zunge anzunehmen sein. Vergleicht man aber diese lateinisch-keltischen Wörter mit den oben zusammengestellten lateinisch-sanskritischen, so wird einem der Unterschied des Alters nicht entgehen: die ersteren beziehen sich fast durchweg auf junge Verhältnisse, die letzteren führen auf die ältesten Zeiten zurück, etwas was natürlich für die Geschichte der Wanderungen von hoher Bedeutung ist.

Es fehlen allerdings auch nicht ganz auffällige Übereinstimmungen griechischer oder lateinischer Wörter mit baltisch-slavischen, wie

lat. *aurum*, lit. *auksas* Gold, vielleicht entlehnt.
lat. *cicer*, preuß. *keckers* Erbse.
lat. *dolium*, asl. *dely*, *delŭvĭ* (Kretschmer, Einl. 147).
lat. *grando*, asl. *gradŭ* Hagel.
gr. *ἔλαφος*, hom. *ἐλλός*, lit. *elnis* Hirsch.
gr. *πῦρός* Waizen, asl. *pyro* Spalt.
gr. *χελώνη*, asl. *želŭva* Schildkröte.
gr. *θάπτω*, *τάφρος*, *τάφος*, lit. *dube* Grube.

Aber diese Wörter, so wichtig auch ihr Vorkommen im Süden und Nordosten ist, besonders das letztgenannte, stehen doch zu vereinzelt, als daß man daraus mit Sicherheit auf nähere Verwandtschaft oder engere Handelsverbindungen der betreffenden Völker schließen könnte.

Etwas zahlreicher endlich sind diejenigen Wörter und Wurzeln, die auf ihrem speziellen Boden teils die Griechen, teils die Italer ohne Berührung miteinander oder mit anderen Völkern ausgebildet haben. Weniger bedeuten unter diesen

einzelstehende Wörter, weit mehr die wurzelhaften Verba, die entweder überhaupt nur in einer der beiden Sprachen vorkommen oder doch nur in einer derselben eine bestimmte Bedeutung angenommen haben. Zu diesen gehören z. B. aus dem Griechischen *ἐράω* liebe, *χράομαι* gebrauche, *ἄρχω ἄρχομαι* herrsche, *μαθεῖν* lernen, aus dem Lateinischen *utor* gebrauche, *odi* hasse, *irascor* zürne.

II. Phonetik.

Um auf sprachlichem Wege über die Verhältnisse des Griechischen zum Lateinischen in alter vorhistorischer Zeit ins Klare zu kommen, haben wir zunächst die beiden Sprachen gemeinsamen Wörter ins Auge gefaßt. Denn in diesen zumeist, und nicht in den bloßen Lauten und Sprachelementen prägen sich die das Volk bewegenden Ideen und die jeweiligen Zustände der Kultur aus. Aber wenn wir über den höheren oder niederen Grad der sprachlichen Verwandtschaft beider Völker urteilen wollen, müssen wir auch ihre Sprachen an und für sich, den Charakter und die Elemente derselben in Betracht ziehen. Wir wollen daher wenigstens anhangsweise auch von den Lauten und den Flexionen der beiden Sprachen unter dem Gesichtspunkt handeln, ob dieselben der Annahme eines gemeinsamen Ursprungs günstig sind oder eine andere Kombination mehr empfehlen. Neue Untersuchungen und Aufschlüsse erwarte man dabei nicht; wir haben nur dasjenige, was über die Lautlehre und die Flexion der griechischen und lateinischen und der mit ihnen verwandten Sprachen erforscht ist und sich in den größeren sprachlichen Werken, insbesondere in Brugmanns Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen niedergelegt findet, für unsere Frage auszubeuten gesucht. Zuerst werden wir also in Kürze auf den folgenden Blättern die Punkte aufzählen, welche sich aus der Lautlehre für die Verwandtschaftsverhältnisse der griechischen und lateinischen Sprache ergeben.

1. Vokale. Die 3 Vokale *a*, *e*, *o*, die im Arischen oder Sanskrit in den einen Vokal *a* zusammenfallen, sind im Grie-

chischen und Italischen in wesentlich gleicher Weise. auseinander gehalten. Es gibt Ausnahmen von der Regel, wie wenn sich gegenüberstehen *γόνυ genu*, *ὀδούς dens*, *νέος novus*, *χολή fel*, *ποδός pedis*, *πέσσω coquo*, *ἑκυρός socer*, *φράτωρ frater*, *μέγας magnus*, *κέρας cornu*, *λέπας lapis*, *μᾶλλον melius*, *κοῖλος cavus*, *λούω lavare*, *ἔχις anguis*, *ἑλίκη salix*, *καρδία cor*, *δοτός δοτής datus dator*, *θέ-μεν fa-cio*, *τέσσαρες quatuor* umbrisch *petur*, *μένω maneo*; aber die Ausnahmen stoßen die Regel nicht um, und dürfen es hier um so weniger, als sich die Linguisten um die Wette bemühen, auch die wenigen Ausnahmen wegzudeuten oder durch allerlei Mittel und Mittelchen zu erklären. In der Hauptsache bleibt der vorangestellte Kardinalsatz bestehen; er ist besonders merkwürdig für das Verhältnis des Griechischen zum Sanskrit, da das Griechische im übrigen, besonders in der Flexion, die größte Verwandtschaft mit dem Sanskrit zeigt, hier aber entschieden abweicht. Gleichgültig ist dabei die früher und zum Teil auch jetzt noch verschieden beantwortete Frage, ob in dieser Differenz des Vokalismus das Griechische oder das Sanskrit die ältere Stufe repräsentiert, und ob nicht vielleicht die Ursprache keinem der beiden Systeme vollständig angehörte, sondern drei *a* statt ein *a* hatte, ein reines *a*, ein helles zu *e* neigendes *a*, und ein dumpfes an *o* anklingendes *a*. Wichtiger für die uns hier beschäftigende Frage ist das andere Faktum, daß die Griechen und Italer hierin nicht allein stehen, sondern daß die Dreiheit der Vokale *a*, *e*, *o* sich geradeso auch im Keltischen und im wesentlichen auch in den anderen europäischen Sprachen findet.

2. Außer den eigentlichen Vokalen nehmen die indischen Grammatiker auch noch einen *r*-Vokal (*r̥*) an, und im Anschluß an diese die anderen Linguisten ein *r sonans* (*r̥*), *l sonans* (*l̥*), *n sonans* (*n̥*), *m sonans* (*m̥*). Die Nachwirkung der ehemaligen Geltung dieser Sonanten hat mannigfache Verschiebungen zwischen den indogermanischen Sprachen und so auch zwischen Lateinisch und Griechisch herbeigeführt, indem die verschiedenen Glieder der indogermanischen Sprachfamilie jene Sonanten der Ursprache nicht in gleicher Weise wiedergaben. Neben

andern, ehemals durch die grammatische Figur der Metathesis erklärten Erscheinungen ist besonders beachtenswert die Eigentümlichkeit des Griechischen, *n sonans* durch *α* wiederzugeben, so daß in den betreffenden Wörtern griechisch *α* lateinischem *en* u. s. w. entspricht, wie in *ἑ-κατόν centum*, *δέκα decem*, *τατός tentus*, *δασύς densus*, *ἅπαξ simplex*, *ἄτερ* mhd. *sunder*.

3. Die mit der alten Betonung zusammenhängenden Vokalabstufungen, die wir in unserer Jugend mit den indischen Kunstausdrücken Guna und Vriddhi verstehen lernten, heutzutage unter dem deutschen Namen Ablaut begreifen, haben auf die Gestaltung der Vokale und Diphthonge der indogermanischen Grundsprache einen großen Einfluß geübt, so zwar, daß wir ohne Kenntnis der darauf bezüglichen Gesetze kein volles Verständnis unserer Sprachen erlangen können. Der Nachfall jener Wirkung hat sich erhalten, auch nachdem die alte Betonung sich geändert und die alten Gesetze ihre aktuelle Kraft verloren hatten, so auch im Griechischen und Latein, aber bei beiden nicht in gleichem Grad, sondern ausgedehnter und dauernder im Griechischen, schwächer und vereinzelter im Latein. So verstehen wir auch im Latein aus dem Einfluß der alten Ablautsgesetze die Verschiedenheit des Vokals der Stammsilbe in *moneo memini*, *fŭga fūgi*, *vĭdeo vīdi*, haben aber im Griechischen einmal noch zwei Grade der Steigerung, wie in *πείθω πέποιθα* gegenüber *ἐπιθόμην*, und dann vielfach auch noch die durch den Einfluß des Ablautes hervorgerufene, im Lateinischen völlig geschwundene Verschiedenheit des Vokals im Singular und Plural, wie *φημί* (alt *φῆμι*) und *φᾰμέν*, *οἶδα* und *ἴσμεν*, und in den schwachen und starken Kasus, wie *πατήρ πατέρα* und *πατρός πατρί*, *Ζεύς Ζῆνα* und *Διός Διί*. Es hat dieser Unterschied sehr viel dazu beigetragen, daß viele Wörter im Griechischen anders ausschauen wie im Latein, aber es ist dieser Unterschied doch erst im Laufe der Zeit zutage getreten und wird in der gräko-italischen Sprachperiode noch nicht bestanden haben.

4. Jüngeren Ursprungs ist im Latein die häufige Verdunkelung des *o* zu *u*, und im Griechischen die Zuspitzung

des *u* zu *ü*; sie sind für das Urlatein und Urgriechisch von keiner Bedeutung, wie man schon daraus ersieht, daß sich im Altlatein noch vielfach das ursprüngliche *o*, und im böotischen und kyprischen Dialekt des Griechischen das *u*, geschrieben *ov*, erhalten hat. Ähnliches gilt von der Verkümmerung der lateinischen Diphthonge, infolge deren *ai* zu *ae*, *oi* zu *oe*, *ei* zu *ī* geworden ist, zum großen Teil erst auf lateinischem Boden und in historischer Zeit.

5. Konsonanten. Die Griechen haben aus dem Phönizischen neben dem Kaph auch das Koph rezipiert und die beiden Lautzeichen auch auf italischen Boden als *k* und *q* verpflanzt; aber sie haben die beiden Zeichen nicht in konsequenter Weise zur Unterscheidung der Palatal- und Velarlaute verwendet und sich der Umwandlung der Palatalen in Quetschlaute enthalten. Dadurch sind sie zusammen mit den Kelten und Germanen in Gegensatz getreten zu den Indern, Iraniern, Armeniern, Albanesen und Balto-Slaven.

6. Die *k*- und *g*-Laute entwickelten vielfach im Griechischen und Italischen, und ebenso im Keltischen und Germanischen, einen labialen Nachschlag, wodurch *k* zu k^u, *g* zu g^u wurde. Daraus entstand dann im Griechischen vor *o* und *a*: *π β*, vor hellem *e* und *i*: *τ δ*, wie *ϝέπος* skt. *vacas*, *τέσσαρες* skt. *catvāras*, *βαίνω* W. *gam*, im Lateinischen aus k^u: *qu*, aus g^u: *gu* oder *v*, wie *sequor ἕπομαι*, *quatuor catvāras*, *venio βαίνω*, im Umbrisch-Oskischen (seltener im Latein) und Keltischen aus k^u und g^u: *p* und *b*. Der Lautprozeß ist nicht konsequent durchgedrungen, nicht einmal in derselben Sprache, so daß sich gegenüberstehen: gr. *αἰπόλος* und *βουκόλος*, gemgr. *τέσσαρες* und äol. *πίσυρες*, kelt. *petor*, gr. *λύκος* und lat. *lupus*, gr. *λακεῖν* und lat. *loqui*, gr. *τις* und lat. *quis*, osk. *pis*, lat. *venerit* und umbr. *benust*. Im allgemeinen sind hierin die süd- und westeuropäischen Sprachen in Gegensatz zum Sanskrit und den übrigen indogermanischen Sprachen getreten, ohne aber unter sich vollständig zu harmonieren.

7. Stark gehen Griechisch und Lateinisch in der Behandlung der Aspiraten auseinander: im Griechischen ist die Media

aspirata zur Tenuis aspirata geworden wie in *πέφευγα* skt. *bubhōǵa*; das Latein hat die Aspirata aufgegeben und im Inlaut dieselbe in der Regel (nicht im Umbrischen noch Oskischen) zur Media, im Anlaut *bh* zu *f*, *gh* zu *h*, *th* zu *f* werden lassen, wie *φέρω fero*, *χαμαί humi*, *ἔθηκε fecit*, *ὀμιχεῖν mingo*, *ὀρφανός orbus*, skt. *madhyas medius*. Das Lateinische steht hierin näher dem Keltischen, Iranischen, Germanischen, Balto-Slavischen, da auch diese Sprachen die Aspiration in der Regel aufgegeben haben und die Media aspirata zur einfachen Media herabsinken ließen. Indes war das Uritalische noch nicht so stark vom Griechischen abgewichen, so daß Brugmann, Grdr. I § 509 für dasselbe die Regel aufstellt; die Media aspirata wird zur Tenuis aspirata und diese zur tonlosen Affricata. Auch ist nicht bloß *dh* nach *s* in *t* übergegangen, wie in *cus-tos*, *vidisti* = *οἶσθα*, sondern steht auch in *pati*, *latet*, *rutilus*, *tus* lateinisch *t* griechisch *ϑ* gegenüber.

8. Spiranten. Von den drei indogermanischen Spiranten wird das *j* zwischen Vokalen gleichmäßig im Griechischen und Lateinischen ausgeworfen, wie in *καλέω* aus *kalejo*, *calo* aus *calajo*, *aes* skt. *ayas*. In sonstiger Stellung zeigt das Griechische eine stärkere Abneigung gegen den palatalen Spiranten als das Lateinische, so daß sich gr. *ἧπαρ* lat. *jecur* skt. *yakṛt* gegenüberstehen. Die Verbindung des *j* mit vorausgehender Media zu *ζ* und mit vorausgehender Tenuis zu *σσ* oder *ττ*, wie *ὄζω* aus *odjo*, *ἥσσων* aus *hekjon*, ist eine jüngere Bildung, so daß darin nicht einmal alle Dialekte des Griechischen übereinstimmen.

9. Noch größere Abneigung hatte das Griechische, im Gegensatz zu dem Lateinischen, gegen den labialen Spiranten, so daß er im Gemeingriechischen vollständig verschwand und nur noch einige Spuren seiner früheren Geltung zurückließ. Indes war diese Abneigung bekanntlich nicht gleich stark zu allen Zeiten und bei allen Stämmen, so daß sich das Digamma nicht bloß im Äolischen, sondern auch bei Homer und teilweise auch noch in kyprischen, chalkidischen, kretischen, argivischen Inschriften erhalten hat.

10. Den Hauptspiranten *s* haben die Griechen und Lateiner, wo sie ihn nicht beide gleichmäßig unverändert beibehielten, verschieden behandelt. Die Griechen verwandelten das *s* im Anlaut vor Vokalen in Spir. asper, im Inlaut zwischen Vokalen ließen sie es ausfallen; die Lateiner behielten anlautendes *s* bei, im Inlaut zwischen Vokalen verwandelten sie es in *r*, wie skt. *ǵanasas*, gr. *γένεος*, lat. *generis*, gr. *ἵστημι*, lat. *sisto*. In dieser Veränderung des ursprünglichen *s*-Lautes begegneten sich die Griechen mit den Kelten, die Lateiner mit den Deutschen; aber die ganze Veränderung reicht nicht in hohe Zeit hinauf. Im Griechischen zeigt die allerdings schon bei Homer durchgedrungene junge Art der Kontraktion der durch den Ausfall des *s* zusammengetroffenen Vokalen *εε* in *ει*, daß das *s* nicht lange vor Homer ausgefallen war, und für das Altlateinische bezeugt noch Varro, l. l. VI 2 und VII 26, die Formen *lases*, *loebeso*, *plusime*, *meliosem*;[1]) auch das Oskische hatte noch das mittlere *z* in *ezum* = umbr. *erum*, lat. *esse*, *censazet*, lat. *censebit*. Ganz jung und ohne Bedeutung für das hier behandelte Verwandtschaftsverhältnis ist die Assibilation des *τ* durch nachfolgendes *ι* und *υ* in *δίδωσι* dor. *δίδωτι*, *σύ* dor. *τύ*.

11. Kombinatorischer Lautwandel. Große Veränderungen hat der ursprüngliche Lautbestand bei den Griechen und Lateinern, oder ähnlich auch in allen anderen Sprachen, dadurch erfahren, daß die Sprechenden in ihrer natürlichen Abneigung gegen den Hiatus, gegen die Aufeinanderfolge von Verschlußlauten verschiedener Artikulationsart, gegen die Häufung von Konsonanten, gegen die Aufeinanderfolge zweier mit einer Aspirata beginnenden Silben sich erlaubten, die Wortgestalt, wie sie sich durch Vereinigung von Stamm und Suffix oder den Ausfall von Zwischenlauten ergeben hatte, umzuändern und ihrer Sprachgewohnheit anzubequemen. Die Mittel, die sie zu diesem Zweck anwandten, waren im allgemeinen die

[1]) Thurneysen, K.Z. 35, 209: in der Schrift wurde der Rhotacismus wohl in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. durchgeführt, wo die ersten *Papirii Valerii Furii* mit *r* statt *s* in den Beamtenlisten aufgetreten zu sein scheinen.

gleichen: Kontraktion, wie *μένους* aus *μένεος μένεσος*, *contio* aus *coentio coventio*, Akkommodation, wie *γέγραπται* aus *γέγραφται*, *rectus* aus *regtus*, Assimilation, wie *ὄμμα* aus *ὄπμα*, *difficilis* aus *disficilis*, Ekthlipsis, wie *αἰπόλος* aus *αἰγπόλος*, *luna* aus *lucna*, *suāvis* aus *suadvis*, Metathesis, wie *porsum* neben *πρόσσον*, *βάλανος* neben *glans*, Epenthesis, wie *Hercules hercle*, *mina μνᾶ*, *ἀνδρός* aus *ἀνρός*, *ἄμβροτος* aus *ἄμροτος*, *sumptus* aus *sumtus*, Aphäresis, wie *κῆτος* neben *squatus*, *νιφάς* neben *ἀγάννιφος* aus *ἀγάσνιφος*. Verschiedenheiten ergaben sich daraus, daß nicht alle Sprachen gleich empfindlich waren oder verschiedene Mittel der Erleichterung wählten. So ertrug das Germanische ein anlautendes *sn* in *schnee*, got. *snaivs*, die Griechen und Lateiner fanden die Verbindung zu hart und warfen das beginnende *s* weg in *νιφάς nivis*; so ertrugen die Griechen anlautendes *γν* in *γνήσιος*, die Lateiner schufen *natus* aus *gnatus*; so erleichterten die Griechen und Lateiner mit verschiedenen Mitteln die Unbequemlichkeit der Lautfolge *gravis* und *glac*, indem die einen *βαρύς* und *γάλακτος*, die andern *gravis* und *lac* bildeten. Aber diese Umgestaltungen (*πάθη*) waren zum großen Teil jung und sind für die uns hier beschäftigende Frage belanglos.

12. Auslaut. Von den Auslautsgesetzen haben namentlich zwei die griechische Sprache merklich von ihrer italischen Schwester geschieden, erstens der durchgängige Übergang von schließendem *m* in *n*, wie in *ταῦρον* gegenüber *taurum*, *θεόν* gegenüber *deum*, und zweitens der Ausschluß sämtlicher Verschlußlaute aus dem Wortschluß, wodurch sich *φέρῃ* von *ferat*, *τί* von *quid*, *ἄλλο* von *aliud* entfernte. Die erste Änderung bedeutete nicht viel, da tatsächlich auch im Griechischen in der Volkssprache, wie die mehr der Aussprache des Volkes als der Schriftsprache folgenden Inschriften bezeugen, der Auslaut sich nach dem Organ des anlautenden Konsonanten des nachfolgenden Wortes richtete, der Nasal also vor einem Dental *n*, vor einem Labial *m* lautete. Auch der zweiten Regel darf man nicht allzuviel Bedeutung für unsere Frage beilegen, da auch das Lateinische das schließende *d* von *extrād*, *ultrād* weggeworfen hat. Überdies hat das Lateinische vielfach im Auslaut

einen durch nachfolgenden Konsonanten nicht geschützten Vokal vollständig abgeworfen, wie in *quin* aus *quine*, *ain* aus *aisne*, *ab* aus *apo*, vielleicht auch das *i* der Personalendung des Praes. act., wie in *est* aus *esti*, *inquam* aus *inquami*, *tremunt* aus *tremonti*.

13. Akzent. Zu den Lautelementen einer Sprache gehört auch der Zugesang oder Akzent. Aber er ist das wandelbarste Element und bietet daher zur Charakterisierung einer Sprache für weit zurückliegende Perioden nur schwache Anhaltspunkte. Im allgemeinen unterscheidet sich der Akzent unserer beiden Sprachen dadurch, daß der griechische mehr musikalischer, der lateinische mehr exspiratorischer Natur war. Das hatte auch für die Sprachformen große Bedeutung, indem der exspiratorische Akzent des Latein geradezu zerstörend auf die unbetonten Silben der Wörter wirkte, wie in *pars* aus *partis*, *calx* aus *χάλιξ*, *alumnus* aus *alómenos*. Aber dieser Unterschied war wahrscheinlich ein jüngerer, hervorgerufen durch eine Änderung der lateinischen Aussprache, wie später gegen das Ende des Altertums auch im Griechischen der alte musikalische Akzent in einen exspiratorischen umschlug. Älter war das unseren beiden Sprachen gemeinsame, noch nicht in der indogermanischen Grundsprache wirksame Dreisilbengesetz, wonach der Akzent nicht über die drittletzte Silbe zurückgehen durfte. Nur haben die Lateiner dieses Gesetz durch die Vorherrschaft der Pänultima eingeengt, so daß in ihrer Sprache im Gegensatz zu der griechischen der Akzent nicht über die vorletzte, wenn dieselbe lang ist, zurückgehen darf, weshalb gr. *λέοντος* aber lat. *leónis*, gr. *πέφευγα* aber lat. *cecídi*. Neben dem Dreisilbengesetz hat vielfach das Griechische die Beweglichkeit des ursprünglichen Akzentes bewahrt, wo derselbe im Lateinischen durch den nivellierenden Einfluß der Analogie erstarrt war. Während so das Lateinische nur in einsilbigen Wörtern notgedrungen die letzte Silbe betont, kennt das Griechische eine Betonung der Ultima auch in mehrsilbigen Wörtern und behält so, übereinstimmend mit dem Sanskrit den ursprünglichen, weil mit den Ablauts- und Wortbildungsgesetzen harmonierenden Akzent auf der Ultima bei in *ποδί* gegenüber *πόδα*, *πατρί*

gegenüber *πατέρα*, *πεφυώς* gegenüber *πέφυκα*, während im Lateinischen gleichmäßig die vorletzte Silbe im Genetiv wie im Akkusativ, in *pedis* wie in *pedem*, in *patris* wie in *patrem* betont ist. Merkwürdig aber ist, daß in dieser Tieftonigkeit der sonst so altertümliche Dialekt der Äolier mit dem Lateinischen zusammenging, etwas was mit dazu beitrug, daß die alten Grammatiker das Lateinische aus dem äolischen Dialekt ableiteten. Das läßt die herrschende Sprachwissenschaft unserer Zeit nicht mehr gelten, aber einen anderen Grund als den Zufall weiß auch sie für diese auffällige Übereinstimmung nicht beizubringen. — Auf der anderen Seite zeigt das Altlatein eine gewisse Übereinstimmung mit der Sprache der Kelten und Germanen, indem es wenigstens in den Kompositis den Akzent auch über die drittletzte Silbe zurückzog, wie man aus sprachlichen Nachwirkungen noch erkennt. Denn die Kürzung der Stammsilbe in *iniquus* führt auf altes *ínaequus*, ebenso *adficio* auf *ádfacio*, ebenso wie *Ágrigentum* entgegen gr. *Ἀκράγας*, *Mássilia* entgegen gr. *Μασσαλία* im Altlateinischen betont wurde.

Fassen wir schließlich das Einzelne zusammen, so lassen auch die Lautgesetze trotz einiger Divergenzen eine starke Übereinstimmung des Griechischen mit dem Italischen erkennen. Aber in den Hauptpunkten, namentlich in 1, 5, 6, stimmen das Griechische und Italische mit dem Keltischen und Germanischen zusammen, so daß eine griechisch-italisch-keltisch-germanische oder südwesteuropäische Gemeinschaft, wie sie Fick in der neuesten (4.) Auflage seines Wörterbuches der indogermanischen Sprachen aufgestellt hat, besser als eine speziell gräko-italische den lautlichen Verhältnissen entspricht. Die größere Annäherung des Griechischen an das Sanskrit in 3 und 13 mag sich aus dem hohen Alter der griechischen Literatur und der damit zusammenhängenden treueren Bewahrung der ursprünglichen Sprachformen erklären lassen. Zur Vorsicht aber mahnt durchweg der Mangel unseres Wissens über die Zeit, in der die behandelten sprachlichen Erscheinungen eingetreten sind, ein Mangel, der sich in diesem Abschnitt viel mehr als beim Sprachschatz geltend macht.

III. Flexion.

In der Flexion stimmen wesentlich alle indogermanischen Sprachen miteinander überein, und diese Übereinstimmung in der Wortbeugung war es auch zumeist mehr als die Gleichheit einzelner Wörter, die zur Annahme einer gemeinsamen Grundsprache geführt hat. In unserer Untersuchung aber handelt es sich wesentlich um die Fälle, wo die Griechen und Italer aus dem allgemeinen Konzert heraustreten, entweder beide zusammen, oder die einen von ihnen im Bunde mit einer anderen der indogermanischen Sprachen. Diese Fälle der Abweichung sind aber gar nicht so selten, wie man von vornherein annehmen möchte. Denn bei näherem Studium hat man bald erkannt, daß die indogermanischen Sprachen in Deklination und Konjugation trotz der Übereinstimmung im allgemeinen vielfach dadurch auseinander gingen, daß teils von vornherein in der Ursprache für die einzelnen Funktionen mehrere Mittel und Suffixe gleichsam zur Auswahl existierten, teils im Laufe der Zeiten die einzelnen Zweige im Streben nach passenderen Neubildungen ihre eigenen Wege gegangen sind.

Deklination.

1. Nom. sing. 1. Dekl. Eine Eigentümlichkeit des Griechischen und Lateinischen und außerdem des Slavischen und Litauischen bilden die Maskulina der ā-Stämme oder der sogenannten 1. Deklination wie *νεανίας πολίτης ἱππότα βαθυδίνης*, *nauta scriba agricola*. Dieselben sind im Griechischen unstreitig Neubildungen, hervorgegangen teils aus Übertragung von Kompositis mit einem Nomen der 1. Deklination als zweitem Glied auf männliche Personen, wie *Ἀπόλλων χρυσοκόμη-ς*, teils aus dem Übergang von Nom. collectiva in Nom. personalia, wie *ἱππότα* Reiter von *ἱππότης* Reiterei, *νεανίας* Jüngling von *νεανία* Jugend.[1]) Die lateinischen Maskulina auf *a* sind zum großen Teil Nachahmungen griechischer Vorbilder, wie *nauta ναύτης*,

[1]) Über diesen Übergang s. Delbrück, Vgl. Synt. I 102 ff.

poeta ποιητής, *mastigia* μαστιγίας, wahrscheinlich auch die Komposita *agricola*, *paricida*, *advena*, *indigena*, *collega*. Aber für die Eigennamen, wie *Numa*, *Sulla*, *Scaeva*, *Mela*, *Galba* etc. haben wir keine Vorbilder im Griechischen; bei ihnen hat vielleicht das Etrurische mit seinen Familiennamen auf *a* Einfluß auf das Nachbarvolk der Römer geübt. Jedenfalls scheint es mehr als gewagt, die griechischen und lateinischen Maskulina der 1. Deklination auf eine gräko-italische Sprachperiode zurückzuführen.

Umgekehrt gibt es nur im Griechischen und Lateinischen von Nomina der *o*-Stämme auch Feminina und zwar nicht bloß solche, bei denen das natürliche Geschlecht eine Rolle spielt, wie ἡ θεός, *lupus femina*, sondern auch solche, bei denen dieses nicht der Fall ist, ἡ ὁδός, ἡ τάφρος, ἡ ψῆφος, *alvus*, *domus*, *humus*. Aber da die betreffenden Wörter nicht zu einander stimmen, so ist nicht an eine gemeinsame Sprachneigung zu denken.

2. Gen. sing. 2. Dekl. Im Sanskrit geht der Genetiv der *o*-Stämme und der Maskulina der geschlechtigen Pronomina auf *sya* aus. Diesem entspricht die homerische Endung *οιο* in ἵπποιο ἐμεῖο, aus der die Endung *ου*, dor. *ω*, nach dem Ausfall des trennenden *i* oder *j* durch Kontraktion der Vokale *oo* entstanden ist. Diese Genetivendung des Griechischen, die keine der übrigen europäischen Sprachen erhalten hat, läßt sich direkt aus der Sanskritendung ableiten; mit ihr verwandt ist vielleicht die durch den Ansatz des genetivischen *s* entstandene Endung der lateinischen Pronominalgenetive *hujus*, *cujus*. Das lateinische Nomen bildet in Übereinstimmung mit dem Keltischen von den *o*-Stämmen einen Genetiv auf ī, wie *equi*, alt *equei*, der wahrscheinlich ursprünglich ein Lokativ war und im Lateinischen und Keltischen zu einem Lokativ-Genetiv geworden ist. Ob mit diesem lateinisch-keltischen Lokativ-Genetiv auf *i* (*ei*) der nordthessalische Genetiv auf *οι* zu identifizieren ist, bleibt unsicher. Ahrens, Bopp und neuerdings Meister, Gr. Dial. I 305, nehmen es an, aber Hoffmann, Gr. Dial. II 533, läßt wieder mit den alten Grammatikern das thessalische *οι* aus ursprünglichem *οιο* verstümmelt sein.

Für die neugebildeten Maskulina der 1. Deklination hat Homer einen Genetiv auf *ao* wie *Ἀτρείδαο*, aber dieser ist wahrscheinlich eine poetische Neubildung, die keinen Eingang in die allgemeine Sprache des Volkes gefunden hat. — Im Lateinischen ist in der 1. Deklination die Endung des Lokativ-Genetiv *ai* (später *ae*) auf alle Wörter übertragen worden, so daß sich nur in einigen formelhaften Verbindungen, wie *pater familias*, die alte Genetivendung erhalten hat. Die Abweichung des Lateinischen vom Griechischen fällt also hier erst einer jüngeren Zeit zu, was um so zuverlässiger anzunehmen ist, als die übrigen italischen Dialekte den ursprünglichen Genetiv auf *as* erhalten haben.

3. Abl. sing. Das Latein unterscheidet sich nach der gewöhnlichen Grammatik stark vom Griechischen dadurch, daß es einen Kasus mehr hat als das Griechische, nämlich den Ablativ. Und allerdings hatte das Griechische dieses auf *t* oder *d* ausgehende Kasussuffix bei seinem Widerstreben gegen auslautenden Verschlußlaut schon vor seinem ersten Eintreten in die Literatur abgeworfen. Aber Spuren dieses Kasus finden sich doch noch im Griechischen, ebenso wie von den zwei andern halb erloschenen Kasus, dem Lokativ und Instrumentalis. Es scheinen nämlich nach der scharfsinnigen Deutung von Curtius die Adverbia auf *ως* alte Ablative zu sein, deren schließendes *t* zunächst vor einem mit *t* anlautenden Worte und dann allgemein in *s* überging. Überdies hat Homer zum Ersatz des alten Ablativ auf *t* das mit dem Ablativ gleichbedeutende Adverbialsuffix *θεν* = lat. *tus* in solcher Ausdehnung gebraucht, daß es nahe daran war, zu einer wirklichen Kasusendung sich auszuwachsen. Auf der anderen Seite hat auch das Latein, vielleicht nicht ohne Einfluß des Griechischen, frühzeitig seine in Inschriften und im Oskischen noch geschriebenen Ablative auf *ād*, *ōd*, *ēd* aufzugeben begonnen, so daß schon Plautus das schließende *d* nicht mehr geschrieben, sondern nur noch seinen Nachhall zur Entschuldigung des Hiatus verwertet hat.

4. Nom. plur. Die ursprünglich pronominelle Kasusendung *oi* übertrugen die Griechen und Lateiner auch auf die Nomina

der *o*-Stämme: *λύκοι lupi* alt *lupei*. Mit den Griechen und Lateinern gingen Hand in Hand die Kelten, Balto-Slaven und teilweise auch die Germanen. — Die Griechen und Lateiner bildeten nach dem Muster der 2. Deklination auch für die erste einen Nominativ auf *ai* (*ae*). Das war eine Neuerung, die nicht einmal alle Italiker mitmachten, da die Osker im Nom. plur. *toutas*, nicht *toutai* sagten. Nach der Vermutung Brugmanns ist die Endung *ai* aus einer Übertragung der Dualendung auf den Plural entstanden; das ändert aber nichts an der Annahme einer gemeinsamen griechisch-lateinischen Sonderstellung.

5. Gen. plur. Eine spezielle Übereinstimmung der Griechen und Lateiner zeigt sich in der Genetivendung *āsām* der *ā*-Stämme. Denn homerisches *θεάων* aus altem *θεασων* stimmt vollständig zur lat. *dearun* (osk. *toutazum*), das aus altem *deasum* entstanden ist. Das Sanskrit weist diese Endung nur in der Deklination der Pronomina wie *tāsām* = *earum* auf. In der Nominaldeklination weicht es ebenso wie die andern indogermanischen Sprachen von den Griechen und Italern ab. — Auch die Griechen und Lateiner schieden sich von einander in der 2. Deklination, indem nur die Lateiner, aber auch diese nicht durchweg, nach dem Muster der *ā*-Stämme auch für die *o*-Stämme einen Genetiv *orum*, alt *osum* schufen.

6. Dat. Loc. Instr. Abl. plur. fielen gleichmäßig im Griechischen und Lateinischen in einen Kasus zusammen; die beiden Sprachen trennten sich nur darin, daß die Griechen für den gemeinsamen Kasus durchweg die Lokativendung *σι* (*αισι*, *οισι*, *σι*) anwendeten, die Lateiner hingegen auf *s* nur die *o*- und *ā*-Stämme, und diese nur teilweise, die übrigen aber auf *bus* endigen ließen. Dem Unterschied ist indes keine große Bedeutung beizulegen, da auch im Griechischen das alte Instrumentalsuffix *bhis* oder *bhyas* sich noch in den homerischen Formen *ὄρεσφιν ὀστεόφιν παλάμηφιν* erhalten hat, und insofern sogar seinen Kreis noch weiter zog, als es auch im Singular einen entsprechenden Ablativ schuf, wie *ἦφι βίηφι*. Von den andern Sprachen nähert sich dem Lateinischen das Irische mit *feraib insib trib*, geht aber das Germanische einen ganz andern Weg.

7. Personalendungen. Die indogermanische Grundsprache hatte verschiedene Personalendungen für a) Präsens und Imperfekt, b) Aktiv und Medium, c) Perfekt. Für das Verhältnis der aus der Grundsprache herausgewachsenen Einzelsprachen zu einander ist am wichtigsten die Unterscheidung der Primärformen zur Bildung des Präsens, und der Sekundärformen zur Bildung des Imperfekts. Das Unterscheidungsmittel besteht bekanntlich darin, daß die Primärformen hinten ein *i* anhängen, die Sekundärformen nicht. Das Griechische nun hat wie das Sanskrit und Baltisch-Slavische jenes Unterscheidungszeichen beibehalten; das Lateinische hat ebenso wie das Keltische und Germanische das *i* abgeworfen und somit das Mittel zur Unterscheidung primärer und sekundärer Zeitformen eingebüßt. Auch in den Personalendungen des Perfekts stimmt das Griechische mehr zum Sanskrit als zum Latein, und ebenso in der Unterscheidung eigener Endungen für Aktiv und Medium. Im allgemeinen hat in den Personalendungen das Italische, ähnlich wie das Keltische und Germanische, frühzeitig eine starke Verstümmelung erlitten und sich deshalb zur Verbalbeugung nach anderen Hülfsmitteln umsehen müssen. — Eine Spezialität des Griechischen und Lateinischen ist die Bildung einer 3. pers. plur. im Imperativ: *φερόντω* = *ferunto*; wahrscheinlich ist dieses eine junge Neubildung auf grund der alten Singularform *φερέτω* = *ferto*.

8. Die Reduplikation, welche auch zur Unterscheidung von Zeiten in unseren Sprachstämmen verwendet wurde, ist im Griechischen in ihren verschiedenen Formen treu bewahrt worden. Das Lateinische war weniger konservativ, ähnlich wie das Keltische und Germanische; es gab zwar die Reduplikation nicht ganz auf, erhielt sie aber nur in einigen wenigen Verben im Perfekt, wie *cecīdi pepigi cucurri*, und in noch wenigeren im Präsens, wie *sisto disco gigno sero* aus *seso*.

9. Das Augment, das dem Verbum vorangesetzt einen Hinweis auf die Vergangenheit enthielt und so zum schärferen Ausdruck der Vergangenheitszeiten diente, ist im Lateinischen ebenso wie im Keltischen, Germanischen und Slavischen, ganz

aufgegeben oder, vielleicht richtiger gesagt, nie aufgenommen worden. Im Griechischen ist es wie im Sanskrit, Zend und Armenischen verwendet worden, aber es ward, wie es scheint, von vornherein nicht als festes und notwendiges Element von der Sprache angesehen, weshalb es bei Homer und ähnlich in den Veden bald zugesetzt, bald ausgelassen wurde.

10. **Passiv.** Die Griechen verwandten in wesentlicher Übereinstimmung mit dem Altindischen das Medium zugleich als Passiv, die Italer und Kelten hingegen bildeten für die 1. und 3. sing. und plur. praes. und imperf. nicht ohne Anklang an das Altindische ein neues Medio-Passivum durch Anfügung eines *r* an die sekundäre Personalendung des alten Mediums, wie *vehitu-r*, *vehuntu-r*, *vehimu-r*, *veho-r*. Für die 2. plur. schuf das Lateinische eine eigene Endung *mini*, wie in *legimini* = *λέγεσθε*, in welcher bekanntlich schon Bopp ein part. pass. *legimini* = *λεγόμενοι* erkannt hat. Die Bildung eines eigenen Medio-Passivs, das vielleicht ursprünglich bloß ein Medium reciprocum war, bildet den Hauptscheidepunkt zwischen Latein und Griechisch. Zur richtigen Würdigung desselben sei daher noch darauf hingewiesen, daß schon in der indogermanischen Grundsprache außer den Formen für Aktiv und Medium noch Ansätze zur Bildung von Inchoativen, Iterativen, Intensiven, Passiven vorhanden waren, und daß selbst innerhalb derselben Sprache einzelne Zweige oder Dialekte außer Aktiv und Medium die Bildung weiterer genera verbi begünstigt und ausgebildet haben, so daß zum Beispiel die Jonier zu Homers Zeit nahe daran waren, die Bildung von Inchoativen und Iterativen auf *σκω* und *θω* wie *ὀλέκω σχέθω* durchzuführen, und tatsächlich in Italien die Osker und Lateiner verschiedene Formen zum Ausdruck des Perfekts, wie lat. *probavit*, osk. *prufatted*, ausgebildet haben.

11. Modi. Für Konjunktiv und Optativ hat das Griechische, im Einklang mit dem Sanskrit und mit der Grundsprache, zwei in der Bildung und in der Bedeutung verschiedene Formen. Im Lateinischen sind ähnlich wie im Keltischen und Germanischen die beiden Modi zusammengeworfen worden, so

daß von den zwei Konjunktiven *sis* (alt *sies*) und *agas* der eine einem griechischen Optativ, εἴης (alt *esies*), der andere einem griechischen Konjunktiv, ἄγῃς oder ἄγῃς entspricht. Mit dem Keltischen stimmt überdies das Lateinische in der Anwendung des konjunktivischen Modusvokals *ā* in 1. pl., wie lat. *agāmus* gegenüber gr. ἄγωμεν.

12. Aorist. Das Griechische hat wie das Sanskrit zum Ausdruck der Vergangenheit neben dem Imperfekt und Perfekt auch noch einen Aorist, und hat denselben fast ganz in der vielgliedrigen Form des Sanskrit gebildet und nur noch schärfer im syntaktischen Gebrauch von dem Imperfekt unterschieden. Das Latein hat wie das Keltische und Germanische den Aorist aufgegeben, indem es in dem einen Perfekt zwei Bedeutungen, die eines perf. praesens und die eines perf. historicum, zusammenfließen ließ, so daß *peperi* heißt: 'ich erwarb' und 'ich habe erworben', *scripsi* 'ich schrieb' und 'ich habe geschrieben'. — Den Griechen hingegen war die Unterscheidung des erzählenden Aorist und des vollendeten Perfekt so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie für das Passiv, wofür sie keinen Aorist aus der Grundsprache ererbt hatten, einen oder vielmehr zwei neue Aoriste schufen: ἐτάγην und ἐτάχθην. In ähnlichem Sinne bildeten sie für diejenigen Verba, für die sie kein eigenes Perfekt ererbt hatten, ein neues Perfekt auf κα, wie πεπαίδευκα neben ἐπαίδευσα, τετέλεκα neben ἐτέλεσα.

13. Futurum. Wie den *s*-Aorist, so hat auch das *s*-Futurum das Griechische in wesentlicher Übereinstimmung mit dem Sanskrit beibehalten. Das Lateinische hat kein einheitliches Futurum, sondern hat für dasselbe verschiedene Formen verwendet, indem es teils alte ursprünglich nicht futurische Formen für das Futurum gebrauchte, wie den Konjunktiv in *ero* und den Optativ in *veniet*, teils eine neue Form auf *bo* schuf, wie *ibo*, *amabo*, *monebo*. Dieses neue Futurum war ein periphrastisches, gebildet mittels des Konjunktivs des Hülfsverbums *bhu*; es stimmte vollständig mit dem keltischen überein, da irisches *caru-b* ganz mit dem lat. *ama-bo* in Form und Bedeutung sich deckt. — Neben dem keltisch-lateinischen

Futurum auf *bo* gebrauchten aber die Italer ein mit dem griechischen korrespondierendes Futurum auf *so*, wie altlat. *faxo*, umbr. *fuies*, osk. *fusit* = *erit*.

14. Periphrastische Neubildungen. Das Latein, das bei dem Mangel eines Augmentes und nach dem Abfall des *i* der Personalendungen der Mittel entbehrte, um auf einfache Weise nach dem Muster des Sanskrit und Griechischen unterscheidende Formen für Präsens und Imperfekt zu bilden, griff im Imperfekt zu einer Neubildung, indem es ähnlich wie im Futurum an das Thema die Endung *bam* im Aktiv, im Medium *bar*, oder den alten augmentlosen Aorist der W. *bhu* anschloß. Die anderen periphrastischen Formen des Latein, wie *ama-v-ero*, *ama-v-eram*, *ama-v-erim*, *ama-rem*, *ama-v-issem*, *amatus sum*, *amatus eram*, *amatus ero*, sind ebenso wie die griechischen *τετυμμένοι εἰσίν*, *ᾔδεα* aus *ᾔδεσα* junge Neubildungen, die eben deshalb in unserer Frage außer Betracht bleiben können. Beachtenswert ist nur die Übereinstimmung des Griechischen und Lateinisehen in der Bildung eines Plusquamperfekts mittels des Imperfekts des Hilfsverbums *es*, wie lat. *dix-eram* aus *dixesam*, gr. *ᾔδεα* aus *ᾔδεσα*.

15. Verbalnomina. Das älteste vom Verbum gebildete Nomen ist das Participium, insbesondere das partic. praes. act. und med. und das partic. perf. pass. Diese gehören zu den uralten Bildungen der indogermanischen Grundsprache und haben auch im Griechischen und Lateinischen ihre alten Formen bewahrt. — Für ein Nomen actionis hatte sich noch nicht in so alter Zeit eine feste Form herausgebildet. Zwar hatte man schon früh das Bedürfnis nach einem solchen Namen empfunden und zum Ausdruck dieser Funktion den Dativ besonders geeignet gehalten, aber die feste Ausbildung eines stehenden Infinitivs fiel erst der Periode der einzelsprachlichen Entwicklung zu. Infolgedessen haben auch die Griechen und Italer verschiedene Suffixe für den Infinitiv und das Supinum verwandt, so zwar, daß sich nicht einmal zwischen den Dialekten der beiden Sprachen, dem Äolischen und Jonischen, Lateinischen und Oskischen, eine vollständige Übereinstim-

mung in der Bildung und dem Gebrauch des Infinitivs herausstellte.

Im allgemeinen hat sich zwischen Griechisch und Latein in der Konjugation eine ziemlich starke Differenz gezeigt. Um diese nicht zu überschätzen, muß man auf den Grund derselben eingehen. Offenbar hatte die indogermanische Grundsprache für die verbale Beugung einen Überschuß von Formen erzeugt, so daß die einzelnen Glieder unseres Sprachstammes leicht einige derselben über Bord werfen oder zwei derselben zu einer Funktion zusammenfassen konnten. Auf der anderen Seite hatten in der Ursprache trotz jener Überfälle von Formen einzelne Funktionen, wie das Passiv, keinen präzisen Ausdruck gefunden, so daß auch nach dieser Seite hin den einzelnen Sprachen und Sprachgruppen für Weiterbildungen ein weites Feld übrig blieb.

16. Komparation. Die Komparation gehört nicht in gleicher Weise wie die Deklination und Konjugation zum festen Gerüste der Sprache. Das zeigt sich bei den indogermanischen Sprachen darin, daß sie für den Komparativ und noch mehr für den Superlativ mehrere Suffixe verwandten, von denen nur ein Teil auf die Periode der Ursprache zurückgeführt werden kann. Speziell die Lateiner und Griechen gehen hier stark auseinander, ganz besonders in der Bildung des jüngsten der Grade, des Superlativs. Am meisten Übereinstimmung herrscht in der Bildung der Komparative auf *ιων*, lat. *ior*, denen im Sanskrit die Komparative auf *yāṃs* gegenüberstehen. Aber auch hier erleidet die Konkordanz Brüche, indem das Latein dieses Suffix auf alle Adjektive ausgedehnt, das Griechische dasselbe zugleich mit dem dazu gehörigen Superlativsuffix *ιστος* nur in wenigen, aber alten Adjektiven bewahrt hat, wie *πλείων* lat. *plus* alt *plevior*, *μείζων* alt *μεγιων* lat. *maior* alt *magior*, *μᾶλλον* alt *μαλιον* lat. *melius*, *ἐλάσσων* lat. *levior*, *βϱάσσων* lat. *brevior*, *γλυκίων* lat. *dulcior*, *ἡδίων* lat. *suavior*, *πάσσων* lat. *pinguior*, *ἧσσον* lat. *secius*, *ὤκιστος* lat. *ocius*, *πϱίν* lat. *prius*.

Auch für andere Beziehungswörter verwendet in ähnlicher Weise das Griechische und Lateinische das Komparativsuffix

tero, wie δεξίτερος lat. *dexter*, ἀρίστερος lat. *sinister*,[1]) πότερος lat. *uter* osk. *puturus*, ἀλλοτ(ε)ριος lat. *aliter*, ἔντερα lat. *interiora*, ὑπέρτερος lat. *subter*, ἐξώτερος lat. *exterior*.

17. Wortbildung. Die für die Deklination, Konjugation und Komparation verwendeten Suffixe und sonstigen Bildungsmittel stehen wesentlich auf einer Stufe mit denjenigen, welche zur Bildung von Nomina und Verben dienen; aber hier hat weniger die Macht der Analogie gewirkt und finden sich daher weniger Gruppen von zusammengehörigen Bildungen. Die Wortbildungselemente lassen sich daher auch weniger für den Nachweis näherer Verwandtschaft zweier oder mehrerer Sprachen verwerten. Ich beschränke mich aber um so mehr auf einige wenige Zusammenstellungen, als mir die nötigen Kenntnisse zur erschöpfenden Vergleichung abgehen. Immerhin wird die auffällige Gleichheit in dem Gebrauch mehrerer Wortbildungselemente, darunter auch jüngerer und sekundärer, die für unseren Zweck sogar mehr ins Gewicht fallen, von den engen Beziehungen zwischen Latein und Griechisch überzeugen.

Verba mit *i*-Reduplikation in kausativem Sinn: ἵστημι *sisto*, ἵζω *sido* aus *sisido*, *gigno* *γίγνω Aktiv zum neutralen Medium γίγνομαι, *sero* urspr. *siso* ἵημι urspr. σίσημι; merkwürdig ist auch die Übereinstimmung der Bildung, wenn schon nicht im gleichen kausativen Sinne von *disco* urspr. *didicsco* und διδάσκω urspr. διδάκσκω.

Possessivpronomina mit Suffix *tero*: ἡμέτερος *noster*, ὑμέτερος *vester*, *alter* ἀλλότ(ε)ριος.

Adjektive mit Suffix *no* (*ino*) zur Zeitangabe: νυκτερινός *nocturnus*, ἡμερινός *diurnus*, ἑσπερινός *vespernus vespertinus*, ἐαρινός *vernus*, χειμερινός *hibernus*.

Adjektive mit Suffix *ino* zur Stoffangabe: φηγινός ἄνθινος λαινός, *faginus laurinus juncinus*.

---

[1]) Beide Ausdrücke stammen aus der Auguralsprache und hatten ursprünglich dieselbe Bedeutung; denn der Etymologie nach bedeutete auch ἀρίστερος ehemals ein gutes Anzeichen, wiewohl Cicero de div. II 39 mit bezug auf den später herrschenden Sprachgebrauch sagen konnte: *nobis sinistra videntur, Graecis et barbaris dextra meliora.*

Adjektive mit Suffix *vent* im Sinne von erfüllt sein mit etwas: *ἀνεμόεις* aus *anemovents animosus*, *νιφόεις nivosus*, *οἰνόεις vinosus*.

Substantiva abstracta auf *don*: *ἀλγηδών μελεδών τηκεδών*, *cupido libido torpedo formido*.

Substantive mit Suffix *tūt*, wie *νεότης novitas*, *βραχύτης brevitas*, *βαρύτης gravitas*, lassen sich für eine nähere gräko-italische Verwandtschaft nicht verwerten, da das gleiche Suffix auch im Keltischen und Germanischen vorkommt, und im Keltischen obendrein mit der gleichen lautlichen Variante *tut*, worüber Brugmann, Grdr. II, p. 292. Auf der anderen Seite ist gegenüber der für die lateinisch-keltische Verwandtschaft angeführten Gleichheit der Weiterbildung des alten abstrakten Suffixes *ti* durch Anfügung von sekundärem *on*, wie *ration*, *nation*, *mention*, zu bemerken, daß dieselbe Weiterbildung auch häufig im Germanischen und vereinzelt selbst im Griechischen, wie *δωτίνη*, vorkommt.

Der im Lateinischen häufige Übertritt in die *i*-Deklination, wie *gravis suavis canis juvenis dentium*, findet sich im Griechischen nicht, aber ähnlich im Litauischen und auch im Germanischen, wie Lottner, K. Z. VII 31 f., nachweist.

18. Syntax. Außer der Flexion und Wortbildung auch noch die Syntax zum Vergleiche heranzuziehen, wird man kaum von uns verlangen. Wir haben zwar von Delbrück hochgeschätzte Untersuchungen zur vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen; aber eine ausgebildete Syntax kann man für eine so weit zurückliegende Sprachperiode, wie die gräko-italische, nicht voraussetzen; eine solche stellt sich überhaupt erst ein, wenn die Sprache nicht mehr bloß zum Sprechen und zur Verständigung im mündlichen Verkehr dient, sondern auch bereits zum Instrument literarischer Schöpfungen geworden ist. Freilich auch beim einfachen Sprechen bildet das Wort ein Glied im Satz und hat somit auch eine syntaktische Bedeutung; aber diese primitive Syntax steht noch wesentlich in Zusammenhang mit der Flexion und ist daher auch von uns bereits oben bei der Besprechung der Kasus, Modi und Stamm-

bildungen behandelt oder doch gestreift worden. Nur auf zwei Punkte, in denen sich die antiken Sprachen von den modernen unterscheiden, sei hier noch hingewiesen. Im Griechischen und Lateinischen gilt im allgemeinen die Regel, daß die Personalpronomina, wenn sie die Stelle des Subjektes einnehmen, nicht besonders ausgedrückt werden. Darin stimmen Griechisch und Lateinisch zusammen, aber diese Regel ist nicht erst bei den Griechen und Italern aufgekommen, sondern gehört bereits der indogermanischen Grundsprache an, da in dieser die Personalpronomina durch die Verbalendungen ausgedrückt wurden und höchstwahrscheinlich geradezu in denselben enthalten waren.

Nicht so vollständig ist die Übereinstimmung des Griechischen und Lateinischen im Gebrauch des Artikels, da bekanntlich das Griechische einen Artikel hat, das Lateinische einen solchen entbehrt. Aber dieser Unterschied gilt nur für die Zeit nach Homer, da bei Homer die Formen des späteren Artikels wohl schon existieren, aber noch fast durchweg die Bedeutung eines Pronomen demonstrativum haben.

Überblicken wir zum Schluß auch hier die einzelnen Nummern unter dem Gesichtspunkt, ob sie für eine griechisch-italische oder italisch-keltische Gemeinschaft sprechen, so müssen wir unumwunden bekennen, daß in der Flexion, besonders der Konjugation, der griechisch-italischen Kombination von der italisch-keltischen entschieden Konkurrenz gemacht wird. Wägen wir die Ansprüche für beide Kombinationen gegeneinander ab, so müssen von vornherein diejenigen Punkte außer Betracht bleiben, in denen das Lateinische mit dem Griechischen und zugleich mit dem Keltischen übereinstimmt und diese sind die meisten. Sieht man auch von denjenigen Punkten ab, in denen sich keine entschiedene Übereinstimmung des Lateinischen weder mit dem Griechischen noch mit dem Keltischen kundgibt, so bleiben mehrere Nummern für das Lateinisch-Griechische, nämlich 1, 4, 5, und mehrere für das Lateinisch-Keltische, nämlich 2, 10, 11, 13. Die Mehrheit steht also auf Seite der zweiten Kombination; aber in solchen Dingen einer schwachen Majorität ein entscheidendes Gewicht beimessen zu wollen, scheint

bedenklich, zumal Nr. 2, je nachdem man in der Auffassung des nordthessalischen Genetiv Stellung nimmt, verschieden gewogen werden kann, und auch in den übrigen Nummern mehrere Einzelkonkordanzen enthalten sind. Am wichtigsten ist die Übereinstimmung des Lateinischen und Keltischen in der Bildung des Medio-Passivs und des Futurums (10 und 13); sie beweist jedenfalls, daß in der Weiterbildung der Grundsprache die Italer teilweise mit den Kelten zusammengegangen sind.

IV. Zusammenfassende Schlussfolgerungen.

Die Untersuchung der drei Elemente der Sprache, des Wortschatzes, der Laute und der Flexion, hat uns zu drei im wesentlichen übereinstimmenden, wenn auch nicht ganz gleichen Resultaten geführt. Das Gesamtergebnis ist, daß in der Tat vor der Sonderentwicklung des Griechischen und Lateinischen eine gemeinsame gräko-italische Vorstufe anzunehmen ist. Aber die Sprache dieser Vorstufe war keine vollständig einheitliche, sondern bestand selbst schon aus mehreren Dialekten, und sie war nicht der Anfang der Entwicklung, sondern hatte ältere Sprachformen zur Voraussetzung und war teils im ganzen, teils in ihren Teilen dem Einfluß anderer, aus der gleichen Wurzel entstandener Sprachen ausgesetzt. Sehr deutlich, wird man sagen, ist dieser Schlußsatz nicht; um ihn aber deutlicher zu machen und wenigstens zu zeigen, wie wir uns die Sache denken, müssen wir auf die Geschichte der indogermanischen Sprachentwicklung einzugehen und uns über einige allgemeine auf das Verhältnis von Sprachen zueinander bezügliche Gesichtspunkte zu verständigen versuchen.

Zuerst also, wie verändern sich Sprachen und von welcher Grundlage geht die Veränderung aus? Die Grundlage für eine vielverzweigte, über weite Länder verbreitete Sprachenfamilie bildet offenbar das alte Erbe, welches die einzelnen Völker der Sprachenfamilie aus der Sprache ihres ursprünglichen gemeinsamen Wohnsitzes auf ihre Wanderungen mitgenommen hatten.

Veränderungen konnte die Sprache jener Völker auf doppelte Weise erleiden, teils dadurch, daß sie mit anderen Völkern, sei es nun durch Nachbarschaft, sei es durch Handel und Tausch, in Beziehung traten, teils dadurch, daß sie mit dem angestammten Erbe verschieden wirtschafteten, entweder es verminderten und verstümmelten, oder es fortbildeten und durch Neubildungen bereicherten. Die erste Art der Veränderung erstreckte sich wesentlich auf den Wortschatz und war nur da von erheblicher Bedeutung, wo ein Volk auf seiner Wanderung mit kulturell höher entwickelten Völkern zusammentraf; die zweite konnte zwar auch für den Wortschatz von Einfluß sein, insofern ein Volk infolge geistigen Rückgangs oder regsamer Anpassung an neue Verhältnisse entweder alte ererbte Wörter aufgeben oder neue Wörter den alten zufügen konnte, hatte aber doch wesentlich auf die Wortbildung und Flexion Bezug. Ein regsames, mit gutem Gedächtnis und sicherem Unterscheidungsvermögen begabtes Volk mochte den alten Formenreichtum treu bewahren und weiterbilden, ein vergeßliches und stumpfes denselben verstümmeln und entstellen. Auf andere Weise konnte die lautliche Gestalt der Sprache bei jenen Wanderungen sich umgestalten: sie konnte sich ändern teils durch die Natur der Sprechenden, indem dieselben sich entweder der Bequemlichkeit im Sprechen hingaben, oder umgekehrt einen feinen musikalischen Sinn zum Ausdruck brachten, teils durch den Einfluß der Örtlichkeit, insbesondere der Gegensätze von Ebene und Gebirg. Es leuchtet ein, daß diese lautlichen Umgestaltungen, die sich in Assibilation, Einführung von Quetschlauten, Vorliebe oder Abneigung gegen Hauche äußerte, nicht gleichen Schritt mit den Änderungen im Wortschatz und in der Flexion zu halten brauchten. Daraus ist aber auch ersichtlich, daß zwei Sprachen desselben Sprachstammes nicht auf gleiche Weise in Wortschatz, Phonetik, Flexion und Wortbildung zueinander stimmen oder voneinander abweichen konnten; mindestens das Gradverhältnis der Verwandtschaft konnte im lautlichen Bestandteil ein anderes als in der Flexion und dem Wortschatz werden.

Des weiteren müssen wir uns auch darüber verständigen, unter welchen Bedingungen überhaupt man von Menschen sagt, daß sie eine Sprache reden. Streng genommen spricht jeder Mensch, namentlich in Bezug auf Laut und Ton, seine eigene Sprache; von mehreren sagt man nur dann, sie sprechen eine Sprache, wenn sie sich mit derselben gegenseitig verständigen können. In dem Verstehen gibt es aber auch verschiedene Grade. Die Bayern verstehen sich am besten, wenn sie untereinander sind, aber sie verstehen sich doch auch mit den Schwaben, Franken und Sachsen. Die gegenseitige Verständigung wird also durch kleine Differenzen der Sprache nicht ausgeschlossen. So kann also auch die indogermanische Grundsprache als eine Sprache bezeichnet werden, auch wenn die verschiedenen Familien und des weiteren die verschiedenen Stämme im Sprechen etwas von einander abwichen, oder mit anderen Worten, auch wenn sich innerhalb derselben schon mehrere Nuancen oder Dialekte geltend machten. Daß in der Tat die Indogermanen schon in ihrem gemeinsamen Wohnsitz, mag derselbe nun, wie man ehedem meinte, in dem Quellengebiet des Oxus und Jaxartes, oder wie man heutzutage für glaubhafter hält, weiter westlich in dem Grenzgebiet Asiens und Europas zu suchen sein, zwei und mehrere Dialekte sprachen, wird auf grund sprachlicher Dissonanzen, die sich über die Zeit der Wanderungen zurück verfolgen lassen, jetzt fast allgemein von den Sprachforschern angenommen. Wie konnten aber ferner Angehörige der indogermanischen Völkerfamilie, nachdem sie den gemeinsamen Ursitz[1]) verlassen hatten, noch eine Sprache zu sprechen scheinen? Das wird zunächst dann der Fall gewesen sein, wenn sie bei ihrer Auswanderung zusammenblieben, wenn sie, ohne allzusehr sich auszubreiten, nach einer Richtung und im steten Kontakt miteinander ihre Wanderung fortsetzten. Aber auch der andere Fall ist denkbar, daß sie zeitweise wohl auseinander gingen und verschiedene Richtungen einschlugen, dann

---

[1]) Norddeutschland als Urheimat lasse ich außer Betracht, worüber unten S. 242 Anm.

aber wieder zusammentrafen und sich als Brüder und Verwandte wieder erkannten. Dabei konnte es auch geschehen, daß der eine von den zwei Bruderstämmen in der Zwischenzeit mit anderen Bruderstämmen zusammengezogen war und sich von denselben hatte beeinflussen lassen. Natürlich wird dann unter jener wenn auch nur zeitweiligen Trennung die Einheit der Sprache gelitten haben; die wiederum vereinten Stämme werden sich wohl noch untereinander verstanden haben, aber nicht mehr so vollkommen wie Leute desselben Stammes; ihre Sprache wird nur noch in dem Sinne den Namen einer Sprache verdient haben, als sie zwei weiter als gewöhnlich auseinander gehende Dialekte umfaßte.

Doch verlassen wir diese allgemeinen Reflexionen und gehen wir auf die Vorgeschichte der zwei Sprachen ein, deren Verwandtschaftsverhältnis uns hier speziell interessiert, indem wir zugleich uns erlauben, die Grenzen nüchterner Beweisbarkeit zu überschreiten und mit Hülfe der Phantasie, jedoch nicht ohne tatsächliche Anhaltspunkte, ein Bild des prähistorischen Vorlebens der Gräko-Italer zu entwerfen suchen.

Nachdem die Vorahnen der europäischen Glieder der indogermanischen Völkerfamilie den Ursitz, vermutlich das baumarme Grenzland von Asien und Europa[1]) im Gebiete der das Land umfließenden Wolga verlassen und nach Westen ausge-

[1]) Die Frage über die Urheimat der Indogermanen zu erörtern, habe ich mir erspart, da sie nicht unmittelbar zu dem hier besprochenen Thema gehört und ich mich nicht berufen fühle, in dieser schwierigen Frage ein Wort mitzureden. Ich weiß zwar, daß neuerdings wieder zwei angesehene Männer, Much, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung, 1904, und Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, 1905, für Europa und speziell für das nördliche Deutschland als Heimat der Indogermanen eingetreten sind. Aber anthropologische und prähistorische Gesichtspunkte vermögen in meinen Augen nicht die sprachlichen und geschichtlichen Beweise aufzuwiegen. Maßgebend ist für mich in dieser dunklen Sache auch jetzt noch die Abhandlung von Joh. Schmidt, Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem, Abh. d. Pr. Akad. 1896. Siehe überdies meine Noten oben S. 211 *ὠκεανός* und *argentum*.

zogen waren, ließen sie sich eine Zeitlang nördlich der Nordwestgestade des schwarzen Meeres nieder, wo sie in festeren Wohnsitzen neben Viehzucht besonders Ackerbau trieben, wofür zum Beweise die den europäischen Indogermanen gemeinsamen Namen für Säen, Mähen, Ernten, Ackern (S. 184) dienen. In der Fixierung des Ortes folge ich O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, S. 702, der sich dabei auf den Salzreichtum der nordwestlichen Gestade des schwarzen Meeres und den gemeinsamen Namen für Salz in den Sprachen der Griechen, Lateiner, Kelten, Germanen, Slaven stützt. Eine geschlossene Einheit werden sie auch dort nicht gebildet haben, und wie schon die Ursprache mehrere Dialekte umfaßte, so wird auch die Sprache dieses europäischen Urvolkes der Indogermanen die Keime der verschiedenen Sprachen enthalten haben, die später aus ihr hervorgingen. Von langer Dauer indes war auch in jener europäischen Gegend der gemeinsame Aufenthalt der Indogermanen nicht. Aus Gründen, die auch nur erraten zu wollen vermessen wäre, zogen die Ahnen der Italer zusammen mit Kelten und Germanen weiter nach Westen, dem Flußgebiet des Dnjester entlang um den unwegsamen Gebirgsstock der Karpathen herum. Zwischen Karpathen und Sudeten sodann, wo sich ein offener Weg über niedere Hügel nach Süden bot, machten die Altitaler und Altkelten eine Schwenkung nach Süden und gelangten durch Mähren in das weite Tal der mittleren Donau. Inzwischen waren auch die Ahnen der Griechen, die ehedem weiter nach Osten und näher den östlichen Indogermanen gesessen waren, aufgebrochen und hatten sich entweder auf demselben Weg wie die Ahnen der Italer, Kelten, Germanen oder weiter südlich durch das heutige Rumänien und Ungarn nach Westen gewandt, bis sie in der Gegend der mittleren Donau wieder mit ihren alten Stammesgenossen zusammentrafen. Dort nun, etwa in den fruchtbaren Feldern diesseits und jenseits der Leitha und Raab, ließen sie sich wieder zu längerem Aufenthalt nieder, zusammen mit den Voreltern der Italer, die sich nunmehr von den Kelten, deren Gros weiter nach Westen in das Land der Noriker und Rätier

zog, trennten und zwischen den Voreltern der Griechen im Osten und den zurückbleibenden Kelten im Westen zu wohnen kamen. Die Ahnen der Griechen und Italer bildeten hier zwar noch nicht einen gemeinsamen Staat — die Zeit der Staatenbildung war noch lange nicht gekommen — aber sie wohnten nebeneinander und traten zueinander in lebhafte Wechselbeziehungen. Die Farbe der Sprache, die sie aus ihren Wanderungen mitgebracht hatten, gab keines von ihnen auf, aber indem sie gemeinsam in der Kultur und auch in den sakralen Gebräuchen fortschritten, bildeten sie für die neuen Bedürfnisse und neuen Ideen eine Fülle neuer Wörter aus, wie wir sie oben aus den den Griechen und Lateinern gemeinsamen Sprachelementen zusammengestellt haben. Wie lange die beiden Stämme, die wir unter dem Namen der Gräko-Italer zusammenzufassen uns erlauben, zusammengelebt haben, wissen wir nicht; allzulang, etwa über viele Jahrhunderte hinaus, dürfen wir uns ihr Zusammenleben nicht ausgedehnt denken. Dann zogen sie wieder aus, aber nicht zusammen, sondern nur in gleicher Richtung nach Süden und nicht zu gleicher Zeit, sondern die Urgriechen früher, die Uritaler geraume Zeit später. Die Urgriechen also zogen südlich über die Donau durch das Tal der Bosna oder Drina, um so nach Epirus und den das Tiefland Thessaliens im Westen (Pindus) und Nordwesten (Kambunischen Berge) umschließenden Gebirgen zu gelangen. Die Uritaler wandten sich nach Südwesten, indem sie Kelten zur Seite und im Rücken behielten, zogen anfangs das Tal der Drau oder Sau aufwärts und stiegen dann nach Italien hinab, um entlang der Ostküste Italiens im Rücken der fremdsprachigen Tyrrhener sich auszubreiten und allmählich ganz Italien zu okkupieren. Beide, die Urgriechen und Uritaler, bestanden schon auf ihren Wanderungen aus mehreren Stämmen, deren Sprache sich dann in den neuen südlichen Sitzen unter örtlichen Einflüssen bestimmter in mehrere Dialekte schied.

Auf solche Weise hatten sich die eine Zeit lang vereinigten Urgriechen und Uritaler wieder vollständig voneinander geschieden. Eine Berührung trat erst wieder ein, als die Griechen,

nachdem sie kraft ihres überlegenen Geistes und durch Berührung mit den älteren, weiter fortgeschrittenen Kulturvölkern des Ostens einen gewaltigen Vorsprung erlangt hatten, ihre Kolonien nach der Ost- und Westküste Italiens aussandten. Auf diese erneute Berührung sind die zahlreichen Lehnwörter zurückzuführen, mit denen wir uns in dem ersten Teil dieser Abhandlung beschäftigt haben. Außer den sprachlichen Zeugnissen für diese erneute Berührung haben wir aber auch bestimmte historische Überlieferungen, über die ich auf meine frühere, gleichfalls in den Sitzungsberichten unserer Akademie erschienene Abhandlung, Griechische Nachrichten über Italien, 1905 S. 59—132, verweise.

Nach diesem kühnen Phantasiebild, das wir auf Grund der sprachlichen Tatsachen von der Vorgeschichte der Hauptkulturvölker des Altertums, der Griechen und Lateiner, zu entwerfen wagten, wollen wir zum Schluß noch in großen Umrissen die Hauptbestandteile der Sprache der Griechen und Italer auf die verschiedenen Stationen ihres zeitlichen Lebens zu verteilen suchen. Am leichtesten läßt sich das Eigentum der beiden Enden der Entwicklung ausscheiden. Auf die Urzeit oder die Entwicklung der indogermanischen Grundsprache ist außer dem allgemeinen Gerüste der Sprache zurückzuführen: die Bildung fast aller Wurzeln, der pronominalen sowohl wie der verbalen, die Festsetzung der Zahlwörter, die Benennung der Körperteile, der Verwandtschaftsgrade, der hauptsächlichsten Haustiere. Der einzelsprachlichen Entwicklung einerseits der Griechen und anderseits der Lateiner fallen zu: bei den Griechen die Verflüchtigung des antevokalischen und intervokalischen *s*, die Bildung der Passivaoriste auf *ην* und *θην*, des sekundären Perf. act. auf *κα* und der Verba auf *οω* und *ιζω*; bei den Lateinern der Übergang der intervokalischen Sibilans in *r*, die Bildung der Iterativa auf *itare*, der Übertritt fast aller sogenannten Verba auf *mi* in die thematische Konjugation, die Ausdehnung der periphrastischen Verbalformen, der Imperf. auf *bam* und *bar*, der Perf. auf *vi* und *ui*, der zusammengesetzten Zeiten des Perf., Plusquamperf., Fut. exact. pass., die Personenbezeichnung durch

Praenomen, Nomen gentilicium, Cognomen. Auf die Periode des gräko-italischen Zusammenlebens sind zurückzuführen: die Gen. plur. der *ā*-Stämme auf *ārum* (*αων*), die Dat. Abl. Instr. Loc. plur. der *ā*- und *o*-Stämme auf *ais* und *ois* (*īs*), die Übertragung der Pronominaldeklination auf die Nomina im Nom. plur. auf *ai* und *oi*. Aus der Verbindung der Uritaler mit den Kelten stammen im Latein die Gen. sing. der *o*-Stämme auf ī (*oi*), die Medio-passiva auf *r*, die periphrastischen Futura auf *bo*. Die Neubildung von Wörtern und zum Teil auch von Stämmen geht zum größeren Teil auf die gräko-italische Periode zurück, nicht wenige lassen auf ein griechisch-italisch-keltisch-germanisches Zusammenleben schließen, einige sind erst speziell von den Griechen oder speziell von den Italern gebildet worden; aus dieser letzten Quelle stammt auch zumeist die Verästelung der Stämme zur Masse der schriftmäßigen Nomina und Verba.

Zu Schillers Dichtungen.

Von **Franz Muncker.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 3. Juni 1905.)

I.

Die ursprüngliche Gestalt der „Künstler".

„Die Künstler" sind Schillers umfangreichstes Gedicht, noch um gut fünfzig Verse länger als das „Lied von der Glocke"; sie sind wohl auch das gedankenreichste Stück seiner Lyrik. Das meiste, was der ästhetische Forscher in den nächsten sechs Jahren in einer großen Anzahl philosophisch gearteter Schriften darlegen sollte, war in diesem Gedichte von 1789 bereits vorgeahnt; ja, bisweilen war hier der Gedanke schon beinahe mit denselben Worten angedeutet, in die er später gefaßt wurde. An den „Künstlern", deren Entstehung ja vor den eigentlichen Kantischen Studien Schillers liegt, erkennt man am deutlichsten, wie viel von dem Inhalt der kritischen Philosophie längst in seiner Seele schlummerte, wie es namentlich die formale Schulung seiner eignen, den Gedanken Kants innerlich verwandten Ideen war, die der Dichter der innigen Hingabe an den Philosophen verdankte.

Dabei sind die in den „Künstlern" ausgesprochenen Gedanken vom kühnsten Schwung getragen, von der höchsten Auffassung der Kunst beseelt. Der moralische Beigeschmack, die Verherrlichung bürgerlicher Ehrbarkeit, die dem „Lied von der Glocke" seit den Zeiten der Romantik bis auf die jüngsten

Tage so manchen ungerecht-heftigen Gegner erstehen ließ, fehlt bei den „Künstlern“ ganz.

Aber freilich mangelt diesem früheren Werke auch die Popularität und die klare Leichtigkeit der Darstellung, die das spätere auszeichnet. Der philosophische Denker rang noch sehr oft mit dem Ausdruck, wollte allzuviel durch ein einziges Wort andeuten, allzuviele Anspielungen und Vorstellungsreihen in seine Bilder hineinpfropfen und wurde dadurch bald lehrhafter, als er sollte und selber wünschte, bald schwerverständlich, ja rätselhaft-unklar, so daß er schon dem Verständnisse Körners, der doch in seine Denkweise damals vor allen andern eingeweiht war und dieselben Anschauungen in einem gleichzeitigen Aufsatze vertrat, durch ausführliche Erklärungen in seinen Briefen, auch für uns heute noch sehr wertvolle Erklärungen, nachhelfen mußte.

Auch Widersprüche in der Auffassung und Behandlung des Grundthemas sind keineswegs vermieden. „Die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit“ bezeichnete Schiller selbst als die Hauptidee des Ganzen.[1]) Schönheit und Wahrheit sind also eins; in der Gestalt der Schönheit erscheint die Wahrheit dem sterblichen Menschen, der sie als Sinnenwesen nicht in ihrer göttlichen Reinheit ertragen könnte. So stellte es denn auch der Dichter in den ersten Strophen dar (Vers 59 ff.):

„Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da . . .
. . . Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.“

Und noch gegen das Ende des Gedichts (Vers 433 ff.) verheißt er, der gleichen Vorstellung getreu:

„Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert — als Urania.“

---

[1]) Im Brief an Körner vom 9. Februar 1789.

Gleich darauf aber erscheinen Schönheit und Wahrheit als Schwestern, wie sie Schiller schon am Schluß der „Götter Griechenlands" (in einer später gestrichenen Strophe der ersten Fassung) gezeichnet hatte. So rief er auch jetzt den Künstlern zu, „der Freiheit freien Söhnen", die als Diener der Schönheit der reinsten, die irdische Wirklichkeit weit übertreffenden Wahrheit nachstreben (Vers 462 f.):

„Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein."

Nur die Schönheit soll der Künstler sich zum Zwecke setzen, in höchster geistiger Freiheit nur ihr „heilig folgen", wie Schiller die Verse gelegentlich umschrieb;[1]) dann erreicht er mit ihr zugleich die Wahrheit, befriedigt mittelbar auch alle Forderungen der Sittlichkeit und wissenschaftlichen Erkenntnis, die er zu vernachlässigen schien.

Ein anderer Widerspruch, der aber nicht ganz so schroff jeder Lösung widerstreben dürfte, betrifft die Zeit und Art dieser Einholung der Wahrheit durch den Zögling der Kunst. Zuerst müssen wir die Meinung des Dichters doch wohl dahin verstehen: der irdische Mensch als Sinnenwesen kann die reine, furchtbare Wahrheit nicht vertragen; sie verhüllt sich darum für ihn in die Schönheit, und erst, wenn er einst von den Schranken der Sinnlichkeit frei sein wird, enthüllt sich ihm die Schönheit wieder und erscheint ihm nun als Wahrheit. Anders läßt sich das „hier" und „einst" in den oben angeführten Versen kaum erklären; noch bestimmter schrieb Schiller im Brief an Körner vom 22. Januar 1789 sogar: „Wird dort als Wahrheit uns entgegengehen." Dann ist aber in dem Gedichte von der veredelnden Macht der Schönheit die Rede, von dem Emporsteigen der Menschheit unter ihrer Leitung aus rohen Urzuständen zu geistig und sittlich höheren Stufen, und diese Darstellung schließt (Vers 429 ff.) mit der Verkündigung, daß der Mensch „am reifen Ziel der Zeiten", mit andern

[1]) Im Brief an Körner vom 25. Dezember 1788.

Worten am Ende seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung, in die Arme der Wahrheit gleiten werde, also noch auf dieser Erde innerhalb der Schranken der Sinnlichkeit. Und in den gleichfalls schon erwähnten Versen bald nachher (458 ff.) wird dem einzig nach Schönheit strebenden Künstler der Gewinn der Wahrheit allem Anscheine nach sogar in jedem einzelnen Falle, natürlich wieder innerhalb der Schranken des irdisch-sinnlichen Lebens, zugesagt.

Diese Widersprüche, denen sich noch einige kleine Unrichtigkeiten im einzelnen beigesellen, dazu namentlich die Mischung von philosophischer Betrachtung des Wesens der Kunst und historischer Erörterung ihres Wirkens auf Erden machen es begreiflich, daß Schiller selbst später immer weniger von seinem Gedicht befriedigt war, mehrmals daran dachte, es völlig umzugestalten, und doch immer wieder vor den Schwierigkeiten einer solchen Arbeit zurückscheute. An sich aber erklären sich diese Widersprüche und Mischungen des künstlerisch nicht zur vollen Einheit Gewordenen aus der langsamen Entstehung und der wiederholten Umbildung des Werkes vor dem Druck.

Seit dem Sommer 1788 geplant, im Zusammenhang mit den Angriffen, die Schiller von Fritz Stolberg wegen seiner „Götter Griechenlands“ erfuhr, wurde die Dichtung der „Künstler“ im Herbst 1788, wohl im Oktober, ernstlich begonnen, zuerst in der Meinung, daß sie in wenigen Wochen, spätestens bis zum Jahresschluß, vollendet sein werde. Aber sie rückte langsam vorwärts. Am 9. November zwar las sie Schiller den Schwestern v. Lengefeld vor; doch kann dies nur der Anfang oder ein unfertiger Entwurf des Ganzen gewesen sein. Denn fünf Tage später versicherte er ausdrücklich dem Freund in Dresden, das Gedicht habe „seine Rundung noch nicht“, und auch während der folgenden Wochen wollte es mit der Ergänzung der Lücken und künstlerischen Formung dessen, was noch nicht recht lesbar schien, lange nicht nach Wunsch gehen. Endlich schickte er das Ganze am 12. Januar 1789 an Körner: die erste Form des Gedichts war abgeschlossen.

Aber auch eine Umarbeitung hatte bereits begonnen, in welche die Urteile Körners über die mit Freuden aufgenommene Abschrift jener ersten Form merklich eingriffen. In der zweiten Fassung wurde das Werk am 3. Februar 1789 zu Schillers eigner Zufriedenheit vollendet. Allein sogleich setzte zwischen dem 5. und 9. Februar, wie sich aus den Briefen von diesen Tagen an Karoline v. Beulwitz und an Körner ergibt, eine nochmalige Umgestaltung ein, ein „jüngstes Gericht", veranlaßt durch eine Unterredung mit Wieland, der die „Künstler" für den „Teutschen Merkur" erhalten sollte und ein gewichtiges Bedenken äußerte, das Schiller als berechtigt anerkannte. Diese dritte Fassung muß um die Mitte Februars oder bald darnach fertig geworden sein; denn zu Anfang des März war das Gedicht bereits gedruckt.[1]) Um die Mitte des Monats wurde das Merkurheft, das es enthielt, ausgegeben.[2])

[1]) Vgl. den Brief an Körner vom 5. März 1789.

[2]) Einen seltsamen Fehler begeht Emil Grosse in seiner sonst vortrefflichen Ausgabe des Gedichts (Die Künstler von Schiller 1789, erklärt. Berlin 1890, S. 22—27), desgleichen Kuno Fischer (Schiller als Philosoph. 2. Auflage. Heidelberg 1891, S. 134, auch 159) und Heinrich Düntzer (Erläuterungen zu den deutschen Klassikern, Abteil. III, Bd. 10: Schillers lyrische Gedichte. 3. Auflage. Leipzig 1891, S. 74), indem sie eine doppelte Unterredung Schillers mit Wieland über die „Künstler" annehmen und demgemäß nach der dritten Fassung noch eine vierte herausbringen. Offenbar sind sie durch Schillers Worte an Körner vom 25. Februar 1789 irre geführt worden: „Dieses und das vorhergegangene Gespräch hieß mich das Gedicht noch einmal ansehen", denen sie die Deutung gaben: dieses Gespräch und das vorhergegangene Gespräch. Das ist aber ein augenscheinliches Mißverständnis. Schiller hatte schon am 9. Februar dem Freunde von einer Unterredung mit Wieland berichtet, die zu bedeutenden Veränderungen in dem Gedicht geführt habe. Darauf erbat sich Körner am 18. Februar genauere Mitteilung über jene Unterredung. Auf diese Bitte nun äußerte Schiller am 25. Februar sein Bedauern, daß er nicht gleich auf frischer Tat hingeworfen habe, was zwischen ihm und Wieland verhandelt worden sei; jetzt erinnere er sich des Zusammenhangs nicht mehr. Beim Fortgehen habe ihm Wieland die „Künstler" dagelassen, „um einige Veränderungen, worüber wir überein gekommen waren, darin anzubringen; dieses und das vorhergegangene Gespräch hieß mich das Gedicht noch einmal ansehen — und hier wurde ich glücklicher-

Eine klare Erkenntnis der Veränderungen, welche die „Künstler" während dieser Umarbeitungen nach und nach erfuhren, gewinnen wir am ersten aus dem Briefwechsel Schillers mit Körner und mit den Schwestern v. Lengefeld vom Winter 1788/9, hauptsächlich aus den Briefen Körners vom 16., auch vom 30. Januar und vom 19. März 1789, in denen der Dresdener Freund sein Urteil über die von ihm zum ersten Mal gelesenen Strophen und seine Bedenken gegen einzelne Stellen in ihnen äußerte, und aus Schillers Antworten darauf. Mit Hülfe dieser Briefe können wir uns auch ein ungefähres Bild machen von der ursprünglichen Gestalt, in der die Dichtung bald nach Neujahr 1789 vorläufig abgeschlossen und an Körner geschickt wurde.

Am 16. Januar 1789 führte Körner unverkennbare Worte und Wortreihen aus den Versen 50 f., 57, 78, 213 und 370 an; sie gehörten also zweifellos der Urform an und mit ihnen die Sätze, deren Teile jene Verse waren, 50—61, 78—81,

---

weise einiger Schiefheiten und Halbwahrheiten gewahr, die dem besseren Gesichtspunkte, woraus das Ganze betrachtet sein will, erstaunlichen Abbruch taten. Ich warf es fast ganz durcheinander, und wirst Du Dich über das jüngste Gericht wundern, das darüber gehalten worden ist" u. s. w. Der Zusammenhang ergibt für die entscheidenden Worte fraglos die Deutung: dieser Umstand (die Verpflichtung nämlich, einige mit Wieland verabredete Änderungen in dem Gedicht anzubringen) und das vorhergegangene Gespräch über die Kunst und ihr Verhältnis zur wissenschaftlichen Kultur veranlaßten Schiller zu einer neuen Durchsicht des Werkes, und dabei nahm er eine viel eingreifendere Umgestaltung vor, als zunächst er und wohl auch Wieland gedacht hatten. Dazu stimmt genau Schillers Brief an Karoline vom 12. Februar, wo gleichfalls nur von Einem Gespräch mit Wieland und der gründlichen Umarbeitung der „Künstler" im Anschluß daran die Rede ist, und das undatierte Schreiben an Wieland selbst vom 10. Februar oder einem der nächstfolgenden Tage (Schillers Briefe, herausgegeben von Fritz Jonas, Bd. II, S. 223 f.) Daß Schiller nicht auch früher schon gelegentlich mit Wieland über die „Künstler" gesprochen haben könnte, soll damit natürlich nicht behauptet werden; vielmehr läßt gerade der erwähnte Brief an Karoline etwas derartiges vermuten. Aber eine doppelte Unterredung, die eine doppelte Umarbeitung des Gedichts nach dem Abschluß der zweiten Fassung am 3. Februar zur Folge gehabt hätte, fand nicht statt.

210—213, 367—370. In seiner Antwort vom 22. Januar wies Schiller überdies auf Vers 63 und 65 hin, die er stilistisch leicht umzumodeln bereit war, da Körner das Wort „kindisch“ in ihnen getadelt hatte; es stammen also auch Vers 62—65 aus der ersten Fassung. Das bestätigt zudem Körners nächster Brief vom 30. Januar, der Zeile 64, ferner aber noch die Verse 363 und 443 anführt, uns also auch die Abschnitte 363 - 366 und mindestens 443—449 für die erste Fassung in Anspruch nehmen läßt. Schon früher jedoch, am 25. Dezember 1788, hatte Schiller dem Freunde die Verse 458—465 mitgeteilt. Mit ihnen müssen auch die acht vorausgehenden Zeilen, für die wir im Briefwechsel keinen ausdrücklichen Beleg haben, dem Text vom 12. Januar 1789 angehören, mithin der ganze Abschnitt 443—465, ja 443—481, da Schiller am 9. Februar an Körner berichtete: „Das Ende von 'Der Menschheit Würde u. s. f.' an ist ganz geblieben, wie es war.“

Außer diesen Stellen, die er in der Hauptsache unverändert bei den spätern Umarbeitungen des Gedichtes ließ, schrieb aber Schiller auch schon am 22. November 1788 einige trochäisch-daktylische Zeilen aus den „Künstlern“ an Lotte, die längst vor dem Druck des Ganzen gestrichen wurden, ja vermutlich schon in die Abschrift für Körner keine Aufnahme mehr fanden. Und ebenso deuten uns Körners Briefe vom 16. und 30. und Schillers Antwort vom 22. Januar 1789 mehrere Verse der Urform an, die gleichfalls vor dem Druck beseitigt oder doch so weit umgebildet wurden, daß sie aus dem endgültigen Wortlaut nicht mehr mit unzweifelhafter Bestimmtheit erkannt werden können. Es sind folgende: eine nach Körners Meinung nicht an den rechten Platz gestellte Strophe „Die ihr als Kind“ u. s. w.; eine Vergleichung der Künstlererscheinung in der moralischen Welt mit dem Lenze, beginnend „So denkt in jugendlicher Schöne“ u. s. w.; der von Körner als schwülstig getadelte Ausdruck „Stolzen Bogen, der über Sternen“ u. s. w.; die Erwähnung des Hades, die dem Freunde gesucht vorkam; eine von ihm als dunkel gerügte, von Schiller als gedanklich tief verteidigte Stelle „Was ist der Menschen Leben“ u. s. w.

mit der darauf folgenden Reimzeile „O wie viel schöner, als er sie gegeben“ u. s. w.; endlich der Anfang, der nach Körners Urteil „ein verbrauchtes Bild und zwar nicht von der edleren Wirkung der Kunst“ enthielt, auch nicht leicht und natürlich genug zur zweiten Strophe überleitete, und der Satz „Als Schönheit lächelt sie“ u. s. w. in einer der nächsten Strophen nach Vers 64.

In anderer Weise ist Körners Brief vom 19. März nebst Schillers Antwort vom 30. desselben Monats für die Erkenntnis der ersten Fassung der „Künstler“ zu verwerten. Hier handelt es sich um die Stellen, die Körner beim Lesen des gedruckten Gedichts befremdeten. Er bekam sie damals also zuerst vor die Augen; sonst hätte er die Dunkelheit, die er jetzt an ihnen beklagte, schon früher rügen müssen. Demnach standen diese Stellen noch nicht in der Abschrift, die er im Januar erhalten hatte. Es sind die Abschnitte Vers 157—160, 177, 220—238, 252 f., 264 f.; es fehlten also wohl in der Urform auch die größeren Versgruppen, zu denen diese Sätze gehörten, nämlich 151—178, 220—265. Das stimmt zu der brieflichen Äußerung Schillers vom 25. Februar, er habe bei den Strophen, die er nach dem Gespräch mit Wieland in sein Gedicht einschaltete, „über den Ursprung und Fortgang der Kunst selbst einige Ideen hasardiert“ und „alsdann die Art, wie sich aus der Kunst die übrige wissenschaftliche und sittliche Bildung entwickelt hat, mit einigen Pinselstrichen angegeben“. Ja, nach diesen Worten dürfte man vielleicht noch mehr Verse in der Nähe der beiden eben genannten größeren Abschnitte der letzten Umarbeitung zuweisen.

Aus Schillers Briefen vom 2. und besonders vom 9. Februar erfahren wir ferner, daß die zwölf Verse, die jetzt das Ganze eröffnen, erst den spätern Fassungen angehören. Ebenso erschien erst in ihnen, wie sich aus denselben Briefen mit ziemlicher Sicherheit ersehen läßt, der „Übergang zu der Kunst“ als der Wiege der zu höherer Kultur herangereiften Menschheit, wobei der Hauptgedanke des Gedichts „flüchtig antizipiert und hingeworfen“ wurde, also die ganze Einleitung wenigstens bis Vers 33, vermutlich aber bis Vers 41.

Desgleichen schrieb Schiller am 9. Februar, er habe die „ganze Stelle“ von dem Wiederaufleben der Künste „weit besser angefangen, mehr erweitert und durchaus verbessert“. Darnach scheint die Annahme geboten, daß die Verse 351—362 damals neu hinzugekommen waren. Ob auch hinter Vers 370 bei dieser Gelegenheit Zusätze gemacht wurden und welche, können wir jetzt ebensowenig mehr erkennen wie die Verbesserungen, die gleichzeitig der Wortlaut dieses Abschnittes „durchaus“ erfahren haben soll. Dagegen ergibt sich aus den folgenden Worten des nämlichen Briefes zweifellos, daß die große Versgruppe 383—442 erst nach der Unterredung mit Wieland gedichtet wurde.

Bei diesen Änderungen wuchsen nach Schillers Worten vom 25. Februar die „Künstler“ auf den dreifachen Umfang der Urform an, die Körner im Januar gelesen hatte; mehrere Strophen, die sie enthielt, wurden nun gestrichen, dafür aber über zweihundert neue Verse eingefügt. Den Schwestern v. Lengefeld rechnete der Dichter am 12. Februar vierzehn neue Strophen vor, zu denen das Gespräch mit Wieland ihn angeregt habe. Diese Zahlen haben natürlich nur eine ungefähre Bedeutung, sie können nur annähernd richtig sein; sonst widersprächen sie beinahe selbst einander. Am wenigsten genau wird man die erste Angabe nehmen dürfen, als ob die Urform gerade nur ein Drittel des jetzigen Gedichts betragen habe, also 160 Verse lang gewesen sei. Schillers Schätzung träfe noch immer zu, wenn auch die an Körner gesandte Abschrift ein paar Dutzend Verse mehr enthielt. Etwas strenger darf man sich wohl an die Zahl von mehr als zweihundert neuen Versen halten. Am zuverlässigsten wäre die Nachricht von den vierzehn neuen Strophen, wüßten wir nur erst bestimmt, daß die Strophen in Schillers Handschrift vom Februar von Anfang an ebenso abgeteilt waren wie die gedruckten im Märzheft des „Teutschen Merkur“, oder könnten wir sicher feststellen, ob etwa die beiden Anfangsstrophen, auf deren Entstehung Wieland augenscheinlich ja auch Einfluß hatte, bei jenen vierzehn mitgerechnet waren oder nicht. So aber hilft uns gerade diese Zahl recht wenig weiter.

Den ursprünglichen, schon in der zweiten Fassung der „Künstler" weggestrichenen Anfang erkannte Körner am 2. September 1795 in den ersten Versen der „Macht des Gesangs" wieder. Daraus läßt sich noch nicht folgern, daß Schiller den genauen Wortlaut der einst geopferten Strophe nun für das neue Gedicht verwertet habe; wohl aber müssen wir glauben, daß dasselbe Bild eines Regenstroms aus Felsenrissen oder ein ähnliches, das ebenfalls zunächst die äußere Wirkung der Kunst veranschaulichte, bis gegen Ende Januars 1789 die „Künstler" eröffnete.

Ebenso treffen wir die auf Körners Tadel beseitigten Verse „Was ist der Menschen Leben" u. s. w. in dem Stammbuchblatt wieder an, das Schiller am 28. März 1790 dem livländischen Maler und Dichter Karl Graß widmete. Freilich änderte er dabei den ursprünglichen Wortlaut in Einzelheiten, und vermutlich rückte er hier auch verschiedne Versgruppen zusammen, die in der Urform der „Künstler" nicht so dicht nebeneinander standen; ja, vielleicht schrieb er die ersten Zeilen des Stammbuchblatts überhaupt erst 1790, indem er in ihnen nur kurz zusammenfaßte, was in dem älteren Gedicht ausführlich dargelegt war.[1])

Endlich teilte Schiller in Briefen an den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg — am 13. Juli und im Einschluß zu dem Schreiben vom 11. November 1793[2]) — zwei Strophen mit, die wohl beide einst zu den „Künstlern" gehörten. Von der zweiten (in trochäischen Versen) bekannte er es ausdrücklich. Für die erste (in Jamben) liegt kein ähnliches Zeugnis vor; aber nach ihrem ganzen Ton und Inhalt ist auch sie mit größter Wahrscheinlichkeit als ein Rest aus der handschriftlichen Fassung jenes Gedichts zu betrachten. Auf sie vornehmlich, in ge-

[1]) Übrigens hat diese verschiednen Möglichkeiten schon der erste Herausgeber der Stammbuchverse, Otto Harnack (Die klassische Ästhetik der Deutschen. Leipzig 1892, S. 241 ff.), sorgfältig erwogen.

[2]) Schillers Briefe, herausgegeben von Fritz Jonas, Bd. III, S. 337 f. und 389.

ringerem Maße jedoch auch auf die trochäische Strophe paßt, was Schiller am 12. Januar 1789 an Körner bei Übersendung seines Werkes schrieb: „Die dritte Strophe fehlt nur, weil ich zwischen der zweiten und vierten zwei ganze Blätter ausgestrichen habe, da mir das Gedicht zu sehr anschwoll. Der Inhalt dieser fehlenden Strophe ist der: daß die Kunst zwischen der Sinnlichkeit und Geistigkeit des Menschen das Bindungsglied ausmache und den gewaltigen Hang des Menschen zu seinem Planeten kontraponderiere; daß sie die Sinnenwelt durch geistige Täuschung veredele und den Geist rückwärts zu der Sinnenwelt einlade, und dergleichen." Es wäre wohl denkbar, daß die Verse, die Schiller im Juli 1793 vor dem Prinzen von Augustenburg anführte, ein — später wieder verworfener — Versuch zu jener am 12. Januar 1789 noch fehlenden dritten Strophe waren; ihr Wortlaut könnte nur für diese Vermutung sprechen:

„Wenn Sinnes Lust und Sinnes Schmerz
Vereinigt um des Menschen Herz
Den tausendfachen Knoten schlingen
Und zu dem Staub ihn niederziehn,
Wer ist sein Schutz? Wer rettet ihn?
Die Künste, die an goldnen Ringen
Ihn aufwärts zu der Freiheit ziehn
Und durch den Reiz veredelter Gestalten
Ihn zwischen Erd' und Himmel schwebend halten."

Weniger glaubwürdig wäre dieselbe Annahme für die andere Strophe in dem späteren Schreiben an den Prinzen:

„Wie mit Glanz sich die Gewölke malen
Und des Bergs besonnter Gipfel brennt,
Eh' sie selbst, die Königin der Strahlen,
Leuchtend aufzieht an dem Firmament,
Tanzt der Schönheit leichtgeschürzte Hore
Der Erkenntnis goldnem Tag voran,
Und die jüngste aus dem Sternenchore
Öffnet sie des Lichtes Bahn."

Da nämlich alle uns bekannten Verse der an Körner gesandten Abschrift iambisch sind, ist es sehr wahrscheinlich, daß Schiller in ihr überhaupt schon vollständig das endgültige Versmaß durchgeführt hatte, die aus der französischen Literatur bei uns eingebürgerten, im 18. Jahrhundert von unsern Dichtern gern gebrauchten vers irréguliers, gereimte Iamben, an Länge verschieden und in freier Weise zu Strophen vereinigt. Da ist denn kaum zu vermuten, daß er noch um diese Zeit eine trochäische Strophe in sein Gedicht einzuschieben dachte. Wohl aber mögen jene Trochäen auf einem der beiden Blätter gestanden haben, die nunmehr durch eine einzige Strophe ersetzt werden sollten. Natürlich kann das auch der Fall bei den vorher angeführten Iamben gewesen sein.[1]) Wie eifrig Schiller aus Besorgnis, sein Werk möge zu lang werden, alles, was ihm entbehrlich schien, wegstrich, noch bevor er die Abschrift für Körner anfertigte, bezeugte er ja auch am 22. Januar 1789 dem Freunde; er versicherte, über ein Drittel des anfänglichen Textes auf diese Weise geopfert zu haben.

Demnach dürften die „Künstler" in jener ersten Fassung, die Körner im Januar 1789 kennen lernte, etwa folgendermaßen ausgesehen haben.

Eröffnet wurde das Gedicht durch eine Versgruppe, die nach ihrem Inhalt, vielleicht auch bis zu einem gewissen Grade nach ihrer Form der ersten Strophe der „Macht des Gesangs" entsprach. Daran reihte sich, innerlich nicht recht mit dem Anfang verbunden, eine zweite Strophe, über die wir nichts Zuverlässiges wissen. Dann kam jene Lücke für die noch nicht ausgeführte dritte Strophe, entstanden durch das Ausstreichen zweier ganzer Blätter, denen wahrscheinlich die Verse „Wie mit Glanz sich die Gewölke malen" u. s. w.[2]) und möglicherweise auch „Wenn Sinnes Lust und Sinnes Schmerz" u. s. w.[2])

---

[1]) Darauf wies schon 1880 Jakob Minor in der Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. XXIV, S. 55 hin.

[2]) Siehe oben S. 257.

angehört hatten. Darnach erst lenkte das Gedicht in Strophen ein, die auch in den spätern Fassungen erhalten blieben. Zunächst folgten wohl die Abschnitte:[1])

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die älternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
45 Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt.
50 Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahndend schon empfand?
Die, eine Glorie von Orionen
55 Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
60 Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmut Gürtel umgewunden,
Sieht man sie kindisch uns entgegengehen:
Was wir als Schönheit hier empfunden,[2])
65 Wird dort als Wahrheit vor uns stehen.

---

[1]) Ich teile hier Schillers Verse nach dem Wortlaut des „Teutschen Merkur" mit, soweit sich aus seinen oder Körners Briefen nicht die abweichenden, älteren Fassungen der Abschrift vom Januar 1789 erkennen lassen. Die Worte, die nach den Angaben des Briefwechsels unbedingt sicher in dieser Abschrift standen, sind gesperrt gedruckt. Was ich neben ihnen der Urform zuweise, ist großenteils auch schon für den logischen Zusammenhang jener im Briefwechsel angeführten Stellen unentbehrlich. Die Verszahlen füge ich der Bequemlichkeit halber bei, natürlich im Einklang mit denen der kritischen Ausgaben.

[2]) Körner führte am 30. Januar 1789 den Vers an „Was wir als

Wahrscheinlich gehörte der Urform auch noch die nächste Strophe des gedruckten Textes an:

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
70 Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
75 Um ihren Liebling, nah' am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Ob freilich der Wortlaut schon durchaus derselbe war wie hernach im „Teutschen Merkur", ist zweifelhaft; doch konnte schwerlich hier eine Versgruppe fehlen, die den gleichen Sinn wie die eben angeführte Strophe aussprach. Vielleicht gehörten zu ihr schon die von Körner erwähnten Worte „Als Schönheit lächelt sie" u. s. w. Sie können sich aber ebensogut in der folgenden Strophe befunden haben; denn hier steht nur für die ersten Zeilen die Ausdrucksweise auch im einzelnen bis zu einem gewissen Grade fest.

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
80 Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.
Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
85 Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;

Schönheit ahnen"; doch schon weil das von ihm weggelassene „hier" unentbehrlich scheint, ist es sehr fraglich, ob er überhaupt genau zitierte.

Wie unter heilige Gewalt gegeben.
Empfangen sie das reine Geisterleben,
90 Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Nun läßt sich für mehrere Strophen der Urform nichts Bestimmtes behaupten. Aus dem Briefwechsel wissen wir nur, daß in ihnen die jetzt gestrichene Stelle „So denkt in jugendlicher Schöne" u. s. w. mit dem Bilde des Frühlings und die Worte „Stolzen Bogen, der über Sternen" standen. Diese Worte erinnern etwas an den „Sternenbogen" in Vers 331 des gedruckten Werks. Sollten sie wirklich diesem entsprechen, so müßte Schiller bei der Umarbeitung die Strophe 329 ff. aus der ersten in die zweite Hälfte seines Gedichts versetzt haben. Schrieb er doch am 25. Februar 1789 an Körner, der von Anfang an geraten hatte, verschiednes in der Anordnung zu ändern: „Ich warf es fast ganz durcheinander." Gleichwohl deutet alles, was wir nachprüfen können, auf keine großen Umstellungen hin. Und da Schiller am 22. Januar 1789 dem Freunde versprach, daß er für den „stolzen Bogen" u. s. w. ein weniger übertriebenes Bild wählen wolle, so können die getadelten Worte bei der Umarbeitung auch spurlos verschwunden sein.

Welche von den Strophen, die in der endgültigen Fassung hier folgen, bereits in der Urform standen, ist schon darum nicht zu entscheiden, weil Schiller bei der Umdichtung auch allerlei gestrichen hat. Zu seinen Äußerungen im Briefwechsel würde es sonst stimmen und auch einen leidlichen Zusammenhang ergeben, wenn die erste Abschrift für Körner nur die kaum zu entbehrende ruhmvolle Anrede an die Künstler (Vers 91—102: „Glückselige, die sie — aus Millionen die Reinsten — ihrem Dienst geweiht" u. s. w.) und die spätere Strophe 197—209 enthalten hätte, die vor allem den veredelnden Einfluß der Kunst auf das sittliche Leben andeutet. Doch kann ebensogut auch von den Versen 103—150 und 179—196 eine größere oder kleinere Anzahl bereits der ältesten Fassung angehört haben. Äußerlich ganz befriedigende Zusammenhänge lassen sich auch bei dieser Annahme meistens leicht herstellen. Sicher bezeugt als ein Teil der Urform erscheinen erst wieder die Verse:

210 Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie
Vermähltet ihr in Einem Bilde
Und stelltet es in Glorie.
Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
215 Er liebte seinen Widerschein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Wesen gleich zu sein.
Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen,
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.

Wieder folgen Strophen der Urform, über die wir nichts Zuverlässiges wissen. Sie enthielten das später beseitigte Wort Hades, bei dem man an Vers 311 ff. oder 341 ff. denken kann, aber nicht denken muß, ferner die von Körner zuerst mißverstandene, nach Schillers brieflichen Andeutungen und dem Stammbuchblatt für Karl Graß etwa so zu ergänzende Stelle:

Die Kunst lehrt die geadelte Natur
Mit Menschentönen zu uns reden;
In toten, seelenlosen Öden
Verbreitet sie der Seele Spur.
Bewegung zum Gedanken zu beleben,
Der Elemente totes Spiel
Zum Rang der Geister zu erheben,
Ist ihres Strebens edles Ziel.[1])
Nehmt ihm den Blumenkranz vom Haupte,
Womit der Kunst wohltät'ge Hand
Das bleiche Totenbild umlaubte,
Nehmt ihm das prangende Gewand,
Das wir ihm umgetan, was ist der Menschen Leben?
Ein ewig Fliehn vor dem nacheilenden Geschick,
Ein langer letzter Augenblick![2])

[1]) Vielleicht gehörten diese acht Verse auch zu früheren Abschnitten der Urform, vielleicht fehlten sie in ihr ganz.

[2]) Vermutlich hat diese oder die vorausgehende Zeile in der Abschrift für Körner anders gelautet; jedenfalls muß in dem Satze einmal „Gott" oder „der Schöpfer" genannt gewesen sein.

O wie viel schöner, als er sie gegeben,
Empfängt er ....[1]) die Welt zurück!

Dem Sinne nach entsprächen diese Zeilen den Versen 349 f. der gedruckten Ausgaben („Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet, wie traurig liegt sie hinter euch!“). Auch nach der Reihenfolge der Aufzählung in Körners Brief könnten sie an der nämlichen Stelle wie die späteren Verse gestanden haben. Mehr aber läßt sich nicht beweisen. Einen sichern Halt bei dem schwankenden Versuch, etwas von dem Wortlaut der hier fehlenden Strophen aus der endgültigen Fassung der „Künstler“ herauszuschälen, gewinnen wir durch diese Verse ebensowenig wie durch die Erwähnung der hernach geopferten Strophe „Die ihr als Kind“ u. s. w., die Körner an eine viel frühere Stätte verpflanzt sehen wollte. Auch sie mag etwa hier gestanden haben, wo von den immer wachsenden Einwirkungen der Kunst auf die gesamte geistig-sittliche Kultur die Rede war. Wie viel von den Versen 266—350 der schließlichen Fassung bereits in der Urform vorhanden war, kann niemand sagen. Jedenfalls war der gleiche Gedankengehalt hier ausgedrückt, stellenweise sicherlich auch schon mit den nämlichen Worten. Doch mag gerade auf diesen Abschnitt zutreffen, was Schiller am 9. Februar 1789 dem Freunde schrieb, daß er an mehreren Orten nachträglich ganze oder halbe Strophen eingeschoben habe, die die Hauptidee sehr glücklich ausbildeten und in der Ausführung besonders gelungen seien. So wird man am besten tun, hier auch jeder Vermutung über die etwa schon der Urform angehörenden Verse sich zu enthalten.

Einfacher löst sich die Frage für den Rest des Gedichtes. Da die Verse 351—362 wahrscheinlich erst der zweiten Fassung zuzuweisen sind, folgte ursprünglich wohl sogleich auf die Schilderung von der sittigenden Macht der Kunst die Strophe:

Verscheucht von mörderischen Heeren,
Entrisset ihr den letzten Opferbrand

[1]) Der Vers wäre etwa zu ergänzen: „Empfängt aus unsern Händen er die Welt zurück!“

365 Des Orients entheiligten Altären
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
370 Verjüngte Blüten Joniens hervor.
Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Widerschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
375 Da sah man Millionen Ketten fallen,
Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht;
Wie Brüder friedlich miteinander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
Mit innrer hoher Freudenfülle
380 Genießt ihr das gegebne Glück
Und tretet in der Demut Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück.

Möglich, daß von den mittleren Sätzen der Strophe einer oder der andere ursprünglich fehlte; das können wir heute nicht mehr erkennen. Aber der Anfang und höchstwahrscheinlich ebenso das Ende der Strophe standen bereits in der Abschrift für Körner. Daran reihte sich unmittelbar der Schluß des Ganzen:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben:
Bewahret sie!
445 Sie sinkt mit euch! Mit euch wird die Gesunkene sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane;
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!
450 Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.

In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
455 Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.
Der Freiheit freie Söhne,
460 Erhebet euch zur höchsten Schöne;[1])
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
465 Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämmre schon in euerm Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
470 Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.
Wie sich in sieben milden Strahlen
475 Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
480 So fließt in Einen Bund der Wahrheit,
In Einen Strom des Lichts zurück!

Mit untrüglicher Sicherheit können wir die vollständige Fassung der „Künstler" vom Januar 1789 nicht mehr herstellen. Wir sind manchmal nur auf Vermutungen angewiesen und müssen, wenn wir nicht zu ganz willkürlichen Konstruktionen

---

[1]) So zitierte Schiller die beiden Verse am 25. Dezember 1788. Ob sie schon in der Abschrift für Körner (wie später im „Merkur") zu drei Zeilen erweitert und im einzelnen verändert waren, wissen wir nicht.

greifen wollen,[1]) bisweilen geradezu Lücken in unserm Bau lassen.

Hinaus aber über jene Fassung, die in der Abschrift für Körner vorlag, zu Spuren einer noch früheren Gestalt des Gedichts, können wir nur in ganz wenigen Fällen gelangen: so etwa bei jenen beiden Strophen aus Briefen an den Prinzen von Augustenburg oder bei den paar Versen, die Schiller am 22. November 1788 in einem Brief an Lotte anführte:

— — „in der schöneren Welt,
Wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluten der Dürstende trinkt
Und, gereinigt von sterblichen Schwächen,
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt."

Sie hatten ihren Platz vermutlich in den ersten Abschitten des Gedichts, wo die Schönheit als heimisch in der Welt des ewigen Glücks und der Götter, als Sendbotin aus ihr bezeichnet wird, und gehörten, schon wegen des trochäisch-daktylischen Versmaßes, auf das Schiller hernach durchaus verzichtete, den frühesten Entstehungsphasen des Werkes an.

Die Versuchung liegt nahe, daß man in Versen, die Schiller in den nächsten, poetisch wenig ergiebigen Jahren nach der Vollendung der „Künstler" gelegentlich niederschrieb, Überreste aus den vor dem Druck gestrichenen Abschnitten dieser

---

[1]) So versuchte Kuno Fischer (a. a. O. S. 140—151) die Urform des Gedichts vom Januar 1789 in folgender Weise herzustellen: den Anfang habe die trochäische Strophe „Wie mit Glanz" u. s. w. (vgl. oben S. 257) gebildet; darauf sei Vers 42—65, dann die durch das Wegstreichen zweier Blätter entstandene Lücke gefolgt, die später durch die Verse 66—77 ergänzt worden sei, dann Vers 78—102; an diesen ersten Teil der Dichtung habe sich Vers 329—382 als Fortsetzung und 425—481 als Schluß angereiht. Es bedarf nur eines Blickes auf die im Briefwechsel zwischen Schiller und Körner angeführten Verse, um zu erkennen, wie hinfällig trotz aller philosophisch geistreichen Erklärung dieses ganze Gebäude von philologisch-historisch unbegründeten Hypothesen ist. Nur zu oft läßt Fischer die Äußerungen in dem Briefwechsel ganz außer acht, und selbst wo er sich ausnahmsweise auf sie beruft, hält er sich nicht genau an sie.

Dichtung vermute. Dann und wann traf man mit dieser Meinung ja auch schon das Richtige. Im allgemeinen jedoch scheint gerade hier Vorsicht geboten. In solchem Sinne wollte z. B. schon 1881 Robert Boxberger die Zeilen vom 9. August 1790 für Baggesens Stammbuch deuten.[1]) Ob diese Verse aber jemals zu den „Künstlern" selbst gehörten, ist sehr fraglich; bequem ließen sie sich in keinem Teile des Gedichts unterbringen. Sie stammen nur aus demselben Gedankenkreis wie dieses und können eher als eine Art von Paralipomenon zu ihm betrachtet werden. Ähnlich dürfte es sich mit dem 1795 entstandenen Gedichte „Poesie des Lebens" verhalten, dessen innern Zusammenhang mit Gedanken aus den „Künstlern" bereits mehrere Forscher erkannt haben. Höchstwahrscheinlich wurde jedoch unmittelbar aus den unterdrückten Strophen des älteren Werkes nichts in den späteren Versuch herübergenommen; vielmehr ersehen wir aus den Zeilen für Karl Graß, wie die Stelle der „Künstler", der die Verse von 1795 dem Sinne nach am genauesten entsprächen, in Wirklichkeit ungefähr lautete.

II.

Die Behandlung des Wunders in der „Jungfrau von Orleans".

Vor Schillers übrigen Tragödien hat ganz besonders die „Jungfrau von Orleans" von Anfang an viel unter schiefen Urteilen zu leiden gehabt. Aber vielleicht nichts in ihr hat so viele kleinlich-pedantische Äußerungen und törichte Vorwürfe hervorgerufen wie die Wunder, mit denen sie ihr Schöpfer reichlich ausstattete.

Schon manche Zeitgenossen Schillers meinten gleich dem großen Schauspieler und rührigen Schauspieldichter Schröder, es sollte doch lieber in dem Stücke alles ohne Wunder zugehn. Und die vielen, die seitdem das Drama ästhetisch zu würdigen versuchten, klügelten fast um die Wette allerlei Bedenken aus,

[1]) Archiv für Literaturgeschichte, Bd. X, S. 142 f.

um zu beweisen, daß und wie durch die Einmischung dieser Wunder die dramatische Wahrheit und künstlerische Wirkung geschädigt werde. Auch ein Gustav Freytag bekämpfte die Erscheinung des schwarzen Ritters in der Hauptsache mit Gründen, die zwar für einen Augenblick blenden, nimmermehr jedoch überzeugen können.[1]) Und noch der letzte Beurteiler, der die sittlich-philosophische Idee Schillers und ihre künstlerische Gestaltung in der „Jungfrau von Orleans" tiefer erkannte und klarer deutete als weitaus die meisten seiner Vorgänger, Eugen Kühnemann,[2]) sprach sich gerade über die Behandlung des Wunders in dem Drama ziemlich allgemein und an den paar Stellen, wo er das Einzelne berührte, nicht durchaus zutreffend und befriedigend aus. Wie plump und unverständig aber erweist sich erst die Mehrzahl der übrigen Erklärer dem Verfahren des Dichters gegenüber!

Wie konnte Schiller hier so viele Wunder anbringen? fragen sie erstaunt oder unwillig. Diese Fragestellung ist von vornherein verkehrt. Schiller hat die Wunder nicht erst angebracht; er fand sie vielmehr in den Quellen, aus denen er die Geschichte des Mädchens von Orleans schöpfte, bereits vor. Man könnte also höchstens fragen: warum behielt Schiller die überlieferten Wunder bei? Warum hätte er sie aber nicht beibehalten sollen?

Er trat als Dichter an den geschichtlichen Stoff heran. Sorgsam durchforschte und prüfte er die Quellenschriften, aber natürlich nicht als Historiker, der aus den verschiedenartigen, reineren oder trüberen Überlieferungen die wirklichen Geschehnisse möglichst genau und wahrheitsgetreu herauslösen wollte, sondern als Dramatiker, der den Inhalt dieser Überlieferungen, soweit er ihm dichterisch brauchbar schien, durch seine Kunst neu zu beleben gedachte zum Ausdruck einer sittlich und geistig bedeutenden Idee, die er erst in die Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten hineintrug.

---

[1]) Die Technik des Dramas, Kapitel I, Abschnitt 4, Schluß. (Gesammelte Werke. Leipzig 1887. Bd. XIV, S. 55.)

[2]) Schiller. München 1905, S. 533 ff., 542 ff.

Er selbst freilich glaubte an keine Wunder. Gewiß stand er so der wundergläubigen Überlieferung anders gegenüber als z. B. Shakespeare in ähnlichem Falle. Als Mensch glaubte er nicht an ein unmittelbares Eingreifen übernatürlicher Mächte in den Lauf der Dinge; als Dichter aber wich er diesem Glauben keineswegs aus.

Auch in andern Dramen und dramatischen Entwürfen aus seiner reifsten Zeit bediente er sich dessen gelegentlich,[1]) in Dramen selbst, die er sonst durchaus auf den natürlichen Zusammenhang der geschichtlich wirklichen Ereignisse gründete, bei denen ihm auch das Studium der Quellen kaum etwas anderes als diesen darbot. So gab er Vorahnungen und Verkündigungen der Zukunft Raum in der „Braut von Messina" und im „Tell", auch schon im „Wallenstein", und wollte in der „Braut in Trauer", dem eine Zeit lang geplanten zweiten Teile der „Räuber", mehrere Geistererscheinungen, im „Demetrius" wenigstens eine wagen. Ganz auf dem Boden des Wunderglaubens sollte sich die Handlung der „Braut der Hölle" abspielen, bei der Schiller selbst zwischen einer dramatischen und balladenhaften Ausführung längere Zeit geschwankt zu haben scheint.

Noch weniger als in manchem der eben aufgezählten Fälle brauchte er in der „Jungfrau von Orleans" einer aufklärerischen Skepsis zu huldigen, wo alle seine Gewährsmänner von wunderbaren Taten und Zuständen im einzelnen berichteten, wo die ganze historische Erscheinung des Heldenmädchens, seine Persönlichkeit und sein von stetem Sieg gekröntes Handeln, wie ein unbegreifliches Wunder in ihrer Zeit wirkte.

Gewiß hätte er trotzdem auch hier den überkommenen Stoff von allem Wunderbaren entkleiden können. Das Schwärmerische im Charakter Johannas mußte er aber auf jeden Fall lassen, oder er hätte sich völlig von der Geschichte entfernt und zugleich die ganze Gestalt dichterisch unbrauchbar gemacht, unbrauchbar wenigstens für eine ernste, tragische Dichtung.

---

[1]) Mehrere dieser Fälle stellt Max Ettlinger, „Das Wunder in Schillers Dichtung", zusammen. (Der Schulfreund, 60. Jahrgang, Heft 8 zum 1. Mai 1905, S. 397 ff.)

Behielt er aber diese schwärmerische Grundanlage bei und strich doch die Wunder, so mußte gewissermaßen er als Dichter immer hinter seinen dramatischen Figuren stehen und andeuten, daß nur seine Heldin und ihre Umgebung an Wunder glaubten, er selbst aber nicht. Bequem wäre das sicher nicht gewesen; vor allem aber wäre bei einem solchen Verfahren eine einheitliche Grundstimmung nicht zu erzielen gewesen, die doch für das in sich geschlossene Kunstwerk der Tragödie unerläßlich war. Ferner lenkte der Gegensatz zu Voltaires nüchtern-frivoler Auffassung des nämlichen Stoffes Schiller unwillkürlich von einer gleichermaßen aufklärerisch nüchternen Behandlung ab, während die seit einigen Jahren emporblühende Dichtung der romantischen Schule auch ihn reizen konnte, den Wunderglauben, mit dem Tieck seine Dramen künstlich aufputzte, in seiner Tragödie wahrhaft künstlerisch zu verwerten.

Denn als bloß äußerlichen Schmuck wollte er das Wunder nicht gelten lassen. Er konnte es nur da brauchen, wo es ihm, dem Dichter, zu seinem besondern dramatischen Zwecke unmittelbar diente. Dazu taugte es so, wie es ihm seine geschichtlichen Quellen überlieferten, nur sehr selten. Oft mußte er es umbilden; dann und wann ließ er auch übernatürliche Einzelheiten, die er bei den mittelalterlichen Chronisten fand, ganz fallen, um ein ander Mal wieder die von ihnen erzählten Wunder noch zu vermehren. Am allerwenigsten konnte er mit dem Hexenglauben früherer Zeiten anfangen, auf den ihn die historischen Berichte vornehmlich hinwiesen. Wie vorher bei der Verwendung der Astrologie im „Wallenstein“ vermochte er den platten Fratzen des volksmäßigen Aberglaubens nichts poetisch Brauchbares zu entnehmen. Er mußte wieder schauen, in der Hauptsache mit der eignen Phantasie auszureichen, und sich so selbst seine Geisterwelt schaffen, besonders aber mit den Wundern, die er in das Drama einwob, seinen eignen Sinn, der sie dichterisch rechtfertigte, verbinden.

Er wollte in Johanna eine Persönlichkeit zeichnen, die, ganz von Einer großen Idee erfaßt, nur in dieser Idee lebt, sich ihr aufopfert, in der Ausschließlichkeit aber und rücksichtslosen

Entschiedenheit, mit der sie sich ihrer Aufgabe widmet, Ungewöhnliches vermag und leistet, über die gemeinen Schranken menschlichen Wesens und Könnens hinaustritt. Das Weib, unkriegerisch von Natur, wird zur Betätigung höchster Vaterlandsliebe fortgerissen. Es vergißt über diesem Gefühl alle andern und muß sie nun vergessen, es muß aufhören, Weib zu sein: stark ist es nur, solange seine ganze Seele mit allen ihren Trieben und Kräften unverrückbar auf das Eine Ziel gerichtet ist.

Nun verlangt das Drama sinnliche Darstellung des Lebens, also auch sinnliche Veranschaulichung der innern Regungen, Empfindungen und Gedanken. Bedeutsame seelische Vorgänge werden eindrucksvoll für die äußern Sinne vergegenwärtigt, durch sichtbare und hörbare Zeichen ausgedrückt, also gewissermaßen aus der Innenwelt des menschlichen Geistes und Herzens in das Reich des äußern Geschehens hinausgerückt; mächtige Bewegungen, ungeheure Umwälzungen im Empfinden und Denken, die uns Verwunderung einflößen und zunächst unbegreiflich scheinen müssen, werden so sinnlich-wirkungsvoll umgesetzt in äußerlich wahrnehmbare, äußerlich überraschende und überwältigende Wunder.

Mächtig fühlt Johanna in sich den Trieb der Vaterlandsliebe; wie eine heilige Pflicht, wie einen Ruf der Gottheit empfindet sie ihn. All ihr Denken und Träumen gilt nur diesem Verlangen, bis sie die Erscheinung der heiligen Jungfrau und ihren Ruf zum Kampf für die Heimat erlebt zu haben vermeint. Ihre Berufung durch die Gottheit selbst nimmt Schiller an; aber nur Johanna spricht davon: die heilige Jungfrau wird uns nicht leibhaftig vor Augen gestellt, wie sie das Hirtenmädchen zum Kriegswerk beruft.

Die innere Geschlossenheit Johannas, daß sie nur von der Einen Idee erfüllt ist, ganz und allein durch sie bestimmt wird, gibt ihr ungewöhnliche Stärke, steigert ihr Ahnungs- und Erkenntnisvermögen ins Ungemeine. Sinnlich drückt das Schiller dadurch aus, daß kein Feind ihrer Kraft zu widerstehen vermag, daß sie Verborgenes sieht und die Zukunft deutet.

Keiner andern Regung neben der Einen, sie ganz be-

herrschenden Idee darf sie den geringsten Raum gewähren, wenn sie stark sein will. Wieder bezieht der Dichter dieses allgemeine Verbot auf eine besondere Gruppe von Empfindungen, die der Heldenjungfrau namentlich verwehrt sind, und wirkt so unmittelbarer auf unsre sinnliche Vorstellung und durch sie auf unsern Verstand und unser Gefühl ein: das Mitleid mit dem Feind ihres Volkes, dem todgeweihten, und die Liebe des Weibes zum Manne ist ihr versagt.

Sie verstößt gegen diese Geschlossenheit ihres Wesens, die sie als göttliches Gebot empfindet, und verschont Lionel, von plötzlicher Liebe zu dem Gegner ergriffen. So fühlt sie sich schuldig, als Verräterin ihrer heiligen Pflicht, und dieses Bewußtsein läßt sie verstummen gegenüber der Anklage ihres Vaters. Sie weiß, daß Gott selbst sie wegen ihrer Liebe zu dem englischen Heerführer nicht zu den Reinen zählen kann, daß er ihr zürnen muß. Diese ihre innere Überzeugung hat Schiller äußerlich objektiviert in dem Donner, der auf Dunois' herausfordernde Frage folgt: „Wer wagt's, sie eine Schuldige zu nennen?“ Wie diese Frage ausgesprochen wird, ist Johannas nächster Gedanke: Gott selbst muß mich schuldig heißen. Was sie denkt, sehen und hören wir drastisch deutlich im Drama als äußerliches Geschehnis.

In der Einsamkeit, schmachvoll verkannt und ausgestoßen von den Ihrigen, bekämpft und besiegt sie die Liebesregung, gewinnt ihre innere Einheit und Festigkeit und mit ihr die Kraft zurück, alles zu überwinden, was ihrem nun wieder einzig der Rettung des Vaterlands dienenden Willen widerstrebt. Gefangen, von den Feinden verhöhnt, sieht sie in qualvoller Erregung den Untergang ihres Volkes nahen; da gibt ihr die verzweiflungsvolle Entschlossenheit zusammen mit ihrem inbrünstigen Glauben an die göttliche Hilfe übermenschliche Kraft, und sie zerreißt die ehernen Ketten, die sie gefesselt hielten, und stürmt unaufhaltsam fort zum Kampf, zum Sieg. Auch hier ist die äußere Tat, durch die sie sich befreit, nur ein sichtbares Zeichen für die wieder erlangte innere Kraft, eine sinnliche Bestätigung des Sieges, den sie in ihrer Seele errungen hat.

Mit dem Heldentode besiegelt sie ihr Wirken. Sterbend sieht sie, wie der Himmel sich öffnet und die heilige Jungfrau ihr zum Willkomm die Arme entgegenstreckt. Die Freunde aber, die sie umstehen, schauen von dem allen nichts. Auch wird auf der Bühne nichts davon äußerlich sichtbar, so wenig wie bei der ersten Erscheinung der heiligen Jungfrau vor Johanna. Nur von einem rosigen Schein, dem natürlichen Glanz der Abendsonne, ist der Himmel beleuchtet. So selbstverständlich das im Grund auch sein mag, es wird uns doch zugleich damit ein feiner Wink gegeben, daß nach der Meinung des Dichters die Visionen vornehmlich nur für Johanna selbst deutliche Wirklichkeit haben, daß sie im Wesen nichts als sinnliche Objektivationen der Vorgänge in ihrer Seele sind.

Natürlich hat nun Schiller nicht bei den einzelnen Sätzen jeder Weissagung, die er seinem Heldenmädchen in den Mund legte, oder bei jedem kleinen Zug wunderbarer Art pedantisch gefragt, ob und wie sich das als eine solche Versinnlichung seelischer Regungen erklären lasse. Auf der einmal gewählten, in letzter Linie durch die Natur der dramatischen Kunst bestimmten Grundlage durfte sich seine dichterische Phantasie mit einer gewissen Freiheit bewegen. Immerhin machte er von dieser Freiheit maßvollen Gebrauch, nur um das Gesamtbild der wunderbaren Erscheinung Johannas im einzelnen stimmungsvoll abzurunden, zu bereichern, schärfer zu beleuchten. Bloß der äußern theatralischen Wirkung zuliebe, ohne jene psychologische Begründung oder gar im Widerspruch mit ihr, wob er nirgends der Handlung seines Dramas ein Wunder ein.

Auch die von den Erklärern und Beurteilern am meisten angefochtene Erscheinung des schwarzen Ritters findet so ihre dichterische Rechtfertigung. Der Heldenjungfrau muß sich der Gedanke aufdrängen, daß man versuchen werde, sie in ihrem Siegeslaufe aufzuhalten. Nicht nur von den Feinden hat sie solches zu befürchten, auch von den Freunden, die da wähnen, sie vor Übereifer warnen zu müssen, die ihre Ausnahmsstellung, ihre Sendung im letzten Grunde doch nicht verstehn und mit Alltagsmaßen sie messen, mit weltlichen Begierden auf sie

blicken — die Werbung Dunois' und La Hires und das Verhalten des ganzen Hofes bei dieser Gelegenheit hat es ihr klar gezeigt. Derartige Besorgnisse aber schlägt sie nieder mit den zuversichtlichen Worten, die sie im Drama sofort nach der Erscheinung des schwarzen Ritters spricht:

„Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und käm' die Hölle selber in die Schranken,
Mir soll der Mut nicht weichen und nicht wanken!“

Was sie hier nur bedingungsweise denkt, setzt der Dichter in ein äußerlich sichtbares Geschehen um: er läßt einen Geist der Hölle als Widersacher der gottgesandten Streiterin wirklich erscheinen und pflanzt diese Erscheinung dramatisch bedeutend gerade vor den Wendepunkt der ganzen Tragödie hin. Wieder also objektiviert er nur sinnlich einen Gedanken, einen innern Entschluß Johannas.[1])

Nach der äußern, natürlichen Möglichkeit oder logischen Wahrscheinlichkeit fragte er dabei nicht; die Forderungen der Kunst waren für ihn allein maßgebend. Aber überall machte er das Wunder dem dramatischen Zweck untertan und erfaßte

---

[1]) Diese subjektive Bedeutung der Erscheinung leugnet Hermann Baumgart geradezu in seinem geistreichen Aufsatz über Schillers „Jungfrau von Orleans“ im ersten Bande des „Euphorion“ (1894, S. 110 ff.), der sonst über die Verwendung des Wunderbaren in der Poesie manche treffende Bemerkung enthält. Gleichwohl steht seine Erklärung nicht in einem unversöhnbaren Gegensatze zu der meinigen. Wenn er sagt, Schiller habe in der Mahnung des schwarzen Ritters die Stimmen der Verneinung objektiviert, die sich von außen her feindselig erkältend und befremdend der Jungfrau entgegenstellen, so ist meines Erachtens diese Deutung nur noch dahin zu ergänzen, daß Johanna selbst fühlt, wie solche verneinende Stimmen rings um sie laut werden, und somit sehe ich eben den Inhalt dieses ihres Gefühls in der Erscheinung des schwarzen Ritters objektiviert. Die Frage nach der besondern Bedeutung dieser Erscheinung für den Gang der dramatischen Handlung und für die folgende Charakterentwicklung Johannas berühre ich dabei überhaupt nicht. Das Beste darüber hat nach meiner Ansicht Ludwig Bellermann gesagt (Schillers Dramen. 3. Auflage. Berlin 1905, Bd. II, S. 277 ff.); übrigens hat er auch zur allgemeinen Verteidigung der Wunder in unserm Drama viel Zutreffendes bemerkt (ebenda, S. 256 ff., 306 ff.).

es aus dem Geist der dramatischen Poesie heraus, so daß es sich als den naiven, sinnenfälligen Ausdruck des Geistig-Abstrakten darstellte.

Theoretisch hat sich Schiller selbst ja in seinen ästhetischen Schriften nicht darüber geäußert, wie weit und unter welchen Bedingungen er das Wunder im Drama für zulässig halte. Er erklärte sich nur in der bekannten Besprechung des „Egmont" gegen Goethes Versuch, den Inhalt des letzten Traums seines Helden unmittelbar sinnlich auf der Bühne vor unsern Augen erscheinen zu lassen, und strich demgemäß in seiner eignen Bühnenbearbeitung dieses Dramas den als Operneffekt verurteilten künstlerischen Einfall des befreundeten Dichters, ohne übrigens Egmonts Traum selbst zu beseitigen. Gleichviel nun, ob sein Tadel und seine Änderung überhaupt berechtigt waren, auf jeden Fall war die pantomimische Darstellung eines Traums, der auch nach Goethes Meinung nichts als ein bedeutungsvoller Traum sein sollte, ihrem Wesen nach grundverschieden von den Wundern, die als richtige äußere Geschehnisse das Leben des französischen Heldenmädchens begleiten, ganz abgesehen davon, daß jene Traumerscheinung am Schluß eines Dramas steht, das sich durchaus in den Schranken der Wirklichkeit ohne jeden Eingriff übernatürlicher Mächte abspielt, während in der „Jungfrau von Orleans" fortwährend die überirdische Welt in das Leben und die Geschicke der Menschen hereinragt, uns also vom Anfang bis zum Ende einheitlich die gleiche Stimmung umfängt.

Auch Schillers Briefwechsel unterrichtet uns nicht näher über seine Ansichten von der Verwertung des Wunders im Drama. Nur ganz allgemein betonte Goethe in dem Aufsatz über epische und dramatische Dichtung, den er seinem Briefe vom 23. Dezember 1797 beilegte und dem — durchweg zustimmenden — Urteile des Freundes unterbreitete, daß die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale, die den beiden Gattungen der Poesie gleichmäßig offen stehe, selbstverständlich an die sinnliche Welt herangebracht werden müsse, was für den modernen Dichter mit größern Schwierigkeiten als für den antiken verknüpft sei.

Bei den frühern Theoretikern der Dichtkunst in Deutschland konnte sich Schiller für seine Auffassung des Wunders im Drama wenig holen. Zwar hatten schon sechzig Jahre vor ihm Bodmer und Breitinger dem Wunderbaren die höchste Bedeutung in der Poesie zuerkannt. Der Wert des Wunderbaren lag aber für sie wesentlich darin, daß es „die äußerste Staffel des Neuen“ ist, daß es dem Leser oder Zuschauer zunächst als etwas Unmögliches erscheint, also völlig unvermutet, überraschend, verblüffend für ihn eintritt und so auf sein Gemüt den stärksten — man möchte sagen: den äußerlich stärksten — Eindruck macht. Freilich forderte Breitinger, daß das Wunderbare „immer auf die wirkliche oder die mögliche Wahrheit gegründet“ sei, und nannte es ausdrücklich „ein vermummtes Wahrscheinliches“.[1]) Wahrscheinlich jedoch hieß ihm bestenfalls, was innerlich folgerichtig ist, auch was durch glaubwürdige Zeugen bestätigt wird, und was bei einer großen Anzahl von Menschen einmal Glauben gefunden hat oder noch findet. Seine Erörterungen über die Verbindung des Wunderbaren und Wahrscheinlichen wiesen daher im einzelnen nirgends auf den von Schiller zu betretenden Weg, ebensowenig wie die besondere „kritische Abhandlung“, die Bodmer gleichzeitig mit seinem Freunde 1740 über diese Hauptfrage der damaligen deutschen Ästhetik veröffentlichte.

Auch Lessing konnte hier trotz den glänzenden Darlegungen im elften Stück der „Dramaturgie“ über die Geistererscheinungen in der „Semiramis“ und im „Hamlet“ nicht Schillers Führer sein. Ja, äußerlich — doch eben nur äußerlich — verstieß dieser sogar gegen eine von dem Tadler Voltaires mit gutem Recht betonte Forderung: gleich dem Geist des Ninus erscheint auch der schwarze Ritter am hellen Tage. Aber sehr ungleich dem Voltairischen Gespenst, tritt er nicht einer größeren Gruppe von Menschen, sondern in einer öden Gegend des Schlachtfeldes allein Johanna gegenüber und ist längst von der Bühne verschwunden, als andere Personen, Feinde oder Freunde, ihr nahen.

---

[1]) Kritische Dichtkunst (Zürich 1740), Teil I, Abschnitt VI, S. 131 f.

Seine besondere Auffassung des Wunders konnte übrigens Schiller unmittelbar von Shakespeare so wenig lernen wie von den andern dramatischen Dichtern älterer Zeit, die ihm bekannt waren. Auch in den romantischen Stücken, die seiner „Jungfrau" vorausgingen, in Tiecks phantastischen Märchenlustspielen und „Genoveva", war nichts dergleichen zu entdecken. Ebenso war bis dahin in den theoretischen Schriften der Brüder Schlegel, besonders in den verschiednen Sammlungen von „Fragmenten", die Bedeutung des Wunders für die Poesie niemals in einer Weise, die Schiller anregen konnte, genauer besprochen worden. Er hätte also, selbst wenn er von den Brüdern hätte lernen wollen, in dieser Sache sich vergebens nach ihrem Rat umgesehen. Gelegentliche Bemerkungen in Friedrichs „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer"[1]) über die von Aristoteles bestrittene Zulässigkeit des Wunderbaren in der Tragödie waren für einen solchen Zweck zu allgemein gehalten.

Am ersten erklärte noch Tieck in dem Aufsatz über Shakespeares Behandlung des Wunderbaren, mit dem er 1796 seine Bearbeitung des „Sturms" einleitete, die Geistererscheinungen in den Trauerspielen des gefeierten Engländers so, daß hier vielleicht der Keim zu Schillers Auffassung liegen könnte. Tieck rühmte, wie Shakespeare diese Erscheinungen stets vollkommen aus dem Charakter der Personen, die sie sehen, herleite; er „personifiziere" in ihnen „Affekte oder Ideen, . . die höchsten Leidenschaften, den Seelenzustand, in welchem das Gemüt beunruhigt und die Phantasie auf einen hohen Grad erhitzt ist". So sei z. B. die Erscheinung Cäsars vor Brutus „fast nur eine sichtbare dargestellte böse Ahndung".[2]) Was Tieck hier sagte, war noch keineswegs dasselbe, was Schiller hernach tat; im Grunde meinte jener doch nur, daß Shakespeare die Gestalten, die seine Personen im Traum oder in leidenschaftlicher Erregung und nervöser Spannung vor ihrem geistigen Auge zu erblicken glauben, leibhaftig, auch für den Zuschauer

[1]) Berlin 1798, Bd. I, S. 110 f. (J. Minor, Friedrich Schlegels prosaische Jugendschriften. Wien 1882, Bd. I, S. 291 f.)

[2]) S. 39 und 42 der Ausgabe von 1796.

sichtbar auf die Bühne stelle. Gleichwohl könnte Schiller am Ende doch durch ihn auf den Weg zu seiner Art der Behandlung des Wunders geleitet worden sein.[1])

Ähnlich stimmen zu seinem Verfahren die theoretischen Anschauungen einiger späterer Dramatiker. Grillparzer wollte, indem er Versinnlichung alles Unsinnlichen im Drama verlangte, im Wesen dasselbe wie Schiller, wenn er auch gerade bei der Verwertung des Übernatürlichen in seinen eignen Dichtungen das Beispiel seines großen Vorgängers nicht unmittelbar nachahmte.[2])

Vollkommenes Einverständnis mit Schiller aber bekundete Richard Wagner, obgleich er an jenen dabei nicht ausdrücklich erinnerte. Denn, was Schiller, ohne sich theoretisch darüber zu äußern, mit der Behandlung des Wunders in der „Jungfrau von Orleans" praktisch leistete, das erklärte Wagner, von ganz andern Ausgangspunkten zu demselben Ziele gelangend, in „Oper und Drama"[3]) als das innerste Wesen des dichterischen Wunders: nicht der Religion dient es wie das dogmatische Wunder, sondern allein der poetischen Wirkung. Es hebt die Natur der Dinge nicht auf, sondern macht sie vielmehr dem Gefühl begreiflich. Es zeigt das, was im gewöhnlichen Leben über Raum und Zeit zerstreut, in viele kleine Einzelhandlungen zersplittert ist, in Einen Augenblick zusammengedrängt, bietet also ein verdichtetes und eben darum auch verstärktes, erhöhtes Bild des wirklichen Lebens und wird so vom Gefühl des Beschauers keineswegs als unmögliches Wunder, sondern als verständlichste Darstellung der Wirklichkeit begriffen.

Die Wunder in der „Jungfrau von Orleans" können geradezu als Musterbeispiele für die Richtigkeit dieser Auffassung gelten.

[1]) Aufmerksam auf Tiecks Abhandlung mochte ihn schon die Anzeige in der jenaischen „Allgemeinen Literaturzeitung" (Nr. 78 vom 10. März 1797, S. 619 ff.) von A. W. Schlegel machen, der freilich an Form und Inhalt jenes Essays allerlei auszusetzen wußte.

[2]) Vgl. Fritz Strich, Franz Grillparzers Ästhetik (Berlin 1905), S. 99 f.

[3]) Teil II, Abschnitt 5. (Gesammelte Schriften und Dichtungen. Leipzig 1872, Bd. IV, S. 102 ff.)

Sitzung vom 3. März 1906.

Philosophisch-philologische Klasse.

Herr MEISER hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Studien zu Lukian.

Im 1. Abschnitte (Lukian und Jakob Bernays) wird aus den Schriften Lukians nachgewiesen, daß das ungünstige Bild, welches Jakob Bernays in seiner Abhandlung „Lukian und die Kyniker" 1879 von Lukians Persönlichkeit und Charakter entworfen hat, der Wirklichkeit nicht entspricht und der Bedeutung des großen Satirikers nicht gerecht wird, wenn auch hervorragende Gelehrte unserer Zeit bei der Beurteilung Lukians sich Bernays angeschlossen haben. Der 2. Abschnitt (Lukian und die Christen) enthält eine textkritische Untersuchung der Kapitel der Schrift Lukians vom Lebensende des Peregrinus, welche sich auf die Christen beziehen, auf Grund der kritischen Ausgabe von Lionello Levi (Berlin, Weidmann, 1892). An zwei Stellen wird der Versuch gemacht, den ursprünglichen Text herzustellen. Zum Vergleiche wird auch das Christuskapitel bei Josephus beigezogen. Am Schlusse wird eine Stelle im 43. Kapitel, die bisher für lückenhaft galt, durch eine leichte Textverbesserung berichtigt.

Historische Klasse.

Herr Friedrich hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Die ecclesia Augustana in dem Schreiben der istrischen Bischöfe an Kaiser Mauritius vom Jahre 591 und die Synode von Gradus zwischen 572 und 577.

Das Schreiben der istrischen Bischöfe, welches berichtet, unter Kaiser Justinian I. hätten fränkische Erzbischöfe drei Kirchen der Aquileier Kirchenprovinz, die ecclesiae Beconensis (al. Bremensis), Tiburniensis und Augustana, mit Bischöfen besetzt, hat seit mehreren Jahrhunderten eine ganze Reihe von Hypothesen hervorgerufen. Doch wurde jüngst die eine Schwierigkeit dadurch gelöst, daß die wiedergefundene Handschrift, welche allein das Schreiben erhalten hat, der Cod. lat. Paris. 1682, weder Beconensis nach Baronius noch Bremensis nach Hardouin, sondern Breonensis hat. Es blieb somit nur noch die ecclesia Augustana zu erklären, unter der fast alle Forscher Augsburg suchten. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Erklärung springt aber so sehr in die Augen, daß sie unmöglich als befriedigend betrachtet werden kann. Der Vortragende führt nun den Nachweis, daß die ecclesia Augustana nicht Augsburg, sondern Aguntum, ein untergegangenes, in der Nähe des heutigen Lienz im Pustertal gelegenes Municipium, ist. Und da seine Beweisführung zum Teil auf der Synode von Gradus zwischen 572 und 577 beruht, so weist er ferner nach, daß man mit Unrecht, weil von späteren Fälschungen ausgehend, ihre Echtheit bestritten hat. Dieser Nachweis kommt auch den bischöflichen Kirchen von Seben und Trient zugute.

Studien zu Lukian.

Von **Karl Meiser.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 3. März 1906.)

I. Lukian und Jakob Bernays.

Jakob Bernays hat in seiner Schrift „Lukian und die Kyniker" (Berlin 1879) eine Rettung des Kynikers Peregrinus versucht, d. h. er hat sich bemüht, den von Lukian so schwer angegriffenen Philosophen Peregrinus in ein möglichst günstiges Licht zu stellen und Lukian möglichst herabzusetzen. Zwar hat schon Johannes Vahlen in dem Index lect. Berol. 1882/83 kurz und bündig nachgewiesen, daß die Ansicht Bernays' bezüglich der Stellung Lukians zu den Kynikern auf einem Irrtum beruhe; da jedoch das Ansehen eines Gelehrten wie Jakob Bernays auf die Beurteilung Lukians nachhaltig eingewirkt hat und noch einwirkt, lohnt es sich wohl der Mühe, die Behauptungen und Beweise des verdienten Gelehrten einer eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Es sind keine geringen Vorwürfe, die Lukian in seiner Schrift vom Lebensende des Peregrinus (*περὶ τῆς Περεγρίνου τελευτῆς*) dem sonderbaren Schwärmer macht: Ehebruch, Verführung eines Knaben, Vatermord, Übertritt zu den Christen, Gefangennahme und Freilassung, Ausstoßung aus der christlichen Gemeinde, Schenkung des Vermögens an seine Vaterstadt Parion, dann Versuch, diese Schenkung wieder rückgängig zu machen, asketisches Leben in Ägypten, Ausweisung aus Rom,

sein Treiben in Griechenland und endlich seine Aufsehen erregende Selbstverbrennung in Olympia nach Schluß der olympischen Spiele des Jahres 165 n. Chr. (= Ol. 236,1 nach Hieronymus). Da es nicht möglich war, auf Grund literarischer Zeugnisse diese Vorwürfe zu widerlegen, mußte sich Bernays in der Hauptsache darauf beschränken, die Glaubwürdigkeit Lukians in Zweifel zu ziehen und seinen Charakter zu verdächtigen. Er stimmt also dem Urteile Joan Luzacs über Lukian bei (Lectiones Atticae p. 186): Samosatensis huius seu ioci seu calumniae nullius famam minuunt. Noch einfacher wäre es gewesen, wenn er sich auch die andere Äußerung Luzacs angeeignet hätte, der in der gleichen Abhandlung p. 310 sagt: Lucianus, homo nequam; denn wenn Lukian ein nichtswürdiger Mensch war, dann gilt natürlich sein Zeugnis nichts und man braucht ihn überhaupt nicht mehr zu lesen. Wieland hat seiner Übersetzung der betreffenden Schrift Lukians eine Abhandlung beigegeben „über die Glaubwürdigkeit Lukians in seinen Nachrichten vom Peregrinus“ (III 93—110). Diese Abhandlung hat Bernays weder einer Erwähnung noch einer Widerlegung gewürdigt. Gewiß mit Unrecht. Denn wenn Wieland auch kein gelehrter Forscher war, so besaß er doch gesunden Menschenverstand, der noch immer mehr wert ist als alle Gelehrsamkeit; und wie man bei Platon das Urteil Schleiermachers nicht unberücksichtigt lassen darf, ebensowenig darf man bei Lukian Wieland beiseite setzen, da beide mit dem Autor, den sie übersetzten, geistesverwandt waren.

Wer die Werke Lukians unbefangen liest, gewinnt die Überzeugung, daß der Kern seines Wesens Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit war. Wie schön stellt er sich der Göttin Philosophie in dem Dialoge „Der Fischer“ (c. 19 f.) vor: „Ich bin Freimund, Wahrmunds Sohn, der Enkel des Wahrheitsuchers (*Παρρησιάδης Ἀληθίωνος τοῦ Ἐλεγξικλέους*). „Ich hasse die Prahler, ich hasse die Schwindler, ich hasse die Lüge und den Dünkel und jede so geartete Sippe der verruchten Menschen. Es gibt aber deren gar viele, wie du weißt.“ (*Μισαλαζών εἰμι καὶ μισογόης καὶ μισοψευδὴς καὶ μισότυφος καὶ μισῶ πᾶν τὸ*

τοιουτῶδες εἶδος τῶν μιαρῶν ἀνθρώπων· πάνυ δὲ πολλοί εἰσιν, ὡς οἶσθα.) „Ich liebe die Wahrheit, das Schöne und Schlichte und alles, was auf Liebe Anspruch hat; doch sind es ganz wenige, die dieser Empfindung würdig sind. Dagegen deren, die der entgegengesetzten Empfindung anheimfallen und dem Hasse näher stehen, gibt es viele Tausende. Ich laufe also Gefahr, die eine Empfindung aus Mangel an Betätigung bald ganz zu verlernen, die andere aber ganz meisterhaft zu verstehen.“ (*φιλαλήθης τε γὰρ καὶ φιλόκαλος καὶ φιλαπλοϊκὸς καὶ ὅσα τῷ φιλεῖσθαι ξυγγενῆ· πλὴν ἀλλ' ὀλίγοι πάνυ ταύτης ἄξιοι τῆς τέχνης. οἱ δὲ ὑπὸ τῇ ἐναντίᾳ ταττόμενοι καὶ τῷ μίσει οἰκειότεροι πεντακισμύριοι. κινδυνεύω τοιγαροῦν τὴν μὲν ὑπ' ἀργίας ἀπομαθεῖν ἤδη, τὴν δὲ πάνυ ἠκριβωκέναι.*) „Meine Aufgabe besteht darin, die Schlechten zu hassen, die Guten zu loben und zu lieben.“ (*τὸ μέντοι ἐμὸν τοιοῦτόν ἐστιν, οἷον τοὺς μὲν πονηροὺς μισεῖν, ἐπαινεῖν δὲ τοὺς χρηστοὺς καὶ φιλεῖν.*) Vom Geschichtschreiber verlangt er in erster Linie unbedingte Wahrheitsliebe (hist. conscr. 9, 39, 41, 61, 63). In einer satirischen Schrift, die er „wahre Geschichte“ betitelt hat, wendet er sich gegen die erlogenen Reiseberichte und Reiseromane. Dort erzählt er unter anderem von seinem Aufenthalte bei den Verdammten: Am strengsten wurden diejenigen bestraft, welche während des Lebens gelogen hatten, und die Geschichtschreiber, die nicht bei der Wahrheit blieben. Bei ihrem Anblicke hatte ich gute Hoffnung für die Zukunft, denn ich war mir keiner Lüge bewußt (2, 31). Aufrichtig sagt er ja in der Einleitung zu diesen satirisch phantastischen Erzählungen: Das wird das einzige Wahre daran sein, wenn ich sage, daß sie erlogen sind. Deswegen brauchen die Leser durchaus nicht daran zu glauben (1, 4). Eine treffliche Schrift ist gegen die Verleumdung gerichtet. Im „Alexander“ entlarvt er einen Lügenpropheten. Im „Lügenfreund“ geißelt er den Aberglauben der Philosophen und erklärt, daß die Wahrheit und der gesunde Menschenverstand das wirksamste Schutzmittel sei gegen diese nichtigen und törichten Lügen (c. 40). Unermüdlich hebt er die Unwahrhaftigkeit der Philosophen hervor, den Widerspruch, der zwischen

ihrem Leben und ihrer Lehre besteht. Die meisten der heutigen Philosophen, sagt er, eignen sich die philosophischen Lehren vollkommen an, aber sie leben so, als ob sie diese nur dazu läsen und studierten, um das Gegenteil davon zu tun (pisc. 34). Man wird nirgends einen größeren Widerspruch finden als zwischen ihren Worten und ihren Werken (fugit. 19). Die anderen fordern sie auf, die Wahrheit zu reden und doch können sie kaum die Zunge regen, ohne zu lügen (ebenda). An alles legt er den Maßstab der Wahrheit und Wahrhaftigkeit an und man müßte irre werden an der menschlichen Natur, wenn man annehmen wollte, daß Lukian über Peregrinus Lügen und Verleumdungen berichtet habe. Er faßt sein Urteil über Peregrinus in die Worte zusammen: „Es war ihm nie um die Wahrheit zu tun, sondern bei allem, was er sprach und tat, hatte er nur den Ruhm und den Beifall der Menge im Auge, so daß er sogar ins Feuer sprang, während er doch den Beifall nicht einmal genießen konnte, da er ihn nicht mehr hörte" (c. 42). Lukian bezeichnet ihn als einen Herostratos (c. 22) und diese psychologische Erklärung der Handlungsweise des Peregrinus erscheint uns wohl annehmbar. Theagenes, der Schüler und Bewunderer des Peregrinus, vergleicht ihn (c. 25) mit den indischen Weisen, wie Kalanos, der auch, um seine Todesverachtung zu zeigen, den freiwilligen Feuertod wählte. Lukian weist diese günstige Auffassung des Theagenes mit den Worten zurück: „als ob es nicht auch bei den Indern Narren und ruhmsüchtige eitle Menschen geben könnte". Auch die Tat des Kalanos fand verschiedene Beurteilung, wie Diodor 17, 107 erzählt: „Von den Anwesenden, sagt er, hielten die einen seine Tat für Verrücktheit, die anderen für eitle Ruhmsucht, um seine Standhaftigkeit zu zeigen, einige aber bewunderten seine Seelengröße und seine Todesverachtung. Auch Pausanias sagt nach Erwähnung der Selbstverbrennung des Timanthes (6, 8, 4): Was aber auch bereits derartiges geschehen ist unter den Menschen oder auch später einmal geschehen wird, das dürfte eher für Verrücktheit gelten als für Mannhaftigkeit, wenigstens nach meiner Meinung."

Solanus nennt (zu Alexander 54) den Lukian „aufrichtig und ehrlich“ (candidus), weil er sich nicht scheute, ein ungünstiges Orakel, das der Prophet Alexander über seine Person gefällt hatte, der Nachwelt zu überliefern. (Vides interim, quam candidus Lucianus, qui tantum in se iactum opprobrium posteris non veritus sit tradere.) Eduard Zeller schreibt (Die Philosophie der Griechen III, 1³, S. 689, Anmerkung 3): „Unter Antoninus Pius und seinen Vorgängern lebte Demonax, gleichzeitig Peregrinus mit dem Beinamen Proteus, dessen Gauklerleben und Selbstverbrennung Lukian schwerlich erdichtet, wenn auch ohne Zweifel ausgeschmückt hat.“ Es ist aber wohl zu beachten, daß Lukian selbst seinen Freund Kronios, dem er die Schrift widmet, darauf aufmerksam macht, was er aus Eigenem hinzufügte. Lukian war Augenzeuge bei der Selbstverbrennung des Peregrinus und als er von dem Schauplatze zurückkehrte, da begegneten ihm viele Neugierige, die ihn nach den näheren Umständen ausfragten. „Wenn ich nun, berichtet er, einen Gebildeten sah, dem erzählte ich wie dir die nackten Tatsachen, bei den Dummen und Wundersüchtigen aber erdichtete ich etwas aus mir selbst: Nachdem der Scheiterhaufen angezündet war und Proteus sich hineingestürzt hatte, da sei zuerst ein gewaltiges Erdbeben entstanden unter Dröhnen der Erde, dann sei ein Geier mitten aus der Flamme emporgeflogen und in den Himmel entschwunden, indem er mit lauter menschlicher Stimme rief: Verlassen habe ich die Erde, ich steige zum Olymp empor.“ Und es dauerte nicht lange, so erzählte einer unter eidlicher Versicherung, „er habe selbst den Geier aus dem Scheiterhaufen emporfliegen sehen, den doch ich kurz zuvor hatte fliegen lassen zur Verspottung der Einfältigen und Dummen“ (c. 39 f.). Wieland nennt (III, S. 45) Peregrinus den sonderbarsten Schwärmer und Alexander den größten Betrüger der Zeit Lukians; dementsprechend hat Eduard Zeller seine Abhandlung, die zuerst 1877 in der Deutschen Rundschau (Band 10, S. 62—83) erschien,[1] betitelt: Alexander und Pere-

[1] Dann in den Vorträgen und Abhandlungen 2. Sammlung 1877, S. 154—188. Ich zitiere nach der Deutschen Rundschau.

grinus, ein Betrüger und ein Schwärmer. Er sagt: „Wenn auch Lukian mit der Bemerkung ohne Zweifel im Recht ist, daß die Eitelkeit und die Sucht Aufsehen zu machen an seinem wunderlichen Treiben einen Hauptanteil gehabt habe, so hat er ihn doch schwerlich richtig aufgefaßt, wenn er ihn wie Alexander einfach als einen Betrüger behandelt“ (S. 74). „Er war ein Schwärmer, aber kein Schwindler“ (S. 80). Die Grenzlinie zwischen Schwärmer und Betrüger dürfte bei solchem Lebenswandel des Peregrinus, wie ihn Lukian schildert, schwer zu ziehen sein, und es ist auch zu beachten, daß der Apologet Athenagoras in seiner Schutzschrift für die Christen vom Jahre 177 (c. 26) Neryllinos, Proteus und Alexander als drei gleichartige zusammenstellt. Auch den Kyniker Krescenz, den Ankläger des Märtyrers Justin, schildert Tatian in seiner Rede an die Griechen (c. 19.) in ähnlicher Weise wie Lukian den Peregrinus (*Κρήσκης γοῦν ὁ ἐννεοττεύσας τῇ μεγάλῃ πόλει παιδεραστίᾳ μὲν πάντας ὑπερήνεγκεν, φιλαργυρίᾳ δὲ πάνυ προσεχὴς ἦν. θανάτου δὲ ὁ καταφρονεῖν συμβουλεύων οὕτως αὐτὸς ἐδεδίει τὸν θάνατον*, das Folgende korrupt).[1])

Die *δοξοκοπία*, die Lukian dem Peregrinus (c. 2, 12) vorwirft, heißt bei Tatian *δοξομανία*, wofür er den Anaxarch als Beispiel anführt (c. 19 *μὴ διὰ τὴν ἀνθρωπίνην δοξομανίαν, ὡς Ἀνάξαρχος, ἀποθνήσκετε, χάριν δὲ τῆς τοῦ θεοῦ γνώσεως τοῦ θανάτου καταφρονηταὶ γίνεσθε.*)

Bernays geht bei seiner Beurteilung Lukians von dem grundfalschen Satze aus, daß Lukian unfähig gewesen sei den Kynismus richtig zu beurteilen. Er schreibt (S. 42): „Es bedurfte einer Kenntnis der Tiefen und Höhen der Menschennatur, wie Epiktet sie besaß, um der doppelartigen Erscheinung des Kynismus Tadel und Lob gerecht zuzumessen. Ein Mann wie Lukian war

[1]) Am Anfange des Kapitels nimmt der Herausgeber Eduard Schwartz eine Lücke an: *Ὑμεῖς δὲ τούτων οὐκ ἔχοντες τὴν κατάληψιν παρ' ἡμῶν τῶν εἰδότων ἐκπαιδεύεσθε, ** λέγοντες θανάτου καταφρονεῖν καὶ τὴν αὐτάρκειαν ἀσκεῖν. οἱ γὰρ παρ' ὑμῖν φιλόσοφοι τοσοῦτον ἀποδέουσι τῆς ἀσκήσεως ὥστε* u. s. w. Es hat aber nur eine Wortverschiebung stattgefunden: *Ὑμεῖς — ἐκπαιδεύεσθε. οἱ γὰρ παρ' ὑμῖν φιλόσοφοι λέγοντες — ἀσκεῖν.* Vgl. c. 25 *οἱ παρ' ὑμῖν — φιλόσοφοι; — — λέγοντες* u. s. w.

dazu unfähig. Man darf vielleicht behaupten, daß der echte Kynismus dem Lukian noch unleidlicher gewesen als der erheuchelte. Jedenfalls war ihm der echte unverständlich in seinen allgemeinen psychologischen Anlässen und wohl noch unverständlicher in seiner Verurteilung der Kaiserzeit." (S. 46): „Ihm und seinesgleichen konnte nun eine Lebensrichtung wie die kynische nur tiefe Abneigung erwecken." Gleichwohl heißt es S. 21: „Lukians Verhältnis zu der früher von ihm in einzelnen Vertretern nicht unfreundlich beurteilten kynischen Lebensrichtung war im Laufe der Zeit das einer ungemilderten Feindseligkeit geworden" und S. 48: „Aber solche kühle Freundlichkeiten, mit denen der Kynismus in den früheren Schriften Lukians bedacht wird, hörten bald auf."

Die Wahrheit ist, daß die ganze philosophische Tätigkeit Lukians auf dem Boden der kynischen Diatribe erwachsen ist. Alles, was er gegen Tyrannen und Machthaber, gegen Reichtum und Üppigkeit, gegen Götter und Orakel, Opfer und Gebete vorbringt, stammt daher. Er hat, wie er selbst hervorhebt (bis accus. 33), den Kyniker Menippos ausgegraben und diesen in seinen Dialogen mehrfach zum Wortführer gemacht. In den Totengesprächen (21) werden Diogenes und Menippos als die einzigen gerühmt, die ohne Todesfurcht in die Unterwelt eingegangen sind (vgl. das 27. Totengespräch), und Hermes nennt (22) den Menippos einen vollkommen Freien (ἐλεύθερον ἀκριβῶς). In der Überfahrt (catapl. 4) heißt Diogenes der wackerste (ὁ γενναιότατος), der beste (ὁ βέλτιστος), weil er aus eigenem Antriebe dem Hermes behilflich war, den flüchtigen Tyrannen, der auf die Oberwelt zurückkehren wollte, wieder einzufangen. Klotho nennt ihn „Aufseher und Heiland der menschlichen Gebrechen" (c. 7). Niemand klagt ihn vor dem Richterstuhle des Rhadamanthys an, der Richter verweist ihn auf die Inseln der Seligen (c. 24), wo er sich auch in der „wahren Geschichte" befindet (2, 18). Wenn Lukian (pro imag. 28) den als den besten der Philosophen bezeichnet, der den Menschen ein Ebenbild Gottes (εἰκόνα θεοῦ) genannt hat, so meint er damit den Diogenes, wie Diogenes Laertios (6, 2, 51 τοὺς ἀγαθοὺς ἄνδρας

θεῶν εἰκόνας εἶναι) bezeugt. Im 11. Totengespräche sind als Besitztümer des Diogenes und Krates bezeichnet: Weisheit, Genügsamkeit, Wahrheit, Freimut und Freiheit; diese haben sie von Antisthenes geerbt (c. 3) (vgl. das 24. Totengespräch). Im 10. Totengespräche tritt Menippos, den Hermes als besten der Menschen bezeichnet, als Gegner der Philosophen auf und ebenso ist er im Fischer (c. 26) als Verbündeter Lukians gegen die Philosophen erwähnt. Im 26. Totengespräche gibt Menippos dem Chiron die Lehre, verständig und zufrieden zu sein, sich mit den vorhandenen Verhältnissen zu begnügen und nichts davon für unerträglich zu halten.

Selbst aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, hat sich Lukian zeitlebens ein warmes Herz für die Armut bewahrt. Den Armen erzählt er die Geschichte seiner Jugend, damit arme Jünglinge an ihm sich ein Beispiel nehmen, daß man durch Fleiß und Ausdauer auch aus bedrängter Lage sich emporarbeiten könne. Es gefällt ihm, wenn Armut mit Freimut verbunden ist; daher läßt er den Hermes zu Charon sagen: Krösos verträgt die Freimütigkeit und die Wahrheit der Worte Solons nicht, es scheint ihm etwas Fremdartiges, ein Armer, der sich nicht duckt, sondern frei heraussagt, was er denkt (Charon 13). Wie schön wird im „Hahn" dem armen Schuster Mikyllos auseinandergesetzt, daß er es im Kriege und im Frieden besser habe als die angesehenen und reichen Bürger. Mit wie köstlichem Humor benimmt er sich in der Unterwelt; denn dort lachen die Armen, betrübt und traurig sind die Reichen (catapl. 15). Wenn Wieland die Frage aufwirft: „Sollten sich auch die griechischen Schuster durch den Hang zum Grübeln und Spintisieren, den man an unseren modernen Schustern bemerkt haben will, schon ausgezeichnet haben?" so ist darauf zu antworten, daß ein Schuster wohl deshalb gewählt ist, weil diese bei den Griechen als die verachtetsten Handwerker galten.[1]) Auch Mikyllos wird wie Diogenes auf die Inseln der Seligen gesandt (c. 25). Die Armen werden auf die Unterwelt vertröstet: dort

[1]) S. Leopold Schmidt, Die Ethik der alten Griechen II 437.

herrscht Friede (mort. dial. 10, 7, catapl. 15), dort herrscht Gleichheit (ὁμοτιμία mort. dial. 15, 2 ἰσοτιμία mort. dial. 25, 2). In dem reizenden Gespräche „die Wünsche" sagt Adeimantos, wo er ausmalt, wie er leben würde, wenn er durch Auffinden eines Schatzes plötzlich unermeßlich reich wäre: den hochmütigen Reichen, die ihn zu besuchen kämen, würden seine sieben Türhüter, riesengroße Barbaren, die Türe vor der Nase zuschlagen, wenn aber ein Armer komme, den würden sie freundlich empfangen und zu Tische laden (c. 22). In den Saturnalien, kleinen Scherzen, wie sie Lukian zu dem Feste reichen Gönnern zu überreichen pflegte, läßt er den Kronos vorschreiben, was die Reichen für die Armen tun sollten: den Männern der Wissenschaft soll alles doppelt zugesandt werden, denn sie verdienen es, doppelte Portionen zu erhalten. Auch Schulden sollen die Reichen für ihre armen Freunde bezahlen und den Mietzins, wenn einer diesen noch schuldig ist und nicht bezahlen kann (c. 15). Edle Freigebigkeit und Menschenfreundlichkeit gegen die Armen macht das Leben der Reichen erst angenehm (c. 33). Die Reichen müssen ihre Selbstsucht (τὸ ἄγαν φίλαυτον) aufgeben (c. 24), andererseits sollen die Armen in ihren Ansprüchen nicht unverschämt sein (c. 37).

Es kann keine Rede davon sein, daß Lukian für die Philosophie der Entsagung kein Verständnis oder gar eine tiefe Abneigung dagegen gehabt hätte. Die Überschrift des Dialoges βίων πρᾶσις müssen wir mit „Philosophenversteigerung" übersetzen. Denn wenn auch eigentlich der βίος der einzelnen Philosophenschulen versteigert wird, so schiebt sich doch von selbst für den βίος der Name des Stifters der betreffenden Schule unter. Und dies ist um so mehr berechtigt, als ja alle Philosophen sich für echte Nachfolger und Jünger des Gründers der Schule ausgaben. Da dies aber zu dem Mißverständnisse Anlaß gab, als sei der Angriff Lukians gegen die Stifter der Schule gerichtet, so legt Lukian in dem „Fischer oder die Auferstandenen" seine Ansicht deutlich dar. Seine Angriffe gelten den entarteten, unwürdigen Philosophen. Daher ist schon in der „Philosophenversteigerung" bei der schroffen Schilderung

der kynischen Lebensrichtung die ursprünglich gute Absicht des Stifters dieser Schule nicht verschwiegen. Denn Diogenes sagt dort: „Ich ziehe wie Herakles zu Felde gegen die Lüste, nicht auf Befehl, sondern freiwillig, da ich die Absicht habe, das Leben zu reinigen.“ Der Käufer erwidert: „Brav, eine gute Absicht! Aber was verstehst du eigentlich? oder was hast du für einen Beruf?“ Diogenes antwortet: „Ich bin ein Befreier der Menschen und ein Arzt ihrer Leiden; überhaupt will ich ein Prophet der Wahrheit und Freimütigkeit sein“ (c. 8). Wenn er schließlich um den niedrigsten Preis, um 2 Obolen, losgeschlagen wird, so hat dies darin seinen Grund, daß er als *κύων* tief unter dem Menschen steht. Daher sagt der Käufer: „Pack Dich! das ist gräßlich, nicht mehr menschlich“ (c. 11 *ἄπαγε· μιαρὰ γὰρ καὶ οὐκ ἀνθρώπινα λέγεις*). Sein Gegenstück ist Pythagoras, der Übermensch (c. 2 *τίς ὑπὲρ ἄνθρωπον εἶναι βούλεται*; vgl. catapl. 16 *ὑπεράνθρωπός τις ἀνήρ*).

In dem Fischer läßt sich Lukian von der Wahrheit und Philosophie den Auftrag erteilen, alle Philosophen zu prüfen. Wenn er einen echten finde, den solle er bekränzen; wenn er aber auf einen verruchten Menschen stoße, dem die Philosophie nur zum Deckmantel diene, dergleichen es viele gebe, dem solle er einen Fuchs oder Affen auf die Stirne einbrennen. Und die Prüfung solle darin bestehen, zu untersuchen, ob einer über Gold, Ruhm und Sinnenlust erhaben sei (c. 46). Lukian erklärt sich dazu bereit, sagt aber voraus, daß es wenig Kränze, aber viele Brandmarkungen geben werde (c. 52). Lukian hat diesen Auftrag gewissenhaft ausgeführt: Zwei Philosophen hat er bekränzt, d. h. er hat jedem in einer eigenen Schrift ein ehrendes Denkmal gesetzt, dem Platoniker Nigrinus und dem Kyniker Demonax, alle anderen Philosophen hat er in zahlreichen Schriften gebrandmarkt und mit rücksichtsloser Schärfe als Heuchler bloßgestellt. So hat er das schandbare Leben des Kynikers Peregrinus aufgedeckt und in den *Δραπέται* drei andere Kyniker, ehemalige Sklaven, die ihren Herren entliefen und die Frau ihres Gastfreundes mit sich entführten, schonungslos entlarvt. Für Bernays ist der Demonax, die Verherrlichung

eines Kynikers, natürlich unbequem und er erklärt diese Schrift mit Immanuel Bekker für unecht, zumal, da sie auch eine für Peregrinus nicht schmeichelhafte Anekdote enthält. Dort wird (c. 21) erzählt: „Als ihm Peregrinus Proteus vorwarf, daß er soviel lache und mit den Menschen scherze, und sagte: Demonax, du benimmst dich nicht wie ein Kyniker, antwortete er: Peregrinus, du benimmst dich nicht wie ein Mensch.“ Die Echtheit des *Δημώνακτος βίος* ist von Eunapios in den Lebensbeschreibungen von Philosophen und Sophisten ausdrücklich bezeugt.[1]) Außerdem gedenkt Lukian des Kynikers Proteus noch im „Büchernarr“ (c. 14), wo er sich über die Torheit lustig macht, daß ein Verehrer des Philosophen, der ins Feuer sprang, dessen Stock um ein Talent kaufte.

Bernays fährt in seiner Beurteilung Lukians fort (S. 42): „Aus einem, wie es scheint, nicht sehr erfolgreichen Advokaten war Lukian ein sehr erfolgreicher Literat dadurch geworden, daß er die Stimmung der gebildeten Durchschnittsmenschen im Zeitalter der Antonine mit der Gewandtheit eines betriebsamen und nicht ungraziösen Syrers zu treffen gewußt hatte. In dem Wasser, in das er nun einmal geworfen war, wollte er schwimmen, um an das Ufer einer pekuniär unabhängigen und gesellschaftlich geachteten Stellung zu gelangen, das er ja auch erreicht hat. Ernste Studien irgend welcher Art hat er nie unternommen.“

Den Vorwurf, daß Lukian ein nicht sehr erfolgreicher Advokat gewesen sei, hat Bernays, wie es scheint, dem Artikel *Λουκιανός* bei Suidas entnommen, wo es heißt: „Er war anfangs Sachwalter in Antiochia in Syrien; da er aber in diesem Berufe kein Glück hatte, wandte er sich der Schriftstellerei zu und er hat unendlich viel geschrieben.“ Der Artikel bei Suidas stammt von einem fanatischen christlichen Gegner; es ist also nicht der geringste Wert darauf zu legen. Die Angabe ist

[1]) Denuo ed. Boissonade p. 454: *Λουκιανὸς δὲ ὁ ἐκ Σαμοσάτων, ἀνὴρ σπουδαῖος ἐς τὸ γελασθῆναι, Δημώνακτος φιλοσόφου κατ' ἐκείνους τοὺς χρόνους βίον ἀνέγραψεν, ἐν ἐκείνῳ τε τῷ βιβλίῳ καὶ ἄλλοις ἐλαχίστοις δι' ὅλου σπουδάσας.*

auch nicht wahrscheinlich. Wenn Lukian die mündliche Rede so meisterhaft beherrschte wie die schriftliche, dann war er ohne Zweifel auch ein tüchtiger Advokat. Lukian selbst sagt kein Wort von einem solchen Mißerfolge. Im Gegenteile. Im Fischer (c. 9) läßt er sich von Platon den Vorwurf machen, er stehe im Rufe, ein gewandter und geriebener Advokat zu sein (φασὶ γοῦν ῥήτορά σε καὶ δικανικόν τινα εἶναι καὶ πανοῦργον ἐν τοῖς λόγοις) und Diogenes sagt in seiner Anklage (c. 25): „Er ist ein Redner, wie er sagt, der auf die Gerichtshöfe und das dort gewonnene Ansehen verzichtet hat und alle Gewandtheit oder Schärfe, die er sich im Reden angeeignet, nun auf uns losläßt.“ Daß er als Redner angemessenen Beifall fand (τὰ μέτρια ἐπαινουμένῳ), erzählt er in der „Verteidigungsrede“ (c. 15), wo er auch erwähnt, daß er in Gallien als öffentlich angestellter Lehrer der Beredsamkeit zu den gutbezahlten Sophisten zählte. Im „doppelt Angeklagten“ sagt die Rhetorik, daß sie ihn berühmt und angesehen machte (c. 27). Was ihn dann veranlaßte, der Rhetorik in seinem 40. Lebensjahre völlig den Abschied zu geben, berichtet er selbst im Fischer, wo er zur Philosophie sagt (c. 29): „Als ich aber sah, was für schlimme Dinge mit dem Berufe eines Redners notwendig verbunden sind, Täuschung und Lüge, Frechheit, Schreien, Raufereien und tausenderlei anderes, da entzog ich mich dem, wie es natürlich war, wandte mich dir, der Philosophie, zu und gedachte den Rest meines Lebens unter deinem Schutze zu verbringen, wie aus Sturm und Brandung in einen ruhigen Hafen gerettet.“ Aber auch hier erwarteten ihn nur neue Kämpfe. Wenn er dann nach einem ruhelosen Leben, nach heftigem Ringen mit Göttern und Menschen (diis et hominibus non pepercit, sagt Laktanz von ihm div. inst. I 9) in hohem Alter endlich des Kampfes müde, die Stelle eines kaiserlichen Beamten in Ägypten annahm, wer möchte ihm dies verdenken? Nach Mommsen (Römische Geschichte 5 S. 569 Anm. 1) war es eine Subalternstelle bei der Präfektur von Ägypten; er war ὑπομνηματογράφος, lateinisch a commentariis oder ab actis. Daß es eine einträgliche, aussichtsreiche Stelle war, gibt er

selbst in der Verteidigungsrede an (c. 12). Es gab schon damals hämische Menschen, die ihm einen Vorwurf daraus machten, als stehe die Annahme einer solchen Stellung in Widerspruch mit den Anschauungen, die er in der Schrift „über das traurige Los der Gelehrten, die sich an große Herren verdingen", so scharf und witzig ausgesprochen. Diesen mußte er in einer Verteidigungsschrift nachweisen, daß ein Unterschied sei zwischen Privatdienst und Staatsdienst. Und doch schreibt auch heute noch Wilamowitz (Die griechische Literatur des Altertums, S. 172 f.) von Lukian, er sei am Ende in Ägypten in einem staatlichen Bureau untergekrochen, weil er klug genug gewesen, den Staat und alles, was dazu gehört, allein ganz ungeschoren zu lassen. Ähnlich sagt Bernays (S. 44 f.): „In der Tat ist diese in dem Kaiser gipfelnde römische Bureaukratie, deren Mitglied er ja auch auf seine alten Tage ward, wohl das Einzige, was er während des ganzen Verlaufes seiner langjährigen und fruchtbaren schriftstellerischen Tätigkeit nie verspottet, ja, wo sich Gelegenheit bot, — mit unverhohlener Achtung und selbst da, wo er nicht loben konnte, — mit geflissentlicher Schonung behandelt hat. Schwerlich bloß aus Furcht vor Ungelegenheiten." Wenige Jahre nach Bernays schrieb Theobald Ziegler (in seiner Ethik der Griechen und Römer 1881, S. 194): „Der sophistische Geist ist in ihm noch einmal zum Leben erwacht und darum gefiel ihm Epikur: jener Geist der Prinzip- und Charakterlosigkeit, jener geistreiche Nihilismus, der alles zersetzt, alles negiert, alles verhöhnt, nur — und das ist das Schlimmste — die hohe Obrigkeit in Rom mit seinem Spotte verschont." Da die Zeit der schriftstellerischen Tätigkeit Lukians in die Regierung der Antonine fiel, die beste und glänzendste Epoche der römischen Kaiserzeit, warum hätte er die Regierung bekämpfen sollen? Muß denn jede Regierung, auch wenn sie gut ist, angegriffen werden? Man möchte Lukian jetzt so gerne zum gemeinen Streber herabwürdigen. Aber wenn es ihm um kaiserliche Huld und Gnade zu tun war, warum hat er nicht, statt so gänzlich unbekannte Philosophen wie Nigrinus und Demonax

zu feiern, den Kaiser Mark Aurel in einer eigenen Schrift als wahren und echten Philosophen verherrlicht? Hat er etwa die stoischen Philosophen geschont, weil ein Stoiker auf dem Throne saß? Nein, über keine Philosophenschule hat er mehr Spott und Hohn ausgegossen, als gerade über die Stoiker. Sieht das einem Buhlen um Hofgunst gleich? Nein, Lukian war ein Charakter, und was die Annahme der Stelle in Ägypten betrifft, so war er wohl der rechte Mann für diesen Posten und er rechtfertigt sich sehr schön, wenn er schreibt: „Der tüchtige Mann muß tätig sein und wie könnte er anders seine Pflicht erfüllen, als wenn er mit Freunden zusammenwirkt zum allgemeinen Besten und in vollem Lichte der Öffentlichkeit eine Probe von sich ablegt, wie es steht mit seiner Treue, seinem Eifer und seiner Liebe gegenüber dem, was ihm anvertraut ist, auf daß er nicht nach dem bekannten Worte Homers „eine nutzlose Last der Erde sei" (Apol. c. 14). Gerade diesen Vorwurf hatte er den Philosophen gemacht, daß sie eine nutzlose Last der Erde seien (Icaromen. 29).

Wenn ihm Bernays ernste Studien abspricht, so ist auch das nicht richtig. Lukian besaß brennenden Ehrgeiz. Er sagt selbst, daß er den rauhen und steilen Weg einschlug, um auf den Gipfel der Rhetorik zu gelangen, weil er mit Hesiod der Ansicht gewesen sei, daß das Gute erarbeitet werden müsse (*ἐκ τῶν πόνων φύεσθαι τἀγαθά* rhetor. praecept. 8). Keine Anstrengung wird der arme syrische Junge gescheut haben. Er bildete sich an den besten griechischen Dichtern und Rednern, an Thukydides und Platon und studierte die Komiker und Tragiker (Lexiphanes 22). Denn er war der Überzeugung, daß die Kunst der Darstellung nur durch viele Übung, beständige Arbeit und durch Nachahmung der Alten gewonnen werde (hist. conscr. 34). Zweierlei könne man aus den Alten lernen: die Kunst zu reden und die Kunst pflichtgemäß zu handeln, wenn man das Beste nachahme und das Schlechtere meide (adv. indoct. 17). Nur durch ernste Studien konnte er es zu jener sprachlichen Vollkommenheit bringen, die wir staunend an ihm bewundern, zu jener einfach natürlichen, durchsichtigen

und kristallklaren Redeweise (σαφήνεια Lexiph. 23), die ihn zu einem Schriftsteller ersten Ranges macht, von dem wir heute noch alle lernen können. Dies ist das Einzige, was auch Wilamowitz an ihm anerkennt, wenn er schreibt: „Sein formales Talent ist um so bewundernswerter, da er den Schweiß, der an seinen Essays in den verschiedensten alten Formen klebt, niemals spüren läßt.“ Er besaß außerdem vielseitige allgemeine Bildung, auch Kunstverständnis, und hatte sich redlich bemüht, sich in die einzelnen philosophischen Systeme hineinzuarbeiten. Selbst Bernays muß zugeben (S. 51), daß der Überblick über den Entwicklungsgang der Philosophie bei den verschiedenen Völkern in den „entlaufenen Sklaven“ gar nicht ungeschickt abgefaßt sei. Wer die Schwächen der einzelnen philosophischen Systeme so witzig zu treffen weiß, muß doch etwas mehr als oberflächlich unterrichtet gewesen sein. Er selbst bezeichnet sich (de salt. 2) als einen Mann, der mit der Philosophie sich in rechtem Maße beschäftigt habe (φιλοσοφίᾳ τὰ μέτρια ὡμιληκώς), vielleicht mit Anspielung auf die Worte des Kallikles in Platons Gorgias (484 C): „Die Philosophie ist ja etwas ganz hübsches, wenn einer sich mäßig (μετρίως) damit beschäftigt in seiner Jugend; wenn einer aber übermäßig sich damit abgibt, dann ist sie ein Verderben der Menschen.“

Lukians Hauptstudium aber war der Mensch, gewiß kein verächtliches Studium, wenn anders Goethe recht hat, der in den Wahlverwandtschaften (II 7) behauptet: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch“.[1]) Mit Eifer und Erfolg widmete er sich diesem Studium, und so gelang es ihm, unvergängliche Kulturbilder seiner Zeit zu entwerfen, wie wir sie aus keinem anderen Jahrhunderte besitzen.

Bernays behauptet weiter (S. 43): „Lukian will seine Leser mit lauem Spott und Spiel in bunten Bildern unterhalten und hat immer nur Schwache, wie den Jupiter und die Philosophen, angegriffen“.

[1]) Nach Pope, Essay on Man II 1:
Know then thyself, presume not God to scan!
The proper study of mankind is man.

Es ist wahr, Lukian nennt seine Schriftstellerei bescheiden nur eine Unterhaltung und ein Spiel (*τέρψις ἄλλως καὶ παιδιά* Prometh. in verbis 2), eine Mischung aus philosophischem Dialog und Komödie (ibid. 5), aber im Grunde ist auch seine Aufgabe, das ridentem dicere verum oder, wie er es seinem Vorbilde, dem Kyniker Menippos, zuschreibt, lachend zu beißen (*γελῶν ἅμα ἔδακνε* bis accus. 33). Aber gänzlich unbegründet ist die Behauptung, er habe immer nur Schwache angegriffen. Warum sollte Jupiter zu den Schwachen gehören? Wer die Volksreligion angreift, weckt den religiösen Fanatismus gegen sich und daß dieser zu den Schwachen gehöre, wird niemand zugeben können. Erzählt doch Lukian selbst, wie ihn seine feindselige Stellung zu dem Propheten Alexander in Lebensgefahr brachte. Dieser hatte den Seeleuten und dem Steuermann des Schiffes, auf welchem Lukian fuhr, im geheimen aufgetragen, ihn während der Fahrt ins Meer zu werfen, was nur durch die Ehrlichkeit des Steuermannes verhindert wurde. Nun wollte Lukian, aufs höchste entrüstet, gegen den heuchlerischen Propheten gerichtlich vorgehen, aber der Arm des Staates, Avitus, der Statthalter von Bithynien und Pontus, schützte den Propheten, weil dieser der Schwiegervater des Rutilianus,[1]) eines der höchsten Staatsbeamten in Rom, war; so mußte Lukian von seiner Klage abstehen (Alexander 56 f.). Wilamowitz nennt den Alexander von Abonuteichos verächtlich einen „kleinen Winkelpropheten", den Lukian leicht abschlachten konnte; aber wie kann man den einen kleinen Winkelpropheten nennen, der im ganzen römischen Reiche so großes Aufsehen erregte, daß selbst der Kaiser Mark Aurel im Kriege mit den Markomannen und Quaden den Rat des Propheten befolgte, zwei Löwen in die Donau zu werfen? Gerade den Großbetrieb dieses Orakels hebt Lukian hervor, das so großartig eingerichtet war, daß Orakel in allen Sprachen, wie

[1]) Cod. Just. IX 43, 1 Rutiliano legato Ciliciae rescripsit Antoninus Pius. W. Liebenam, Forschungen zur Verwaltungsgeschichte des röm. Kaiserreiches I, S. 416. Ein Rutilianus war Konsul 169 p. Chr. s. Jos. Klein, Fasti consulares.

syrisch, keltisch, skythisch, erteilt werden konnten. In seiner meisterhaften Charakteristik des Propheten erwähnt Lukian ausdrücklich, daß ihm ein Zug ins Große (τὸ μεγαλουργόν) eigen war, daß sein Denken mit nichts Kleinem sich begnügte, sondern daß er immer auf das Größte den Sinn gerichtet hielt (Alexander 4). Ebenso unrichtig ist es, wenn Wilamowitz sagt, „Die olympischen Götter durfte er nach Belieben travestieren, die doch nur noch für das Ballett und die Kinderstube Personen waren: die mächtigen Götter, Asklepios, den ägyptischen Hermes, Sabazios, Christus, Mithras und vor allem Hadrian und die anderen Kaiser hütet er sich wohl anzugreifen." Hadrian und die anderen Kaiser anzugreifen hatte er nicht den geringsten Anlaß, über Asklepios hat er sich vielfach lustig gemacht, auch das Orakel in Abonuteichos gehörte ja zum Kultus des Asklepios, den Sabazios rechnet er (Icaromen. 27) zu den aus der Fremde eingedrungenen Göttern zweideutiger Herkunft. Ebenso erwähnt er ihn in der „Götterversammlung" (c. 9) neben Mithras, von dem er sagt: „oder der Mithras dort aus Medien mit seinem Kaftan und Turban, der nicht einmal Griechisch kann, so daß er es gar nicht versteht, wenn einer ihm zutrinkt".

Wie die Gegner Lukians in religiösen Dingen nicht als schwach bezeichnet werden können, ebensowenig die Philosophen. Die Zahl der Philosophen war endlos gewachsen, überall, wohin das Auge blickte, sah man Philosophen (bis accus. 6) und da Lukian alle Sekten aufs heftigste bekämpfte, hatte er tatsächlich Feinde ringsum; schon der Zahl wegen konnten diese Gegner nicht schwach sein. Was für erbitterte Kämpfe, was für heftigen Widerstand muß es da gegeben haben, besonders von seite der Stoiker und Kyniker, die, wie Lukian von Peregrinus sagt, das Schimpfen zu ihrem Berufe gemacht hatten (c. 18) und die, wenn die Beweise ausgingen, mit dem Knüttel argumentierten. Als Peregrinus sich ins Feuer gestürzt hatte, erzählt Lukian, da habe er die Anwesenden aufgefordert, sich zu entfernen; „die Kyniker aber zürnten und schimpften auf mich, einige griffen auch zu ihren Stöcken. Erst als ich drohte,

etliche von ihnen zu packen und ins Feuer zu werfen, damit sie ihrem Lehrer folgten, hörten sie auf und hielten Frieden" (c. 37). An einer anderen Stelle (c. 2) sagt er: „Beinahe wäre ich von den Kynikern zerrissen worden, wie Aktäon von den Hunden oder sein Vetter Pentheus von den Mänaden". Daraus hat wohl der fanatische Gegner Lukians bei Suidas geschöpft, wenn er schreibt: „Seinen Tod soll er durch Hunde gefunden haben, weil er gegen die Wahrheit wütete; denn in dem Leben des Peregrinus greift er das Christentum an und lästert Christus selbst, der ganz Verruchte. Deshalb hat er auch für sein Wüten gebührende Strafe schon im gegenwärtigen Leben erlitten und im zukünftigen wird er mit dem Satan Erbe des ewigen Feuers sein." Lukian freilich lebte anderer Überzeugung. Er läßt sich in der „wahren Geschichte" (2, 27) von den Bewohnern der Insel der Seligen die Weissagung geben, daß er binnen weniger Jahre wieder zu ihnen kommen werde und „sie zeigten mir bereits meinen künftigen Thron und Platz in der Nähe der Besten." Beim Abschied ließ er sich von Homer für einen zu errichtenden Denkstein das Epigramm dichten:

„Lukianos hat dies alles gesehn, der Liebling der Götter;
Dann ist er wieder zurück in die liebe Heimat gefahren"

(c. 28). Den Tod durch Hunde hat der Fanatiker natürlich wörtlich verstanden, das Zerrissenwerden von Kynikern, was Bernays für den ursprünglichen Sinn der Sage hält, hätte ihm durchaus nicht genügt. Aber wenn Bernays glaubt, Lukian sei von den Kynikern zerrissen worden, wie kann er dann die Gegner Lukians, die Philosophen, zu den Schwachen rechnen?

Noch schlimmer als um das Wissen Lukians steht es nach Bernays um seine Überzeugung. Er schreibt (S. 44): „Lukian trägt in bezug auf alle religiösen und metaphysischen Fragen eine lediglich nihilistische Öde zur Schau; — — man erhält den Eindruck, als habe er gemeint, die Negation des Verkehrten genüge, um die geistigen und gemütlichen Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen". Nicht alle Leser Lukians haben aus seinen Schriften diesen Eindruck gewonnen. Moritz Seyffert

z. B. schreibt in der Einleitung zum *Ζεὺς τραγῳδός* (Griechisches Lesebuch für Sekunda, 2. Abteilung): „Indem er so dem Aberglauben seiner Zeit die tiefsten Wunden schlug und dem religiösen Bewußtsein derselben alles zu rauben schien, hat er auf der andern Seite dadurch, daß er überall in seinen Schriften die höchsten sittlichen Interessen der Menschheit, die Ideen des Wahren und Guten, vertritt, auch positiv auf die Gemütsrichtung seiner Zeit gewirkt und so auf doppelte Weise den Boden zur Aufnahme einer neuen Saat, der christlichen Lehre, empfänglich gemacht". Lukian glaubt an die Macht der Philosophie. Sie ist ihm die Himmelstochter, welche Zeus aus Mitleid dem Menschengeschlechte zu Hilfe sandte, denn sie allein sei imstande, die Menschen von Unwissenheit und Ungerechtigkeit zu heilen (fugitivi 5). Das Volk hat eine hohe Achtung vor der Philosophie und verehrt sie als himmlisches Wesen (fugit. 3), aber angebliche Freunde derselben, die ihren Namen entweihen, bringen sie in Verruf und lähmen ihre Wirksamkeit und so läßt er die Philosophie klagen: „Schon seit langer Zeit ist es mir unmöglich geworden, auch nur einen auf meine Seite zu ziehen; ich habe das Schicksal der Penelope: alles, was ich webe, wird in einem Augenblicke wieder aufgetrennt; die Unwissenheit und die Ungerechtigkeit höhnen über mich, wenn sie sehen, wie meine Arbeit nutzlos und meine Mühe verschwendet ist" (fugit. 21). „Immer habe ich die Philosophie bewundert, spricht er im Fischer zu den auferstandenen wahren Philosophen, habe euch selbst über die Maßen gelobt und die von euch hinterlassenen Schriften studiert" (c. 6). Er vergleicht die Philosophie mit einer Goldmünze, die nichts an ihrem Werte verliert, wenn man den Schmutz, der sich im Laufe der Zeit an sie angesetzt hat, abreibt (was eben die Aufgabe des Satirikers ist); ihr Gepräge tritt dadurch nur um so glänzender hervor (c. 14). Sie hat eine reinigende Wirkung wie das Feuer (Hermot. 7). Rein wird die Seele des Diogenes von Rhadamanthys in der Unterwelt befunden, sie zeigt nur noch dunkle Spuren früherer Unreinigkeit. „Seitdem ich zu philosophieren anfing, erklärt Diogenes, habe ich allmählich

alle Flecken der Seele abgewaschen mit Hilfe dieses so guten und wirksamen Mittels" (catapl. 24). Mit Unrecht wirft man mir vor, sagt er, daß ich die Philosophie hasse und die Philosophen verspotte. Die Wahrheit hört man eben nicht gerne; viel größeren Beifall findet die Lüge; denn diese hat ein schöneres Gesicht und ist deshalb beliebter; die Wahrheit, die keine Falschheit kennt, spricht freimütig mit den Menschen und deswegen zürnt man ihr (Hermot. 51). Er selbst war kein schöpferischer Philosoph, aber er war empfänglich für Philosophie; denn es gibt auch solche, wie er im Nigrinus (c. 36 f.) schön auseinandersetzt, an denen alle Geschosse der Philosophen wirkungslos abprallen. An anderer Stelle (bis accus. 8) vergleicht er die Philosophie mit einem Färbemittel. Bei den einen dringt die Farbe tief bis ins Innerste, andere sind nur halb gefärbt. bei vielen ist die Färbung nur äußerlich und oberflächlich. Nur wenige gibt es, die sich der Wahrheit zuwenden, die scharf in die Dinge blicken und ihr Wesen durchschaut haben (Charon 21). Es gibt noch einige echte Philosophen (pisc. 37), aber die meisten sind Heuchler und Prahler, die nur Spott und Haß verdienen. Wenn er auf die streitenden Philosophenschulen hinblickte, dann fragte er wohl wie im Fischer (c. 11): „Wo kann man die Philosophie finden? Denn ich weiß nicht, wo sie wohnt; und doch bin ich schon lange herum geirrt, indem ich ihre Wohnung suchte, um mit ihr zusammen zu kommen". Da ging es ihm wie dem wackeren Logau mit dem Glauben, wenn er dichtet:

> Luthrisch, Päbstisch und Calvinisch — diese Glauben alle drei
> Sind vorhanden; doch ist Zweifel, wo das Christentum dann sei.

Er klagt: alle Wegweiser führten mich irre und ich fand, daß die vermeintlichen Philosophen wie Ixion statt der Hera ein Nebelgebilde umarmten (pisc. 12). Es gibt nur Philosophien, aber keine Philosophie (paras. 27). Und so mochte er wie Ludwig Feuerbach sagen: Keine Philosophie meine Philosophie. Denn auf den Anspruch, ein Philosoph zu sein, will er doch nicht verzichten, vielmehr scheint ihm gerade jene kritische

Begabung, die ihn in den Stand setzt, das Falsche aller einzelnen philosophischen Sekten zu durchschauen und sich davon loszusagen, eine philosophische Betätigung. Daher sagt er zu Hermotimos (c. 75): „Nur ganz wenige wirst du finden, die aus Mannhaftigkeit zu bekennen wagen, daß sie getäuscht worden sind, und die anderen von dem gleichen Irrwege abzuhalten suchen. Wenn du aber einen solchen triffst, so nenne den einen Wahrheitsfreund, einen Ehrenhaften und Gerechten, und wenn du willst, auch einen Philosophen; denn diesem allein möchte ich den Namen nicht mißgönnen". Was Schiller von der Religion sagt, konnte Lukian auf die Philosophie übertragen:

Welche Philosophie ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Philosophie.

Abgesehen von dem „Parasit" ist er nirgends soweit gegen die Philosophie gegangen wie im „Hermotimos". In diesem Dialoge wird es als unmöglich dargestellt, zu philosophieren und unerreichbar für einen Menschen (c. 67). Da heißt es (c. 71): „Alle Philosophen kämpfen, aufrichtig gesagt, um des Esels Schatten". Die Philosophen verkaufen die Wissenschaften wie Krämer, von denen die meisten mischen, betrügen und schlecht messen (c. 59). Ein anderer boshafter Vergleich ist: Die Philosophie gleicht einem tötlichen Gifte; in ganz kleiner Dosis eingenommen schadet sie nicht, erst in großer Quantität genossen bringt sie den Menschen um (c. 62). Die Sekten sind wie Schafe, die ihrem Leithammel folgen (c. 73). Mit allem Nachdrucke wird betont, daß die Tüchtigkeit sich im Handeln zeigt (c. 79 ἡ μὲν ἀρετὴ ἐν ἔργοις δήπου ἐστίν), ein Gedanke, den er auch sonst öfter hervorhebt (vgl. Eunuch. 5, sympos. 34). Im Hermotimos war er also nicht mehr weit entfernt von dem Satze des Laktanz: Fort mit aller Philosophie! (div. inst. III 16 abicienda est igitur omnis philosophia). Doch werden wir auch mit der leidenschaftlichen Natur Lukians zu rechnen haben, der oft augenblicklicher Stimmung folgte und in solcher Stimmung mag er auch hie und da seine Angriffe auf die Philosophen selbst auf die großen alten Philosophen ausgedehnt haben, die er sonst bewunderte.

Lukian lebte in einer Zeit, in der die Philosophie und Religion der Griechen ihrem Untergange entgegen ging. Wir müssen ihm dankbar sein, daß er uns diesen Todeskampf der antiken Kultur so anschaulich und lebendig dargestellt hat. Rings umgeben von philosophischem und religiösem Schwindel rief er sich und anderen das Wort Epicharms zu: „Sei nüchtern und vergiß nicht zu mißtrauen!“ (*νῆφε καὶ μέμνησο ἀπιστεῖν* Hermotim. 47).

In religiösen Fragen schloß er sich an Epikur an, weil die Epikureer die geschworenen Feinde alles religiösen Schwindels waren. Im übrigen machte er sich auch über Epikur lustig, wie er im „Parasit“ sagt, Epikur habe seinen Begriff *ἡδύ* von den Parasiten gestohlen (c. 11). Als die Quelle der Religion betrachtet er Furcht und Hoffnung, die er die zwei mächtigsten Tyrannen nennt, die das Leben der Menschen beherrschen (Alexand. 8, vgl. Charon 15, Demonax 20). Allen Wundern gegenüber verhielt er sich ablehnend und ungläubig. Er rühmt den stahlharten Sinn eines Demokrit, Epikur oder Metrodor, die, wenn sie sich auch eine Erscheinung nicht zu erklären wußten, doch von vorneherein überzeugt waren, daß alles auf natürliche Weise geschehe (Alexand. 17). Den Epikur nennt er einen Mann, der die Natur der Dinge durchschaut und allein die Wahrheit in ihnen erkannt habe, während die Platoniker, Stoiker und Pythagoreer mit dem Lügenpropheten Alexander befreundet waren und er mit ihnen in tiefem Frieden lebte (c. 25). Die Hauptschrift des Epikur, seine Grundlehren (*κύριαι δόξαι*), verbrannte Alexander mitten auf dem Markte, als könnte er ihn damit selbst verbrennen, und warf die Asche in das Meer. „Er wußte nicht, der Verfluchte, sagt Lukian, wie viel Gutes jenes Buch den Lesern verschafft, welchen Frieden, welche Seelenruhe und Freiheit es in ihnen erzeugt, indem es sie befreit von Schrecknissen, Gespenstern und Wundererscheinungen, von eitlen Hoffnungen und übermäßigen Begierden, ihnen Vernunft und Wahrheit einflößt und die Geister in Wirklichkeit reinigt, nicht durch Fackelschein, Meerzwiebel und derartigen Plunder, sondern durch richtige Einsicht, Wahrheit und freies

Wort" (c. 47). Der Mann, der so schrieb, trug gewiß keine nihilistische Öde im Herzen; er war begeistert für Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, und beseelt von dem Glauben an einen Fortschritt der Menschheit, für den er sein Leben lang nach Kräften kämpfte mit Feuer und Leidenschaft in Wort und Schrift. Das tat er im Bunde mit gleichgesinnten Freunden wie Celsus, der selbst eine Schrift gegen religiöse Schwindler (*κατὰ μάγων*) verfaßt hatte (Alexand. 21), dem er seine Abhandlung über Alexander widmete und am Schlusse derselben das schöne Denkmal setzte: „Dies Wenige aus Vielem zur Probe niederzuschreiben habe ich für gut befunden, um dir eine Freude zu machen, meinem lieben Freunde, den ich von allen am meisten bewundere wegen seiner Weisheit, seiner Liebe zur Wahrheit, der Milde seines Charakters, seiner Rechtschaffenheit, der ruhigen Klarheit seines Lebens und seiner Freundlichkeit im Umgange, noch mehr aber, was auch dir lieber ist, um für Epikur einzutreten, einen Mann, der in Wahrheit erhabener und göttlicher Natur ist, der allein das Wahre und Schöne erkannt und gelehrt hat, ein Befreier der Menschen, die seine Jünger geworden sind" (c. 61).

Daß er den Götterglauben der damaligen Zeit angriff, kann ihm nicht zum Vorwurfe gereichen. Zeus war altersschwach geworden (Timon 1, 2) oder ruht vielleicht schon bei den Toten, da die Kreter sein Grab zeigen, wie es im Timon (c. 6) heißt (vgl. Juppiter trag. 45, deor. concil. 6). Zeus ist durch andere Götter verdrängt worden (Icarom. 24); nichtgriechische Götter sind eingedrungen und haben an Stelle der griechischen Schönheit asiatischen Prunk gesetzt (Jupp. trag. 8); denn nicht die Schönheit, sondern den Prunk lieben die Barbaren (*οὐ φιλόκαλοι γάρ, ἀλλὰ φιλόπλουτοί εἰσιν οἱ βάρβαροι* de domo 8). In der höchst interessanten kleinen Schrift „Die Götterversammlung" tadelt der Gott Momos die Übervölkerung des Olympos. Die Menschen haben keine Achtung mehr vor den Göttern (c. 5). „Seitdem wir soviele geworden sind, sagt Momos, haben Meineid und Tempelraub mehr zugenommen, die Menschen hegen überhaupt Verachtung gegen uns und sie tun recht daran" (c. 12).

Auch die Philosophen tragen einen Teil der Schuld, denn sie haben abstrakte Begriffe, wie ἀρετή, φύσις, τύχη, personifiziert und vergöttert (c. 13).[1]) Es wird beschlossen, eine Untersuchungskommission einzusetzen, vor der sich alle Götter legitimieren sollen; wer dies nicht vermag, soll in den Tartaros gestürzt werden. Den Philosophen soll verboten werden, leere Namen zu erfinden und über Dinge zu faseln, von denen sie nichts wissen (c. 14—17).

Lukian war keine tief religiöse Natur. Doch darf man vereinzelte Äußerungen religiösen Sinnes nicht unbeachtet lassen. Unter den Tugenden, mit denen die *Παιδεία* in der Erzählung des Traumes (c. 10) seine Seele zu schmücken verspricht, ist auch die Gottesfurcht (*εὐσέβεια*) nicht unerwähnt gelassen. Sie gehört vor allem, heißt es in der Schrift pro imaginibus 17, zu einem edlen Charakter und richtiger Denkweise; denn wer die Gottesverehrung nicht zur Nebensache macht, wird auch gegen die Menschen am rechtschaffensten sein. In derselben Schrift (c. 23) sagt er: Die Meinung, daß die Götter in Bildern dargestellt werden können, verstößt gegen die Ehrfurcht; denn ihre wirklichen Gestalten sind unerreichbar für menschliche Nachahmung, wie ich wenigstens annehme.[2]) Im „Lügenfreunde" wird dem Tychiades vorgeworfen, daß er die Götter leugne, wenn er nicht an Wunderkuren glaube; worauf dieser erwidert: Das sage nicht, mein Bester! denn es hindert nichts, daß es Götter gibt und gleichwohl derartige Kuren erlogen sind. Ich ehre die Götter und sehe ihre Heilungen und ihr wohltätiges Eingreifen, indem sie die Kranken wieder gesund machen, aber durch Heilmittel und die Kunst der Ärzte (c. 10). Daß der Vorwurf des Atheismus eine häufig angewandte und wirksame Verleumdung ist, wird in der Schrift gegen die Verleumdung (c. 14) hervorgehoben.

---

[1]) Vgl. Juvenal 1, 115 ut colitur Pax atque Fides Victoria Virtus | quaeque salutato crepitat Concordia nido.

[2]) Auch hierin folgt er der Lehre des Antisthenes, s. Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen II[4] 1, S. 328 f. Vgl. was Tacitus von den Juden (hist. 5, 5) und von den Germanen sagt (Germ. 9).

Es sind sittliche Grundsätze, für welche Lukian eintritt. Treffliche Gedanken entwickelt er im Anacharsis über die körperliche und geistige Erziehung der Jugend. Im Lügenfreunde warnt er davor, den Kindern Schauergeschichten zu erzählen, durch welche sie nur furchtsam gemacht und mit allerlei Aberglauben erfüllt werden, was ihnen für das ganze Leben schaden kann (c. 37). Auch vom Theater verlangt er sittlichen Einfluß und bessernde Wirkung (Anach. 22). Man soll besser aus dem Theater zurückkehren (de salt. 69), es soll erziehend auf die Sitten der Zuschauer einwirken (ibid. 72, 79, 81). Die Freundschaft galt ihm als das größte Gut des menschlichen Lebens (Demonax 10), ihr hat er eine eigene Schrift, den Toxaris, gewidmet. Den Unterschied zwischen Lob und Schmeichelei setzt er in der Schrift pro imaginibus 20 hübsch auseinander. Die Schmeichelei erniedrigt den Menschen am meisten, indem sie ihn zum Sklaven macht, und ist in dieser Hinsicht das schlimmste Übel (apol. 9). In der Schrift *Πατρίδος ἐγκώμιον* erscheint seine Heimatliebe in schönem Lichte. Derjenige verdient am meisten Lob, der sich durch eigene Kraft empor geschwungen hat (mort. dial. 12, 2). Er will nicht als weise gelten, sondern als einer aus der großen Menge, dem es aber um den Beifall der Besten zu tun ist (apol. 15). Den Ehrgeiz tadelt er nicht; denn wenn einer diesen aus dem Leben nähme, läßt er den Solon im Anacharsis (c. 36) sagen, was bliebe uns dann noch Gutes? oder wer hätte Lust, eine glänzende Tat zu vollbringen? Die Tüchtigkeit ist an kein Land gebunden: wir fragen nicht, sagt Toxaris (c. 5), woher die Edlen und Guten stammen. Auch der Gerechte kann fehlen, denn er ist ein Mensch (calumn. 27) und irren ist menschlich (Demonax 7). Er tritt für die menschliche Willensfreiheit ein, weil es sonst widersinnig wäre, die Verbrecher zu strafen (mort. dial. 30, vgl. apol. 8, Jupp. conf. 18). Die Gabe der Rede soll auch im Alter, wenn die körperlichen Kräfte schwinden, seine Trösterin sein (Hercul. 8).

Gegen den Vorwurf, daß Lukian allzusehr der Geist sei, der stets verneint, hat ihn schon Wieland mit den Worten in

Schutz genommen (S. 39): „Non omnia possumus omnes. Einige sind zum Angreifen, andere zum Verteidigen, einige zum Niederreißen, andere zum Aufbauen berufen. Lukian entlarvte die falschen Götzen des Wahns und der Deisidämonie, die falschen Propheten und die unechten Philosophen, die Peregrine und die Alexander; es war wahrlich kein kleiner Dienst, den er der Welt dadurch leistete; mit welchem Rechte könnten wir ihn deswegen verdammen, daß er nicht noch mehr geleistet hat?"

Eine genauere Durchmusterung der Lukianischen Anklageschrift gegen Peregrinus führt Bernays zu dem Ergebnis, daß abgesehen von Gerüchten, die nicht einmal Lukian für erwiesen auszugeben wagt, wenig Anderes auf Peregrinus haften bleibt, als daß er nach einem Durchgang durch das Christentum wie ein Kyniker lebte und starb (S. 60 f.). Ähnlich sagt Eduard Zeller (Deutsche Rundschau 10, S. 75): „Es ist nun freilich schwer zu sagen, was und wie viel dieser Erzählung Tatsächliches zu Grunde liegt. Lukian selbst scheint die Verantwortlichkeit für dieselbe nicht unbedingt übernehmen zu wollen und sie gerade deshalb einem Dritten, einem ausgesprochenen Gegner des Peregrinus, in den Mund gelegt zu haben". Allein gerade das muß bestritten werden, weil es den ausdrücklichen Angaben Lukians widerspricht. Schon Wieland hat betont (III 98), daß Lukian, indem er diesen Bericht von dem Lebensende und Charakter Peregrins an seinen Freund Kronios schrieb, die Absicht, ihn mit Unwahrheiten zu hintergehen, weder hatte noch haben konnte und, da er seinen Ungenannten versichern läßt, „er habe den Charakter des Proteus von Anfang an studiert, sein Leben beobachtet und manches von seinen Mitbürgern und Leuten, die ihn genau kennen mußten, erkundet" (c. 8), sich stillschweigend anheischig macht, seinen Lesern für alles dies die Gewähr zu leisten. Auch den Vatermord hält Lukian für eine Tatsache, wie aus c. 37 hervorgeht. Wenn er also die Angaben über das Leben des Peregrinus einem Ungenannten in den Mund legt, hat dies nicht den Sinn, als wolle er nicht die volle Verantwortung dafür übernehmen; weit wahrscheinlicher dünkt mir, daß er den Gegner des Peregrinus absichtlich

nicht nannte, um ihn nicht dem Hasse und der Verfolgung der Kyniker preiszugeben. „Ist es denkbar, fragt Wieland mit Recht, daß ein Mann wie er, dem seine Talente und Schriften bereits Ruhm und Ansehen verschafft hatten, und dem an Erhaltung und Vermehrung desselben gelegen war, aus bloßem skurrilischen Mutwillen sich hätte erdreisten sollen, in einer Schrift, wo es um historische Wahrheit zu tun ist, und in einer Sache, wo er der Unwahrheit so leicht überwiesen werden konnte, die Welt vorsätzlich hintergehen zu wollen?“ (III 96).

Selbst wenn Lukian sich gegen den Selbstmord ausspricht, weiß Bernays dies zu einem Vorwurfe gegen Lukian zu wenden, indem er schreibt (S. 57): „Unter weniger hohem Gesichtspunkte (als Platon) verurteilte Aristoteles die Selbsttötung als Feigheit und diese Auffassung unter Anwendung einer dem Platon abgeborgten Floskel gegen Peregrinus geltend zu machen, findet auch Lukian bequem“. Daß Lukian sich an der Sprache Platons bildete, ist bekannt und ich finde nichts zu tadeln, wenn Platon im Phädon 62 B sagt: *οὐ δεῖ — ἀποδιδράσκειν* und Lukian (c. 21) *μὴ δραπετεύειν ἐκ τοῦ βίου*, und warum soll er dies nur aus Bequemlichkeit sagen, nicht aus Überzeugung?

Als beachtenswertesten Entlastungszeugen führt Bernays (S. 61) den nicht eben geistreichen, aber redlichen Aulus Gellius an, der den Philosophen Peregrinus in Athen kennen lernte und ihn einen ernsten und charakterfesten Mann (virum gravem atque constantem) nennt, sowie eine Probe seiner Tugendreden mitteilt (12, 11, vgl. 8, 3). Auch Eduard Zeller (Deutsche Rundschau 10, S. 77) meint: „Dieser Bericht und dieses Urteil des Gellius läßt den Philosophen nun doch in einem etwas anderen Lichte erscheinen als die Schilderung eines so ausgesprochenen Gegners, wie sie uns in Lukians Satire vorliegt“. Aber wie leicht konnte sich Gellius, der kein Menschenkenner wie Lukian war, durch schöne Worte täuschen lassen! Gerade das hebt ja Lukian immer wieder hervor, daß die Kyniker seiner Zeit schöne Tugendreden hielten und schlecht handelten. Selbst von dem großen Betrüger Alexander, der schon äußerlich durch seine schöne und stattliche Erscheinung imponierte, sagt Lukian

bei dessen Charakteristik: „Keiner, der das erstemal mit ihm zusammentraf, ging von ihm, ohne den Eindruck gewonnen zu haben, daß er der rechtschaffenste und biederste aller Menschen sei und zudem der einfachste und anspruchsloseste“ (c. 4). Schon Wieland hat über dieses Zeugnis des Gellius richtig geurteilt (S. 106 f.): „Weil ein Kopf von dieser Stärke, weil ein Gellius, der überdies damals, als er so fleißige Wallfahrten nach der Einsiedelei des Peregrinus tat, aller Wahrscheinlichkeit nach noch ein Jüngling und ein sehr mäßiger Menschenkenner war, diesen Kyniker, der wahrlich der Mann, den Lukian schildert, nicht gewesen sein müßte, wenn er einem jungen Römer von diesem Schlage nicht imponiert hätte, einen virum gravem et constantem nennt, so soll Lukian, der ihn für einen Phantasten, Schwärmer, philosophischen Abenteurer und ruhmsüchtigen Narren erklärt, ein Verleumder sein? Und was kann die Moral, die der ehrliche Gellius aus seinem Munde hörte, und die er, ohne einen Fuß aus Rom zu setzen, zehnmal besser aus Ciceros Büchern de moribus [vielmehr de officiis] hätte lernen können, – was kann diese Moral für den Charakter des Mannes, der sie predigte, beweisen? Wer wird einen Menschen (zumal einen Menschen, der etwas Außerordentliches vorstellen soll) nach dem, was er spricht, und nicht nach dem, was er tut, nach dem, worin er sich in seinem ganzen Leben gleich ist, beurteilen? Peregrinus könnte eine Schiffsladung voll dergleichen Sittenlehren und goldener Sprüche gesprochen oder geschrieben haben und hätte doch der nämliche Phantast, Schwärmer und Scharlatan sein können, der er sein mußte, wenn auch nur die Hälfte der Tatsachen wahr ist, die Lukian von ihm erzählt. Doch es würde lächerlich sein, sich länger mit Widerlegung so armseliger Einwürfe und Behelfe aufzuhalten.“ Soweit Wieland und Bernays wäre jedenfalls verpflichtet gewesen Wieland zu widerlegen.

Ebensowenig beweist die Stelle, welche Bernays aus der „Heilmethode“ des Galen zugunsten des Theagenes anführt, etwas gegen Lukian. Denn dort wird nur erzählt, daß der kynische Philosoph Theagenes durch falsche ärztliche Behand-

lung gestorben sei, was bei dem Ruhme des Mannes Aufsehen erregte. Auch die näheren Umstände der Erzählung widerstreiten nicht dem Berichte Lukians.

Endlich will Bernays noch eine Stelle aus Tatian in dem Sinne deuten, daß Peregrinus in seinen Vorträgen einen mäßigen Kynismus vertreten habe. Er schreibt (S. 63): „In ähnlicher nüchterner Würdigung der tatsächlichen Lebensverhältnisse scheint Peregrinus auch hinsichtlich des Kynismus selbst vor Übertreibungen gewarnt zu haben. Sein Zeitgenosse, der Führer der christlichen Enkratiten, Tatian, erwähnt als eine Äußerung des ‚Proteus', daß die „bedürfnislosen Philosophen für ihren Ranzen des Lederarbeiters, für ihren Mantel des Webers und für ihren Stock des Holzhauers bedürfen", womit doch wohl nur ausgesprochen sein soll, daß die Bedürfnislosigkeit und Freiheit, welche der Kynismus erstrebt, in der Praxis immer nur relativ sein können, und selbst, nachdem der Bedarf auf das geringe Maß einer kynischen Ausrüstung herabgemindert worden, der Philosoph sich nicht der Abhängigkeit von seinen Nebenmenschen zu entziehen vermöge".

Hier ist es dem Philologen Bernays merkwürdigerweise begegnet, daß er den Text Tatians völlig mißverstanden hat. Er faßt *κατὰ τὸν Πρωτέα* in dem Sinne „nach einer Äußerung des Proteus", während es bedeutet „nach Art des Proteus". Die Theologen Adolf Planck[1]) und Adolf Harnack[2]) haben den Text richtig verstanden und es kann darüber nicht der geringste Zweifel sein, da Tatian Vertreter verschiedener Philosophenschulen anführt; mit *κατὰ τὸν Πρωτέα* einen Kyniker, dann einen Platoniker, dann einen Epikureer (*κατ' Ἐπίκουρον*), dann einen Peripatetiker (*κατὰ τὸν Ἀριστοτέλην*), dann einen Demokriteer (*κατὰ τὸν Δημόκριτον*). Wie die drei letzten *κατά*, so ist auch das erste *κατὰ* zu verstehen. Tatian sagt in der Rede an die Griechen c. 25: „Was leisten denn euere Philosophen

[1]) Lukian und das Christentum. Theologische Studien und Kritiken. Hamburg 1851, S. 837.

[2]) Tatians Rede an die Griechen, übersetzt und eingeleitet. Gießen 1884, S. 34 und 53.

Großes und Wunderbares? Die eine Schulter entblößen sie, tragen langes Haar, lassen den Bart wachsen, haben Nägel wie die wilden Tiere und sagen zwar, sie bedürften niemandes, aber wenn sie Kyniker sind wie Proteus, bedürfen sie eines Ledergerbers wegen ihres Ranzens, eines Webers wegen des Mantels und wegen des Knüttels eines Holzhauers, wegen ihrer Gefräßigkeit aber der Reichen und eines Koches. Mensch! der du den Hund dir zum Vorbilde nimmst, Gott kennst du nicht und bist auf die Nachahmung unvernünftiger Wesen verfallen. Laut predigst du öffentlich, so daß man dir Glauben schenken möchte, aber du strafst dich selbst Lügen: wenn man dir nichts gibt, schimpfst du, und die Philosophie wird dir zur Erwerbsquelle. Du folgst den Lehren Platons und ein Epikureer tritt dir mit durchdringendem Geschrei entgegen. Du willst dein Leben nach Aristoteles gestalten und ein Schüler des Demokrit schimpft auf dich." Der Sinn der Stelle ist: Nichts leisten euere Philosophen; sie liegen alle miteinander in Streit; der Kyniker widerlegt sich selbst, der Epikureer den Platoniker, der Demokriteer den Peripatetiker. Von einer Äußerung des Proteus kann in diesem Zusammenhange keine Rede sein.

Nichts läßt sich also aus dieser Stelle trotz aller Interpretationskunst eines Bernays zugunsten des Peregrinus herausdeuten. Vielmehr ist sie gegen Peregrinus gerichtet. Was die Gefräßigkeit der Kyniker betrifft, so macht auch Lukian eine derartige Bemerkung über Peregrinus (c. 44) und im allgemeinen sagt er von den Kynikern, daß sie nur die schlechten, nicht die guten Eigenschaften der Hunde nachahmten: nicht ihre Wachsamkeit, ihre Liebe zu Haus und Hof, ihre Anhänglichkeit an ihren Herrn oder ihre Dankbarkeit, sondern ihr Belfern, ihre Gefräßigkeit, ihren Diebssinn, ihre Geilheit, ihr Schmeicheln und Wedeln, wenn man ihnen etwas gibt, und ihr Schmarotzen bei Tische (fugit. 16). Lukian war es ja, der den christlichen Apologeten die Waffen lieferte, mit denen sie dann die griechische Philosophie und Religion erfolgreich bekämpften. Er war es, der eine reinere Gottesauffassung vorbereitet und wie kein anderer dem Christentume die Bahn geebnet hat.

Auch Philostratos bestätigt die Behauptung Lukians, daß Peregrinus das Schimpfen zu seinem Berufe gemacht habe (*τέχνην τὸ λοιδορεῖσθαι πεποιημένον* c. 18). Er erzählt, daß Proteus in beständiger Fehde mit Herodes Attikus lebte, so daß Herodes zuletzt zu ihm sagte: „Wir sind alt geworden, du, indem du mich schmähtest, ich, indem ich dich anhörte." Er wollte damit wohl andeuten, fügt Philostratos hinzu, daß er ihn zwar höre, aber über ihn lache, weil er überzeugt sei, daß die lügnerischen Schmähungen nicht weiter als bis zum Ohre dringen (*Βίοι σοφιστῶν* 2, 1, 13).

Es geht nicht an, den Satiriker Lukian einfach zum Verleumder zu stempeln und ihn aus den Zeugen der Wahrheit auszuscheiden. Schon der Umstand sollte zu denken geben, daß einzelne Angaben Lukians im Alexander durch Münzen und Inschriften Bestätigung gefunden haben.

Man glaubt jetzt dem Lukian auch etwas anhängen zu können, wenn man ihn einen Journalisten nennt. Allein auch der Journalist verdient unsere Anerkennung, wenn er gesunde Anschauungen im Volke verbreitet und diese mit Geist und Witz zu vertreten weiß. Bei Wilamowitz allerdings liest man am Schlusse seiner durchaus abfälligen Beurteilung Lukians die verblüffenden Worte (S. 173): „Natürlich hat er keine eigenen Gedanken; Geister, die stets verneinen, sind im Grunde dumm: aber wer unter ihnen zur Spezies Schalk gehört, hat nun einmal das Vorrecht, selbst im Himmel von Zeit zu Zeit Zutritt zu finden." Freilich heißt Lukian in dem gleichen Bande (S. 246) bei Krumbacher der geistreiche Essayist und (S. 274) der unsterbliche Lukian. Johannes Geffcken nennt ihn (Aus der Werdezeit des Christentumes 1904, S. 16) den widerwärtigen Semiten. Alfred Gercke sagt (Griechische Literaturgeschichte 1903, S. 183): „Die verschiedenartigen Essays des Syrers Lukian, bald geistreich, bald geistreichelnd, zwischen Witz, Banalität und Frivolität schwankend, gehören zum Bestande der Weltliteratur." Es wird wahr bleiben, was der treffliche Wieland geurteilt hat, wenn er sagt (S. 21): „Indessen gestehe ich, daß ich mir nicht vorstellen kann, wie ein Leser der Schriften

Lukians, ein Leser von offenem und gesundem Kopfe, die Bekanntschaft Lukians aus seinen Werken machen könnte, ohne ihn lieb zu gewinnen, dies wäre mir in der Tat unbegreiflich." (S. 22): „In der Tat weiß ich nicht, welcher unter allen alten Schriftstellern ihm an Reichtum des Genies, an Vereinigung aller Arten von Geist, an Witz, Laune, Geschmack und Eleganz, an der Gabe den gemeinsten und bekanntesten Dingen die Grazie der Neuheit zu geben und an Verbindung aller dieser Mittel zu gefallen mit dem gesundesten Verstande, mit den mannigfaltigsten und angenehmsten Kenntnissen und mit aller der Politur, die ein glückliches, von den Musen gepflegtes und ausgebildetes Naturell nur in der großen Welt und im Umgange mit auserlesenen Menschen erhalten kann, den Vorzug streitig machen könnte." Wieland hat auch für unsere modernen Lukianverächter das rechte Wort gefunden, wenn er in seiner lebendigen und kräftigen Redeweise schreibt (S. 41): „Wenigen Schriftstellern ist ein allgemeinerer und dauerhafterer Beifall zuteil geworden, aber wenige haben ihn besser verdient; wenige sind schiefer beurteilt, unbilliger verleumdet und gröber gelästert worden als Lukian; aber die gesündesten Köpfe aller Zeiten sind seine Freunde gewesen, und ein einziger Anpreiser wie Erasmus von Rotterdam wiegt eine Legion von Anbellern mit und ohne Kapuzen zu Boden."

Man wird wohl der geringschätzigen Meinung eines Bernays und Wilamowitz über Lukian das Urteil eines anderen ebenbürtigen Philologen entgegen halten dürfen. Erwin Rohde hat seine Ansicht über Lukian in seiner Abhandlung über Lukians Schrift *Λούκιος ἢ ὄνος*, die freilich 10 Jahre vor der Abhandlung von Bernays erschienen ist, in die Worte zusammengefaßt (S. 30 f.): „Seine Bedeutung in der Literaturgeschichte verdankt er namentlich dem Umstande, daß seine persönlichen Gegner meistens zugleich Gegner der Wahrheit waren, Heuchler und Dunkelmänner aller Arten. Die heitere Klarheit und Schönheit des Hellenentums gegen die immer mächtiger andrängenden inneren und äußeren Feinde zu schützen war das eigentliche Pathos seiner ganzen Tätigkeit, und wenn auch gewiß

die meisten seiner Schriften auf gelegentliche Veranlassung entstanden sind, so läßt sich doch die Absicht nicht verkennen, diejenigen Richtungen systematisch zu bekämpfen, die Lukians tiefgehendes Wahrheitsbedürfnis besonders verletzten."

Das Bild Lukians wird sich also in der Literaturgeschichte doch etwas anders gestalten müssen, als Bernays und Wilamowitz es uns gezeichnet haben, um von Chamberlain, dem Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" zu schweigen (I⁴, 1903, S. 298 ff.), wenn anders auch für den Literarhistoriker das Wort Lukians gilt: „Nur der Wahrheit soll man opfern" (*μόνῃ θυτέον τῇ ἀληθείᾳ* hist. conscr. 39).

---

2. Lukian und die Christen.

Von besonderer Wichtigkeit sind für uns diejenigen Kapitel der Schrift vom Lebensende des Peregrinus, in welchen Lukian nebenbei erzählt, wie Peregrinus eine Zeitlang auch bei den Christen eine Rolle spielte, bis er wegen eines Vergehens von ihnen ausgeschlossen wurde. Lukian hatte sowenig wie Tacitus eine Ahnung von der weltbewegenden Bedeutung des Christentumes, aber der ernste Historiker blieb trotz seines viel strengeren Urteiles über das Christentum, das er (Annal. 15, 44) als exitiabilis superstitio bezeichnet, vonseite der christlichen Leser unangefochten; gegen den Spötter Lukian war man weniger duldsam: der Text seiner spöttischen Bemerkungen blieb nicht unangetastet und in den Scholien und Erläuterungen macht sich die christliche Entrüstung in leidenschaftlichen Worten Luft. Wir besitzen noch einen Kommentar zu den Annalen und Historien des Tacitus von Annibal Scotus aus Piacenza vom Jahre 1589, der auf dem Titelblatte als Comes et iuris consultus, Sixti V. Pont. Max. cubicularius intimus bezeichnet ist.[1])

---

[1]) In P. Cornelii Taciti Annales et Historias Commentarii ad Politicam et aulicam rationem praecipue spectantes auctore Annibale Scoto Placentino, Comite et iurisconsulto, Sixti V. Pont. Max. cubiculario intimo. Romae 1589 (Frankfurt 1592).

Sein Kommentar, dem Papste Sixtus V. gewidmet, ist jetzt in Vergessenheit geraten, weil er mehr für die Persönlichkeit des Kommentators und seine Zeit als für Tacitus von Bedeutung ist. Zu den tadelnden Äußerungen des Tacitus über die Christen bemerkt Scotus in echt wissenschaftlicher Ruhe kurz und einfach: „Advertat lector, quod ille, qui scribit hanc historiam, ethnicus fuit et gentilis. Ideo ut ethnicus et gentilis loquitur de religione nostra."

Von Lukian behauptet der Theologe Adolf Planck (in der oben angegebenen Abhandlung S. 878) mit Recht, daß er von den Christen seinerzeit eine ziemlich genaue Kenntnis gehabt habe. „Und daß er aus der Beobachtung seiner Mitwelt ein eigentliches Geschäft sich machte, daß er in vielbesuchte Versammlungen ging, um das menschliche Herz und alle seine Torheiten zu beobachten, dürfen wir ebenfalls als erwiesen annehmen." So urteilt Planck an einer anderen Stelle (S. 887) und ebenso richtig sagt er (S. 879): „Das Christentum ist eben auch eine der vielen Zeittorheiten in dem großen Narrenhause der Welt; das dürfen wir wohl, wenn wir Lukians übrige satirische Schriften hinzunehmen, als seine eigentliche Meinung aussprechen. Er lacht und spottet, aber er klagt und denunziert nicht."

Lukian erzählt im 10. Kapitel, daß Peregrinus, als sein Vatermord ruchbar geworden war, flüchtig ging und von Land zu Land zog. Nun kommt er auf die Christen zu sprechen, indem er c. 11 fortfährt: „Damals lernte er auch die wunderbare Weisheit der Christen gründlich kennen, da er in Palästina mit ihren Priestern und Schriftgelehrten zusammenkam. Und was geschah? Bald ließ er sie wie Kinder hinter sich: er war ihr Prophet, ihr Genossenschaftsführer (*θιασάρχης*),[1] ihr Versammlungsleiter: er allein war alles in seiner Person. Von ihren Schriften erklärte und erläuterte er die einen, viele

[1]) Vgl. Celsus bei Origines c. Celsum 3, 22 *τὸν δ' Ἰησοῦν ἀποθανόντα ὑπὸ τῶν ἰδίων θιασωτῶν ὡς θαί φαμεν* 2, 70. Eusebios praep. ev. 6, 10, 50 *Χριστοῦ μὲν θιάσοις εἰσέτι δεῦρο χορεύοντα* (Originem). Theodoret hist. eccl. 5, 39 *ὅσοι Ῥωμαίων ἐγένοντο βασιλεῖς κατὰ τῶν θιασωτῶν τῆς ἀληθείας ἐλύττησαν.*

verfaßte er auch selbst; sie achteten ihn wie einen Gott, ließen sich Gesetze von ihm geben und machten ihn zu ihrem Vorsteher."

Von hier an bis zum Schlusse des Kapitels ist der Text fehlerhaft und lückenhaft. Er lautet: *καὶ προστάτην ἐπέγραφον· τὸν μέγαν γοῦν ἐκεῖνον ἔτι σέβουσι τὸν ἄνθρωπον τὸν ἐν τῇ Παλαιστίνῃ ἀνασκολοπισθέντα ὅτι καινὴν ταύτην τελετὴν εἰσήγαγεν ἐς τὸν βίον.* Lionello Levi, der 1892 eine kritische Ausgabe dieser Schrift bei Weidmann erscheinen ließ, bemerkt, daß im codex Vaticanus 87 die Worte *τὸν μέγαν — ἐς τὸν βίον* von einem frommen Leser ausradiert sind. Tanaquil Faber schreibt: Istaec vocula *γοῦν* et sensus repente abruptus satis indicant multa hic a Luciano adversus Christum scripta fuisse, quae a maioribus nostris, hominibus nimium piis, sublata fuere. Bernays hat für die Kritik dieser Schrift nichts geleistet. Der deutschen Übersetzung, die er seiner Abhandlung beigab, hat er einfach den Bekkerschen Text zugrunde gelegt. An unserer Stelle liest er mit Bekker das notwendige Medium *ἐπεγράφοντο* (statt *ἐπέγραφον τὸν*), nimmt dann mit Tanaquil Faber eine Lücke an und verwandelt *μέγαν* in *μέγα*. Er wußte nicht, daß diese durchaus unbefriedigende Änderung bereits Theodor Keim in seinem Buche „Celsus' wahres Wort" vorgeschlagen hatte. Bernays kannte offenbar dieses bedeutende Werk nicht, obwohl es schon 1873 erschienen war und auch von Lukian und allen einschlägigen Fragen mit gründlicher Gelehrsamkeit handelt. Dem Sinne nach befand sich Johann Matthias Gesner gewiß auf dem richtigen Wege, wenn er *τὸν μέγαν* in *τὸν μάγον* zu verwandeln vorschlug, denn der ursprüngliche Text enthielt ohne Zweifel, wie der Artikel bei Suidas bezeugt, ein lästerndes Wort, das von christlicher Hand ausgemerzt worden ist. Aber der Fehler liegt nicht in dem ganz verständlichen *τὸν μέγαν*, wozu nur ein passendes Substantiv fehlt, sondern in der hier unverständlichen Partikel *γοῦν*. Ich nehme also an, daß nur die erste Silbe des Wortes echt ist, und daß ursprünglich im Texte stand *γόητα*. Mit *γόης*, seltener mit *μάγος*, wurden alle Wundertäter von ihren Gegnern bezeichnet. Bei Suidas s. v. *γοητεία* wird *γοητεία* und *μαγεία* in folgender Weise unter-

schieden: *μαγεία* ist Herbeirufung gutes wirkender Dämonen zur Ausführung irgend eines guten Zweckes, wie die Weissagungen des Apollonios von Tyana, *γοητεία* dient zur Heraufführung eines Toten durch Herbeirufung; das Wort ist abgeleitet von den Klagen (*ἀπὸ τῶν γόων*) und Weherufen bei den Gräbern. s. v. *μαγεία* ist *γοητεία* erklärt als Herbeirufung böses wirkender Dämonen, die an den Gräbern stattfindet. Man kann gewissermaßen die Probe auf die Richtigkeit der Vermutung *τὸν μέγαν γόητα ἐκεῖνον* machen, wenn man bei Platon Politikos 291 C liest *τὸν πάντων τῶν σοφιστῶν μέγιστον γόητα* und 303 C *μεγίστους δὲ ὄντας μιμητὰς καὶ γόητας*. Bernays könnte dies wieder eine Platonische Floskel nennen, die sich Lukian angeeignet habe. Seit Platon dieses Wort von den Sophisten gebrauchte, hat es mannigfaltige Anwendung gefunden. Aischines verbindet beide Ausdrücke, wenn er in der Rede gegen Ktesiphon (137) sagt: Noch nie hat es einen solchen Gaukler und Schwindler (*μάγος καὶ γόης*) gegeben. Eine Komödie des Aristomenes hieß *Γόητες*. Eine Schrift des Kynikers Oinomaos aus Gadara hatte den Titel „Entlarvung von Schwindlern“ (*γοήτων φωρά*). Der Epikureer Celsus, dem Lukian seinen „Alexander“ widmete, war Verfasser einer Schrift *κατὰ μάγων* (Alex. 21). In der Schrift des Origenes gegen Celsus kommt *γόης* mit seinen Ableitungen mehr als 40 mal vor, weil der Platoniker Celsus in seiner Schrift gegen die Christen, die den Titel ein „wahres Wort“ trug, Moses, Jesus, Apollonios von Tyana und andere als *γόητες* bezeichnet hatte. Ebenso nannte Hierokles die Apostel Petrus und Paulus *γόητες* (Eusebios in Hier. c. 2). Auch bei Lukian selbst habe ich das Wort mit seinen Ableitungen 38 mal gezählt. Er bezeichnet gelegentlich als *γόης* den Orakelgott Apollon, Ammon, Trophonios, Amphilochos, den Propheten Alexander, Pythagoras, Aristoteles, den Peregrinus, die Kyniker, Stoiker, die Philosophen überhaupt (z. B. in den Totengesprächen 10, 7 *φιλόσοφός τις, μᾶλλον δὲ γόης*), den Homer; sich selbst bezeichnet er als *μισογόης* (pisc. 20).

In welchem Zusammenhange soll nun aber der Satz *τὸν μέγαν γόητα ἐκεῖνον ἔτι σέβουσι* u. s. w. stehen? Ich denke,

auch Lukian fand es nötig, seinen Lesern den Ursprung des Namens *Χριστιανοί* zu erklären. Der Name „Christen" war im 2. Jahrhundert n. Chr. noch nicht so allgemein bekannt, daß die Schriftsteller es hätten unterlassen können, ihre Leser darüber zu belehren. Tacitus sagt sofort nach Erwähnung des Namens der Christen (Ann. 15, 44): auctor nominis eius Christus Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat. In der Apologie des Aristides heißt es (c. 2 Hennecke S. 10): *ὅθεν οἱ εἰσέτι διακονοῦντες τῇ δικαιοσύνῃ τοῦ κηρύγματος αὐτῶν* (der Apostel) *καλοῦνται Χριστιανοί.* Der Märtyrer Justin erklärt (apol. I 12, 9): *Χριστός, ἀφ' οὗ καὶ τὸ Χριστιανοὶ ἐπονομάζεσθαι ἐσχήκαμεν.* Athenagoras sagt in seiner Schutzrede für die Christen c. 1: *ἡμεῖς δὲ οἱ λεγόμενοι Χριστιανοί.* Noch Tertullian klagt (apol. 3): nam nec nominis certa est notitia penes vos (vgl. ad nationes I 3). Es scheint mir also nicht unwahrscheinlich, daß auch Lukian einen derartigen parenthetischen Satz in seine Erzählung einfügte: *καὶ προστάτην ἐπεγράφον⟨το. καλοῦνται δὲ Χριστιανοί, οἳ⟩ τὸν μέγαν γόητα ἐκεῖνον ἔτι σέβουσι, τὸν ἄνθρωπον τὸν ἐν τῇ Παλαιστίνῃ ἀνασκολοπισθέντα, ὅτι καινὴν ταύτην ⟨τὴν⟩ τελετὴν εἰσήγαγεν ἐς τὸν βίον.* Man müßte dann annehmen, daß der Schreiber von der Silbe *το* in *ἐπεγράφοντο* auf den Artikel *τόν* übergesprungen sei. Zur Wortstellung *καλοῦνται δέ* vergleiche: *ἐκλήθησαν δέ* ver. hist. 1, 16, *ἐκάλουν δέ* ver. hist. 2, 30, *ἐκαλοῦντο δέ* Alex. 26, paras. 10, Syr. dea 16. 33. 47. 56.

Ob nach diesem Satze noch etwas ausgefallen oder ausgemerzt ist, worin erzählt war, was Peregrinus sich zuschulden kommen ließ, daß er verhaftet wurde, bleibt dahingestellt. Wenn nichts fehlt, so muß man annehmen, daß das folgende *ἐπὶ τούτῳ* („daraufhin") sich nur darauf bezieht, daß die Christen eine so herausfordernde Persönlichkeit wie Peregrinus an ihre Spitze gestellt hatten.

Der Bericht lautet weiter c. 12: „Damals nun wurde Proteus daraufhin auch festgenommen und in das Gefängnis geworfen; aber gerade dieser Umstand verschaffte ihm kein geringes Ansehen für sein weiteres Leben, sein abenteuerliches Treiben

und seine Ruhmgier, woran sein Herz hing. Als er aber nun im Gefängnisse saß, betrachteten die Christen die Sache als ein Unglück und setzten alles in Bewegung, um ihn daraus zu befreien. Dann als dies unmöglich war, taten sie sonst alles für ihn, nicht nur nebenbei, sondern mit Eifer. Und gleich in der Frühe konnte man alte Weiber, Witwen und Waisenkinder bei dem Gefängnisse warten sehen, ja ihre Vorgesetzten schliefen sogar drinnen bei ihm, nachdem sie die Wächter bestochen hatten; sodann wurden allerlei Speisen hineingebracht, es wurden ihre heiligen Sprüche gesprochen, und der brave Peregrinus (denn noch trug er diesen Namen) wurde von ihnen ein neuer Sokrates genannt (c. 13). Und auch aus etlichen Städten in Kleinasien kamen Leute, indem die Christen von Gemeindewegen sie sandten, um ihm zu helfen, für ihn zu sprechen und ihn zu trösten. Sie entfalten eine unglaubliche Rührigkeit, wenn etwas derartiges in ihrer Gemeinde geschieht; denn, kurz gesagt, sie opfern alles. Und so flossen denn auch dem Peregrinus damals viele Geldmittel zu von ihrer Seite aus Anlaß seiner Gefangennahme und er verschaffte sich dadurch keine geringe Einnahme. Denn die Unseligen haben vor allem (*τὸ μὲν ὅλον*) die Überzeugung, daß sie unsterblich sein und ewig leben werden, weshalb sie auch den Tod verachten und nicht selten freiwillig sich opfern."

Der Ausdruck *τὸ μὲν ὅλον* gehört, wie *μέν* zeigt, zum Hauptsatze *πεπείκασι γὰρ αὑτοὺς οἱ κακοδαίμονες* und entspricht dem folgenden *ἔπειτα δὲ ὁ νομοθέτης ὁ πρῶτος ἔπεισεν αὐτούς*. *τὸ μὲν ὅλον* kann nicht, wie Wieland und Planck wollen, mit *ἀθάνατοι* verbunden werden, die irrtümlich übersetzen: ganz, mit Leib und Seele, unsterblich. Fritzsche hätte das Komma nicht vor, sondern nach *τὸ μὲν ὅλον* setzen sollen. Man vergleiche deor. dial. 19, 2 *τὸ μὲν ὅλον* — *εἶτα* nach Analogie von *πρῶτον μὲν* — *ἔπειτα*. Lukian will sagen: Die Hauptsache ist ihr Unsterblichkeitsglaube und das ewige Leben, sodann kommt noch die besondere Lehre ihres Stifters von der allgemeinen Bruderschaft hinzu.

Im folgenden hat ein kleiner Textfehler die größte Verwirrung angerichtet. Der griechische Text lautet:

ἔπειτα δὲ ὁ νομοθέτης ὁ πρῶτος ἔπεισεν αὐτούς, ὡς ἀδελφοὶ πάντες εἶεν ἀλλήλων, ἐπειδὰν ἅπαξ παραβάντες θεοὺς μὲν τοὺς Ἑλληνικοὺς ἀπαρνήσωνται, τὸν δὲ ἀνεσκολοπισμένον ἐκεῖνον σοφιστὴν αὐτὸν προσκυνῶσι καὶ κατὰ τοὺς ἐκείνου νόμους βιῶσι. καταφρονοῦσιν οὖν ἁπάντων ἐξ ἴσης καὶ κοινὰ ἡγοῦνται ἄνευ τινὸς ἀκριβοῦς πίστεως τὰ τοιαῦτα παραδεξάμενοι.

Hier ist seltsamerweise scheinbar ein Unterschied gemacht zwischen dem ersten Gesetzgeber der Christen und dem Gekreuzigten, was zu der verkehrten Annahme führte, daß mit dem ersten Gesetzgeber Moses oder der Apostel Paulus oder Johannes gemeint sei. Planck hat die Schwierigkeit der Stelle wohl erkannt, aber dennoch die richtige Lösung nicht gefunden, so nahe er auch daran war. Denn er schreibt (S. 872): „Wenn das *ἐπειδάν* einen neuen Satz begänne, wozu allerdings der Nachsatz im folgenden fehlen würde, so wäre jene seltsame Meinung gar nicht entstanden." Den ersten Schritt zur Besserung tat also Lionello Levi, indem er nach *ἀλλήλων* stärker interpungierte und die Temporalsätze zum folgenden zog. Er sagt mit Recht (S. 16): Tunc enim tantum homines fratres fieri, cum Graecorum deos repudiaverint, absurda est sententia neque ullo modo Christo tribuenda, quem omnes homines fratres esse praedicavisse quis est quin sciat? Das Wort Christi bei Matthäus 23, 8 lautet einfach: *πάντες δὲ ὑμεῖς ἀδελφοί ἐστε*, womit Lukians Wiedergabe merkwürdig genau übereinstimmt. Es gehört zu dem Gedanken keine Zeitbestimmung. Man wird also nach *ἐπειδάν* ein *δ'* einsetzen müssen, das gestrichen wurde, als die Temporalsätze fälschlich an das Vorausgehende angeschlossen wurden. Und wo beginnt nun der vermißte Nachsatz zu den Temporalsätzen? Nicht bei *καταφρονοῦσιν οὖν*, wie Levi will, denn dagegen spricht schon die Partikel *οὖν*, sondern der Nachsatz ist *καὶ κατὰ τοὺς ἐκείνου νόμους βιοῦσι*. Da man *καί* fälschlich für „und" statt für „auch" nahm, wurde der Nachsatz an *ἐπειδάν* angeschlossen und der Indikativ *βιοῦσι* in den Konjunktiv *βιῶσι* verwandelt. Nun ist alles höchst

einfach und klar; die Stelle lautet: „sodann hat ihr erster Gesetzgeber ihnen den Glauben beigebracht, daß sie alle Brüder zu einander seien. Wann sie aber einmal übergetreten die griechischen Götter verleugnet haben und eben jenen ihren gekreuzigten Lehrmeister anbeten, dann leben sie auch nach dessen Geboten. Sie verachten also alle Besitztümer in gleicher Weise und halten sie für Gemeingut, wenn sie ohne irgend eine genaue Beweisführung dergleichen Lehren angenommen haben." Im Vatikanus 87 sind die Worte *ὁ νομοθέτης — προσκυνῶσι* ausradiert; in der besten Handschrift, dem Palatinus 73, ist *σοφιστήν* ausradiert; allein *σοφιστήν* an sich ist kein tadelnder Ausdruck, zählt sich ja doch Lukian selbst zu den Sophisten (Apol. 15). Wer eine *σοφία* lehrt, ist ein *σοφιστής*, erst durch den ironischen Zusatz, daß er eine „wunderbare" Weisheit gelehrt habe, erhält das Wort eine andere Färbung. Ohne es zu wollen, hat Lukian den Christen das glänzendste Zeugnis ausgestellt. Das Bild, das er von ihrer werktätigen Hilfe und ihrer brüderlichen Liebe entwirft, ist offenbar nach dem Leben gezeichnet. Er war mit ihren Lehren, soweit er sie kannte, nicht einverstanden, er hielt die Christen für verblendete und betörte Leute (*κακοδαίμονες*), aber was er bei den Philosophen vermißte, Übereinstimmung zwischen Leben und Lehre, das fand er hier bei den Christen und dem gibt er ehrlich Ausdruck. Im Ikaromenippos (c. 31) läßt Zeus den Philosophen aufrichtig sagen: „Wenn einer von meinen Freunden oder Bekannten krank darniederliegt, der Hilfe und Pflege bedürftig, so kümmere ich mich nichts darum." Im Fischer (c. 35) sagt Lukian von den Philosophen: „Wenn einer, der seit langer Zeit mit ihnen bekannt und befreundet ist, hilfsbedürftig zu ihnen kommt und um wenig von vielem bittet, dann sind sie stumm und ratlos, wissen nichts und widerrufen ihre Worte ins Gegenteil; ihre vielen schönen Reden von der Freundschaft, die Tugend, das sittlich Schöne, all das ist auf einmal entschwunden und entflohen, ich weiß nicht wohin, in Wahrheit „geflügelte Worte", die von ihnen für nichts und wieder nichts Tag für Tag in ihren Vorträgen als wesenlose Schatten vor-

geführt werden.“ Wie anders als diese selbstsüchtigen Philosophen zeichnet er uns als wahrheitsgetreuer Schilderer seiner Zeit die werktätige Nächstenliebe der Christen! Ähnlich läßt er die Philosophie von den Brahmanen sagen (fugit. 6): „Sie sind alle mir untertan und leben nach unseren Lehrsätzen“ (*βιοῦσι κατὰ τὰ ἡμῖν δοκοῦντα*). Vergleiche die schönen Worte Justins (Apol. I 16, 8): *οἳ δ' ἂν μὴ εὑρίσκωνται βιοῦντες, ὡς ἐδίδαξε, γνωριζέσθωσαν μὴ ὄντες Χριστιανοί, κἂν λέγωσιν διὰ γλώττης τὰ τοῦ Χριστοῦ διδάγματα· οὐ γὰρ τοὺς μόνον λέγοντας, ἀλλὰ τοὺς καὶ τὰ ἔργα πράττοντας σωθήσεσθαι ἔφη.*

Zu *καταφρονοῦσιν ἁπάντων* ist hier, wie der ganze Zusammenhang lehrt, *τῶν χρημάτων* in Gedanken zu ergänzen, wiewohl sonst bei christlichen Schriftstellern *καταφρονεῖν ἁπάντων* allgemein gesagt wird. Vergleiche Origenes c. Celsum 3, 56 *πάντων καταφρονεῖν*, Athenagoras pro Christianis 33 *ἐλπίδα οὖν ζωῆς αἰωνίου ἔχοντες τῶν ἐν τούτῳ τῷ βίῳ καταφρονοῦμεν*, Tatian oratio ad Graecos 19 *τῶν ἐν τῷ κόσμῳ πάντων καταφρονήσεις*, Tertullian de spectaculis 29 quae maior voluptas — quam saeculi totius contemptus? Lactantius div. inst. 6, 14 nos autem, qui hanc vitam contemnimus.

In den Worten *ἄνευ τινὸς ἀκριβοῦς πίστεως* verrät Lukian seine falsche Vorstellung von dem Wesen der Religion, denn er verlangt auch für religiöse Wahrheiten mathematische Beweisführung (*ἀκριβὴς πίστις*, vergleiche calumn. 14 *οὐ περιμείνας τὸν ἀκριβῆ ἔλεγχον*).

Lukian schließt das Kapitel mit den Worten: „Wenn also ein Schwindler (*γόης*) und geriebener Mensch zu ihnen kommt, der die Verhältnisse zu benützen versteht, so wird er gar bald reich in kurzer Zeit, indem er die einfältigen Leute zum besten hat.“ Dann fährt der Bericht fort c. 14: „Indessen wurde Peregrinus freigelassen von dem damaligen Statthalter von Syrien, einem Freunde der Philosophie, denn dieser durchschaute die Narrheit desselben und seinen Wunsch zu sterben, um dadurch berühmt zu werden; deshalb ließ er ihn frei, indem er ihn nicht einmal einer Bestrafung würdig erachtete.“ Es wird dann weiter erzählt, wie Peregrinus in seine Vater-

stadt Parion zurückkehrte, dort Gefahr lief wegen Vatermordes angeklagt zu werden und deshalb den Rest seines Vermögens, etwa 15 Talente, als Kyniker ausgestattet, dem Volke schenkte. Dann verließ er wieder seine Heimat. Hier heißt es weiter c. 16: „Er ging also zum zweitenmale auf die Wanderschaft, indem er an den Christen hinreichende Unterstützung hatte; von ihnen wie mit einer Leibwache umgeben besaß er alles in Hülle und Fülle. Und eine Zeitlang ließ er sich so füttern; dann aber, als er auch gegen sie eine Gesetzwidrigkeit beging (man sah ihn, glaube ich, eine ihnen verbotene Speise essen), gaben sie ihm den Laufpaß und in der Not glaubte er nun wieder aus einem anderen Tone sein Vermögen von seiner Vaterstadt zurückfordern zu müssen. Er reichte ein Gesuch ein und meinte, sich dies wieder verschaffen zu können durch Befehl des Kaisers. Aber da die Stadt durch Abgesandte eine Gegenvorstellung machte, erreichte er nichts, sondern der Befehl lautete, er solle es bei dem belassen, wozu er sich einmal entschlossen hatte, ohne daß ihn jemand dazu zwang."

Man beachte hier, daß Lukian nicht alles mit gleicher Bestimmtheit erzählt; er macht einen Unterschied zwischen Wahrem und Wahrscheinlichem; daher fügt er hier bei Angabe des Grundes, weshalb Peregrinus von den Christen ausgeschlossen wurde, vorsichtig ein *ὡς οἶμαι* hinzu. Die Verfehlung des Peregrinus bezog sich wohl auf das Gebot *ἀπέχεσθαι εἰδωλοθύτων* (act. apost. 15, 29).

Planck faßt seine Ansicht über Lukians Schilderung der Christen in die Worte zusammen (S. 885): „Lukians Urteil über die Christen ist das mildeste unter allen, die wir von heidnischen Schriftstellern seiner Zeit noch haben." „Es macht dem Lukian alle Ehre, sagt er (S. 881), daß er die damals so weit verbreiteten argen Gerüchte über die epulae Thyesteae und concubitus Oedipodei, gegen die sich die Apologeten nicht genug wehren können, nicht einmal mit einem Worte berührt. Da es ihm sonst ein kleines ist, über ihm verhaßte Personen alles nur mögliche Schändliche, gewiß auch ohne Beweis (?), auszusagen (Apophras, Alexander und sonst), so muß man hier

nicht nur seine Unparteilichkeit anerkennen, sondern man darf vielleicht auch annehmen, die nach seiner Ansicht so unverdient Verfolgten haben sein Mitleid wenigstens insoweit erregt, daß er Vorwürfe, deren Wahrheit er nicht ermittelt hatte, in dieser Schrift ihnen auch nicht machen oder nachsagen wollte."

Es wäre interessant, zu wissen, ob Lukian die Schriften des Josephus kannte; die Anspielung auf das Manna in den fugitivi 17 macht dies nicht unwahrscheinlich. Dort sagt die Philosophie zu Zeus, nachdem sie geschildert, wie die Kyniker überhand nehmen: „Du wirst bald sehen, was die Folgen sein werden: alle Handwerker werden aus ihren Werkstätten auf und davon gehen und das Handwerk an den Nagel hängen, wenn sie sehen, wie sie selbst sich abarbeiten und abmühen, vom Morgen bis zum Abend über ihre Arbeit gebückt, und doch von solchem Erwerbe kaum ihr Leben fristen können, während arbeitsscheue Menschen und Schwindler in Hülle und Fülle leben, indem sie in herrischem Tone betteln und leicht etwas bekommen, zürnen, wenn sie nichts bekommen, aber auch kein Wort des Dankes wissen, wenn sie etwas erhalten. Das scheint ihnen das Leben unter Kronos und geradezu der Honig ihnen von selbst vom Himmel in den Mund zu fließen." Das könnte Lukian bei Josephus Antiqu. Jud. 3, 28 gelesen haben, wo es heißt: *ἥδοντο τῷ βρώματι· μέλιτι γὰρ ἦν τὴν γλυκύτητα καὶ τὴν ἡδονὴν ἐμφερές* und 3, 32 *καὶ οἱ μὲν χαίροντες ἐπὶ τοῖς ἀπ' οὐρανοῦ καταπεμφθεῖσιν αὐτοῖς διετέλουν.*

Auch das Christuskapitel bei Josephus Antiqu. 18, 63 hat mit den Äußerungen Lukians manche Ähnlichkeit. Der Text bei Josephus lautet mit Ausscheidung der christlichen Zusätze:[1]) *Γίνεται δὲ κατὰ τοῦτον τὸν χρόνον Ἰησοῦς σοφὸς ἀνήρ, [εἴγε ἄνδρα αὐτὸν λέγειν χρή·] ἦν γὰρ παραδόξων ἔργων ποιητής.* Dem *σοφὸς ἀνήρ* entspricht bei Lukian *σοφιστής* und Alexander 4 *Πυθαγόρας, σοφὸς ἀνήρ.* Dem *παραδόξων ἔργων ποιητής* würde nach meiner Vermutung *γόης* bei Lukian ent-

---

[1]) Vgl. Gustav Adolf Müller, Christus bei Josephus Flavius, eine kritische Untersuchung, 2. Auflage. Innsbruck 1895.

sprechen. Vergleiche gallus 4, wo es von Pythagoras heißt: *γόητά φασι καὶ τερατουργὸν τὸν ἄνθρωπον*. Übrigens ist bei Josephus der Ausdruck *παραδόξων ἔργων ποιητής* vielleicht Glosse für das einfache *τερατουργός*, wenigstens erklärt Hesychios *τερατουργεῖ] παράδοξα ποιεῖ ἢ τέρατα ἐργάζεται*. Vergleiche Lukian asin. 50 *τἀμὰ παράδοξα ἔργα*. Origenes c. Celsum 7, 54 *τοῖς παραδόξοις τοῦ Ἰησοῦ ἔργοις*. Cyrill. Alex. in Esai. 42 p. 538 *τερατουργοῦντα βλέποντες Χριστόν*. Diodor. 34, 2, 5 *οἰκέτης Σύρος — ἄνθρωπος μάγος καὶ τερατουργὸς τὸν τρόπον*.

Dann heißt es bei Josephus weiter: [*διδάσκαλος ἀνθρώπων τῶν ἡδονῇ τἀληθῆ δεχομένων*] *καὶ πολλοὺς μὲν Ἰουδαίους, πολλοὺς δὲ καὶ τοῦ Ἑλληνικοῦ ἐπηγάγετο, ⟨οἷς⟩ ὁ χριστὸς οὗτος ἦν*.

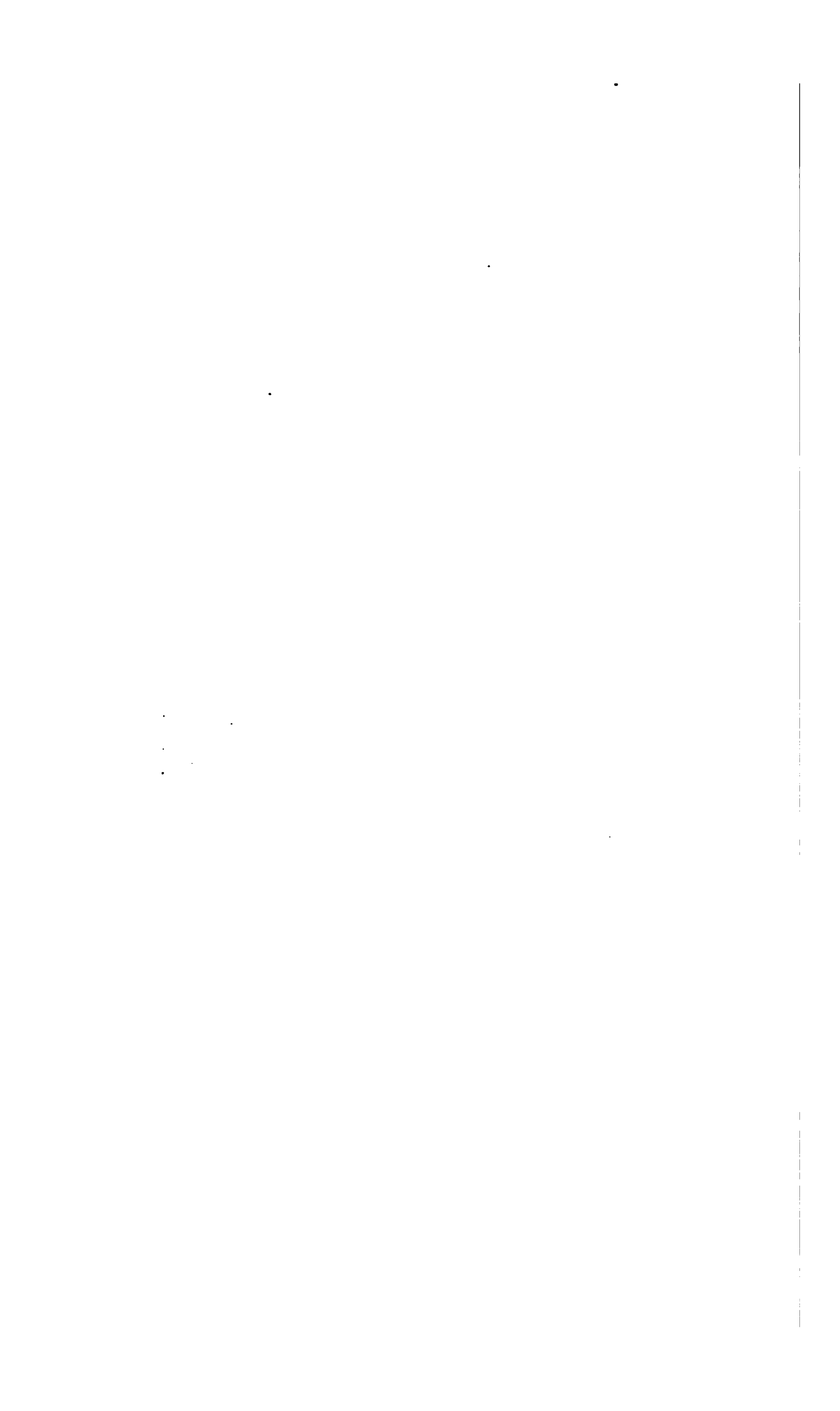
οἷς habe ich hinzugefügt. Im Texte steht nur *ὁ χριστὸς οὗτος ἦν*, was schon durch die Abgerissenheit und den Mangel jeglicher Satzverbindung auffallend ist. Außerdem ist klar daß christliche Leser *οἷς* streichen mußten, um die Anerkennung des Messias allgemein auszudrücken, nicht auf die Anhänger Jesu zu beschränken. Daß aber diese Einschränkung notwendig ist, bezeugt Origenes c. Celsum 1, 47 *ὁ Ἰώσηπος — καίτοι γε ἀπιστῶν τῷ Ἰησοῦ ὡς Χριστῷ* und die Übersetzung des Hieronymus de vir. ill. 13 plurimos quoque tam de Judaeis quam de gentilibus sui habuit sectatores et credebatur esse Christus, wo zu credebatur zu denken ist ab iis, a sectatoribus, was, frei übersetzt, dem Texte *οἷς — ἦν* entspricht. Wenn *οἷς* nicht dastand, konnte Hieronymus unmöglich credebatur esse übersetzen.

Der Text des Josephus lautet weiter: *καὶ αὐτὸν ἐνδείξει τῶν πρώτων ἀνδρῶν παρ' ἡμῖν σταυρῷ ἐπιτετιμηκότος Πιλάτου οὐκ ἐπαύσαντο οἱ τὸ πρῶτον ἀγαπήσαντες*. [*ἐφάνη γὰρ αὐτοῖς τρίτην ἔχων ἡμέραν πάλιν ζῶν τῶν θείων προφητῶν ταῦτά τε καὶ ἄλλα μυρία περὶ αὐτοῦ θαυμάσια εἰρηκότων*]. *εἰς ἔτι τε νῦν τῶν Χριστιανῶν ἀπὸ τοῦδε ὠνομασμένον οὐκ ἐπέλιπε τὸ φῦλον*.

Auch Josephus hat also die Herkunft des Namens *Χριστιανοί* erklärt und seine Bemerkung *εἰς ἔτι τε νῦν — οὐκ ἐπέλιπε τὸ φῦλον* entspricht den Worten des Lukian *ἔτι σέβουσι τὸν ἄνθρωπον τὸν ἐν τῇ Παλαιστίνῃ ἀνασκολοπισθέντα*.

Ich füge noch eine Textverbesserung zu Lukians Schrift vom Lebensende des Peregrinus c. 43 hinzu, wo man eine Lücke annimmt, obwohl für den Sinn und Zusammenhang nicht das Geringste fehlt. Das Kapitel lautet: „Eines will ich dir noch erzählen und dann schließen, auf daß du für lange Stoff zum Lachen hast; denn jene Geschichten weißt du schon längst, da du sie sofort von mir gehört hast, als ich von Syrien zurückgekehrt dir erzählte, wie ich von Troas aus mit ihm auf ein und demselben Schiffe fuhr, von seinem üppigen Leben auf der Fahrt und von dem schönen Jüngling, den er überredete, ein Kyniker zu werden, damit auch er seinen Alkibiades hätte", dann fährt der griechische Text nach der besten Überlieferung fort: *καὶ ὡς ἐπιταραχθείημεν τῆς νυκτὸς ἐν μέσῳ τῷ Αἰγαίῳ* (so im Pariser codex von 2. Hand richtig verbessert, alle Handschriften haben *ἀγῶνι*) *γνόφου καταβάντος καὶ κῦμα παμμέγεθες ἐγείραντος ἐκώκυε μετὰ τῶν γυναικῶν ὁ θαυμαστὸς καὶ θανάτου κρείττων εἶναι δοκῶν.*

Man hat nur *ἐπιταραχθείημεν* in *ἐπεὶ ταραχθείημεν* zu verwandeln, dann ist die ganze Periode tadellos und lückenlos; sie lautet: „und wie er, als wir in Schrecken versetzt wurden, da nachts mitten auf dem ägäischen Meere ein Wetter niederging und die Wogen riesengroß auftürmte, wie er da heulte mit den Weibern, er, der bewunderte Philosoph, der über den Tod erhaben zu sein schien".



Die ecclesia Augustana in dem Schreiben der istrischen Bischöfe an Kaiser Mauritius vom Jahre 591 und die Synode von Gradus zwischen 572 und 577.

Von J. Friedrich.

(Vorgetragen in der historischen Klasse am 3. März 1906.)

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts trennte sich die Kirchenprovinz Aquileia, die Venetien mit Istrien, Raetia II. (Sabione) und Binnennorikum umfaßte, von Rom und der orientalischen Kirche, weil sie in die von Kaiser Justinian I. durchgesetzte Verdammung der sogenannten drei Kapitel durch die 5. allgemeine Synode nicht willigen wollte. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen, sie zur Wiedervereinigung zu bewegen, griff man zur Gewalt. Der Metropolit Severus und einige andere Bischöfe, nach Ravenna abgeführt, unterlagen dem dort auf sie geübten Drucke, verdammten ebenfalls die drei Kapitel und traten in die Gemeinschaft des Erzbischofs von Ravenna. Darüber die größte Aufregung in der Kirchenprovinz: das Volk bricht die Gemeinschaft mit dem Metropoliten ab, die Bischöfe aber wollen ihn nicht wieder aufnehmen und treten in Marano um 590 zu einer Synode zusammen. Der Metropolit und seine Schicksalsgenossen kommen zwar weiteren Schritten dadurch zuvor, daß sie ihren „Irrtum" widerrufen, erreichen damit jedoch nur, daß sie von den übrigen Bischöfen der Provinz wieder aufgenommen, in Ravenna und Rom aber gerade wegen dieses Schrittes als Rückfällige betrachtet werden, die als solche zur Rechenschaft gezogen werden müßten. Gregor I., der eben

den römischen Stuhl bestiegen hatte, lud sie auch schon im Januar 591 kraft kaiserlichen Befehls nach Rom, um dort von einer Synode gerichtet zu werden: Et nos siquidem quantum reincorporatum te iam pridem fuisse in unitatem ecclesiae gavisi fueramus, abundantius nunc dissociatum a catholica societate confundimur. Pro qua re imminente latore praesentium iuxta christianissimi et serenissimi rerum domini iussionem ad b. Petri apostoli limina cum tuis sequacibus venire te volumus, ut auctore Deo aggregata synodo, de ea quae inter vos vertitur dubietate iudicetur, Mon. Germ. hist. Epist. I, 18, Gregorii I Registr. I, 16.

Die durch die politischen Ereignisse ohnehin schon zerklüftete, teils unter griechischer, teils unter langobardischer Herrschaft stehende Kirchenprovinz gerät durch diese päpstliche Vorladung in die äußerste Bestürzung. In dringenden Vorstellungen wenden sich der Metropolit Severus, die unter griechischer Herrschaft gebliebenen Bischöfe, sowie die in die Hände der Langobarden geratenen in gesonderten Schreiben mit der Bitte an den Kaiser Mauritius, daß er die Zurücknahme der Vorladung befehlen möge. Denn sie, die nur den Instruktionen des Papstes Vigilius gemäß handelten,[1] könnten sich, — heißt es in dem allein erhaltenen Schreiben der Bischöfe des langobardischen Teils der Kirchenprovinz, — von dem römischen Bischof, der selbst Partei in der Sache sei, nicht richten lassen, sie seien aber bereit, sobald die Feinde besiegt und die griechische Herrschaft wieder hergestellt sein werde, vor dem Kaiser zu erscheinen und Rechenschaft über ihr Verhalten zu geben. Sollte jedoch die Vorladung nicht zurückgezogen werden, so würden die neugewählten Bischöfe sich statt von dem Aquileier Metropoliten von den benachbarten fränkischen Erzbischöfen ordinieren lassen, und würde die Aquileier Kirchenprovinz aufgelöst werden. Denn schon einmal hätten die fränkischen Erzbischöfe drei Kirchen des Aquileier

[1]) Greg. I. Reg. I, 16a: . . praedicti quondam Vigilii instructionibus informati. . .

Metropolitansprengels besetzt, und würden ihn ganz an sich gerissen haben, hätte nicht Kaiser Justinian I. ihrem Vorgehen ein Ende gemacht: Si conturbatio ista et compulsio praesentibus iussionibus vestris remota non fuerit, si quem de nobis, qui nunc esse videmur, defungi contigerit, nullus plebium nostrarum ad ordinationem Aquileiensis ecclesiae post hoc patietur accedere. Sed quia Galliarum archiepiscopi vicini sunt, ad ipsorum sine dubio ordinationem accurrent, et dissolvetur metropolitana Aquileiensis ecclesia sub vestro imperio constituta, per quam Deo propitio ecclesias in gentibus possidetis, quod ante annos iam fieri coeperat, et in tribus ecclesiis nostri concilii, id est, Breonensi, Tiburniensi, et Augustana Galliarum episcopi constituerant sacerdotes. Et nisi eiusdem tunc divae memoriae Justiniani principis iussione commotio partium nostrarum remota fuisset, pro nostris iniquitatibus pene omnes ecclesias ad Aquileiensem synodum pertinentes, Galliarum sacerdotes pervaserant, Reg. I, 16 a.

Die Vorstellungen hatten in der Tat Erfolg. Der Kaiser befahl Gregor I., die istrischen Bischöfe nicht zu belästigen, bis in Italien der Friede wieder hergestellt und auch die übrigen Bischöfe Istriens und Venetiens in die frühere Ordnung zurückgekehrt sein werden, Reg. I, 16 b und II, 45. Doch nicht der weitere Verlauf dieses Streites interessiert uns, sondern die Angabe, daß zur Zeit Justinians I. drei zum Metropolitansprengel Aquileia gehörige Kirchen, die ecclesiae Breonensis, Tiburniensis et Augustana, von den fränkischen Erzbischöfen mit Bischöfen besetzt worden seien.

Von diesen drei Kirchen konnte eine schon immer sicher bestimmt werden, die ecclesia Tiburniensis, von Tiburnia, der Hauptstadt Binnenorikums, benannt, wo schon zur Zeit des h. Severin ein Bischof saß. Nur um so mehr widerstrebten die beiden anderen einer sicheren Erklärung und riefen die verschiedensten Hypothesen hervor. Es rührte dies hauptsächlich daher, daß das Schreiben nur durch zwei Drucke bekannt war, durch den des Baronius, der ihn nach einer Handschrift des Nic. Le Fevre herstellte, und durch den Hardouins, der

eine Abschrift Sirmonds zugrunde legte. Beide Abschriften sollten der einzigen Handschrift, welche das Schreiben enthielt, entnommen, die Handschrift seitdem verloren gegangen sein. Nun las Baronius den Namen der zuerst genannten Kirche Bremensis, Sirmond aber Beconensis, und da eine Korrektur auf Grund von Handschriften unmöglich war, so warfen sich die einen auf die Lesart Bremensis, die anderen auf Beconensis und suchten nach dem darunter verborgenen Bischofssitz. Augustana lasen beide.

Inzwischen änderte sich die Sachlage insofern, als die Handschrift, welche das Schreiben enthält, als Cod. lat. Paris. n. 1682 (aus dem X. Jahrhundert nach dem Katalog, wohl aber älter) gefunden worden ist, und nunmehr die Lesart breonensi feststeht, Greg. Registr. I Additamenta, N A. XVII 191, wenn man nicht auch sie bereits als eine Korrumpierung, die ja nicht geradezu ausgeschlossen ist, ansehen will.[1]) Denn auch

[1]) Auffällig bleibt es jedenfalls, daß gerade in einem Schreiben an den Kaiser für die Kirche von Seben die ganz ungewöhnliche, hier allein vorkommende Bezeichnung Breonensis gebraucht, Löning, Gesch. des deutsch. Kirchenrechts II 116, der Bischof sich aber trotzdem als Bischof s. ecclesie secunde retie, wie die Handschrift wirklich hat, unterschrieben haben soll — letzteres ebenso ungewöhnlich, da es Regel war, daß die Bischöfe sich nicht nach den politischen Provinzen, sondern nach ihren Sitzen unterzeichneten. Ein Zweifel ist aber schon aus dem Grunde gestattet, weil wir das Original des Schreibens nicht besitzen, und weil „selbst die besten Abschreiber doch nur sehr selten und meist nur bei besonders auffallenden Sachen ihr Original treu kopiert haben, fast alle die ihnen geläufigen Formen geschrieben haben", Waitz, Über das Leben und die Lehre des Ulfila S. 32. Ich dachte daher daran, daß Breonensi verschrieben sein könnte für Virunensi, Verunensi, Berunensi oder auch, da unum häufig in onum übergeht, für Veronensi, Beronensi. Pichler, Austria Romana p. 207: Virunum, Virunis, Berunion, Berunos, Verunum: Corp. Inscr. Lat. III 597: *Βέρουνος ... τὸ ἐθνικὸν Βερουνήσιος* Stephani Byzantii s. v. et Varuno Peutingerianae. Schon Glück, Die Bistümer Norikums S. 88, sagte, es wäre eine Ausnahme von der Regel, wenn nicht auch Virunum ein Bischofssitz gewesen wäre. Und wirklich wäre es nicht begreiflich, daß Celeia, Tiburnia, Aguntum Bischofssitze gewesen, das größte und bedeutendste, nach Pichler, Virunum S. 248, etwa 8000 bis 10000 Einwohner zählende Munizipium Virunum zwischen Celeia

die Lesart Augustana ist nicht ursprünglich, und ich hege ebenso Zweifel daran, daß Bischof Ingenuinus sich zu einer Zeit als episcopus II Retiae unterschrieben haben soll, ib., da die für den Bischof des II. Rätien übliche Bezeichnung de Sabione oder Sabionensis war und noch einige Jahrhunderte blieb. So nennt Paulus diaconus den Ingenuinus als Mitglied der Synode von Marano sowie bei seiner Intercession für das castrum Ferruge de Sabione III. 26, II. 31; und ebenso heißt der Bischof des II. Rätien in den zum erstenmal auf der Synode von Mantua 827 produzierten Unterschriften der Synode von Gradus unter Erzbischof Elias (572—587) Materninus Sabionensis, de Rubeis, Aquileia col. 419. Erst Johannis diac. chron. Venetum et Gradense, SS. VII 7, und Chron. Patriarch. Grad., SS. rer. Langob. p. 393, schreiben in diesen Gradenser Unterschriften episcopus secundae Retiae, — eine Willkürlichkeit,

und Tiburnia aber nicht. Die Aufzählung der Kirchen im Schreiben von 591: Breonensis (= Verunensis), Tiburniensis und Augustana (= Aguntiensis) entspräche dann genau der geographischen Lage der mittelnorischen Munizipien von Ost nach West. Noch wahrscheinlicher schien es mir, daß Breonensis nicht sowohl ein Lese- oder Schreibfehler als eine spätere Konjektur sei. Kein Zeugnis, auch nicht das — bei Aguntum ebenfalls zu beobachtende — Verschwinden des Namens zwingt zur Annahme, daß Virunum vor dem Slovenensturm zugrunde gegangen sein muß (gegen Krones, Die deutsche Ansiedlung in den östlichen Alpenländern S. 40/1). Stadt und Name sind allerdings seitdem verschollen, nicht einmal die Lage des Munizipiums blieb bekannt, und auch sonst hielt nichts die Erinnerung an dasselbe fest. Dagegen erhalten sich die Breuni, Breones, Brenni, Jordanis Romana 241 (als Lesart auch in seiner Vorlage Rufus 4, 12, 4), unter ihrem Namen nachweislich bis ins 9. Jahrhundert, und lebt ihr Name im Brenner und in der Literatur fort (Cassiodorus, Jordanis, Venantius Fortunatus, vita s. Corbiniani, Paulus diaconus). Wäre es denn da unmöglich, daß ein Schreiber gemeint, das ihm gänzlich unbekannte Virunensi, Verunensi oder ähnlich müsse wohl das ihm allein bekannte Breonensis, Breunensis sein? Machte er ja auch aus dem ihm offenbar ebenfalls nicht mehr bekannten Aguntum Augusta und schrieb statt Aguntiensis Augustana, versetzte also das binnennorische Aguntum nach dem rätischen Augsburg, während wieder andere aus Aguntum sogar Maguntiacum (Mainz) machten. Doch sind das nur Vermutungen und wollen nichts anderes sein.

welche noch durch die andere überboten wird, daß sie Materninus Sabionensis ganz gestrichen und durch Ingenuinus episcopus secundae Retiae ersetzt haben.

Eine ziemlich ausführliche Übersicht über die früheren Hypothesen gab Al. Huber, Die ecclesia Petena der Salzburger Urkunden, 1866, der aber selbst eine neue aufstellte und die ecclesia Beconensis für die ecclesia Petena einiger Salzburger Urkunden, also für Salzburg erklärte. Später ging auch Edgar Löning, Geschichte des deutschen Kirchenrechts II 111—118, unter Besprechung der früheren Hypothesen näher auf das Schreiben von 591 ein und nahm Beconensis für Veronensis. Beide, sowohl Huber als Löning, stimmen aber darin überein, daß die ecclesia Augustana Augsburg sei. Endlich hat Ewald in der neuen Ausgabe des Registrum Gregors I. wohl die Annahme zurückgewiesen, daß Beconensis Pettau oder Salzburg sein könne, sich selbst aber außerstand erklärt, es näher zu bestimmen; Augustana scheint auch ihm Augsburg zu sein, Reg. I, 16a (I 20).[1]

Diese Sachlage scheint nicht zu einer neuen Untersuchung zu ermutigen, aber mit Hilfe der Neubearbeitungen der hier einschlägigen Quellen in den Monumenta Germaniae historica und in den Fonti per la storia d'Italia meine ich doch Augustana sicher bestimmen zu können.

Vor allem müssen wir uns daran halten, daß es sich nur um die Kirchenprovinz Aquileia handelt, und erst wenn die zu ihr gehörigen Bischofssitze festgestellt sind, werden wir sehen können, ob die ecclesia Augustana unter ihnen nachweisbar ist.

---

[1]) Nach Ewald meinte Krones, Die deutsche Besiedlung etc. S. 23: „Der Name der erst angeführten Kirche [beconensis] bleibt ein Rätsel, wenn man darunter nicht Säben (ecclesia Sabionensis) oder Pettau (ecclesia Petoviensis) verstehen darf, da die Ansicht, unter ecclesia Beconensis sei Salzburg (ecclesia Petena) zu verstehen, nichts für sich hat. Nur der Name Tiburnias (Teurnia, Tiburnia) ist auf den ersten Blick klar, und der zweite Name läßt sich auf Celeia (Augusta Celeia) deuten, da an Augsburg bei dieser Zusammenstellung und bei diesem Anlasse wohl nicht zu denken ist."

Die erste sichere Angabe, daß die Provinz Aquileia im Norden bis nach Binnennorikum, dem späteren Kärnten, reichte, bietet das Schreiben von 591 selbst, indem es unter den durch die fränkischen Erzbischöfe von Aquileia losgerissenen Sitzen Tiburnia nennt. In den Unterschriften des Schreibens erscheint ferner im Westen als das nördlichste Bistum Sabione, worauf Trient, Belluno, Feltre, Verona, Vicenza, Treviso, Concordia, Asolo und Zuglio folgen — diejenigen Bistümer der Kirchenprovinz, welche sich 591 in den Händen der Langobarden befanden.

Als eben so sicher gelten die Bischofssitze, welche Paulus diaconus bei der ohne Zweifel aus Secundus von Trient stammenden Erwähnung der Synode von Marano 589 oder 590 aufzählt, außer Aquileia: Altino,[1]) Pola, Zuglio, Verona, Sabione, Trient, Feltre, Vicenza, Treviso, Asolo, Belluno, Parenzo, wozu einige Bischofsnamen kommen, deren Sitze nicht angegeben sind, die man aber aus einer anderen sogleich zu besprechenden Liste bestimmen kann: Severus (Tergestinus, Triest), Patricius (Emonensis, Laibach), Vindemius (Cessensis?), Johannes (Celeianensis, Cilli), hist. Langob. III. 26. In dieser Liste, die freilich auch die Bischofssitze Padua und Petena nicht enthält, ist das norische Tiburnia nicht erwähnt, von einer ecclesia Breonensis und Augustana keine Rede; sie kommt daher auch, so wertvoll sie sonst ist, für unsere Untersuchung nur nebenbei in Frage.

Die umfassendste, aber auch nicht erschöpfende Liste haben wir in den Unterschriften einer Synode von Gradus unter dem Metropoliten Elias, deren Echtheit, wie wir sehen werden, mit Unrecht bestritten wird.

Die Kirchenprovinz Aquileia war infolge des Dreikapitelstreites und ihrer politischen Teilung zwischen dem griechischen

[1]) Auffallend ist, daß Altino, auf der Synode von Marano vertreten, in den Unterschriften des Schreibens von 591 nicht erscheint, obwohl die Bischöfe aller um Altino liegenden Sitze vertreten sind. Aber Altino war um diese Zeit wieder in die Hände der Oströmer gefallen, Epist. Austras. 40. 41, MG. Epist. III 146. 147. Vielleicht sind daher beide Briefe doch 590 anzusetzen.

Kaiserreich und dem langobardischen Königreich 607 auch kirchlich zerrissen worden.[1]) Bis dahin waren fast alle Bischöfe unter ihrem Metropoliten Severus im Kampfe gegen das 5. allgemeine Konzil zusammengestanden;[2]) nach dem Tode dieses Metropoliten wählten aber die unter der griechischen Herrschaft stehenden Bischöfe einen Anhänger des 5. Konzils Candidianus auf Gradus, die Bischöfe des langobardischen Teils Johannes, einen Gegner des 5. Konzils, zum Bischof von Aquileia. Jene schlossen sich Rom an, diese erhielten die Trennung von Rom aufrecht. Die der griechischen Herrschaft untertanen istrischen Bischöfe aber, welche sich dem Candidianus von Gradus nicht anschließen wollten, wurden, wie Johannes von Aquileia dem König Agilulf klagte, mit Gewalt dazu gezwungen, und auch die Bitte des Aquileier Metropoliten, Agilulf möge nach dem Tode Candidians eine Neuwahl in Gradus verhindern, war umsonst, MG. Epist. III 693. Es bestehen fortan zwei Metropolen, die eine im langobardischen Gebiete in Aquileia mit dem Sitze zuerst in Cormons (?), dann in Forumjulium (Cividale), die andere im griechischen Gebiete auf Gradus; Rom aber hat das größte Interesse daran, Gradus zu stützen. Als etwas später Fortunatus von Gradus selbst „in den Abgrund des Irrtums" stürzte und ein „Wolf im Schafspelze" wurde, nach dem für diese Zeit wenig glaubwürdigen Chronicon Patriarcharum Gradensium als Gegner der 5. Synode, setzte Papst Honorius ihn 628 ab, bekleidete einen römischen Subdiakon und Regionarius Primogenius mit dem Pallium und schickte ihn nach Gradus, damit er dort zum Bischof geweiht werde und das Haupt der Kirchenprovinz von Venetien und Istrien sei, ib. p. 695. Papst Theodorus (642—647) nennt Primogenius auch Patriarch, ib. p. 697.[3]) Doch

[1]) Wilh. Meyer aus Speyer, Die Spaltung des Patriarchats Aquileia 1898.

[2]) Nur von einem, von Bischof Firminus von Triest, wissen wir, daß er 603 von dem Schisma zurückgetreten war, Greg. I. Reg. XIII, 36.

[3]) Im Schreiben von 591 nennen die Bischöfe ihre Metropoliten Elias und Severus durchgehends nur archiepiscopus. Aber freilich sagt schon Papst Pelagius I. (555—560) in einem Schreiben an Johannes

erst unter Papst Sergius I. (687—701) gab auch der langobardische Teil das Schisma auf und vereinigte sich wieder mit Rom. Aus einem Schreiben Papst Gregors II. (723, Dez. 1) erfahren wir ferner, daß der Bischof von Aquileia auch weiterhin nur Metropolit jenes langobardischen Teiles, den er bis daher besessen hatte, der von Gradus Metropolit des anderen Teiles sein sollte. Der Metropolit Serenus von Aquileia hielt sich aber nach einer Mitteilung der Gradenser an den Papst nicht an diese Abmachung, sondern suchte in die Metropolie des Patriarchen von Gradus einzudringen und sich anzueignen, was dieser bisher inne hatte. Als daher der Papst auf Bitten des langobardischen Königs Liutprand dem Serenus das Pallium schickte und ihm somit die gleiche Kleiderauszeichnung wie dem Metropoliten von Gradus zuteil werden ließ, bedeutete er ihn so nachdrücklich als möglich, es müsse bei dem bisherigen Besitzstand bleiben: Gradus gegenüber seien die Grenzen des langobardischen Reichs zugleich die seiner Metropolie: sed solum suffitias in hisque te habeto, quae modo usque possedisti, nec amplius quam in finibus procul dubio gentis Langobardorum existentibus gressum tendere presumas . . ., ib. p. 699; und in einem gleichzeitigen Schreiben an den „Patriarchen Donatus" von Gradus sagt er, er habe dem „Bischof von Forumjulium" verboten, „in das Gebiet des Patriarchen von Gradus einzudringen", und „ihm nur unter dieser Bedingung das Pallium bewilligt", ib. p. 700.

Das Verbot hielt nicht vor. Die Bischöfe von Forumjulium, die ihre Succession von den Bischöfen von Aquileia, das auch in ihrem Jurisdiktionsbezirk lag, herleiteten, mußten

---

patricius: Peto utrum aliquando in ipsis generalibus, quas veneramur sinodis vel interfuerit quispiam Venetiarum, ut ipsi putant, atque Histryae patriarca, vel legatos aliquando direxerit? Quod si hoc nec confictis quidem approbationibus nulla rerum poterit ratione monstrari, discant aliquando, non modo se generalem ecclesiam non esse, sed nec generalis quidem partem dici posse, nisi cum fundamento apostolicarum adunata sedium a precissionis sue ariditate liberata in Christi menbris cepit numerari, Ewald, Die Papstbriefe der Britischen Sammlung, NA. V 541.

sich stets gedrängt fühlen, die alte Metropolie Aquileia wieder herzustellen und sich zum Haupte derselben zu erheben. Sie nehmen, wie es scheint, den Titel Patriarch wieder auf, und wenn auch die Päpste fortfahren, nur die Bischöfe von Gradus Patriarchen zu heißen,[1]) so werden die von Forumjulium wenigstens am Hofe Karls d. Gr. ebenso bezeichnet. Der erste Bischof von Forumjulium, der sich Patriarch nannte, scheint Sigwaldus (762—776) gewesen zu sein, de Rubeis 325. 327, der, wie sein Schreiben an Karl d. Gr. zeigt, auch sonst die Rechte der Kirche kräftig verteidigte, MG. Epist. IV 505. Unter ihm wollen auch bereits die istrischen Bischöfe sich nicht mehr von dem Gradenser Metropoliten konsekrieren lassen, was ihnen aber Papst Stephan III. strengstens verweist, ib. III 712—715. Sigwalds Nachfolger, der bei Karl d. Gr. hochangesehene Paulinus, wird von Alcvinus und sonst fast regelmäßig Patriarch genannt.[2]) Und wenn unter ihm auch von Angriffen auf Gradus nichts gemeldet wird, so hält er doch daran fest, daß seine Kirche Forumjulium die Aquileier Metropole sei: Forumjulium municipium, metropolim Aquileiensem, de Rubeis 377.[3]) Auch beginnen bereits unter ihm Aquileier Geistliche bei den Slaven in Binnennorikum die christliche Lehre zu predigen[4]) und damit das alte kirchliche Provinzialgebiet von Aquileia wieder in Anspruch zu nehmen.

---

[1]) Hadrianus I. papa Carolo regi, 775 Oct. 27: suscepisse nos epistolam directam nobis a Johanne patriarcha Gradense, MG. Epist. III 576.

[2]) MG. Epist. IV 70. 143. 220. 243. 313. 346. de Rubeis 381 sqq. Auch der Monachus Sangallensis, Jaffé, bibl. IV 693 und VI 162, nennt Paulinus Patriarch, aber es ist dies, setzt er bei, ein neuer Sprachgebrauch: Contigit autem, ut eodem tempore episcopus civitatis illius (Furiolanae) aut, ut modernorum loquar consuetudine, patriarcha occasui vitae propinquaret.

[3]) Um die gleiche Zeit nennt Paul. diac. schon Paulus (Paulinus), der sich vor den Langobarden von Aquileia nach Gradus zurückzog, Patriarch und legt dessen sämmtlichen Nachfolgern, auch denen auf Gradus, den Titel bei.

[4]) In diese Zeit verlegt wenigstens Büdinger, Österr. Gesch. I 146, den von ihm in einer Wiener Handschrift entdeckten Brief eines Missionärs Blancidius im slavisch gewordenen Norikum: latitans inter Sclavorum montibus et abietum densitudine.

Neue Reibungen zwischen Aquileia und Gradus scheinen nach Paulins Tod, unter seinem Nachfolger Ursus (802—811), eingetreten zu sein, da wir aus einem Schreiben Papst Leos III. erfahren, daß bei seiner Anwesenheit in Aachen 805 zwischen ihm und Karl d. Gr. eine Verhandlung über Aquileia stattgefunden habe, an deren Ergebnis der Kaiser auch später festgehalten wissen wollte: Reservatur siquidem in ipsis vestris imperialibus apicibus, quomodo in Aquis palatio nobiscum praevidistis de Aquileiense ecclesia, velut una, quae suam sedem haberet. Credat enim nobis vestra clementia eo quod, quidquid ibidem una nobiscum vel cum fratribus et coepiscopis nostris oratores vestri pertractavimus, omnia ad mercedem animae vestrae seu filiorum vestrorum esse conspicitur, Jaffé, biblioth. IV 321, Reg.² I 312. Es ist nur, da man die Verhandlungen der Synode von Mantua 827 noch nicht heranziehen darf, schwierig, den Sinn der Worte festzustellen. Denn wenn auch die Meinung de Rubeis 365, daß die Stelle sich auf das Bistum Pola beziehe, unrichtig ist, so bleibt immer noch zweifelhaft, was die Worte velut una, quae suam sedem haberet bedeuten, und ergibt sich als das allein Sichere, das aus dem Schreiben herausgelesen werden kann: daß darin von Aquileia im Gegensatz zu Gradus die Rede ist, und daß letzterem, wenn der von den Griechen und Venetianern vertriebene, vom Papst bei dem Kaiser wegen seiner unbischöflichen Haltung verklagte Erzbischof Fortunatus auch einstweilen auf das Bistum Pola versetzt wird,[1]) seine Diözese oder Metropolie verbleibt: repperimus in eis (sc. vestris syllabis): quatenus a Gradense insula, ubi Fortunatus archiepiscopus suam propriam sedem habere videbatur, propter persecutionem Grecorum seu Veneticorum exul esse dinoscitur; et, si congrue nobis apparuisset, pro causa necessitatis in Pola . . . quae et diocesis praedicti Fortunati archiepiscopi exsistit, illic suam sedem haberet. . . Nos vero de hac re pertractantes

[1]) Von all dem wissen die Gradenser nichts, vielmehr heißt es von Fortunatus in der chron. Patr. Grad.: hic tante famositatis fuit, ut dive memoriae Karolus imperator spiritalem patrem eum habere optaret . . ., MG. SS. rer. Langob. 395, Fonti IX 14.

praevidimus: ut, secundum qualiter vestrae imperiali clementiae complacuit, ut in Polana ecclesia persisteret, ita maneat; sub eo prorsus tenore, ut, si . . . ipsa sua sedis illi restituta fuerit, secundum qualiter praedicta Polana ecclesia integra cum omnia sibi pertinentia susceperit, sic iterum ea restituatur, ib. 321. Und so sind die Verhältnisse zunächst geblieben. Denn noch im Jahre 811 stehen in der Urkunde, in der Karl d. Gr. seine Schenkungen an die Metropolen seines Reiches bestimmt, Forum Julii und Gradus als unabhängige Metropolen dicht nebeneinander, Einharti vita Caroli, Jaffé, bibl IV 539.

Doch dabei hatte es sein Bewenden nicht. Noch in dem gleichen Jahre 811 beginnen Verhandlungen, welche die Wiederherstellung der alten Metropolie Aquileia bezwecken und auf der Synode von Mantua 827 in der Tat zu einem gewissen Abschluß gelangen.

Eine Urkunde Karls d. Gr. selbst berichtet über die nächste Verhandlung: Der Patriarch Ursus von Aquileia und der Erzbischof Arn von Salzburg, die vor ihm erschienen, hätten einen heftigen Streit wegen der Provinz Kärnten miteinander gehabt. Der Patriarch Ursus habe behauptet, er besitze eine alte auctoritas, Synodalakten seiner Vorgänger vor dem Einbruch der Langobarden in Italien (568), durch die er die Zugehörigkeit der Städte der Provinz Kärnten zu Aquileia beweisen könne: Nam Ursus patriarcha antiquam se auctoritatem habere asserebat et quod tempore antequam Italia a Longobardis fuisset invasa, per synodalia gesta quae tunc temporis ab antecessoribus suis Aquilegensis ecclesiae rectoribus agebantur, ostendi posse praedictae Karantanae provinciae civitates ad Aquilegiam esse subiectas. Der Erzbischof Arn aber habe sich auf eine auctoritas der Päpste Zacharias, Stephanus und Paulus (741—767) berufen, durch welche die Provinz Kärnten zur Zeit seiner Vorgänger mit der Diözese Salzburg verbunden worden sei. Darauf habe er, der Kaiser, um den Streit beizulegen, entschieden: die Provinz Kärnten solle so unter beiden geteilt werden, daß die Drau, die mitten durch die Provinz laufe, die Grenze zwischen Aquileia und Salzburg in der Weise bilde,

daß der Teil vom südlichen Ufer ab dem Bischof von Aquileia, der andere vom nördlichen Ufer ab der Salzburger Kirche gehöre u. s. w. Eine Urkunde über diese Entscheidung scheint aber erst ausgefertigt worden zu sein, als Maxentius, der Nachfolger des unmittelbar nach der ersten Verhandlung gestorbenen Ursus, und Erzbischof Arn sich wieder vor Karl einfanden. Jetzt befahl ihnen der Kaiser aber auch, sie hätten beide mit der früher getroffenen Entscheidung zufrieden zu sein, und es müsse jede Kontroverse oder Beschwerde darüber ruhen. Denn eine gerechtere Entscheidung habe er nicht treffen können, da jeder Teil sich auf eine auctoritas berufen habe, und: quia nos earumdem auctoritatum neutram falsam, neutram infirmam facere voluimus, quia una antiquitate, altera s. Romanae ecclesiae sublimitate praecellebat, Juvavia, Anhang p. 61 N. 16. Im Jahre 820 ließ Erzbischof Arn von Kaiser Ludwig d. Fr. die von Karl d. Gr. getroffene Entscheidung sich neuerdings bestätigen, ib. p. 76 N. 22. Der Patriarch Maxentius aber faßte, nachdem dies erreicht war, sogleich einen weiteren Plan. Er wollte den alten Bischofssitz in Aquileia wieder aufbauen und erhielt auch von Karl d. Gr., den er darum angegangen hatte, verschiedene Güter in und außer der Stadt, damit er seinen Sitz „baue und dessen ehemalige Ehre repariere“: eo quod sedem quae in Aquileia civitate priscis temporibus constructa fuerat . . . una cum nostro adiutorio construere atque reparare ad pristinum honorem expetebat, 811, Dez. 21, de Rubeis 402. Oder wäre das überhaupt nur die Ausführung der Aachener Abmachung: quae suam sedem (in Aquileia?) haberet, und hätte schon der Patriarch Ursus diesen von Kaiser und Papst gebilligten Plan gefaßt?

Die Behauptung des Patriarchen Ursus, daß die Städte Kärntens einst zu Aquileia gehört haben, stimmt so genau mit dem Schreiben von 591, daß sie uns nicht überraschen kann. Leider ist aber in der Urkunde Karls d. Gr. keine Stadt und noch weniger ein bischöflicher Sitz in Kärnten genannt, und sind wir in dieser Beziehung wieder nur auf das eben erwähnte Schreiben angewiesen, aus dem wir wissen, daß

Tiburnia der nördlichste Bischofssitz der Kirchenprovinz Aquileia war. Dennoch scheint mir auch die Behauptung des Ursus nicht ohne Wichtigkeit zu sein, daß „die Städte“ (civitates) der Provinz Kärnten zu Aquileia gehört haben. Denn, da civitas im kirchlichen Sprachgebrauch jener Zeit den Bischofssitz mit zugehörigem Gebiet bedeutet und mit ecclesia wechselt,[1]) so liegt in der Äußerung des Patriarchen Ursus, daß Aquileia einst in dem später Kärnten genannten Binnennorikum mehrere Bischofssitze unter seiner Jurisdiktion gehabt habe.[2]) Die Frage ist nur: Wo sind sie zu suchen? und stecken vielleicht doch noch andere norische Bischofssitze unter den Namen, welche das Schreiben von 591 neben Tiburnia nennt?

Nachdem es den Patriarchen Ursus und Maxentius gelungen war, mittels ihrer auctoritas bei Karl d. Gr. zu erwirken, daß ihre Kirchenprovinz sich bis an die Drau erstrecke, ging Maxentius daran, auch Gradus mit den unter ihm stehenden istrischen Bistümern sich zu unterwerfen. Dem widersetzte sich aber der Gradenser Patriarch Venerius, und der darüber ausgebrochene Streit sollte auf der Synode von Mantua 827, bei der auch päpstliche Legaten und kaiserliche Boten erschienen, entschieden werden. Der Streit drehte sich aber darum, ob die beiden Metropolien Aquileia und Gradus ursprünglich nur eine Metropolie gebildet haben und erst später in zwei geteilt worden seien. Venerius, obwohl von den kaiser-

[1]) MG. Concilia I 13. 29. 96. 149. 190. 200 (p. 190 und 200 nur civitas). 216 (nur urbs). Acta sunt suprascripta omnia in civitate Tredentina in loco Anagnis presedente Agnello episcopo anno III expleto, schreibt Secundus von Trient im Jahre 580, SS. rer. Langob. 25 n. 3; Schulte, Vier Weingartner jetzt Stuttgarter Handschriften, Wien. Sitzgsber. 1889, CXVII 6. In den Akten der Synode von Mantua 827 heißt es ebenfalls: Et notandum, quod omnes Istriensium civitates, ac reliquae quas haec notat synodus, Aquileiae civitati, quae caput et prima est totius Italiae, subiectae sunt, de Rubeis 419. Ebenso gebraucht die Synode in ihrer Entscheidung ecclesiae und civitates gleichbedeutend, unten S. 341.

[2]) Glück, Die Bistümer Noricums S. 85, deutet die Worte des Ursus ebenso.

lichen Gesandten zum Erscheinen und zur Vorlage seiner auctoritates aufgefordert, erschien aber nicht in Mantua und sandte auch nicht rechtzeitig eine Vertretung. Die Folge davon war, daß die Synode ohne ihn zur Untersuchung der Streitsache schritt, Maxentius sein Beweismaterial vortragen ließ und auf die von dem päpstlichen Legaten Benediktus gestellte Frage: si secundum has auctoritates Aquileia semper metropolis fuerit, aut si provincia, quae contra canonum statuta in duos metropolitanos divisa est, ad unam et primam reformari deberet, — folgenden Beschluß faßte: Statuit igitur s. synodus, ut Aquileia metropolis, quae contra patrum statuta divisa in duos metropolitanos fuerat, deinceps secundum quod et antiquitus erat, prima et metropolis habeatur: et Maxentius s. Aquileiensis ecclesiae patriarcha,[1]) eiusque successores in singulis Histriae ecclesiis electos a clero et populo ordinandi in episcopos (licentiam) sicut et in ceteris civitatibus suae metropoli subiectis, modo et futuris temporibus habeat, de Rubeis 417. Diesem Beschluß stimmten auch die päpstlichen Legaten und die kaiserlichen Boten zu.

Ehe aber die Synode auseinander geht, erscheint als Vertreter des Venerius der Diakon und Ökonomos Tiberius und bittet, die auctoritates zugunsten des Patriarchats Gradus vortragen zu dürfen. Die Bitte wird ihm gewährt; aber, ohne die vorgetragenen Schriftstücke anzugeben, fahren die Akten fort: Relectis itaque omnibus, reperimus exemplaria nullius manu esse roborata; et quamvis ita sint, seu essent firmata, magis Aquileiensi ecclesiae, quam suae pertinerent. Die Synode mißt also den Gradenser auctoritates eine Beweiskraft für Gradus nicht bei; sie forscht aber weiter: utrum horum exemplorum authentici in archivo suae ecclesiae tenerentur necne, und Tiberius antwortet: nihil amplius se habere, nisi synodum ab Helia Aquileiensi patriarcha in castro Gradensi, quod plebs eius erat, actam fuisse. Cuius initium est: „Cum in castro

[1]) Das ist, nachdem auch Karl d. Gr. in seinen Urkunden den Aquileier Metropoliten den Titel Patriarch gegeben, die erste uns bekannte Anerkennung derselben als Patriarchen auch von Seite der Kirche.

Gradensi ac plebe sua Helias patriarcha s. Aquileiensis ecclesiae cum Marciano, Leoniano, Petro, Vindemio, Vigulo, Joanne et reliquis consacerdotibus suis consedisset", et reliqua. Mehr erfahren wir über diese Synode nicht, und es ist auch nicht gesagt, daß sie um 579 gehalten worden sei.[1]) Dagegen erscheinen der Mantuaner Synode die Unterschriften von entscheidender Wichtigkeit; denn unmittelbar darauf schreiben die Akten weiter: Item subscriptiones episcoporum huius synodi in plebe Gradensi actae: „His gestis apud nos habitis subscripserunt Marcianus Opitergensis, Leonianus Tiborniensis, Petrus Altinatis, Helias s. Aquileiensis ecclesiae patriarcha,[2]) Vindemius Cessensis, Vigulus Pataviensis, Joannes Celeianensis, Clarissimus Concordiensis, Patricius Emonensis, Hadrianus Polensis, Maxentius Juliensis, Severus Tergestinus, Joannes Parentinus, Aaron Avorcensis, Materninus Sabionensis, Flaminius Tridentinus, Vigilius Scarabansiensis,[3]) Laurentius Fel-

[1]) Erst später wurden Zusätze zu dieser kurzen Angabe gemacht, W. Meyer S. 21.

[2]) Selbstverständlich ist Elias, der Vorsitzende der Synode, wie auch das Initium zeigt, an eine falsche Stelle geraten.

[3]) Scarabansiensis (Scarbantia auf Inschriften, Scarabantia bei den Schriftstellern gewöhnlich, Corp. Inscr. Lat. III 533), in dieser Form nur hier vorkommend, ist ohne Zweifel entstellt. Mansi IX 926 hat Scaravicensis; Chron. Patr. Grad. 393: Caravaciensis, Scaravasiensis; de Rubeis 256: Caravasensis (vgl. Geogr. Ravenn. 187: Stamarisca für Trasmarisca, Transmarisca; 250: Staurinis für Taurinis, Augusta Taurinorum). Sonst kommt dieser Bischofssitz nie als zu Aquileia gehörig vor. Anderseits fehlt in den Unterschriften ein Bischof von Treviso (Tarvisium, Tarbisium; Tervisianus, Tarvisanus, Tarvisianus, Tarvisinus, Tarvisiensis, Tarvisianensis). C steht oft für T, ebenso a für i, z. B. bei Treviso selbst: Carusiane (also Carusianensis = Tarvisianensis), Paul. diac. II. 12; Tribicium, Geogr. Rav. 257, Trabitium, Guidonis geogr. 461; Scaravicensis, Mansi IX 926 nach Cod. Vatic. 3922. Ein Bischof Vigilius von Treviso ist nicht bekannt; es gibt aber auch keine sichere Bischofsliste von Treviso. Paul. diac. II. 25 nennt einen Felix, der König Alboin entgegen kam. Nach ihm käme unser Vigilius, dann Rusticus, der auf der Synode von Marano war, endlich Felix II., der das Schreiben an Kaiser Mauritius 591 unterschreibt und wahrscheinlich der „Genosse" des Venantius Fortunatus war, Ven. Fort. Carm. VII. 13, vita s. Martini IV. 666; Greg. Turon. mirac. s.

trinus,[1]) Marcianus Petenatis.[2]) Nachdem dann noch aus einem von Tiberius vorgetragenen Schreiben der Bischöfe von Venetien und Istrien an einen Papst Gregor eine Stelle über die Gründung der Kirche von Aquileia durch den Evangelisten Markus, die Weihe und Bestellung seines Schülers Hermagoras zum Protos Italiae (Istriae) Pontifex durch den Apostel Petrus angeführt ist, schließen die Akten: Et notandum, quod omnes Istriensium civitates ac reliquae, quas haec notat synodus, Aquileiae civitati, quae caput et prima est totius Italiae (Istriae), subiectae sunt.

Die Synode von Mantua anerkennt also, daß die in den Unterschriften von Gradus genannten Bischofssitze einst zu der Metropolie von Aquileia gehörten, und zieht daraus den Schluß: also müssen sie auch jetzt wieder dem Bischof Maxentius von Aquileia und seinen Nachfolgern unterworfen sein, läßt sich aber auf eine Prüfung der Echtheit der Synode oder wenigstens ihrer Unterschriften nicht ein. Da aber diese zugleich mit der Synode bestritten sind, darf ich nicht stillschweigend an dieser Frage vorübergehen.

Ich halte mich hiebei zunächst nur an Hefele, der die Einwendungen gegen die Echtheit der Synode kurz dahin zusammengefaßt hat: „Daß Elias um jene Zeit (579) zu Grado eine Synode wegen Verlegung des Stuhls von Aquileia nach

---

Mart. I. 15. — Fonti IX. 8: Scaravaciensis, Caravaciensis, wozu Monticolo bemerkt: „Scarabantia" nel Norico (sic).

[1]) Hier flossen zwei Unterschriften in eine zusammen, denn Laurentius heißt in Marano und in den Unterschriften des Schreibens von 591 Bellunensis, während in beiden Schriftstücken ein Fonteius Feltrinus auftritt. Es muß also heißen: Laurentius Bellunensis, Fonteius Feltrinus. — Joh. diac. chron. Venet. und chron. Patr. Grad. schreiben: Fontejus episcopus Feltrinus, wußten nun aber nichts mit Laurentius Feltrinus anzufangen und machten ihn zu einem presbiter provincialis.

[2]) Warum chron. Patr. Grad. 393 zu Petena bemerkt ist: „Pettau?" und im Index Petena mit Pettau identifiziert wird, ist mir unbegreiflich. Petena war bis in die neuere Zeit ein unter Aquileia stehender istrischer Bischofssitz, siehe z. B. Döllinger, Beiträge zur politischen . . . Geschichte II 198. 284; Zahn, Freisinger Urkundenbuch Nr. 127; Potthast, Reg. 10312. 15715. Juvavia, Anhang p. 50. Jetzt auch Fonti IX 8: Pedena (Istria).

Grado gehalten habe, ist wohl erdichtet; wenigstens sind die angeblichen Akten dieser Versammlung mehr als verdächtig. indem ihnen zufolge die Synode mit Genehmigung des Papstes und in Anwesenheit eines römischen Legaten abgehalten worden sein soll, während doch Elias keine Kirchengemeinschaft mit Pelagius unterhielt", Konziliengesch.[2] II 917. Eine in hohem Grade merkwürdige Kritik, die den ursprünglichen Text gar nicht ins Auge faßt, sondern sich nur gegen die späteren Fälschungen[1]) in den Gradenser Chroniken wendet, von denen

[1]) Die Fälschungen sind jedoch nicht ganz ohne ältere Grundlage bei Paul. diac. III. 26. Hier leitet nämlich Paulus seine Erzählung von der Synode von Marano mit den Worten ein: Quibus comminans exilia atque violentiam inferens, communicare compulit Joanni Ravennati episcopo trium capitulorum damnatori, qui tempore papae Vigilii vel Pelagii a Romanae ecclesiae desciverat societate. Wenn es also nach Paulus scheinen konnte, die Aquileier Kirchenprovinz sei nicht schismatisch. sondern in steter Vereinigung mit dem die Verdammung der drei Kapitel ebenfalls ablehnenden Rom gewesen, wie denn Joh. diac. wirklich die Stelle des Paulus in sein Chronicon aufgenommen hat, so kann es nicht überraschen, wenn die Gradenser den Papst Pelagius II. sich direkt an der Synode unter Elias und an der Verlegung des Metropolitanstuhls von Aquileia nach Gradus beteiligen ließen. Sie übertrumpften damit den Patriarchen Maxentius, der sich in Mantua ebenfalls auf Paulus Diakonus gestützt hatte. Diese falsche Auffassung war auch sonst verbreitet und ging sogar in das Brixener Brevier über: „Es herrschte damals jene unglückliche Spaltung wider die V. Kirchenversammlung zu Konstantinopel, welche die drei Kapitel des Kaisers Justinian verdammt hatte. Eine Spaltung, die zwar beinahe der ganzen katholischen Kirche mehrere Jahre hindurch großes Unheil verursacht hatte, und in welche auch Severus, der Patriarch von Aquileia mit mehreren Bischöfen war verwickelt worden, aber Ingenuin mit wenigen Gutgesinnten sich nicht nur nicht einließ, sondern vielmehr den Kirchenrat zu Marian mit seiner Gegenwart und mit seinem Ansehen löblich beehrte, bei welcher Versammlung gemeldeter Patriarch Severus, da er seinen Fehler widerrief, in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen wurde", Sinnacher, Beiträge z. Gesch. der bisch. Kirche Säben und Brixen in Tyrol I 178. Und diese Lesung des Breviers wurde nach Sinnacher, vom päpstlichen Stuhl gutgeheißen und geduldet, bis ins 18. Jahrhundert, wo Resch und Puel den Irrtum erkannten, beibehalten. Doch hatte schon der Verfasser der Appendix zu Paul. diac. hist. Rom. den Irrtum erkannt: qui a tem-

der Diakon Tiberius auf der Mantuaner Synode 827 nicht eine Silbe vorbringt, oben S. 342, und die wegen der Plumpheiten und Anachronismen der Fälschungen die Synode und ihre Unterschriften überhaupt verwirft. Es bedarf daher kaum einer Erwähnung, daß diese ganze Kritik hinfällig ist.[1])

Man hat ferner gesagt, und auch W. Meyer meint: „Dieselben Namen findet man fast alle schon bei Paulus Diac. III. 26. Wenn diese im Mantuaner Konzil vorgebrachten Unterschriften gefälscht waren, so waren sie aus Paulus zusammengestellt", S. 21. Die erste Bemerkung gebe ich zu. Daß aber jemand aus Paulus die Unterschriften hätte zusammenstellen können, halte ich für unmöglich. Es ergibt sich das schon daraus, daß sechs Unterschriften: Marcianus Opitergensis, Leonianus Tiborniensis, Vigulus Pataviensis, Aaron Avorcensis, Vigilius Scarabansiensis, Marcianus Petenatis — bei Paulus ganz fehlen. Anderseits hat Paulus vier Bischöfe mit ihren Sitzen: Junior Veronensis, Horontius Vicentinus, Rusticus de Tarbisio, Agnellus de Acilo, welche in den Gradenser Unterschriften[2]) fehlen, und von denen man nicht absehen kann, warum der Fälscher, wenn er wirklich nur aus Paulus schöpft, sie nicht auch in seine Sammlung aufgenommen haben sollte. Dann lauten zwei Bischofsnamen in den Unterschriften und bei Paulus ganz verschieden: Materninus Sabionensis (Paulus: Ingenuinus de Sabione)[3]) und Flaminius Tridentinus (Paulus: Agnellus Tridentinus).[4]) Wer hätte aber um 827 noch an den längst vergessenen Bischof

---

pore papae Vigilii et Pelagii Romanae ecclesiae desierant societate, MG. SS. antiqu. II 400.

[1]) Seltsamerweise läßt auch Monticolo Fonti IX die in Mantua produzierten Akten von Gradus weg und verteidigt p. 7 die Echtheit der unechten Akten unter Berufung auf Gregors III. unechtes Schreiben von 731, MG. Epist. III 704. 723; W. Meyer S. 10.

[2]) Vier Sitze nämlich, wenn man Scarabansiensis nicht für Tarbisiensis nehmen will.

[3]) Ingenuinus hatte also einen Vorgänger Materninus, der erst viel später durch jenen verdrängt wurde.

[4]) Auch in den Trienter Bischofskatalog muß dieser Flaminius aufgenommen werden.

Materninus von Seben denken[1]) oder gar einen Leonianus Tiborniensis, Aaron Avorciensis (Avonciensis), Bischöfe und Bistümer, die Paulus diac. schon nirgends mehr nennt, ersinnen sollen, wenn es sich zumal herausstellen sollte, daß die Form Avuntiensis (Avonciensis, verlesen Avorciensis) dem 6. Jahrhundert angehört?

Dagegen ist es richtig, daß später Unterschriften der Synode von Gradus nach dem Bischofsverzeichnis von Marano bei Paulus diac. geändert wurden, z. B. Joannis diac. chron. Venetum. SS. VII 7, und Chron. Patr. Grad., SS. rer. Langob. p. 393, Fonti IX 70. 7, wo statt Materninus Sabionensis, Flaminius Tridentinus, Laurentius Feltrinus korrigiert ist: Ingenuinus episcopus secundae Retiae, Agnellus episcopus Tridentinus, Fontegius episcopus Feltrensis. Die Folge davon war, daß die Verfasser der Chroniken durch ihr Verfahren selbst in Verlegenheit gerieten, die überflüssig gewordenen Bischöfe Materninus und Laurentius zu Presbitern degradierten und erst am Schlusse nach den Unterschriften sämtlicher Bischöfe anfügten. Flaminius fiel ganz aus, wenn er nicht der dritte presbiter provincialis Emerius ist. Wieder eine andere Kombination bietet das Chronicon des Dandolo. In ihm wird die ursprüngliche Ordnung der Gradenser Liste beibehalten, und steht Marcianus (Materninus) unmittelbar nach Aaron Avoriciensis, aber mit dem Zusatz: presbiter locum faciens viri beatissimi Ingenuini episcopi s. ecclesiae secundae Retiae his gestis subscripsi.[2]) Da aber nach Materninus noch andere Bischofsunterschriften folgen, läßt das Chronikon diese Bischöfe: Agnellus Tridentinus, Vigilius Scaravensis zu spät kommen (superveniens), ebenso Laurentius, diesen aber als presbiter, locum faciens viri bea-

---

[1]) Um 827 kannte man den Bischof Materninus nicht mehr, wie Verse aus Karls d. Gr. Zeit zeigen: Haec sedis vallis Noricanae dicta Sebana, Ingenuinus habens primo, quam rexerat almus, Mabill. Annal. IV 525; Sinnacher, Beitr. I 255.

[2]) Nach Fonti IX 8 wäre die Unterschrift des Materninus: Marcianus episcopus archidiaconus locum faciens . . ., ein Beweis, daß Materninus ursprünglich als Bischof von Seben bezeichnet sein mußte.

tissimi Fonteii episcopi s. ecclesiae Feltrinae. Und zu allerletzt eilt noch Martianus Petenatis herbei und unterschreibt das Konzil, de Rubeis 240.

Vielleicht verdient auch die Unterschrift Elias patriarcha Beachtung. Denn wenn auch patriarcha in den Initien als von den Gradensern ausgegangen betrachtet werden kann, so scheint die solenne Form der Unterschrift: Helias s. Aquileiensis ecclesiae patriarcha doch ursprünglich zu sein. Sie würde dann nur bestätigen, was Papst Pelagius I. in dem oben S. 334 n. 3 angeführten Schreiben den istrischen Bischöfen vorgeworfen hat.

Für mich steht es also fest, daß die ursprüngliche, auf der Synode von Mantua produzierte Liste selbständig und nicht aus Paulus diac. kombiniert ist, ja daß, wie auch W. Meyer schließlich meint, „kein rechter Grund zu sehen ist, weshalb diese magere Notiz gefälscht sein sollte“. Sie stimmt auch mit den älteren Nachrichten über den Umfang der Kirchenprovinz Aquileia: mit dem Schreiben von 591 (Tiburnia) und mit der durch noch ältere Beweisstücke belegten Behauptung des Patriarchen Ursus, daß die civitates der Provinz Kärnten in der Römerzeit zu seiner Metropolie gehört hätten, indem in den Unterschriften von Gradus sich wirklich Tiburnia und Celeia finden. Und zugleich ist die Liste wieder eine Bestätigung der Angabe des Schreibens von 591, daß die von den fränkischen Erzbischöfen entrissenen ecclesiae Breonensis, Tiburniensis et Augustana auf Justinians I. Befehl an Aquileia zurückgekommen seien: nisi ... Justiniani principis iussione commotio partium nostrarum remota fuisset.

Steht aber die Synode von Gradus fest, und sind ihre Unterschriften echt, so läßt sich aus letzteren auch die Zeit der Synode etwas näher bestimmen. Muß nämlich Agnellus von Trient in ihnen gestrichen und für ihn Flaminius eingesetzt werden, so kann die Synode nicht nach 577 fallen. Es ergibt sich das aus der ganz bestimmten Angabe des Secundus von Trient über den Amtsantritt seines Zeitgenossen Agnellus: et in hoc supra memorato anni fuit bis sextus residentibus in Italia Langobardis ann. XII eo quod secunda indictione in ea

ingressi sunt mense Maio. Acta sunt suprascripta omnia in civitate Tredentina in loco Anagnis presedente Agnello episcopo ann. III expleto. Ego Secundus servus Christi scripsi hec conversionis sacre relegionis mee ann. XVmo imperii Tiberii anno primo mense Junio indictione XIII, Schulte, a. O. S. 6. Secundus schrieb dies also 580, und da in diesem Jahre Agnellus bereits drei Amtsjahre hinter sich hatte, so wurde dieser 577 Bischof, und muß Flaminius 576, spätestens 577, gestorben sein. Es kann also auch die Synode spätestens 577 fallen, und da Elias 572 Erzbischof von Aquileia wurde, so ist der Zeitraum, in dem die Synode gehalten sein kann, auf 572 bis 576, spätestens 577, beschränkt. Es fällt von diesem Gesichtspunkt aus aber auch, was die späteren Chroniken von einer Beziehung des Papstes Pelagius II. (578 – 590) zu der Synode wissen wollen, sowie ihre Zeitbestimmung derselben: temporibus Tiberii Constantini (578—582).

Der eben geführte Beweis der Echtheit der Gradenser Unterschriften würde vervollständigt werden, wenn es gelänge, aus ihnen und dem Schreiben von 591 einen dritten binnennorischen Bischofssitz festzustellen, von dem weder Paulus diac. noch die spätere Zeit etwas wissen.

Unter den Unterschriften von Gradus nimmt unsere besondere Aufmerksamkeit Aaron Avorcensis in Anspruch, über den noch de Rubeis 256 schreibt: Numeratur quintus decimus Aaron episcopus s. ecclesiae Avoriciensis. In aliis codicibus Aventiensis appellatur. Sedis locus ignotus, quem nonnulli in ea parte provinciae Forojuliensis, quae Cadubrium (Cadore) dicitur quaerendum putant. Dem gegenüber ist dadurch ein wesentlicher Fortschritt gemacht worden, daß die neuen Ausgaben von Joannis Chronicon Venetum, SS. VII 7, Chronicon Gradense, ib. 44, und Chron. Patr. Grad., SS. rer. Langob. 393. die Lesart feststellen: Aaron episcopus Avonciensis.[1]) Man kam jedoch auch in der Bestimmung des Avonciensis weiter, indem Waitz, nachdem Pertz noch SS. VII 7 gemeint: fortasse Avronzo

[1]) Fonti IX 7. 49. 70 lesen ebenso.

prope Cadore, in der Ausgabe der Chron. Patr. Grad. wenigstens vermutete: fortasse Aguntiensis.[1]) Er wird, da er seine Vermutung nicht begründet, durch den Anklang des Avonciensis an Aguntiensis auf letzteres geführt worden sein. Nun ist es aber wichtig, daß es sich nachweisen läßt, daß Avonciensis in der Tat Aguntiensis ist.

Die Silbe ag geht leicht in aug und umgekehrt aug in ag über, z. B. Agenensis wird Augenensis, Sagensis Augensis, MG. Concil. I 110; Agaunum Augaunum, Chr. min. II 237; Agmonia Augmonia; Agurion Augurion, Geogr. Rav. 189. 494. 498; auf der anderen Seite Augustodunum Agusta, Agustodunensis; Augustana Agustine; augurium agurium, augustus agustus, MG. Conc. I 29. 9. 126; Lib. pontif. ed. Mommsen 60; Cassiod. (App.) 435; Augusta, Augustum Agustum, Venant. Fortun. in Auct. ant. IV. 1, 368; Augustkov Agostgave, Agustgave (Augstgau), Hundt, Agilolf. Urkunden 246, Anaunia Anagnia, Zeuß 587, Anagnis, Schulte a. O., u. s. w. Dieselbe Erscheinung tritt bei Aguntum ein. Auch für dieses findet sich die Lesart Auguntum, Paul. diac. h. Langob. II. 13.

Es wird ferner aus Augustodunensis Auustunensis, MG. Conc. I 29, aus Augusta (Augsburg) auuespurch, MG. Chron. min. I 594, Ouuisburg, Schmeller, Bay. WB. I 54, aus Subaugustano subuostrano, Cassiod. (App.) 400, — eine Form, die auch bei Aguntum vorkommt, indem die Handschriften des Venantius Fortunatus für Aguntus nur auuntus haben, Auct. ant. IV. 1, 368. Die ecclesia Avonciensis oder Avunciensis (Auunciensis) der Gradenser Unterschriften ist demnach die Kirche von Aguntum, und es steht somit fest, daß Aguntum in der Römerzeit ein Bischofssitz war. Die civitates in Kärnten, von denen der Patriarch Ursus spricht, waren also nach der bisherigen Beweisführung: Celeia, Tiburnia, Aguntum.

Die eben festgestellte Tatsache, daß Aguntum in der römischen Zeit ein Bischofssitz war, wird auch durch das

[1]) Monticolo bezweifelt Fonti IX 7 diese Vermutung und im Indice schreibt er: Aaron episcopus Avonciensis (diocesi ignota del secolo VI sotto la dipendenza del metropolita d' Aquileia).

Schreiben von 591 bestätigt, und zwar gerade durch die in ihm genannte ecclesia Augustana, von der Löning meint: „Da sich keine andere Stadt mit dem Namen Augusta nachweisen läßt, die zu dem Metropolitansprengel Aquileia gehört haben kann, so muß hier von dem Augsburgischen Bistum die Rede sein", II 113; auch Glück, Die Bistümer Noricums S. 82. Denn Augusta in dem Schreiben ist eben auch Aguntum oder Avuntum. War nämlich aus Aguntum, wie wir gesehen, Auguntum geworden, so lag es von selbst nahe, daß ein verständnisloser Abschreiber statt Auguntum Augustum schrieb; es fehlt aber auch nicht an Belegen, daß in der Tat Aguntum zu Agustam, Augustum unter der Hand der Abschreiber geworden ist.[1]) Ganz einleuchtend tritt die Sache hervor, wenn man diese Lesarten in die Beschreibung der Reise des Venantius Fortunatus aus Italien nach Tours bei Paulus diac. aufnimmt, wo dann auf das erste Agusta oder Augustum castrum (Aguntum) sogleich Augusta civitas (Augsburg) folgt, also ausdrücklich auf dem einen Weg zwei verschiedene Orte mit dem gleichen Namen Augusta (Augustum, Agustam) auftreten: per Alpem Juliam perque Augustum (Agustam) castrum Dravumque et Byrrum fluvios ac Briones et Augustam civitatem, Paul. diac. II. 13. Die Meinung, daß die ecclesia Augustana im Schreiben von 591 die Kirche von Augsburg bedeute, wird also, nachdem eine norische ecclesia Augustana, die zu Aquileia gehörte, nachgewiesen ist, aufgegeben werden müssen.

Zu diesem Ergebnis stimmen die kurzen Nachrichten, die wir aus jener Zeit über Aguntum besitzen. Zunächst, daß es, ganz so wie das Schreiben von 591 über Tiburnia aussagt, wirklich in den Händen der Franken war. Wir erfahren dies von Paulus diaconus, der unter Kaiser Justinian I. den Bischof Vitalis von Altinum nach Aguntum im Reich der Franken flüchten läßt: His quoque temporibus Narsis patricius, cuius ad omnia studium vigilabat, Vitalem episcopum Altinae civi-

[1]) Paul. diac. h. Langob. II. 13: Aguntus, Aguntūr, Auguntum. Agustam corr. Augustum, Agantum.

tatis, qui ante annos plurimos ad Francorum regnum confugerat, hoc est ad Agonthiensem civitatem, tandem comprehensum aput Siciliam exilio damnavit, h. Langob. II. 4, — eine Nachricht, die wahrscheinlich von Secundus von Trient stammt. Als dann Venantius Fortunatus 565 seine Reise aus Italien über Aquileia, die Julischen Alpen, Norikum u. s. w. nach dem Grabe des h. Martin in Tours machte, fand er Aguntum noch stolz auf einem Hügel thronend. Er weiß auch, als er seine vita s. Martini dichtete und ihr den von ihm gegangenen Weg nach Italien wies, noch nichts von einer neu eingetretenen Änderung in der Gruppierung der Völkerschaften[1]) und in der Lage Aguntums: per Dravum itur iter: qua se castella supinant, hic montana sedens in colle superbit Auuntus (Aguontus), vita s. Mart. IV. 649—50. Ebenso sitzt nach seiner Meinung der Metropolit Paulus, auch Paulinus genannt, noch in Aquileia,[2]) und unter dem Metropoliten Elias von Aquileia erscheint, wie wir jetzt wissen, auf der Synode in Gradus zwischen 572—577 noch der Bischof Aaron von Auuntum. Der Ort besteht aber weiter und wird, wie es scheint, nach 591 von den Baiern besetzt. Dann folgt die Zeit, wo die Slovenen aufwärts dringen,[3]) bis es um 610 zwischen ihnen und den Baiern unter Herzog Garibald II. in Aguntum selbst zu heftigen Zusammenstößen kommt: His temporibus mortuo Tassilone duce Baiuariorum, filius eius Garibaldus in Agunto a Slavis devictus est, et Baioariorum termini depraedantur. Resumptis tamen Baioarii viribus et praedas ab hostibus excutiunt et hostes de suis finibus pepulerunt, Paul. diac. IV. 39. Dies ist meines Wissens auch die letzte Erwähnung Aguntums. Herzog Garibald hatte sich, wie

---

[1]) Die Baiern stehen im Inntal und sind noch nicht ins Breonenland eingedrungen: si vacat ire viam neque te Baiovarius obstat, qua vicina sedent Breonum loca, perge per Alpem, ingrediens rapido qua gurgite volvitur Aenus. inde Valentini benedicti templa require, Norica rura petens . . ., vita s. Mart. IV. 644—48.

[2]) Im Index zur editio der MG. ist Metropolit Paulus unter Paulus apostolus geraten.

[3]) Riezler, Geschichte Baierns I 75. Kämmel, Die Anfänge deutschen Lebens in Österreich S. 134—141.

aus Paulus Diaconus hervorzugehen scheint, in Aguntum festgesetzt, konnte es aber nicht halten. Es wird damals zerstört und nicht wieder aufgebaut worden sein.[1]) Jedenfalls ist es bald so gründlich vergessen, daß man in den Handschriften den mannigfachsten Konjekturen über dasselbe, darunter sogar Magonthiensem, Magonciacensem, Magontiensem (Mainz), begegnet,[2]) und daß seine Lage in der neuesten Zeit erst wieder entdeckt werden mußte.[3])

Die Untersuchung hat zu dem Ergebnis geführt, daß die in dem Schreiben von 591 erwähnten Kirchen zwei, vielleicht drei Bischofssitze Binnennorikums: Aguntum, Tiburnia (und Virunum?) bezeichnen, welche zu dem Metropolitansprengel von Aquileia gehörten. Es ist aber die Frage noch nicht ganz beantwortet: wie lange bestanden diese Bischofssitze? Doch auch hierauf ergibt sich die Antwort ohne Schwierigkeit aus dem Schreiben von 591. Denn die Worte: Sed quia Galliarum archiepiscopi vicini sunt, ad ipsorum sine dubio ordinationem accurrunt, et dissolvetur metropolitana Aquileiensis ecclesia sub vestro imperio constituta . . . quod ante annos iam fieri coeperat, et in tribus ecclesiis nostri concilii, id est Breonensi, Tiburniensi, et Augustana Galliarum episcopi constituerant sacerdotes, — sagen mit Bestimmtheit, daß das Beginnen der gallischen Bischöfe wieder aufgehört hatte (coeperat, constituerant), und zwar auf Dazwischentreten des Kaisers Justinian I., und

---

[1]) Krones, Die Besiedlung der östl. Alpenländer S. 26: „Daß Aguntum [610] nicht mehr als ‚Römerstadt' erhalten sein konnte, ist klar, es kann nur die Örtlichkeit gemeint sein.“ Leider gibt er keinen Grund für seine Behauptung an.

[2]) Zu Agonthiensem civitatem bei Paul. diac. II. 4: Agonciensem, Agonthiniensem, Agontiensem, Agothiensem, Ogothiensem, Agatensem, Agodnensem, Agothiesem, Gothiensem, Gonthiensem, Magonthiensem, Agomogontiensem, Mogonciacensem, Mogontiensem. Auch zu Paul. diac. IV. 39 finden sich die Lesarten Magunto, in Sagunto, und noch de Rubeis 211 glaubte Agonthiensis civitas, wohin Bischof Vitalis geflüchtet ist, als Magontiensis civitas erklären zu sollen. Die Lesarten zu Paul. diac. II. 13 s. oben S. 350 n. 1.

[3]) Corp. Inscr. lat. III 590.

daß die drei Kirchen wieder an den Metropolitanverband von Aquileia zurückgegeben waren (in tribus ecclesiis nostri concilii), wie denn wirklich Tiburnia und Aguntum auf der Synode von Gradus zwischen 572 und 577 vertreten waren. Es liegt aber in den letzten Worten zugleich auch, daß die mit Namen angeführten drei Kirchen noch 591 bestanden und einen Teil des Aquileier Metropolitansprengels bildeten.

So faßt auch Ewald diese Worte des Schreibens, wenn er zu ihnen die Bemerkung macht: Sub voce concilii, cf. lin. 28 et p. 18, lin. 28. 34, ut credo, provinciam metropolitanam intellegunt. Nam in concilio eorum proprie dicto episcopi ecclesiarum trium, quas citant, praesentes non fuerunt. Und Krones sagt: „Dagegen muß wohl die Zerstörung oder die Preisgebung und der Verfall von Teurnia — Tiburnia der Slavenzeit zugeschrieben werden, da ihr Bestand als Bistumsstadt noch 591 bezeugt wird, und ähnlich dürfte es sich wohl auch mit Aguontum verhalten haben, das, wie wir wissen, Venantius Fortunatus noch als ‚Norikerstadt' jenseits der Rienz um 565 erwähnt. Die Gegend um Aguontum war und blieb ja, wie Paulus Diaconus angibt, der Kampfplatz zwischen Slovenen und Bajuwaren", S. 42. Krones würde sich aber auch über Aguntum bestimmter ausgedrückt haben, wenn er gewußt hätte, daß die ecclesia Augustana in dem Schreiben von 591 nicht Augusta Celeia, wie er meint, sondern Aguntum bedeutet.

In einem scheinbar unlösbaren Widerspruch zu Krones befände sich nur meine ganz nebenbei ausgesprochene Vermutung, daß unter Breonensis Virunum zu verstehen sein könnte, das er, „da der Name dieser umfangreichsten Römerstadt Innerösterreichs verschwunden ist", zu jenen vorslavischen, keltoillyrisch-römischen Hauptorten rechnet, welche schon vor der slovenischen Okkupation einer ziemlich weitgehenden Verödung anheim gefallen seien, S. 40/1. Allein das Verschwinden des Namens könnte bei Virunum nicht ausschlaggebender sein, als bei Aguntum, von dem Krones doch ebenfalls gestehen muß: „Das Stadtgebiet oder der Gau des römischen Aguontum verrät in keinem gegenwärtigen Ortsnamen einen Anklang an die

norisch-rätische Grenzstadt, wohl aber zeigen die Ortsnamen im Bereiche zwischen Lienz, Windisch-Matrei und Innichen einen namhaften Bestand altslovenischer Ansiedlung", S. 42. Daraus folgt aber meines Erachtens, daß Virunum so gut wie Aguntum 591 noch als Bischofsstadt bestanden haben könnte. Es ist auch keine Angabe zu entdecken, welche die über Virunum hereingebrochene Katastrophe früher anzusetzen zwänge.

Die Bischöfe der binnennorischen Kirchen waren allerdings, wie Ewald bemerkt, nicht auf dem Konzil der Bischöfe anwesend, welche das Schreiben von 591 abgefaßt haben. Es kommt dies daher, weil letztere nur diejenigen Bischöfe waren, die unter die Langobardenherrschaft geraten waren und ein besonderes Konzil abhielten. Gleichwohl scheinen auch die ersteren nicht untätig gewesen zu sein, sondern zu dem Teil von Bischöfen gehört zu haben, die zugleich mit dem Metropoliten Severus ein Schreiben an Kaiser Mauritius richteten: scire vos (Gregorium I.) volumus, quod episcopi Istriensium provinciarum per clericos aliquos ad nos directos suggestiones nobis transmiserunt, unam episcoporum civitatum et castrorum, quos Langobardi tenere dinoscuntur, aliam Severi, Aquileiensis episcopi, aliorumque episcoporum, qui cum illo sunt, et tertiam solius eiusdem Severi, Greg. I. Reg. I, 16b. Hatten sie ja, wie der Verlauf des Dreikapitelstreites zeigt, das gleiche Interesse wie die übrigen Bischöfe, da auch sie die Verdammung der drei Kapitel verweigert hatten. Überdies bezeugt ihre Übereinstimmung mit den anderen Bischöfen die Anwesenheit der Bischöfe Leonianus von Tiburnia und Aaron von Aguntum auf der Synode von Gradus. Wenn dann aber unter den Mitgliedern der Synode von Marano keiner dieser binnennorischen Bischöfe genannt wird, so beweist doch die genaue Angabe der auf Seite des in Ravenna von den drei Kapiteln abgefallenen Metropoliten Severus stehenden Bischöfe, oben S. 333, daß die Inhaber der binnennorischen Sitze mit den übrigen in Marano zusammentretenden Bischöfen gleicher Gesinnung waren. Und ebenso einmütig stehen alle zusammen, als nach der Synode von Marano Papst Gregor I. den Erzbischof Severus und jene

Bischöfe, welche mit ihm in Marano die Verdammung der drei Kapitel widerrufen hatten, gewaltsam nach Rom abführen lassen will. Es geht das wenigstens insofern aus den Schreiben der istrischen Bischöfe und des Kaisers Mauritius hervor, als in keinem von ihnen eine Spur von Meinungsverschiedenheit unter den Bischöfen der Metropolie zu entdecken ist. Erst als die alten Bischöfe wegstarben und neue eintraten, wie Firminus von Triest, fing auch das Schisma sich zu lockern an, Greg. I. Reg. XIII, 36.

Man scheint im Jahre 591 weder in Aquileia noch in Konstantinopel weitere Gefahren in der nächsten Zukunft befürchtet zu haben. Die Langobarden hatten sich zwar in Italien festgesetzt und ihre Herrschaft sogar bis nach Sabione ausgedehnt,[1]) aber schon nächstens hofften die istrischen Bischöfe und der Kaiser, sie niedergeworfen und die alte Ordnung wieder hergestellt zu sehen. Dann wollten die Bischöfe der Aquileier Kirchenprovinz vor dem Kaiser erscheinen und ihre Stellung Rom gegenüber rechtfertigen, — ein Entschluß, den auch Kaiser Mauritius billigte: Et supplicaverunt nos inducias ad hoc sibi fieri et nullam eis interim necessitatem imponi ad vestram sanctitatem pervenire, dicentes, quod tempore opportuno ad hanc sacratissiman urbem accedentes per seipsos suggerere nobis habent, quae sibi obstare videntur. Quia igitur et tua sanctitas cognoscit praesentem rerum Italicarum confusionem et quod oportet temporibus competenter versari, iubemus tuam sanctitatem nullam molestiam eisdem episcopis inferre, sed concedere eos otiosos esse . . ., Greg. Reg. I, 16b. Und diesem Befehle des Kaisers mußte auch Papst Gregor, obgleich ungern,

[1]) Als Bischof unter langobardischer Herrschaft unterhandelt wohl auch Ingenuin von Seben zugleich mit Bischof Agnellus von Trient mit den ins langobardische Gebiet eingefallenen Franken wegen des castrum Ferruge: Haec omnia castra cum diruta essent a Francis, cives universi ab eis ducti sunt captivi. Pro Ferruge vero castro, intercedentibus episcopis Ingenuino de Savione et Agnello de Tridento, data est redemptio, per capud uniuscuiusque viri solidus unus usque ad solidos sexcentos, Paul. diac. II. 31.

gehorchen, Reg. II, 45. Binnennorikum aber erfreute sich nach den Worten des kaiserlichen Schreibens der Ruhe und des Friedens, der nur in Italien gestört ist: quousque . . . et partes Italiae pacaliter constituantur et ceteri episcopi Istriae seu Venetiarum iterum ad pristinum ordinem redigantur, I, 16b.

Es kam indessen anders, als man allerseits erwartet hatte. In Binnennorikum drangen von Osten die Slovenen, von Westen die Baiern vor und trafen dort bereits um 595 aufeinander. Binnennorikum war für das Reich und für Aquileia verloren, und in diesem Ansturme der Slovenen und in den sich wiederholenden Kämpfen zwischen ihnen und den Baiern wurden auch die Städte Virunum, Tiburnia und Aguntum zerstört.[1]) Wie aber das römische Reich Binnennorikum nicht halten konnte, so vermochte es auch die Langobarden nicht zu überwältigen und mußte zusehen, wie 607 die langobardisch gewordenen Bischöfe sich zu einer besonderen Metropolie Aquileia neben der von Gradus vereinigten, Sabione aber bald aus den Händen der Langobarden in die der Baiern überging.

---

[1]) Jung, Römer und Romanen S. 257, läßt ebenfalls die Slovenen „über Virunum, Teurnia bis nach Aguntum dringen". Über Aguntum oben S. 350.

--- -







Inhalt.

Die Abhandlungen sind auch in Separatabzügen hergestellt und erscheinen einzeln unter den Publikationen des akademischen Verlags in Kommission der Franz'schen Verlagshandlung (J. Roth).

Akademische Buchdruckerei von F. Straub in München.

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Klasse

der

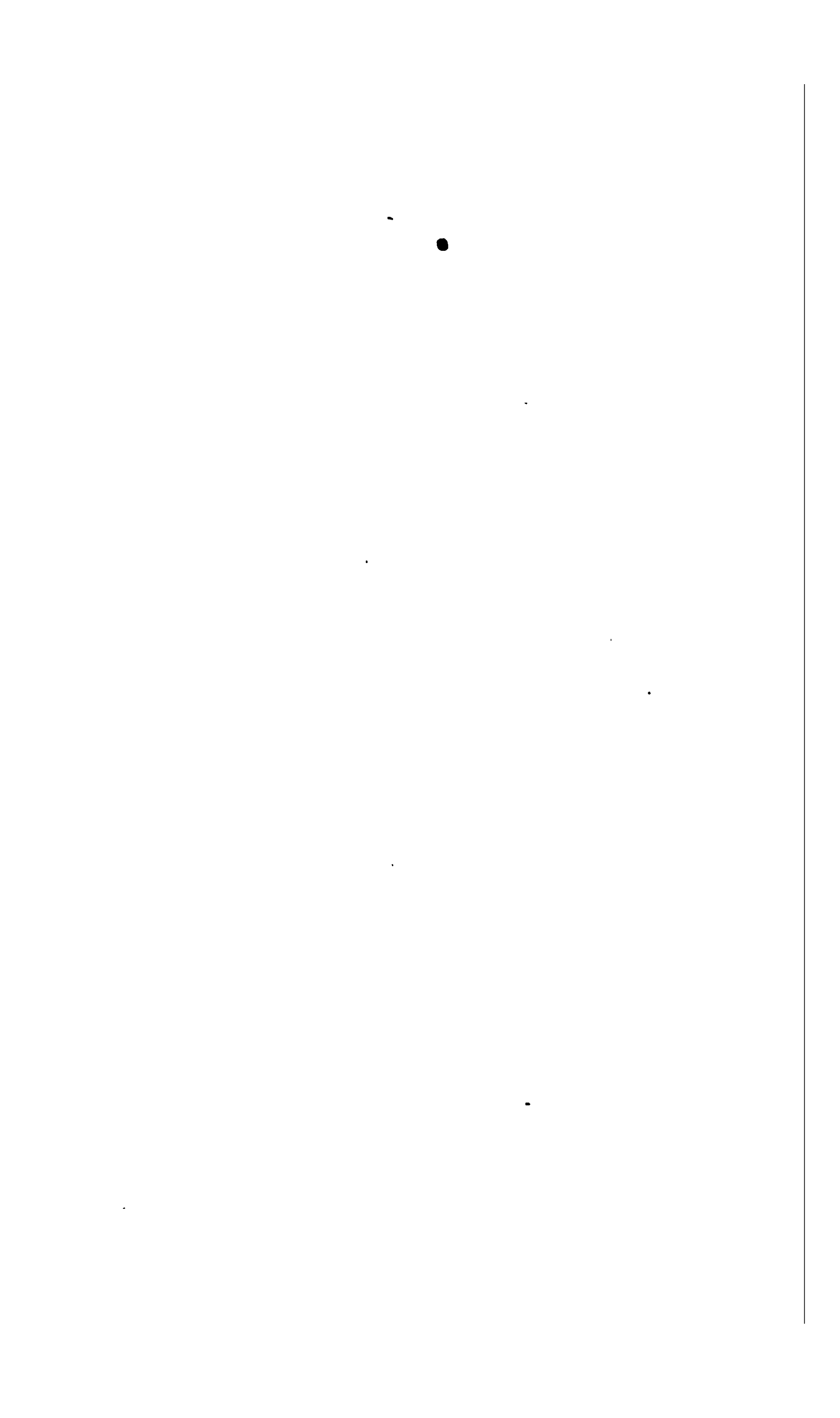
K. B. Akademie der Wissenschaften

zu München.

1906. Heft III.

München
Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften
1907.

In Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).



Sitzungsberichte

der

Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften.

Öffentliche Sitzung

zur Feier des 147. Stiftungstages

am 14. März 1906.

Die Sitzung eröffnete der Präsident der Akademie, Geheimrat Dr. Karl Theodor v. Heigel, mit folgender Ansprache:

Wir haben im Frühling des vorigen Jahres dem volkstümlichsten Dichter der Deutschen unsere Huldigung dargebracht; wir haben in der Novembersitzung aus Anlaß des bevorstehenden Zentenariums die Schöpfer des modernen Staates Bayern dankbar gefeiert; nun wandeln wir auch den heutigen Stiftungstag in einen Festtag, indem wir das Bild eines Kollegen unter den Laren unseres Hauses aufstellen und seinem Gedächtnis Kränze flechten. Da möchte der ferner Stehende wohl den Eindruck gewinnen, daß wir uns zu Heroenkult und Festgepränge allzu willig „vom Kalender kommandieren" ließen. Doch der Vorwurf wäre nicht berechtigt, denn es gilt heute nicht so fast ein längst verehrtes Ehrenmal zu schmücken, als ein altes Unrecht zu sühnen. Handelt es sich doch um einen Forscher, der in zielbewußter, rastloser Arbeit seine ganze Kraft aufgezehrt, sein Leben lang aber Enttäuschung und Zurücksetzung geerntet hat! Sollte da nicht der Nachwelt die Verpflichtung obliegen, durch einen ehrerbietigen Gruß der

Treue den Dank zu erstatten, den die Zeitgenossen kurzsichtig versagt haben?

Freilich, wenn die Bewertung eines Gelehrten davon abhinge, ob sein Name in aller Welt Mund oder doch in weiten Kreisen der Gebildeten bekannt sei, dürfte unser Johann Kaspar Zeuß kaum zu den Großen gezählt werden. Wie wenige wissen oder wußten bis vor kurzem etwas von der Grammatica celtica und ihrem Verfasser! Da aber der Gradmesser der Bedeutung eines Gelehrten nur darin zu suchen ist, welchen Fortschritt, welche Förderung ihm die Wissenschaft zu danken hat, da nicht in der Celebrität, sondern in der Autorität das maßgebende Moment zu erblicken ist, darf der Maurersohn aus dem fränkischen Dörfchen Vogtendorf im auserlesensten Kreis berühmter Bayern des 19. Jahrhunderts einen Ehrenplatz beanspruchen.

Es ist nicht meine Aufgabe, auf die Werke und Tage des Gefeierten näher einzugehen. Von einem berufeneren Redner wird Ihnen dargelegt werden, wie sich diese geistige Kraft entwickelt, wie Zeuß auf den Gebieten der Sprachkunde, der Ethnologie und der Geschichtswissenschaft als Entdecker in die Nähe und Weite für alle Zeiten gewirkt hat.

Nur mit ein paar Worten möchte ich Zeugnis ablegen, daß auch mir das Herz aufging, als ich aus Anlaß der bevorstehenden Jahrhundertfeier mich eingehender mit unserem gelehrten Landsmann beschäftigte. Welch harmonisches, reines, gerade in seiner rührenden Bescheidenheit bedeutendes Lebensbild! Welche Hingebung an den Forscherberuf! Welche Arbeitskraft! Und ebenso in den Schriften: welche Schlichtheit, welche Größe! Einzelheiten mögen veraltet sein, als Ganzes sind die hier niedergelegten Lösungen wichtiger Probleme unerreicht und unerschüttert.

Doch unter wie trüben Verhältnissen mußten diese Werke geschaffen werden! Eine Passionsgeschichte rollt sich vor uns auf. Auch Zeuß mußte, wie unzählige andere, die Erfahrung machen, daß der Dienst der Wissenschaft mit Entbehrung verknüpft ist und die Sehnsucht nach Wahrheit eine treue Gefährtin nötig hat, die Geduld. Er brauchte ja nicht gerade

Not zu leiden, doch aus ärmlichen Verhältnissen konnte er sich niemals emporringen, und peinliche Enttäuschungen begleiteten seine Erdentage mit unbarmherziger Treue. Die für Zeitgenossen und Nachwelt so fruchtbringende Arbeit brachte ihm keinen Lohn. Die Aufnahme in unsere Akademie — er war von 1842—1847 korrespondierendes Mitglied der philosophisch-philologischen, von 1847—1856 ordentliches, später wieder korrespondierendes Mitglied der historischen Klasse — war fast die einzige Auszeichnung, die ihm zuteil wurde. In der Gelehrtenwelt Deutschlands, der Urheimat der Sprachwissenschaft, wurden zwar die bahnbrechenden Schriften selbstverständlich mit Hochachtung aufgenommen, aber man kümmerte sich nicht um den Verfasser. „Auch im Gelehrtenberuf", sagt Ernst Curtius, „wird das Glück immer als das größte Verdienst anerkannt; nach dem, was man durch stille, entsagungsvolle Arbeit zu stande bringt, fragen nur wenige!"

Wenn es sich um Anstellung handelte, wurde zwar seine „scientifische Bildung" von den maßgebenden Persönlichkeiten gnädig anerkannt, doch die Türen blieben ihm verschlossen. Von der Universität Würzburg wird er abgelehnt, weil eine Professur für deutsche Philologie nicht notwendig sei, — von Erlangen bleibt er ausgeschlossen, weil die philosophische Fakultät den Bewerber nicht genügend kenne, — in Berlin findet er angeblich aus konfessionellen Gründen keine Aufnahme. Vom Archivdienst, für welchen er wie geschaffen gewesen wäre, wurde er von Hormayr mit spöttischen Witzen zurückgewiesen. Endlich verlieh das Ministerium Maurer-Zenetti dem Vierzigjährigen in München eine Professur für allgemeine Weltgeschichte, doch nun vermochte sich der schüchterne, für den Katheder ohnehin wenig geeignete Mann in den neuen Wirkungskreis nicht mehr zu finden. Es war schon nicht mehr zweifelhaft, daß er einer in seiner Familie erblichen, tückischen Krankheit zum Opfer fallen werde; der Arme mußte seinen Benediktinerfleiß mit immer häufigeren Blutopfern bezahlen. Es war ihm nicht mehr möglich, sich im weiten Hörsaal verständlich zu machen; die Zuhörerschaft lichtete sich immer

auffälliger; er wurde im Kollegium als Drohne angesehen und vermutlich auch als solche behandelt. Welche Pein für eine feinfühlige Natur! Es begreift sich, daß er eine Versetzung an das Bamberger Lyzeum mit erheblich vermindertem Gehalt als erlösende Wohltat empfand. Einsam verlebte er in der Mainstadt seine letzten Lebensjahre, doch sie entbehrten nicht der Sonnenstrahlen des Glückes. Ersatz für Familienfreuden und heiteren Lebensgenuß bot ihm die Arbeit, dieser glückselige Fluch, womit Gott das Menschengeschlecht in Wahrheit gesegnet hat. Die Arbeit gab ihm einen Frieden, den Frau Welt nicht zu geben vermag. Die menschliche Sprache war für ihn das Buch des Lebens, und die Erforschung ihrer Gesetze gewährte ihm Anregung, Befriedigung, Erhebung. Sein Umgang beschränkte sich nur noch auf irische Mönche der Merowinger- und Karolingerzeit, deren Glossen ihm den Stoff zu der seit langem in Angriff genommenen keltischen Grammatik boten. Während die Forscher auf anderen Gebieten, wie der Landmann bei günstigem Erdreich, nur den Samen in die Krume zu streuen brauchen, mußte Zeuß erst eine Wildnis urbar machen durch Beseitigung der Auswüchse einer Keltomanie, die das Wissen über die keltische Völkerfamilie nicht bereichert, nur verwirrt hatte. Gott ließ ihn die Freude erleben, daß dichte Saat, wogend im Felde, den Samen zurückgab; er konnte noch die keltische Grammatik vollenden, das monumentale Werk, dem nur die deutsche Grammatik von Jakob Grimm und die Grammatik der romanischen Sprachen von Diez ebenbürtig zur Seite stehen. Kaum war das Tagewerk vollbracht, so erlosch das nur der Wissenschaft geweihte Leben.

Auf eine Persönlichkeit, die sich auf ganz anderem Gebiete Ruhm und Ehre erkämpfte, auf Prinz Eugen, den edlen Ritter, hat der Dichter Jean Baptiste Rousseau das Wort geprägt: „Nie war in andrem Manne so viel Einfachheit mit so viel Größe vereinigt!“ Dieses Wort darf auch auf Sinnesart und wissenschaftliche Taten unseres Zeuß angewendet werden.

Ein Name ohne Makel! Eine Erinnerung ohne Schatten!

Im Jahre 1903 hat die Akademie zur Bewerbung um einen Preis aus dem Zographosfonds folgende Preisaufgabe ausgeschrieben:

„Die meteorologischen Theorien des griechischen Altertums auf Grund der literarischen und monumentalen Überlieferung".

Hiefür sind zwei Bewerbungen eingelaufen.

Die erste mit dem Motto: *Δῖνος βασιλεύει τὸν Δί' ἐξεληλακώς* ist eine hochbedeutsame wissenschaftliche Leistung, welche sich durch gründliche Sachkenntnis, scharfsinnige Kombination und umsichtiges Urteil auszeichnet. Sie bietet neues Material und neue Gesichtspunkte. Gleich im ersten Abschnitt, welcher „über meteorologische Instrumente" betitelt ist, wird ein bei Antikythera im Meere gefundenes Bronzeinstrument als eine Art Planetarium erkannt. Ferner wird unter anderem ein Fragment des Meteorologen Arrian über Ebbe und Flut aus dem Lateinischen des Priscianus Lydus in das Griechische zurückübersetzt und in der Hauptsache auf Poseidonios zurückgeführt. Überhaupt werden verschiedene Quellenschriften der antiken Meteorologie in ihrem gegenseitigen Verhältnis untersucht und wird vor allem die Bedeutung des Poseidonios für die meteorologische Forschung in ihrem vollen Umfange festgestellt.

Leider ist der Verfasser infolge äußerer Hemmnisse nicht über diese Vorarbeiten hinaus zur Hauptsache, zu einer systematischen Feststellung der meteorologischen Theorien gekommen. Deshalb kann ihm der Preis nicht zuerkannt und nur der lebhafte Wunsch ausgesprochen werden, der Verfasser möge seine vielversprechenden Forschungen fortführen und bald in der Lage sein, deren Ergebnisse zu veröffentlichen.

Die zweite Bearbeitung mit dem Motto: *τότε γὰρ οἰόμεθα γινώσκειν ἕκαστον κτλ.* besteht aus zwei Teilen. Der Verfasser, welcher Meteorologie im Sinne der Alten auffaßt, so daß auch Fragen der Geophysik und Astronomie diesem Gebiete zufallen, geht von der Ansicht aus, daß nach der Auffassung der griechischen Philosophen alle meteoren Erscheinungen aus der Wirksamkeit der vier Elemente hervorgehen, und gibt deshalb im ersten

Teile eine ausführliche Darlegung, wie sich die Vorstellungen von den vier Elementen bei den griechischen Philosophen und Naturforschern gebildet und entwickelt haben. Wenn in dieser Darlegung auch die eine oder andere Aufstellung nicht einwandfrei erscheint, so ist damit doch eine breite Unterlage für den zweiten, den systematischen Teil gewonnen, in welchem eine umfassende Darstellung der alten Meteorologie geboten wird, die den inneren Zusammenhang der Theorien verfolgt und deren Haltbarkeit teilweise an den Ergebnissen moderner Forschung prüft. Hiernach trägt die Akademie kein Bedenken, der mit umfassender Gelehrsamkeit abgefaßten, nahezu druckfertigen Abhandlung den Preis zuzuerkennen.

Als Verfasser ergibt sich Geheimer Regierungsrat, Professor Dr. Otto Gilbert, Bibliotheksdirektor a. D. in Halle a/S.

Aus dem Thereianos-Fonds konnten folgende Unterstützungen gewährt werden:

1. 1500 M. für das von Adolf Furtwängler und Reichhold herausgegebene Werk über „Griechische Vasenmalerei",

2. 1500 M. für die von Karl Krumbacher herausgegebene „Byzantinische Zeitschrift",

3. 1000 M. an Professor Spyridion Lampros in Athen für eine wissenschaftliche Reise nach Italien zu Forschungen über die Geschichte des Despotats des Peloponnes unter den Paläologen,

4. 1100 M. für Dr. Paul Marc in München zu einer wissenschaftlichen Reise auf dem Athos zum Zwecke von Handschriftenstudien,

5. 600 M. für Dr. Ludwig Curtius in München zu archäologischen Untersuchungen im westlichen Kleinasien.

Endlich wurde dem Ephoros Georgios Sotiriades in Athen für seine wertvollen Untersuchungen über die Topographie und die älteste Kulturgeschichte von Böotien und Phokis ein Preis von 800 M. zuerkannt.

Im Anschluß an die Mitteilung über den Thesaurus linguae Latinae vom November 1904 ist jetzt mitzuteilen,

daß der Reservefonds für den Thesaurus, eine Stiftung Geheimrats von Wölfflin, gegenwärtig 18,500 M. beträgt. Es mag noch hervorgehoben werden, daß der bayerische Staat zu diesem großen Unternehmen, von dem Ostern 1906 der zweite, gleichfalls über 1000 Seiten starke Foliant erscheinen wird, jährlich 5000 M. und außerdem 2500 M. zum Gehalt des ersten Sekretärs, Professor Dr. Hey, beiträgt und daß die philosophisch-philologische Klasse in den letzten Jahren etwa 500 M. für einen vom Thesaurus nur mit 1200 M. honorierten bayerischen Assistenten beigesteuert hat.

Generalredaktor Professor Vollmer ist infolge Übernahme eines Ordinariats an unserer Universität von der Leitung des Thesaurus zurückgetreten und als Mitglied der Kommission kooptiert worden. Als sein Nachfolger wurde Dr. Eugen Lommatzsch, Privatdozent in Freiburg i. Br., berufen. Der zweite Redaktor, Professor Ihm, tritt aus, um einem Rufe nach Halle Folge zu leisten; nach Ablehnung der Stelle durch Professor Hey wurde Privatdozent Dr. Berthold Maurenbrecher von Halle berufen.

Die Zinsen der Savigny-Stiftung standen dieses Jahr unserer Akademie zur Verfügung.

Auf Vorschlag der Kommission der Savigny-Stiftung beschloß unsere Akademie, sie in folgender Weise zu verwenden:

1. 600 M. an das Kuratorium der Savigny-Stiftung zur Unterstützung des Honorarfonds der Savigny-Zeitschrift für Rechtsgeschichte,

2. 4400 M. an den Reichsarchivassessor Dr. Hermann Knapp als Beitrag zu den Druckkosten seines zweibändigen Werkes über die Zentordnungen des Hochstifts Würzburg.

Aus den Zinsen der Münchener Bürger- und Cramer-Klett-Stiftung wurden bewilligt:

1. 500 M. für Professor Dr. Oskar Schultze in Würzburg zur Untersuchung der feineren Struktur des elektrischen Organs der Fische,

2. 1500 M. für den Studierenden **Hans Prandtl** in München zur Untersuchung der Sagittawürmer in der Bucht von Messina,

3. 2500 M. für den Kustos des Botanischen Museums in München, Dr. **Hermann Roß**, zur Erforschung bestimmter Wechselbeziehungen zwischen Tier- und Pflanzenwelt der Tropen des mittleren Amerika,

4. 500 M. für den Assistenten der anatomischen Anstalt zu München, Dr. **Albert Hasselwander**, zu einer Forschungsreise nach Dalmatien.

Endlich ist noch der Ehrung eines Mitglieds unserer Akademie Erwähnung zu tun.

Auf Wunsch unseres Kollegen Professor **Königs** ist die von ihm begründete Stiftung „zur Förderung chemischer Forschungen" aus Anlaß des 70. Geburtstags **Adolf von Baeyers** umgewandelt worden in eine **Adolf von Baeyer-Jubiläumsstiftung**.

Zugleich ist das Kapital durch eine neue Spende des Stifters auf 50,000 M. erhöht worden.

Möge der gefeierte Name, den die Stiftung nunmehr trägt, für alle Forschungen, die in Zukunft aus diesem Fonds Unterstützung finden werden, ein glückliches Omen sein!

Darauf hielten die Klassensekretäre die Nekrologe auf die verstorbenen Mitglieder.

Die philosophisch-philologische Klasse beklagt den Tod von drei ordentlichen, zwei auswärtigen und zwei korrespondierenden Mitgliedern.

Am 29. September 1905 verstarb der Rektor a. D., Dr. Andreas Spengel, seit 1872 außerordentliches, seit 1882 ordentliches Mitglied unserer Akademie. Geboren am 11. November 1838 zu München begann er seine Studien im Jahre 1855 an der hiesigen Universität, wo neben seinem Vater Leonhard Spengel namentlich Thiersch, Halm und Prantl seine Lehrer waren, und setzte dieselben nach 1859 bestandenem Staats-

examen an der Universität zu Berlin unter Boeckh, Bekker und Haupt erfolgreich fort; dort promovierte er auch im Jahre 1861. Nach zweijähriger Tätigkeit am Gymnasium zu Landshut wurde er 1864 nach München versetzt, wo er 22 Jahre lang, zuletzt als Professor am Maximiliansgymnasium, beschäftigt war. 1886 wurde ihm die Leitung des Gymnasiums zu Passau übertragen, 1902 kehrte er nach Versetzung in den Ruhestand in seine Vaterstadt zurück. Spengels wissenschaftliche Tätigkeit war vor allem der römischen Komödie gewidmet, deren Erforschung er sich schon mit seiner Promotionsschrift über die kretischen Verse bei Plautus zugewandt hatte. So ist er für Plautus und Terenz in selbständigen Schriften, Ausgaben einzelner Stücke und zahlreichen in Zeitschriften erschienenen Abhandlungen vielseitig und gründlich tätig gewesen und hat sich namentlich um die Metrik der römischen Szeniker bleibende Verdienste erworben. Seine tüchtige Kenntnis der römischen Nationalgrammatiker bewies er in der durch eigene Beiträge erheblich vermehrten Neubearbeitung, welche er im Jahre 1885 seines Vaters 1826 veröffentlichter Ausgabe von Varros Buch De lingua latina zuteil werden ließ.

Nach dem ausführlichen Nekrologe M. Rottmanners in den Blättern für das Gymnasialschulwesen Bd. 42 (München 1906), p. 213—8. Ein Verzeichnis der Schriften Spengels s. im Almanach unserer Akademie für 1905.

Am 16. Dezember 1905 verstarb der Geheimrat Professor Dr. Friedrich von Spiegel, welcher über fünfzig Jahre — seit 1848 als korrespondierendes, seit 1859 als auswärtiges — Mitglied unserer Akademie angehört hat. Geboren am 11. Juli 1820 zu Kitzingen widmete sich der Verstorbene zuerst in Erlangen unter Friedrich Rückert, dann in Leipzig und Bonn dem Studium der orientalischen Sprachen, weilte darauf längere Zeit zu handschriftlichen Studien im Auslande, namentlich in Kopenhagen, und erhielt im Jahre 1849 die Professur der orientalischen Sprachen in Erlangen, in welcher er bis 1890 tätig gewesen ist. In diesem Jahre siedelte er nach München über und trat damit in die Reihe der ordentlichen Mitglieder

ein. Unter dem Einflusse seines Lehrers Christian Lassen in Bonn begann Spiegel seine wissenschaftliche Tätigkeit mit Arbeiten zur Pāli-Sprache, in welcher die heilige Literatur der südlichen Buddhisten überliefert ist. In der Schrift „Kammavākyam Liber de officiis sacerdotum Buddhicorum“ edierte er 1841 nach einer in Paris gefertigten Abschrift Lassens einen Teil des Kammavācā genannten Ordinationsformulars der südlichen Kirche und ließ dieser 1845 die „Anecdota Pālica“ aus Kopenhagener Handschriften folgen. Aber das gleichzeitig begonnene Studium der von Rask aus Indien heimgebrachten parsischen Handschriften entschied in anderer, folgenreicher Weise über die weitere Entwicklung seiner wissenschaftlichen Laufbahn: er wurde der eigentliche Bahnbrecher der altiranischen Philologie. Nachdem er zunächst noch im selben Jahre 1845 durch seine „Chrestomathia Persica“ seine in den Vorlesungen Rückerts erworbene gründliche Kenntnis auch des neupersischen Idioms auf das beste erwiesen und 1851 die gleichfalls zu einem Teil in die neupersische Literatur einschlägige Schrift „Die Alexandersage bei den Orientalen“ veröffentlicht hatte, warf er sich mit größter Energie auf das Studium der altiranischen Religionsurkunden des Avestā und der Sprachen, in welchen dieses selbst und die zu ihm gehörenden Kommentarschriften verfaßt sind. Die erste Frucht dieses seines Fleißes war die 1851 erschienene Grammatik der Pārsīsprache, in welcher die jetzt mit dem Namen Pāzand bezeichnete mitteliranische Sprachform eine für die damalige Zeit vortreffliche Darstellung gefunden hat. In den Jahren 1853 und 1858 folgte die allerdings nicht ganz vollständige Ausgabe des Avestā-Textes selbst mit der in der Sāsānidenzeit entstandenen Huzvāreš- oder Pahlavī-Übersetzung; neben ihr geht einher die während der Jahre 1852 bis 1863 vollendete Übersetzung der Texte mit eingehenden Anmerkungen und wertvollen Einleitungen. Beiden folgte 1864 und 1868 der zweibändige „Commentar über das Avestā“, in welchem Spiegel seine Übersetzung in allen Einzelheiten umsichtig zu rechtfertigen suchte. Grundlegend für die gesamte Erforschung der späteren Literatur ist sodann die 1856

und 1860 erschienene „Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen", deren erster Band der Grammatik des Pahlavī gewidmet ist, während der zweite sich im wesentlichen mit einer Übersicht und Würdigung der traditionellen Literatur selbst beschäftigt und durch ein sorgfältiges Glossar wie durch Transskription einiger größerer Texte zur Ergänzung des ersten Bandes in dankenswertester Weise beiträgt. In diesen Kreis gehört auch die 1861 veröffentlichte Ausgabe „Neriosenghs Sanskrit-Übersetzung des Yaçna", insofern als diese Übersetzung auf der Pahlavī-Übersetzung beruht und zu einem gründlicheren Verständnis derselben anzuleiten geeignet ist. Daneben wurden die anderen Seiten der iranischen Altertumskunde nicht vernachlässigt: 1863 erschienen „Die altpersischen Keilinschriften" in einer äußerst praktischen, durch einsichtige Erörterung aller in Betracht kommenden Fragen wertvollen Handausgabe, welche 1881 eine zweite Auflage erlebte; in demselben Jahre 1863 auch das Buch „Erān, das Land zwischen Indus und Tigris", in welchem eine Reihe geographischer, religions- und kulturgeschichtlicher Aufsätze, welche Spiegel vorher in Zeitschriften, namentlich im „Ausland", veröffentlicht hatte, zu einem vorläufigen Gesamtbilde iranischen Lebens zusammengefaßt sind. Mit der sprachlichen Grundlage befassen sich die 1867 erschienene „Grammatik der altbaktrischen Sprache" und die „Vergleichende Grammatik der alteranischen Sprachen" vom Jahre 1882 und auch die 1887 veröffentlichte Schrift „Die arische Periode und ihre Zustände" beschäftigt sich im wesentlichen mit den aus der Sprache zu gewinnenden Folgerungen für die vorgeschichtliche Entwicklung der Iranier. Daneben hat Spiegel durch zahlreiche Einzelabhandlungen in den Schriften unserer Akademie, der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, den Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung u. a. m., sowie in dem 1874 erschienenen ersten und einzigen Heft seiner „Arischen Studien" die verschiedensten Fragen der altiranischen Philologie erfolgreich zu fördern verstanden. Das eigentliche Hauptdenkmal aber seiner Forschertätigkeit ist die während der Jahre 1871 bis 1878 in drei stattlichen Bänden vollendete

„Eranische Alterthumskunde", in welcher die allseitigen Resultate seiner Forschungen, soweit sie — von dem rein Sprachlichen abgesehen — für die Erkenntnis des iranischen Landes und Volkes in seiner ganzen politischen und kulturellen Vergangenheit in Betracht kommen, zu einer wirkungsvollen, bleibenden Wert behauptenden Gesamtübersicht vereinigt sind.

Vgl. W. Geiger in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892, Nr. 311, Beilage-Nr. 261, p. 5 f.

Am 8. Februar 1906 starb der frühere Sekretär der philosophisch-philologischen Klasse Geheimrat Professor Dr. Wilhelm von Christ, ein ungemein fruchtbarer und vielseitiger Vertreter der klassischen Philologie, speziell verdient um unsere Akademie, wie durch seine langjährige Tätigkeit im Obersten Schulrat um Förderung und Hebung des bayerischen Mittelschulwesens, dessen hervorragende Leistungen und erfolgreiches Wirken später in einer besonderen Denkrede eingehende Würdigung finden werden.

Von den auswärtigen Mitgliedern hat Curt Wachsmuth, gestorben zu Leipzig am 8. Juni 1905, vornehmlich durch seine bahnbrechenden Arbeiten zur griechischen Geschichte, Hermann Usener, gestorben zu Bonn am 21. Oktober 1905, vor allem durch seine weitausgreifenden religionsgeschichtlichen Untersuchungen einen großen Einfluß auf die zeitgenössische Wissenschaft ausgeübt.

In der Person Richard Heinzel's, gestorben zu Wien am 4. April 1905, ist ein Germanist ganz eigenartiger Bedeutung von uns geschieden, welcher seine Tätigkeit mit literarhistorischen und stilistischen Abhandlungen zur mittelhochdeutschen und altgermanischen Poesie eröffnete, denen später sprachliche und in den letzten zwanzig Jahren besonders sagengeschichtliche Forschungen folgten, welche vielfach ganz neue Bahnen einschlugen und ihn auch zu einer verdienstlichen Ausgabe der älteren Edda veranlaßten.

Der letzte unserer Toten ist Julius Oppert, gestorben zu Paris am 20. August 1905, der eigentliche Begründer einer vollständigen Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keil-

inschriften und damit der wahrhafte Schöpfer der assyriologischen Wissenschaft, deren staunenswerte Entwicklung unsere ganzen Anschauungen vom alten Orient so gewaltig umgestaltet hat.

Der historischen Klasse entriß der Tod im letzten Jahre vier korrespondierende Mitglieder.

Eine eigenartige Stellung unter den deutschen Historikern nimmt unser am 24. März 1830 in Münster i. W. geborenes und am 15. März 1905 in Bonn verschiedenes Mitglied Hermann Hüffer ein. Obgleich Jurist von Fach und seit 1855 Professor des Kirchen- und Staatsrechts an der Universität Bonn, griff seine literarische Tätigkeit weit über die Grenzen seines Faches hinaus. Zuerst der Richtung der Kanonisten Wasserschleben, Hinschius, Schulte, Maassen u. a. folgend, widmete er sich der Forschung über die Quellen des Kirchenrechts und veröffentlichte 1862 „Beiträge zur Geschichte der Quellen des Kirchenrechts und des römischen Rechts im Mittelalter" und 1863 „Forschungen auf dem Gebiete des französischen und rheinischen Kirchenrechts". Doch scheint Hüffer, der von Anfang historische Studien mit den juristischen betrieben hatte, auf dem Gebiete der kirchenrechtlichen Forschung keine volle Befriedigung gefunden zu haben. Denn als damals der heftige Streit zwischen den preußischen und österreichischen Historikern über die Stellung der Großmächte Preußen und Österreich zur französischen Revolution entbrannte und die deutschen Historiker in zwei feindliche Lager spaltete, trat auch Hüffer auf dieses Kampffeld, bezeichnenderweise aber nicht auf die Seite der einen oder anderen Partei, sondern zwischen beide hinein. Seine ruhige und leidenschaftslose Natur sowie sein juristisch geschulter Verstand erkannten nämlich leicht die Einseitigkeiten der beiden streitenden Parteien, und ihnen entgegenzutreten stellte er sich, gestützt auf umfassendes Quellenmaterial, zur Aufgabe. Es ist denn auch nach dem Urteil eines Kenners jener Zeit, wie von Heigel, kein Zweifel, daß Hüffer „eine Reihe von wichtigen Streitfragen mit Glück zu lösen wußte. Sein

Hauptwerk, Europa im Zeitalter der französischen Revolution (1868—1890), ist der Revolutionsgeschichte Sybels in Bezug auf Originalität der Gedanken, Schmuck und Schwung der Rede nicht ebenbürtig, dagegen ist Hüffer an Genauigkeit der Forschung und an Schärfe des Urteils seinem Gegner weit überlegen, schon deshalb, weil Hüffer immer der voraussetzungslose, ruhige, besonnene Forscher bleibt, während Sybel seine Aufgabe mehr in der Verarbeitung des historischen Stoffes nach politischen und sittlichen Prinzipien suchte. Die vielverschlungenen Ereignisse des Jahres 1799 sind durch Hüffer zuerst in helles Licht gesetzt worden und selbst über den geheimnisvollen Zwischenfall des Rastatter Gesandtenmordes hat er wenigstens vorläufig das letzte Wort gesprochen. Doch hat auch Sybel, wie ich in Cornelius' Aufzeichnungen aus dem Jahre 1886 finde, gestanden: „Er habe von Hüffer gelernt, der sagte: Sybel glaube, wenn er recht laut spreche, Recht zu behalten".

Aus den archivalischen Studien Hüffers ging noch eine ganze Reihe von Monographien hervor, wie „Die neapolitanische Revolution von 1799" (1883), „Kabinetts-Regierung und J. W. Lombard" (1891), „Zerwürfnis Gustavs III. von Schweden mit seiner Mutter Luise Ulrike" (1893) etc., alle gleich gründlich und sorgfältig gearbeitet. Zuletzt veröffentlichte er noch zwei Bände „Quellen zur Geschichte der Kriege von 1799 und 1800" (1901) und kurz vor seinem Tod „Der Krieg des Jahres 1799 und die zweite Koalition", 2 Bände (1904/5).

Seine für Poesie empfängliche Natur führte ihn aber noch auf ein anderes Gebiet, auf das der deutschen Literaturgeschichte, und seine Arbeiten über H. Heine, Annette von Droste, L. Schücking etc. sind auch von den Fachgelehrten günstig aufgenommen worden.

Am 17. November 1905 starb Friedrich von Weech, der, am 16. Oktober 1837 in München geboren, hier auch seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt. Nach ihrem Abschluß in Heidelberg und Berlin führte er sich mit der Schrift „Kaiser Ludwig der Bayer und König Johann von Böhmen" (1860) in

die geschichtliche Literatur ein und verfaßte als Hilfsarbeiter bei der Historischen Kommission für den II. Band der von Hegel herausgegebenen Städtechroniken Einleitung, Anmerkungen und Exkurse zu „Erhart Schürstabs Beschreibung des markgräflichen Kriegs von 1449 bis 1450". Darauf habilitierte er sich als Privatdozent der Geschichte in Freiburg i. Br., nahm aber 1864 eine Stelle an der Hofbibliothek, 1867 am General-Landesarchiv in Karlsruhe an. Mit diesem Wechsel seines Wohnsitzes erhielt auch seine wissenschaftliche Tätigkeit eine andere, fast ausschließlich Baden zugewandte Richtung. Rasch folgten sich „Baden unter den Großherzogen Karl Friedrich, Karl und Ludwig" (1864), „Korrespondenzen und Aktenstücke zur Geschichte der badischen Verfassung" (1868), „Beschreibung des schwedischen Kriegs von Sebastian Bürster" (1875), „Badische Biographien" (4 Bände, 1875—1891), von denen viele von Weech selbst stammten. Seit 1883 entfaltete er als ständiger Sekretär der in diesem Jahre gegründeten Badischen Historischen Kommission und seit 1885 als Direktor des Badischen General-Landesarchivs eine neue erfolgreiche Tätigkeit. Und wie hoch letztere geschätzt wurde, geht schon daraus hervor, daß man ihn dem Wiener Musterarchivar Alfred von Arneth an die Seite stellte. Trotz dieser vermehrten amtlichen Tätigkeit veröffentlichte er doch noch den dreibändigen Codex diplomaticus Salemitanus (1885), eine „Badische Geschichte" (1890), eine „Geschichte der Stadt Karlsruhe" (1895), „Romfahrt" (1896), „Römische Prälaten am Deutschen Rhein" (1898), „Die Siegel der Badischen Städte" (1899). Von da an hinderte Kränklichkeit den verdienstvollen Forscher an der Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit.

Fast unbeachtet schied im Dezember 1905 Waldemar Bernhard Wenck, Professor der Geschichte an der Universität Leipzig, im Alter von 86 Jahren aus dem Leben. Die Aufnahme Wencks in unsere Akademie (1852) erfolgte auf Grund seines Erstlingswerkes „Das fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdun 843—861" (1851) und sollte eine Anerkennung dafür sein, „daß

der Verfasser an die kritische Bearbeitung der Quellen mit aller jener Unbefangenheit gegangen ist, die vielen Historiographen unserer Tage mehr und mehr abhanden kommt, so zwar, daß es den Anschein gewinnt, als seien die Quellen nur deshalb vorhanden, um sie, ohne nähere Kenntnisnahme, nach irgendeiner vorgefaßten Ansicht, die man schon fest und fertig mit herzubringt, ohn' Erbarmen zu handhaben und zu modeln, bis sie zu dem bestimmten Zweck taugen". Später veröffentlichte Wenck nur noch „Die Erhebung Arnulfs und der Zerfall des karolingischen Reiches" (1852) und „Deutschland vor hundert Jahren. Politische Meinungen und Stimmungen bei Anbruch der Revolutionszeit" (1887).

Unser am 19. Februar 1906 verstorbenes Mitglied Wilhelm von Heyd, Oberbibliothekar und Oberstudienrat in Stuttgart, in beiden Stellungen der Nachfolger des ausgezeichneten Geschichtschreibers G. F. von Stälin, eroberte für die deutsche Geschichtschreibung ein ganz neues Gebiet. Schon die 1858—1864 in der Tübinger Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft erschienenen Abhandlungen über die Kolonien der abendländischen Handelsnationen, insbesondere der Italiener, in der Levante erregten in Deutschland und Italien Aufsehen. Bald, 1866—1868, erschienen sie, von Heyd selbst teilweise umgearbeitet und vermehrt, in italienischer Übersetzung unter dem Titel: Le colonie commerciali degli Italiani in Oriente nel medio evo, dissertazioni del prof. Gugl. Heyd, recate in Italiano dal prof. Gius. Mueller (in Padua, später Turin). Die Anerkennung, welche diese Abhandlungen fanden, ermutigte Heyd, noch weiter auszugreifen und an eine Geschichte des Handelsverkehrs der gesamten romanisch-germanischen Welt mit dem Orient von der Zeit der Völkerwanderung bis zur Auffindung des Seeweges nach Ostindien zu gehen. Das ausgezeichnete Werk, zu dem ganz neues Material, wie die kaufmännischen Hand- und Hilfsbücher für die Erkenntnis des kaufmännischen Geschäftsbetriebs, des Zoll- und Abgabewesens, der Warenkunde etc., auch griechische und arabische Werke, herangezogen werden mußte,

erschien in zwei Bänden (1879) und stellte den Verfasser in die Reihe der verdienstvollsten deutschen Historiker. Es öffnete ihm auch unsere Akademie. Später erschienen noch in dieser Richtung „Beiträge zur Geschichte des deutschen Handels. Die große Ravensburger Gesellschaft" (1890), während seine übrigen Arbeiten: Bibliographie der Württembergischen Geschichte, zwei Bände (1895), Die historischen Handschriften der K. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart (1889—1890), sich auf dem bibliothekarischen Gebiete bewegten.

Zum Schluß hielt das ordentliche Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse Herr E. Kuhn die inzwischen im Druck erschienene Festrede:

Johann Kaspar Zeuß zum hundertjährigen Gedächtnis.

Sitzung vom 5. Mai 1906.

Philosophisch-philologische Klasse.

Herr Krumbacher hält einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag:

Miszellen zu Romanos.

Vor dem definitiven Abschluß der seit einundzwanzig Jahren vorbereiteten Ausgabe des Romanos war eine Reihe wichtiger Vorfragen zu lösen. Mehrere sind in früheren Akademieschriften vom Vortragenden behandelt worden, andere, wie die vielbesprochene chronologische Frage, hat Dr. P. Maas in einer gehaltreichen Abhandlung der Byzantinischen Zeitschrift zum Austrag gebracht. Solchen Vorfragen sind auch die Miszellen gewidmet, besonders dem Problem der Fälschungen auf den Namen Romanos und der Prüfung des Verhältnisses der Kirchendichtung zur Hagiographie. Zum Schlusse wird auch die praktische Frage nach der besten Art der typographischen Wiedergabe der Hymnen besprochen. Den Untersuchungen werden mehrere unedierte Lieder des Romanos und ein unediertes Martyrium des hl. Menas beigegeben.

Historische Klasse.

Herr Traube bespricht mit freundlicher Erlaubnis des Herrn Antiquars Jacques Rosenthal eine Handschrift der Confessiones des heiligen Augustinus in dessen Besitze. Sie ist, wie es scheint, ein gesichertes Denkmal der Schreib- und Malschule des Benediktinerklosters auf dem Michaelsberg bei Bamberg.

dessen Besitzvermerk auf der ersten Seite steht. Voran geht eine Miniatur: der hl. Augustinus im Gebet. Eine Schlußschrift auf dem letzten (158.) Blatt: Heinricus anno 1169, kann trotz der auffälligen Kürze nur auf den Schreiber und das Jahr bezogen werden, in dem dies Exemplar der Confessiones abgeschrieben wurde. Der Schreiber wird identisch sein mit dem Heinricus scriptor, als dessen Todesjahr der Michaelsberger Nekrolog das Jahr 1177 vermerkt. Es wäre zu wünschen, daß dieses Erzeugnis heimischer Kunst und Wissenschaft für die Bamberger K. Bibliothek oder eine der großen öffentlichen Sammlungen Münchens zurückgewonnen würde.

Sitzung vom 9. Juni 1906.

Philosophisch-philologische Klasse.

Herr Muncker hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Neue Lessingfunde.

Lessings Handschriften, bei der Veröffentlichung seines Nachlasses von seinem jüngeren Bruder und dessen Freunden ziemlich willkürlich nach der Weise jener Zeit verwertet, dann lange unbeachtet, auch von Lachmann nur selten zu Rate gezogen, wurden erst für die strenger wissenschaftlichen Ausgaben der letzten Jahrzehnte mit philologischer Sorgfalt benutzt, die zu mancher Berichtigung und Bereicherung des Lessingschen Textes führte. An neuen Funden ergaben sich insbesondere für die eben im Erscheinen begriffene Ausgabe der Briefe zwei kurze Schreiben von und etwa zwanzig an Lessing, die zwar alle keine große geistige Bedeutung haben, doch aber unsere Kenntnis seines Lebens und Wirkens mannigfach erweitern. Dazu kommen über 150 bisher unbekannte Schreiben amtlicher

Art, von Lessing im Namen und Auftrag des Generals v. Tauentzien verfaßt, meist an Friedrich II. selbst gerichtet und von ihm auch alsbald beantwortet, im einzelnen für die Spezialgeschichte des Siebenjährigen Krieges vielfach wichtig. Lessings Eigentum sind diese Schriftstücke nur insofern, als ihre stilistische Fassung in der Hauptsache sein Werk war. Sonst wurde in jüngster Zeit ein Exemplar des kleinen Buches von Klotz über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine mit Randbemerkungen Lessings entdeckt, die großenteils dann in den „Antiquarischen Briefen" und in den Entwürfen zur Fortsetzung derselben verwertet wurden, namentlich aber Lessings Handexemplar des vierbändigen Jöcherschen Gelehrtenlexikons, von ihm zu verschiedenen Zeiten mit ungemein zahlreichen, leider oft schwer lesbaren Anmerkungen beschrieben, die eine erstaunliche, überaus mannigfaltige Büchergelehrsamkeit besonders bibliographischer Art offenbaren. Aus diesen Bemerkungen und ähnlich gearteten Arbeiten, die uns in den Kollektaneen und den übrigen gelehrten Schriften und Entwürfen Lessings vorliegen, läßt sich mittelst kritischer Prüfung der verschiedenen Einzelausgaben und der — nicht immer ganz zuverlässigen — Zitate ein Verzeichnis der wichtigsten Quellenwerke, allgemeinen und speziellen Hilfsbücher, Klassikerausgaben u. s. w. gewinnen, aus denen er bei solchen Studien zu schöpfen pflegte.

Herr Furtwängler macht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mitteilung:

Zu den tegeatischen Skulpturen des Skopas.

Historische Klasse.

Herr Grauert spricht über

Die Schicksale Speyers im Beginn des Pfälzischen Krieges. Nach Aktenstücken, Flugschriften, Zeitungen.

Er beschäftigt sich dabei insbesondere mit dem Bestreben der Stadt, noch vor Eröffnung der Feindseligkeiten durch Ludwig XIV. von diesem durch Vermittlung des Königs Christian V. von Dänemark die Anerkennung der Neutralität Speyers als des Sitzes des Reichskammergerichtes zu erwirken. Das im Reichsarchiv zu Kopenhagen erhaltene Originalschreiben des Rates von Speyer vom 28. August 1688 gibt darüber sehr interessante Aufschlüsse. Der Vorwurf des Verrates, welcher in einer Flugschrift „Das geplagte und fast verzagte Speyer" gegen angesehene Bürger der Stadt erhoben wird, ist nicht begründet. Die in einem Exemplar erhaltene „Altonaische Relation" vom 10./20. Juni 1689 enthält einen interessanten Originalbericht über Speyer kurz vor dem Brande und beschreibt in ergreifenden Worten den Auszug der Waisenkinder.

Herr Simonsfeld macht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mitteilung über eine weitere Anzahl von

Urkunden Friedrich Rotbarts,

welche er auf einer Reise zu den Archiven von Lucca, Florenz, Faenza, Imola, Rimini, Ravenna, Ferrara, Padua, Venedig teils im Original, teils in Abschriften untersucht hat. Dem Verzeichnisse derselben werden als Beilagen einige Urkunden beigegeben werden, darunter ein von dem Pfalzgrafen Friedrich von Wittelsbach im Auftrage Friedrich Rotbarts für die Kathedrale des hl. Cassianus in Imola am 9. März 1159 ausgestelltes Privileg, welches bisher nur unvollständig gedruckt war.

Sitzung vom 7. Juli 1906.

Philosophisch-philologische Klasse.

Herr Krumbacher berichtet über die ungewöhnlich reichen und wertvollen Ergebnisse, die Dr. Paul Marc während einer von der Akademie (Thereianos-Fonds) unterstützten Forschungsreise auf dem Athos namentlich durch energische und sachkundige Anwendung des von der Akademie für solche Zwecke erworbenen photographischen Apparats mit Umkehrprisma gewonnen hat. Während eines Aufenthalts von 22 Tagen hat Dr. Marc nicht weniger als 1307 Aufnahmen auf Bromsilberpapier und 102 Aufnahmen auf Planfilms ausgeführt, die alle so gelungen sind, daß sie für die Forschung die Originale völlig ersetzen. Das aufgenommene Material gehört zum größten Teil der griechischen Kirchenpoesie an (drei vollständige Handschriften des Romanos, ein altes datiertes Menäon, eine liturgische Rolle), außerdem der volkstümlichen Literatur (Fabeln, Sentenzen, Rätsel, der byzantinische Fürstenspiegel „Stephanites und Ichnelates“, Alexander-Roman, Beiträge zur Überlieferung des geistlichen Romans „Barlaam und Joasaph“), der Paläographie (zahlreiche Schriftproben datierter Handschriften, Sammlung alter Subskriptionen aus dem Laurakloster), dem Urkundenwesen (Kaiser-Urkunden mit Goldbullen, Briefe u. s. w.), endlich der Kunstgeschichte (Miniaturen, z. B. Monatsbilder, Illustrationen zum Buche Job, alte Stoffe, Schnitzereien, Fresken u. s. w.). Die kleine Expedition hat die in der Praxis noch immer nicht genug anerkannte Wichtigkeit der photographischen Hilfsmittel für philologisch-historische Forschungen aufs neue glänzend bestätigt.

Herr Crusius hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Zur Charakteristik der antiken Jambographen.

Von allen antiken Dichtungsgattungen ist der derbe lyrisch-polemische Jambos der Jonier, ein Vorläufer der attischen Komödie, in der Überlieferung am schlechtesten weggekommen. Wie bei der älteren griechischen Plastik muß hier die rekonstruierende Arbeit eingreifen; die Schwierigkeiten wie die Hilfsmittel und Methoden sind ganz ähnlich, hier wie dort. Wieviel noch zu tun ist, zeigen die letzten Versuche, Charakteristiken der älteren Jambographen zu geben.

In der Jamben- und Epodendichtung des Archilochos darf man das positive lyrische Element nicht zu gering anschlagen; die Frage ist von fundamentaler Bedeutung für die Beurteilung der Horazischen Epoden. Semonides von Amorgos soll „allgemeine Reflexionen an Stelle persönlichen Spottes gesetzt haben." Das ist aber ein einseitiger Schluß aus Zufälligkeiten der Überlieferung. Es läßt sich eine Reihe höchst persönlich gehaltener Gedichte erschließen, neben harmlosen Billetten an Freunde Pasquille und politische Tendenzgedichte (mit archilochischer Verwendung einer Tierfabel, die Aristophanes im „Frieden" verwertet hat).

Am schlimmsten ist es Hipponax von Ephesos ergangen. Er gilt wegen einiger aus dem Zusammenhang gerissener Verse als literarischer Lump und „Bettelpoet". Untersucht man die Überlieferungsquellen genauer, stellt sich die Sache ganz anders. Es taucht der Umriß eines phantastischen Gedichtes auf: des Dichters Bitte um Reichtum wird von einem Dämon erfüllt, Schätze und Kostbarkeiten strömen in sein Haus; aber er fühlt sich beengt und beklemmt und weiß (nach einem auch in der Antike nachweisbaren Märchentypus) nichts Besseres zu tun, als sich das alles wieder vom Halse wegzuwünschen, da wird er wieder froh wie unser „Hans im Glück". Nach dem Vorgang des Hesiod und Archilochos wird das Lob der Bedürfnislosigkeit gepredigt. Die Popularphilosophie wie die attische

Komödie spinnen das Thema weiter, insbesondere scheint der erste Teil einer Märchenkomödie des Aristophanes, des Plutos, von diesem Gedicht des Hipponax beeinflußt zu sein.

Den wertvollsten Zuwachs brachten neuerdings Straßburger Papyrusfragmente, Reste von „Epoden“, die genauer besprochen werden. Das eine ist ein Gegenstück der zehnten Horazischen Epode, Dirae, gegen einen über See reisenden früheren Genossen, „der mir mein Recht nahm und den Schwur mit Füßen trat“. In dem zweiten Fragment wird wohl dieselbe Persönlichkeit des Diebstahls bezichtigt; der Kläger wie die Zeugen scheinen genannt zu werden. Das Stück gehört in eine uns sehr fremdartige Gruppe griechischer Dichtungen, die mit Hesiods Rügeliedern beginnen und noch bei Catull und in lateinischen Pasquillen nachklingen. Die Poesie wirkt als Ergänzung und Korrektur der Rechtspflege. Nun wird in dem zweiten Fragment der Name Hipponax genannt. Man hat darin (mit Blaß) den Choliambendichter zu erkennen. Denn die Epodenform ist nicht ausschließliches Eigentum des Archilochos; sie wurzelt in älterer Kunstübung, erscheint in Fragmenten des Xenophanes und Anakreon und bestimmt den Charakter mancher liedmäßigen Partien in der attischen Komödie. Auch die Beziehung des ersten Bruchstückes auf den Bildhauer Bupalos, von dessen Streit mit Hipponax bekannte Künstleranekdoten erzählen, ist so gut wie sicher. — Anhangsweise wird der Papyrus Bouriant besprochen, das Heft eines griechischen Elementarschülers, wahrscheinlich aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. Das erste Prooimion der Fabeln des Babrius erscheint darin in einer wesentlich umgestalteten Form; interessant und vermutlich alt ist die Fassung von Vers 9, die auf eine berühmte Pflanzenfabel (Callim. fr. 93) zurückweist.

Ferner beschloß die Klasse aus den für 1906 (resp. 1907) fälligen Renten der Hardy-Stiftung folgende Zuschüsse zu bewilligen: 1. Als zweite Rate für die von der Internationalen Assoziation der Akademien in Angriff genommene kritische Ausgabe des Mahābhārata 750 Mark. 2. Für die Förderung

der von Professor L. Scherman herausgegebenen „Orientalischen Bibliographie" 600 Mark. 3. Zu einer wissenschaftlichen Reise des Professor J. Jolly nach Indien 2400 Mark.

Historische Klasse.

Herr Quidde spricht über:

Die Akten des Baseler Konzils und ihre Überlieferung.

Der Klassensekretär legt vor eine für die Denkschriften bestimmte Abhandlung des Herrn von Rockinger:

Handschriften zur bayerischen und pfälzischen wie zur deutschen Geschichte in der Bibliothek der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften.

In den Bänden XIV und XV der Abhandlungen der historischen Klasse sind unter anderem auch „ältere Arbeiten zur bayerischen und pfälzischen Geschichte im geheimen Haus- und Staatsarchive" hauptsächlich bis zur Zeit der Stiftung der bayerischen wie der pfälzischen Akademie der Wissenschaften besprochen worden. Handschriften wieder zur bayerischen und pfälzischen Geschichte, zum Teil auch zur deutschen, insbesondere seit dieser Zeit, besitzt auch die Bibliothek der historischen Klasse. Von älteren sind da nur wenige vorhanden, wie ein Salbuch des Klosters Fürstenfeld aus der Zeit des Kaisers Ludwig des Bayern, die Satzungen der Provinzialsynode von Augsburg von 1452, ein Salbuch von Laber aus dem Jahre 1514, die Verhandlungen des Landtages zu München und Landshut von 1519 nebst anderen auf die bayerische Landschaft bezüglichen Stücken, ein Ehehaftbuch von Ehrenfels von 1570 bis 1582, ein Steueranlagebuch von da aus dem Jahre 1640. Die sonstigen Handschriften enthalten noch ungedruckten, für die Monumenta boica bestimmt gewesenen Stoff, dann namentlich Bearbeitungen der

von den beiden Akademien von 1759/1760 bis gegen Ende des ersten Viertels des vorigen Jahrhunderts gestellten Preisaufgaben, von welchen in der Regel nur die gekrönten gedruckt wurden, während auch in den übrigen noch vorhandenen oft sehr schätzbarer Stoff steckt. Hiervon wie von anderem, was noch einschlägt, wie Arbeiten des von 1747 bis 1768 an der Hochschule von Ingolstadt als Professor der Geschichte tätigen P. Heinrich Schütz zu seinen Vorlesungen und seinen Werken aus seinem oder beziehungsweise seines Nachfolgers Johann Nepomuk Mederer literarischem Nachlasse, sind hier 250 Nummern verzeichnet.

Zu den tegeatischen Skulpturen des Skopas.

Von A. Furtwängler.

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 9. Juni 1906.)

Im Jahrbuch des K. Deutschen Archäol. Institutes Bd. XIX, 1904, S. 79 habe ich in einem Zusatze zu einer Abhandlung von L. Curtius einige tatsächliche Mitteilungen über die 1900 von einer französischen Expedition gefundenen neuen Fragmente der Skulpturen des Tempels der Athena Alea zu Tegea gegeben. Ich hoffte damals, daß diese Bemerkungen bald unnütz gemacht würden durch die versprochene genaue Publikation der neuen Funde durch ihre Entdecker. Diese ist bisher jedoch noch nicht erfolgt. Dagegen hat soeben ein im Journal of hellenic studies vol. XXVI, 1906, p. 169 ff. erschienener Aufsatz von Ernest Gardner die Aufmerksamkeit wieder auf jene Fragmente gelenkt.[1]) Bei der großen Wichtigkeit, welche dieselben für die Kunstgeschichte haben, möchte ich noch einmal auf dieselben und auf die mit ihnen verknüpften Probleme hinweisen in der Hoffnung, daß eine sorgfältige Bearbeitung derselben von den zunächst dazu Berufenen bald erfolgen wird.

E. Gardner waren meine Mitteilungen im Jahrbuch entgangen. Ich hatte die dort niedergelegten Beobachtungen im März des Jahres 1904 gemacht; E. Gardner kam, wie er p. 169 erwähnt, im folgenden April desselben Jahres nach Piali.

---

[1]) Dazu kommt ein mir eben bei der Korrektur zugehender Aufsatz von Arvanitopullos in der Ἐφημ. ἀρχ. 1906, S. 37 ff.; auf Tafel 3 sind mehrere Ansichten des Kopfes in schlechten Photographieen gegeben.

Er teilt zwei Beobachtungen mit und bemerkt dabei, daß er glaube, nicht der erste gewesen zu sein, der dieselben machte; er beobachtete, daß der Torso, in dem schon der Entdecker Mendel die Atalante des Ostgiebels vermutete, von parischem Marmor sei, und zweitens, daß der schöne Kopf, den Mendel zu einer verlorenen Einzelstatue rechnete, „almost certainly“ dazu gehöre. Er gibt indes keine näheren Details über das Tatsächliche und auch nichts über die anderen Fragmente.

Da meine Beobachtungen vom März 1904 etwas mehr enthalten und nur an versecktem Orte publiziert sind, so wiederhole ich sie hier noch einmal:

„Bei einem kurzen Besuche in dem kleinen Museum zu Piali im Frühjahr dieses Jahres habe ich den Versuch gemacht, den BCH. 1901, pl. 4/5 veröffentlichten weiblichen Kopf auf den Torso (ebenda pl. 6) aufzupassen. Zuerst scheint dies ganz unmöglich, weil der Durchmesser des Halses am Kopf viel kleiner scheint als am Torso; vermutlich war dies der Grund, daß der Herausgeber G. Mendel gar nicht die Möglichkeit erwähnt, daß der Kopf zu dem Körper gehöre.[1]) Bei genauerem Zusehen bemerkt man indes, daß die ursprüngliche Außenfläche des Halses am Kopfe nur an seiner linken Seite ein kurzes Stück erhalten, im übrigen aber ringsum abgeschlagen ist. Der Halsumriß war ein ganz anderer, wesentlich größerer als er jetzt erscheint; er kann vollkommen mit dem an dem Torso erhaltenen übereingestimmt haben. Die Zusammengehörigkeit von Kopf und Körper ist durchaus möglich. Sie wird wahrscheinlich dadurch, daß Marmor, Verwitterungsart und ganzes Aussehen des Kopfes und des Körpers völlig übereinstimmen; ferner dadurch, daß die Wirkung, wenn man den Kopf auf den Torso hält, eine ganz überraschend schöne ist. Der Kopf

---

[1]) Vermutlich aus demselben Grunde erklärt Arvanitopullos a. a. O. S. 38, daß der Kopf nicht aufpasse; Näheres gibt er nicht an; meine Bemerkungen zitiert er zwar, gelesen scheint er aber sie nicht zu haben. Seine Meinung, der Kopf stelle Aphrodite dar, ist ganz haltlos; die vermeintliche Ähnlichkeit mit einer Aphroditeherme in Tegea kann ich nicht sehen, und wenn sie existierte, würde sie nichts beweisen.

erscheint dann in leichter Neigung nach vorne, für die Unteransicht berechnet; beide Teile erhalten durch die Zusammenfügung ein neues Leben und vereinigen sich zu einer starken harmonischen Gesamtwirkung. — Der Aufseher des Museums zeigte mir noch eine rechte Hand als vielleicht zugehörig.[1]) Sie ist augenscheinlich weiblich und paßt nach Marmor und Aussehen ganz zu dem Torso; sie hält etwas, das wohl nur ein Gewandzipfel sein kann. Der rechte Oberarm war erhoben; wenn die Hand zugehörte, so muß der Unterarm etwas gesenkt gewesen sein und ein Ende des flatternden Überfalles gefaßt haben (frohlockend nach dem Schusse?). Von einem Köcher oder Köcherband indes habe ich keine Spur entdecken können. Die Figur muß der Verwitterung nach in Vorderansicht im Giebel gestanden haben. Es ist zu wünschen, daß bald Abgüsse der beiden Stücke zugänglich werden. Auch dürfen wir wohl bald die versprochene genauere Publikation der neuen Funde von G. Mendel erwarten. Es befinden sich im Museum zu Piali noch eine ganze Reihe von Fragmenten von Gliedern, die offenbar von den Giebeln herrühren; dazu auch der Unterteil eines Kopfes mit Wendung nach seiner Linken (wohl BCH. 1901, 258, 6), sowie ein Hals mit l. Unterkiefer von einem stark nach seiner Rechten gewendeten Kopfe. — Von diesen Fragmenten, die alle einen körnigen, stark krystallinischen Marmor zeigen (Mendel nennt daher den des Torso parisch, BCH. 1901, 261), unterscheidet sich der BCH. 1901, Taf. 7/8 abgebildete Kopf mit dem Fell; auch ein zweiter Kopf im Museum zu Piali (den Mendel nicht erwähnt, vielleicht weil später gefunden) mit attischem Helm und sehr pathetischem Aufblick gleicht im Marmor jenem. Die Stücke in Athen zeigen denselben nicht körnigen Marmor (nach Lepsius von Doliana)."

Zu dieser meiner damaligen Notiz füge ich hinzu, daß ich von meinem Versuche, den Kopf mit dem Körper zusammenzupassen, damals eine Photographie genommen habe, die sich

[1]) Diese Hand ist jetzt abgebildet in der Ἐφ. ἀρχ. 1906, Taf. 3; Arvanitopullos gibt an, daß er dieselbe im Museum aufgefunden und die Zugehörigkeit zum Torso bemerkt habe.

aber zur Reproduktion nicht eignet, da die Beleuchtung zu schlecht war. Sie zeigt, wie ein Diener den Kopf in ungefähr richtiger Stellung über den Torso hält. E. Gardner gibt p. 170 eine Abbildung, die irre leiten kann; sie ist, wie er angibt, aus den beiden Photographieen des Bull. de corr. hell. 1901 zusammengesetzt, wodurch der Hals eine abscheuliche monströse Gestalt bekommen hat.

Es ist dringend zu wünschen, daß Abgüsse von Kopf und Körper angefertigt und verbreitet würden, damit man die Frage der Ergänzung in Ruhe prüfen und erproben kann. Es müssen dann aber auch Abgüsse der anderen Fragmente gemacht werden, die vermutlich zu derselben Figur gehören. Überhaupt bedürfen alle die verschiedenen Skulpturfragmente im Museum zu Piali, die wahrscheinlich von den Tempelgiebeln stammen, gründlicher Untersuchung, die durch vollständige Abgüsse erleichtert würde. Indes ist die Ausgrabung ja noch nicht abgeschlossen, und es besteht noch die Hoffnung auf weitere Funde.

E. Gardner bemerkt, daß die vermutliche Atalante von parischem Marmor sei, während alle übrigen Skulpturen des Tempels aus Marmor von Doliana beständen. Er vermutet, daß man die Atalante allein als Hauptfigur aus besserem Marmor gearbeitet habe als die anderen Gestalten desselben Giebels. Allein dies ist wenig wahrscheinlich. Der bekannte häufige Fall, daß an einer Figur Teile aus besserem Marmor angesetzt sind, kann natürlich nicht, wie Gardner will, als Analogie für dessen Annahme dienen, daß man an einer großen Gruppe eine einzige Figur durch anderes Material hervorgehoben hätte. Indes ist die zu grunde liegende Beobachtung nicht ganz richtig. Ich habe in der oben wiederholten Mitteilung im Jahrbuch hervorgehoben, daß außer der vermutlichen Atalante auch noch das Bull. corr. hell. 1901, p. 258, 6 erwähnte sehr verstoßene Untergesicht eines nach seiner Linken aufwärts gewendeten Kopfes, sowie der Hals und l. Unterkiefer eines stark nach seiner Rechten gewendeten Kopfes, und endlich zahlreiche andere neu gefundene Fragmente von Gliedern im Museum von Piali aus demselben körnigen, vermutlich parischen Marmor bestehen.

Es muß also eine ganze Gruppe von Figuren dieses Marmors gegeben haben. Es liegt nahe, zu vermuten, daß dies die vordere östliche Giebelgruppe gewesen sein möge, die durch das vornehmere Material ausgezeichnet wurde. Da jedoch der Eberkopf im Museum zu Athen im Marmor von Doliana gearbeitet scheint, so würde für diese Tierfigur gleich eine Ausnahme zu statuieren sein, die durch die Größe des Tieres indes wohl verständlich wäre. Die zwei Köpfe im Athenischen Museum, der behelmte und der helmlose, sowie ein neu gefundener behelmter Kopf im Museum zu Piali, der noch unpubliziert ist, sowie der Kopf mit dem Fell im Bull. corr. hell. 1901, pl. 7. 8 bestehen aus dem geringeren, dem pentelischen ähnlichen Marmor von Doliana und stammen wohl aus dem Westgiebel mit der Kampfgruppe. Indes bedarf diese ganze Frage noch genauerer Untersuchung.

E. Gardner sucht auch den Stil des Kopfes der vermutlichen Atalante näher als skopasisch zu bestimmen. Er zieht zu diesem Zwecke (p. 175) von weiblichen Köpfen nur heran den schönen Kopf vom Südabhang der Akropolis, dessen skopasischer Ursprung mir immer zweifelhafter wird, und die kleine Dresdener Mänade, deren Kopf ganz abgestoßen ist. Dagegen scheint mir ganz auffällig der enge Zusammenhang mit jenen weiblichen Köpfen, die ich in dem Buche über Meisterwerke der griechischen Plastik dem Skopas gegeben und auf die ich dort S. 639 die sie dem Praxiteles gegenüberstellende Charakteristik gegründet habe.

Zur Bestätigung dieses Zusammenhanges kann ich auf ein zufälliges Erlebnis hinweisen. Bei einem Besuche in der Ecole française zu Athen im Frühjahr 1901 sah ich in einer Ecke des Vorzimmers den Abguß eines mir unbekannten Kopfes stehen. Ich war frappiert von seiner Ähnlichkeit mit den weiblichen Typen, insbesondere dem der sogenannten capuanischen Venus, die ich dem Skopas zugeschrieben hatte. Später erfuhr ich auf Befragen, daß der Kopf ein neuer Fund von Tegea sei. Es war eben der Kopf der vermutlichen Atalante, von dessen Existenz ich damals noch keine Ahnung hatte.

Auffallend ist mir, daß manche zu glauben scheinen, ein skopasischer Frauenkopf müsse durchaus den pathetischen aus einer Kampfgruppe stammenden bekannten zwei tegeatischen Köpfen in Athen gleich sehen. Nur von dieser doch gewiß falschen Voraussetzung aus verstehe ich es, wie Amelung (im Texte zu Brunn-Bruckmanns Denkmälern Nr. 583/584, S. 7 Anm. 16)[1]) sagen kann, der vermutliche Atalante-Kopf biete den denkbar größten Gegensatz zu jenen männlichen Köpfen und gehöre deshalb wohl nicht dem Skopas.

Wir hoffen, daß die Ausgrabung in Tegea bald vollständig zu Ende geführt und daß die Resultate bald ebenso vollständig veröffentlicht und möglichst viele Stücke der Skulpturen auch im Abgusse zugänglich gemacht werden.

---

[1]) Es ist der Text zu der schönen Statue aus Antium, die schon Altmann in den Österr. Jahresh. Bd. VI behandelt hatte. Ich bemerke hier, daß beide, Altmann wie Amelung, sich eines merkwürdigen Sehfehlers schuldig machen, wenn sie die Rolle auf der Schüssel für eine Pergamentrolle erklären; beide sind dadurch in der Deutung der ganzen Figur auf Abwege gelenkt worden. Es ist vielmehr eine gerollte Opferbinde (vgl. Beschr. d. Glyptothek Nr. 264; ein Bild von Boscoreale u. a.); eine Pergamentrolle sieht wesentlich anders aus: entscheidend ist namentlich die Form des Endes der Rolle. Die Statue stellt eine einfache *sacrificans* dar.

Weitere Urkunden Friedrich Rotbarts in Italien.

Von **H. Simonsfeld.**

(Vorgetragen in der historischen Klasse am 9. Juni 1906.)

Auf einer kurzen Reise, welche ich in diesem Frühjahre nach Italien unternommen, habe ich wieder einige Archive und Bibliotheken besucht, um Originale und Abschriften von Urkunden Friedrich Rotbarts zunächst für meine Privatzwecke d. h. für die „Jahrbücher der Deutschen Geschichte unter Friedrich I." einzusehen.

Nachdem meine früheren Mitteilungen über die von mir früher untersuchten Urkunden Friedrichs[1]) eine freundliche Aufnahme gefunden, fühle ich mich ermutigt, in gleicher Weise, auch wieder an dieser Stelle über die Ergebnisse meiner diesmaligen Reise zu berichten. Ich muß dabei nochmals den durchaus privaten Charakter und die dadurch, wie durch andere Verpflichtungen, bedingte kurze Dauer derselben betonen und nachdrücklich hervorheben, daß es mir nicht entfernt einfallen konnte, das ganze Material vollständig zu sammeln und speziell nach etwa noch unbekannten Stücken systematisch zu fahnden — was vielmehr Aufgabe der Bearbeiter der ‚Diplomata' Friedrich Rotbarts in den ‚Monumenta Germaniae historica' sein wird. Ich mußte mich darauf beschränken, jeweilig an Ort und Stelle teils die mir sonst schon bekannten Urkunden vorlegen zu lassen

[1]) S. Sitzgsber. der philos.-philol. u. der histor. Kl. 1905 Heft V S. 711 ff.

— und wer in italienischen Archiven gearbeitet hat, weiß, daß dies nicht immer so ganz einfach ist! — teils dankbar anzunehmen, was mir außerdem etwa noch durch kundige Archivare und Bibliothekare gezeigt wurde. Ich will nicht unterlassen, hiefür, wie für die freundliche Aufnahme, die ich auch diesmal wieder überall gefunden habe, auch an dieser Stelle wieder meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

In derselben Weise, wie früher, werde ich nun zuerst die von mir besuchten Städte alphabetisch der Reihe nach verzeichnen und dann wieder eine chronologische Übersicht der untersuchten Urkunden folgen lassen; die bereits in den Mon. Germ. hist. Constitut. tom. I benutzten Originale habe ich, wie früher schon, nicht mit aufgenommen.

I. Faenza.

Archivio Capitolare.

St. 3824 (1158 Nov. 25). Original in ‚Pergamene vol. 55 Nr. 48‘ leider nur Fragment; es fehlt Eingangsprotokoll (außer den Worten favente clementia Romanorum) und Schlußprotokoll, speziell auch die Rekognitionszeile, in welcher das falsche ‚Romualdus‘ bei Ughelli, Italia Sacra II, 497 aus der ebenfalls dort vorhandenen Kopie saec. XVII in der ‚Mantissa cartarum‘ vol. 49 f. 6 stammt. Die letztere entbehrt übrigens des im Original noch vorhandenen Monogrammes; vom Kontext ist einzelnes im Original nicht mehr leserlich. Die Schrift ist durchaus kanzleimäßig, gleich der z. B. von St. 3821 in Bergamo, also (cf. meine „Urkunden Friedrich Rotbarts in Italien“ a. a. O. S. 712) von der Hand des Schreibers N (s. Schum im Textband zu Sybel-Sickel, Kaiserurkunden S. 351). — Von Varianten gegenüber Ughelli verzeichne ich: (A) in nostram tuitionem suscepimus st. suscipimus, (B) ut si qua (st. quae), (C) beneficiis feodis seu alio quolibet modo (st. mandato) distruxerunt (undeutlich, ob nicht distraxerunt zu lesen).

II. Ferrara.

Biblioteca Comunale.

1. St. 4015 (1164 Mai 24). Kopie saec. XVIII in den ‚Privileggi alla chiesa di Ferrara‘ vol. I Nr. 233 = 507 N D 6 fol. 172'. Das ‚quoque‘ nach ‚Actum‘ in der Kopie s. XIII ex. in Modena (s. meine Urkunden S. 722) fehlt hier.

2. St. 4222 (1177 Sept. 3). Kopie s. XVIII in den ‚Monumenta vetera monasterii Pomposiani‘ Nr. 234 = 454 N D 4 Quat. II f. 7. (Original in Modena, cf. meine Urkunden S. 722.)

3. St. 4223 (1177 Sept. 3). Kopie ebenso und ebenda f. 9'. Von Varianten zu Muratori, Antiquitates Italicae medii aevi IV, 188 notiere ich: (189 A) Vachulino et Aggere ... et laco qui vocatur de Bertito et valle que vocatur Raginalda (B); der Passus ‚et fundum ... Gardaglana ... bis later. suis‘ fehlt hier; (189 E) cum omni iustitia et sine (st. sive) nulla lege.

III. Florenz.

a) Archivio di Stato.

1. St. 3699 (1154 Dez 3). a) Notariatskopie vom 18. Sept. 1322 mit Beschreibung des Siegels und Nachbildung des Monogrammes, b) scheinbares Original mit Siegelkreuzschnitt, Monogramm, Chrismon, Signumszeile etc., aber m. E. der Schrift nach plumpe Nachbildung. Der Passus über die Bestätigung des am gleichen Tage erst gewählten Papstes Hadrian IV. findet sich in a) und b).

2. St. 3710 (1155 Juli 4). Original von derselben Hand wie St. 3705 (s. meine Urkunden S. 716 und 726), zum Teil allerdings (cf. Prutz, Friedrich I. Bd. I S. 435) verderbt und schadhaft. In der Datierungszeile aber deutlich das (Schwierigkeiten machende) IIII Non. Iulii; dagegen ist zu konstatieren, daß sich auch sonst kleinere Fehler finden, so daß ein Irrtum des Schreibers in der Datierung auch nicht ausgeschlossen erscheint — wofern die Schwierigkeit nicht anders zu lösen ist. So heißt es z. B. hier (cf. Prutz a. a. O.) Z. 7 v. o. ac rati-

cioni (!); ferner zu lesen Z. 10 Tratiani (st. Gratiani ebenso Z. 36), Z. 12 omnis proprietas (!), Z. 17 in via (st. villa) regis . . . montem Leonese, Z. 22 curtem de Seyo (st. Sego), Z. 24 Tobiano, Z. 26 que vocatur Iusta, Z. 30 stalareis (st. thalareis), Z. 32 episcopis eius augm., Z. 36 Tratiano episcopo eiusque successoribus Montem magnum cum Lampareclo, Z. 37 nach persolventes: Vallem de celle cum omni iure suo reddentem in uno loco sol. XXIIII eiusdem Lucensis monete, in altero XXVIII. Quicquid etiam iuris et iusticie in Massa habere debet libere in perpetuum possidendum, Z. 8 v. u. teloneum, Z. 7 huius nostrae don, S. 435 Z. 2 v. o. atque (st. et) Stabul., Z. 9 apud Quiritium (st. Quirinum). — Ebenda zwei Kopien, die zweite in Buchform, zugleich mit einer Urkunde der Gräfin Mathilde von 1104, in Abschrift von 1317.

3. St. 3831 (1158 Nov. 30). a) Original mit Siegelkreuzschnitt; Siegel nicht erhalten. Was die Schrift betrifft, so vergleiche man meine Bemerkungen zu St. 3830 in Siena (Urkunden S. 726). Zu lesen (Lami, Delic. Erudit. IV (Leonis Urbevetani Chronicon Imperatorum), p. 185): Z. 13 v. u. Joannis scilicet (st. similiter) Strumensis abbatis, p. 186 Z. 13 v. u. Ego Reinaldus cancellarius vice Friderici etc., Z. 8 Data in Prato Grainyano (st. Grainano) und besonders (deutlich) anno d. i. MCLVIII (st. Z. 11 v. u. MCLVIIII). Dabei b) und c) zwei Kopien, die eine saec. XIII oder XIV (oben stark beschädigt), wo das Monogramm eine ganz andere Stellung einnimmt und mit einem Kreis umgeben ist, wahrscheinlich, weil anderswo vom Siegelabdruck ein ähnlicher Kreis geblieben. Die zweite Kopie mit Nachahmung der älteren Schrift gleichfalls schadhaft.

4. St. 3859 (1159 Juni 30). Original von der Hand des Schreibers N (= St. 3857[a] in Mailand s. meine Urkunden S. 719). Die Signumszeile, anfangs kleiner, später größer, wohl erst später eingefügt. Mit Siegelkreuzschnitt; Siegel nicht erhalten.

5. St. 3860 (1159 Aug. 1). Kopie von 1554.

6. *St. 3899 (1160 Okt. 12). Fälschung, wie schon aus der Form des Chrismon hervorgeht. Zu lesen (Lami, Delic.

Erud. IV, 189): Z. 14 v. u. construere pontes (st. fontes); p. 189 Z. 15 v. u. de plenitudine pot(estatis) et obtenptu (!) ducis Bavariae, Z. 12 iurisdictionem creandorum (st. Grandorum) tabellionum, Z. 11 refunderetis (st. refundentes), p. 190 Z. 4 v. o. medietatem prenominato (st. pro) abbate (!).

7. *St. 3943[a] (1162 Mai 15). Fälschung vom Jahre 1339. Zu lesen (Prutz, Friedrich I. Bd. I S. 442): Z. 31 v. u. celestem st. celestum, Z. 30 v. u. ad quos presentes, Z. 27 ut nostros (st. eorum) sublimemus honores, Z. 26 unde (st. unum) hoc, Z. 20 ad omnes promoveri honores, Z. 10 tabelliones (st. tabellarios).

8. St. 3987[a] (1163 Nov. 5). Original mit Siegelkreuzschnitt und Abdruck; Siegel selbst nicht erhalten. Schöne, kanzleimäßige Ausfertigung. Die Rekognitionszeile in ebenso großer Schrift, wie die Signumszeile. — Ich lese (Stumpf, Acta imperii p. 512 Nr. 359): Z. 2 v. o. castrum (corr.) st. castellum, Z. 5 nicht Lacorana, sondern Latroiana oder Lacroiana (?), Z. 13 castrum de Valli, Z. 14 in Ortignano (?), Z. 23 Missolio ... in der Datierungszeile anno regni eius XII (?).

9. St. 4004 (1164 Jan. 23). Original. Einfaches Privileg mit zwei Löchern für das angehängte (fehlende) Siegel. Cf. Scheffer-Boichorst im Neuen Archiv der Ges. f. ält. dtsch. Gesch. 24, 168.

10. St. 4028[b] (1164 Sept. 28). Kopie von 1295.

11. St. 4029 (1164 Sept. 29). Kopie saec. XVI (mit vielen Auslassungen gegenüber Muratori, Ant. Est. I, 161).

12. St. 4091 (1167 Aug. 29, bei Stumpf Sept. 4). Notariatsinstrument saec. XIV mit 1177 (und dabei eine zweite Kopie von 1489). Varianten zu Prutz, Friedrich I. Bd. II S. 369: Z. 16 v. u. Fredericus, Z. 13 solio st. honore, Z. 10 Bugiano, Cacciaris oder Cacciante st. Cascarie, Z. 8 Lanfranchi, Z. 3 villis domibus st. super hominibus, Z. 2 vineis silvis st. silv. vin., S. 370 Z. 11 v. o. secularisve st. que, Z. 25 in Ponte tremuli st. Pontremoli.

13. St. 4189 (1177 März 13, nicht 15). Original. Einfaches Privileg mit zwei Löchern für das angehängte (fehlende)

Siegel. Fr. — imperpetuum in Gitterschrift. Varianten zu Margarin, Bullarium Casinense II, 193[a] Z. 28 v. u. Ea propter notum esse volumus universis imp. fidel., Z. 24 v. u. in tanta st. et tantae, Z. 15 nec (st. non) comes, Z. 5 et precepto nostro securas st. perpetua nostra securitate manere volumus, Z. 1 castrum Fontiani st. Funtiani, p. 193[b] Z. 1 v. o. possessionem quam st. possessiones quas, Z. 3 castr. Regitini st. Rogetini, Z. 8 villam de Maiano st. Marano, Z. 9 eccl. s. Petri Maioris de civit. (st. in dicta civit.) Aretina, Z. 13 et Quaratam st. Quarata, Z. 15 et villam (st. villa) de Sexto, Z. 17 montem (st. montis) Pincoli, Z. 19 et illud quod habet in castro et in villa Focognani, vill. Verazani st. Varaczani . . ., Z. 22 eccl. s. Martini de Vrliano st. Arliano, Z. 27 quas vel nunc habet vel in futuro (st. futurum) iuste acquiret (st. acquirere potest), nulla . . . pers. ecclesiam (st. ecclesiastica) illam infestet . . ., Z. 32 nominatim destinatus st. nominatus destinetur, Z. 33 institucioni st. constit., Z. 37 exhibeatur st. exhibeat, Z. 39 III. Idus Martii st. Id. Mart.

14. St. 4394 (1184 Nov. 4). Original in schöner, kanzleimäßiger Ausfertigung mit zwei Löchern für das angehängte (fehlende) Siegel. Varianten zu Lami, S. Ecclesiae Florentinae Monumenta II, 1294 Anm. col. [b] Z. 22 v. u. pio (st. pro) affectu, Z. 17 v. u. perangariis, p. 1295 col. [a] Z. 6 v. o. alemachie st. Ale Mach., col. [b] Z. 12 v. o. Ebirhardus (st. Ebrhard.) Mersib. ep., Z. 14 v. o. Carsidonius st. Carlid., Z. 15 Omne bonum st. bonus, Z. 18 Camino st. Lamino.

15. St. 4439 (1185 Dez. 8). Kopie saec. XIV.

b) Biblioteca Nazionale.

1. *St. 3857 (1159 Mai 23). Kopie in Miscell. XXVI, 29 (Salvetti, stor di casa Pepoli) saec. XVII. Zu lesen (Stumpf, Acta imper. Nr. 138 p. 182): Z. 11 v. o. fecit st. fuit, Z. 9 v. u. fecerit st. fuerit.

2. St. 4245 (1178 März 9). Kopie saec. XVII in Misc. Cl. VIII Cod. 43 f. 259. Zu lesen (Prutz, Friedrich I. Bd. III, 385): Z. 20 v. o. curtem de Asane st. M. Aesane, Z. 22 petiam st.

partem, Z. 23 ab altero capite, Z. 28 fodrum S. Joannis (st. Zenoris) de Vena, Z. 31 de Mortaiolo st. Morticiolo, Z. 32 Chintica st. Christica, Z. 33 Lepoiano st. Lepciano, Z. 38 sedis venerabilis arch.; S. 386 Z. 13 v. o. rata st. nota, Z. 17 Guercio st. Guercia, Munnuellus st. Munruellus.

3. Ebenda f. 278' ein Fragment (Kopie) von St. 4243 (1178 Jan. 30).

4. St. 4212 (1177 Aug. 17). Zwei Kopien (die eine mit Beglaubigung von 1540) in einem handschriftlichen Kopialbuch von S. Leno bei Brescia, welches der Direktor der Bibl. Naz., Comm. Morpurgo, kurz zuvor eben erst erworben hatte und mir zu zeigen die Güte hatte, das, weil noch nicht registriert, noch keine Signatur besitzt. — Varianten zu Zaccaria, Fr. A., Badia di Leno p. 124 Z. 7 v. u. Pavono st. Paone, Z. 4 Cisimano st. Cesiniano, Z. 3 Pusensiano st. Puscasiano, p. 125 Z. 8 v. o. Adelrade st. Alderade, Z. 13 Graviano st. Graniano, Z. 14 Celonisco st. Lonisco, Z. 15 Gaziulpho st. Gazuilo, Z. 21 v. o. Desiderius eandem decimam iuste . . ., Z. 23 Ducentula st. Ducentola, Fontanalata st. Fontanelata, Z. 25 Meliarina st. Miliarina, Z. 14 v. u. Taleurno st. Talaiurno, Z. 7 v. u. defficientibus st. definientibus, Z. 5 v. u. roboramus st. corroboramus, p. 126 Z. 1 v. o. predecessorum nostrorum, regum.

c) Biblioteca Laurenziana.

St. 3989 (1163 Nov. 6). Kopie saec. XV in Cod. Plut. LXVI Nr. 25 f. 8. Varianten zu Prutz, Friedrich I. Bd. I S. 448 (u. a.) Z. 3 v. u. prope comitatum Castellanum st. civitatem Castellanam, Z. 1 pagina perpetua (? st. perpetualiter?) confirmamus, S. 449 Z. 3 v. o. nullus umquam archiep., Z. 6 vel (st. seu) fodrum . . . dationem st. daturam, Z. 9 constituta fuerit . . . recepta, Z. 11 ac (st. et und so öfters) burgenses, Z. 20 eorumque st. et eorum, Z. 22 aliquod st. aliquid, Z. 26 aut (st. et) nostro nuntio, Z. 34 et in (st. de) omnib. pertin., Z. 37 de cetero ecclesiam st. coloniam, Z. 14 v. u. imminuere st. dimin., Z. 12 legaliter acquisiverint, Z. 11 ab omni mala mit kleiner Lücke st. ac omni malo, Z. 10 decernimus st. decrevimus, Z. 4 potest et voluerit st. potuit et

voluit, S. 450 Z. 10 v. o. abbatie prenom., Z. 11 ad hec st. hoc, Z. 20 preceptum diligentius observetur, presentem huius sacre ac perpetue nostre, Z. 25 nach Novembris anno dominicae incarnationis MCLXIII ind. XII . . . anno . . . imperii VIIII (mit Monogramm).

Ebenda auch die bei Prutz l. c. S. 446 ff. abgedruckte Urkunde Rainalds von Dassel für S. Sepolcro mit (u. a.) folgenden Varianten: Z. 22 v. u. Raynaldus st. Reynoldus, Z. 18 que st. quam, Z. 17 ad posterorum notitiam st. posterum notitia, Z. 14 prope comitatum Castellanum pervenissemus st. civitatem Castellanam veniss., Z. 7 personis st. propriis, Z. 2 ac st. et (und so öfters), S. 447 Z. 9 v. o. et (st. ut) pro debito, Z. 15 aliquod st. aliquid (und so öfters), Z. 23 firma perpetuo st. proprio, Z. 16 v. u. nisi consensu et voluntate abbatis st. auctoritate et cons., Z. 15 ecclesiam aliquam st. ecclesiarum aliquarum, Z. 14 hedificet st. redif., Z. 5 satisfactionem st. satisfactiones . . . sit (st. ut) in banpno, Z. 2 infra (st. in) allodium, S. 448 Z. 19 v. o. consilium st. auxilium, Z. 29 Cazaconta st. Gazac., Z. 30 Scolam st. Grolam . . . Blundonisius, Z. 35 imperii VIIII st. VII.

d) Biblioteca Riccardiana.

St. 4025 (1164 Aug. 10). Kopie saec. XVII in Cod. Nr. 1946 ‚Memorie della famiglia Alberti' fol. 91. Varianten zu Prutz, Friedrich I. Bd. I S. 450 Z. 15 v. u. beneficiis st. beneficio, Z. 9 suscepimus st. suscipimus, Z. 4 nach alienaverunt: de comitatu et quecunque alicui (!) homines de comitatu ipsorum alienaverunt, Z. 3 nach nominatis: et in omnibus aliis, S. 451 Z. 1 v. o. Aiolo st. Aiola, Z. 2 Magorum st. magnum, Z. 3 Pogna st. Pongra, Fundignana st. Fond., Z. 4 Montetalliari st. ori . . . Collebrignanum st. Bigin., Z. 6 gonfienti st. conf., Z. 7 Arcarza st. Arcaza . . . Pidurla st. Piduila, Z. 8 Baragara st. Baragalia, Limogno st. Limogne, Z. 10 cum curtibus st. curtis, Z. 12 curaticiis st. curatiis . . . salectis st. salcetis, Z. 23 nach testes keine Lücke, Z. 26 plures st. plurimi.

IV. Imola.

a) Archivio Capitolare.

Hier traf ich es leider sehr ungünstig. Gerade eine halbe Stunde nach mir kam eine päpstliche Kommission zur gewöhnlichen Revision, über deren Dauer der Archivar mir nichts Gewisses sagen konnte. So wäre es nutzlos gewesen, etwa noch einen ganzen Tag zu warten, wozu ich überdies nicht die rechte Zeit hatte. Und da bei der Revision die Präsenz aller Kanoniker verlangt war, konnte ich nur rasch einen Blick in die (wohlgeordneten) Originalurkunden werfen und sah dabei nur kurz die auch von Mazzatinti, Gli Archivi d'Italia I, 187 erwähnten Originale, worunter mich besonders das (im Anhange von mir abgedruckte) Privileg des Pfalzgrafen Friedrich von Wittelsbach (als Legaten Friedrich Rotbarts) für S. Cassiano in Imola vom 9. März 1159 interessierte.

Zum Glück fand sich hievon eine Kopie auch auf der

b) Biblioteca Comunale

in dem ‚Estratto Generale delle Scritture antiche dell' Archivio Capitolare di S. Cassiano d' Imola fatto da Antonio Ferri l' anno 1714', aus welchem ich es hier reproduziere.[1])

In dem nämlichen ‚Estratto' steht auch

1. eine Kopie von St. 3858 (1159 Juni 25) nach dem Drucke bei Ughelli, Italia Sacra II, 628 und dabei die Bemerkung: ‚L' Originale non è nella Segretaria d' Imola ne altrove.' Auf der Bibl. Com. ferner

2. St. 4188 (1177 Jan. 22). Original in schöner, kanzleimäßiger Ausfertigung. Ohne Chrismon; In nom. — augustus in Gitterschrift, mit zwei Löchern für das angehängte, jetzt fehlende Siegel. Photographische Abbildung (verkleinert) bei Galli, Romolo, I manoscritti e gli incunabili della Biblioteca comunale d' Imola (1894) und auch bei Malagola, Carlo, Prima,

---

[1]) S. Beilage I. Der Archivar des Domkapitels, Mons. Goffredo Dott. Zaccherini hatte die Güte, hinterdrein diese Abschrift für mich mit dem Original zu vergleichen.

seconda, terza serie di facsimili di documenti pel corso di paleografia e diplomatica latina nell' Università di Bologna (1890) Nr. 13 bis. — Eine spätere (moderne?) Hand hat einige Korrekturen vorgenommen, so gleich am Anfang (cf. Savioli, Ann. Bologn. t. II p. 2 p. 67; auch Ughelli, Ital. Sacr. II, 629 C und Manzoni, Episcoporum Corneliensium sive Imolensium Historia p. 109) bei dem Namen des zuerst genannten Konsuls Palmerius Peregrini, wofür auf Rasur dominici steht. In einer ebendort (Archivio Comunale) befindlichen Kopie der Urkunde (notarielle Abschrift von 1217) heißt es dann auch Palmerius Peregrini; ebenso dann Ugolinus Ubertini st. Ubertinus Ugolini. Ebenso ist später im Original bei nullus archiepiscopus nullus episc. das zweite ‚nullus' ausgestrichen, steht aber in der Kopie; statt nullaque persona heißt es (auch in der Kopie) nullave, nur ist im Original das ue übergeschrieben und darunter ein modernes Auslassungszeichen Λ gesetzt; statt iniuriam aliquam imposterum steht im Original ‚in ipsos', ebenso in der Kopie, wo es jedoch korrigiert ist; Imola etc. im Original stets mit zwei m geschrieben. — Von Ego Gutifredus (so st. Gotifr.) an mit hellerer Tinte geschrieben.

V. Lucca.

a) Archivio di Stato.

1. St. 3718 (1155 Juli). Kopie saec. XIII ex. im ‚Libro Grande di privilegi' Armario XI Nr. 94 f. 21; ferner zwei Kopien im Armario VI Nr. 26 f. 4 und XI Nr. 116 f. 2. Varianten zu Stumpf, Acta Nr. 129 p. 166 Z. 13 v. o. sed (st. seu) nec alia, Z. 20 illi (st. ille) persone; und besonders bei den Zeugen, wo die Angaben Stumpfs in den Anmerkungen zum Teil unrichtig (so 3) Fuldensis st. Fulderisis, 8) Luldaricus de Cernburc).

2. St. 4412 (1185 März 5). Kopie saec. XVI im Armario XI Nr. 116 fol. 13.

b) Biblioteca Governativa.

1. St. 3914 (1161 Juli 1). Kopie saec. XVIII in Cod. 1253. Varianten zu Puccinelli, Historia di Ugo, principe della Toscana

(Venetia 1643) p. 115 Z. 28 v. u. Feder., Z. 27 semper aug., Z. 22 Campoleonis, Z. 17 de Salice, Z. 5 Villule, p. 116 Z. 1 v. o. cenobio st. monasterio, Z. 5 quomodo dicitur, Z. 7 castri et curtem, Z. 11 in circuitu, Z. 13 Cerpuna, Z. 5 v. u. Carbonada, Z. 2 Campinetolo, S. 118 rgnte d. Federicho R. imp. victoriosissimo.

2. St. 4412 (1185 März 5). Kopie saec. XVIII in Cod. 87 (Codex diplomaticus Lucensis).

c) Archivio Arcivescovile.

1. St. 4010 (1164 März 23). Angebliches Original, aber mit einer Schrift, die schon sehr viele kursive Elemente, Bogenverbindungen und vielmehr den Charakter der Kanzleischrift der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hat. Auffallend auch, daß zwei Auslassungen im Kontext mit Verweisungszeichen // und .·. unten beigefügt sind; und besonders verdächtig die äußere Form des Stückes. Es ist ein sehr großes, breites Pergament, welches unten spitz wie eine wirkliche Tierhaut ausläuft. Ferner ist jetzt noch ein Rest eines später aufgedrückten roten Siegels sichtbar und außerdem sind noch zwei durch den Bug hindurchgehende Löcher vorhanden. Wäre das Siegel wirklich in dieser Weise angehängt gewesen, dann hätte dieser Teil des Pergaments die ganze Schrift weit hinauf bedeckt! So dürfte man es mit einer ungeschickten Nachbildung eines vielleicht beschädigten Originales zu tun haben. — Varianten zu Stumpf, Acta Nr. 149 S. 198 Z. 2 v. o. ist bei cognoscentes das sic! zu streichen, Z. 7 ist zu lesen quovis st. quevis, Z. 8 arces st. aras, Z. 10 annotanda st. anectanda, Z. 14 simulque st. similiterque, Z. 17 ecclesiam vero st. Cere, Z. 20 Caringnano st. Carign., Z. 22 Terrentii st. Terentii, Z. 12 v. u. Bonellum st. Bonelium, Z. 9 Vallebuia st. Vallebecia, Z. 6 superius (st. supra) dicitur, S. 199 Z. 4 v. o. Livignano st. Licignano, Z. 7 portionem st. pertionem, Z. 15 provenit st. pervenit, plubicis (!) st. publicis, Z. 23 und 25 qui st. quod, Z. 11 v. u. hominum st. hominium, Z. 5 das ‚omnibus' hier mit // unten beigesetzt, Z. 3 Topari st. Toparii, S. 200 Z. 5 v. o. Collenli st. Colleoli, Z. 9 Funule (?) st. Fur-

cule, Z. 12 Campanole st. Capanuole, Z. 15 Solana st. Solaria, Z. 17 omni unten mit .˙. beigefügt, Z. 20 Lavaianum st. Lavaianuno, Z. 21 eigentlich keine Lücke, sondern nur ein schwer zu lesendes Wort, wie acqui (?), Z. 25 comparasti st. comperasti, Carelli st. Cavelli, Z. 28 Meongnano st. Meogn., S. 201 Z. 5 v. o. prelibato episcopo st. prelibate episcope, Z. 13 aumentum st. augmentum.

2. St. 4427 (1185 Juli 25). Kopie saec. XIV im ‚Libro di privilegi' f. 31. — Zu lesen (Stumpf, Acta Nr. 168 p. 229): Z. 13 v. o. atque vexatonum (!) st. ac vexationum, p. 230 Z. 16 Atzo st. Azzo.

d) Archivio Capitolare.

St. 4242 (1178 Jan. 25). Original (bezeichnet ‚CC. nr. 15') in schöner, kanzleimäßiger Ausfertigung mit dem Reste einer durch zwei Löcher im Bug hindurchgehenden rötlichbraunen Seidenschnur, an welcher das (jetzt fehlende) Siegel hing. Bei dem sehr großen Monogramm geht der mittlere senkrechte und der schräge Verbindungs-Strich nicht durch das O in der Mitte hindurch. — Varianten zu Stumpf, Acta Nr. 157 p. 211 Z. 7 v. u. exaudire nach devotione hier vorhanden! p. 212 Z. 10 v. o. heißt es hier st. a mare: d'a mare, also de a mare, Z. 14 quicquid st. quidquid, Z. 19 Lucam st. Lucanam, Z. 22 sunt st. sint, Z. 4 v. u. obtimi st. optimi, p. 213 Z. 2 v. o. Gerardus st. Berardus, Z. 3 Macharius st. Macarius, Z. 5 Ingerammus st. Ingeramus, Z. 6 Lucelnhart st. Lucenlhart, Z. 7 Deutesalvi st. Deutsalvi, Garzapan st. Garsapan, Z. 8 Ranucius Scorzo st. Ranuccius Scorso, Ranucinus (st. Ranucius) de Gummula, Z. 11 Godefridus st. Godfr., Phylippi st. Philippi, Z. 14 nostro fehlt, Z. 15 Lucam st. Lucanam.

VI. Padua.

a) Archivio Capitolare.

1. St. 3922 (1161 Okt. 7). Original in ‚Autografi Nr. 37 t. XXIV Episcopi' in schöner Buchschrift, aber leider nicht mehr an allen Stellen leserlich; mit zwei Löchern für das ange-

hängte (jetzt fehlende) Siegel. Ich lese (Gloria, Codice diplomatico Padovano dall' anno 1101 alla pace di Costanza parte II = Monumenti storici pubbl. dalla R. Deputaz. Veneta vol. VII p. 74): Z. 4 v. u. Nicholai st. Nicol., p. 75 Z. 5 v. o. Bambergensi st. Banb., Z. 11 Cambros st. Canbros, Z. 18 Gysonis st. Gisonis, Z. 21 Supracornio st. Superc., Z. 22 supradictas st. pred., Z. 4 v. u. Watheuuilere (?) st. Wathenwilerc.

2. St. 3961 (1162 Aug. 13). Original in ‚Autografi Nr. 32 t. XII Privilegia'. Einfaches Privileg mit zwei Löchern für das angehängte (jetzt fehlende) Siegel in schöner kanzleimäßiger Ausfertigung; Freder.—august. im Eingangsprotokoll von derselben Hand wie in St. 3864 (in Bergamo s. meine Urkunden S. 712). Im ‚Prospectus Tabularii ecclesie maioris' des Franciscus de Dondis ab Horologio (1789) p. 46 zu 1155 angesetzt und so steht auch auf der Rückseite des Originals von späterer Hand. — Dabei eine (alte) Kopie auf einem kleinen Stück Pergament in hübscher Schrift, wo von anderer Hand noch das Jahr 1150 hinzugesetzt ist. — Ich lese (Gloria l. c.) p. 86 Fredericus st. Frid.

In dem nämlichen ‚Prospectus' p. 46 wird auch die Urkunde von 1154 über die Abmachung zwischen Bischof Johannes von Padua und dem Gesandten Friedrichs Bertaldus aufgeführt und dafür verwiesen auf ‚Episcopi t. I Nr. 9'; dort habe ich sie aber nicht gefunden (s. Gloria l. c. p. I p. 649).

b) Biblioteca del Seminario Vescovile.

St. 4217ᵃ (1177 Aug. 24). Kopie in Gennari, Appendice al Codice diplomatico Padovano del Brunacci t. II.

VII. Ravenna.

a) Archivio Arcivescovile.

1. St. 3896 (1160 Apr. 16). Kopie von 1313 bezeichnet ‚B 323'. Zu lesen (Ughelli, Ital. Sacr. II, 371 D): castrum Riversani st. Riversiani, comitatum Ficoclensem cum episcopatu suo et ripa, comit. Bobii; 372 A: Englerata st. Englizata; nach

muris drei Punkte; bei den Zeugen (372 C) comes Emmicho st. Marchio; comes Lantelmus de Crema st. Enema, Marchoaldus de Gombic (!) st. Gombia.

2. St. 4233 (1177 Dez. 3). Gleichzeitige Kopie ‚H. 3582' in Buchschrift. Zu lesen (Fantuzzi, Monum. Ravenn. IV, 275): Z. 7 v. u. domicultilibus st. Domicumtilibus, p. 276 Z. 18 v. o. st. perum etwa unum oder nimium (?) castrum, Z. 14 v. u. sive in ea st. meam, Z. 11 v. u. mandatur st. mandatum, Z. 5 v. u. fiscus st. phiscus. Adnectimus st. adnectamus, p. 277 Z. 5 v. o. Casarola st. Cesarola.

3. St. 4413 (1185 März 14) bezeichnet ‚H. 3583'. Nicht Original, sondern alte Kopie; einfaches Privileg, schwer leserlich, weil verblaßt. Zu lesen (Mittarelli, Annal. Camaldul. App. IV, 124): Z. 24 v. u. Guillelmo st. Willelmo, p. 125 Z. 11 v. o. compellant non per aliquam, Z. 22 v. o. inviti praestare (?) st. preparae (!), Z. 29 ita quia (?) st. ita ut, Z. 35 persolvant st. persolvat, p. 126 Z. 3 v. o. propter absentiam testium, Z. 7 Statuimus etiam.

b) Archivio Capitolare.

Während ich hier vor 2 Jahren vergebens um Einlaß pochte, da der Schlüssel nicht zur Stelle war, fand ich diesmal sofort die bereitwilligste Aufnahme.

St. 3713 (1155 Juni 18/19). Original mit zwei Löchern für das angehängte (jetzt fehlende) Siegel. Mancherlei Eigentümlichkeiten legen den Gedanken nahe, daß das Stück nicht in der Kanzlei entstanden ist. So finden sich zweierlei diplomatische Abkürzungszeichen nebeneinander verwendet ꝯ und ꝶ; auch die Gestaltung und Verzierung der Oberlängen, die Ligatur zwischen c und t, das Chrismon erscheint absonderlich. Die Rekognitionszeile steht ganz am Schluß nach der Datierungszeile. Die letzten 10 Zeilen des Kontextes sind mit Linien versehen und viel weiter auseinander geschrieben als der Text vorher, der ohne Linien und in kleineren Abständen geschrieben ist. — Zu lesen (Stumpf, Acta Nr. 341 p. 486): Z. 9 v. u. exarchii st. exarcii, p. 487 Z. 2 poterit st. potuerit, Z. 11 Corri-

holus st. Corigiolus, Z. 16 Cesene st. Cessene, Popilliensi st. Popull., Z. 17 Pesauriensi st. Pesaurensi, Z. 18 Warherio st. Warnerio, Z. 24 Medicine st. Medicini, omnibus—restauratione auf Rasur, Z. 4 v. u. inretractabiliter st. irretr., sanctimus st. sancimus, p. 488 Z. 3 v. o. conpellantur st. conpellatur, sed immer st. set, Z. 17 prohibemus st. proibemus, Z. 20 imminuere st. inmin., Z. 14 v. u. Wormatiensis st. Wormacensis, Z. 11 Heinricus st. Henricus, Berctoldus st. Bert., Z. 10 Karinthie st. Carinthie, Odarcker st. Odoacker, Z. 9 Herimanus st. Herrim., Berctholdus st. Bertholdus . . . de Ardeñ., Z. 8 Friderici Romanorum imperatoris invictissimi st. Frid. imp. aug.; die Datierungszeile Haec — IV vor der Rekognitionszeile; in dieser Ytalici st. Italici.

c) Biblioteca Classense.

1. St. 3713 (1155 Juni 18/19). Notarielle Kopie vom Jahre 1346.

2. St. 3896 (1160 Apr. 16). Notariatsinstrument saec. XV.

3. St. 4006 (1164 Febr. 9). Original in schöner, kanzleimäßiger Ausfertigung von derselben Hand wie St. 3956 (in Bologna s. meine Urkunden S. 714, also auch = Schöpflin, Alsat. dipl. I, 253), der Querbalken im Monogramm vielleicht von anderer Hand (unsicher) eingefügt. Siegel nicht erhalten, der Kreuzschnitt jetzt zugenäht. — Zu lesen (Mittarelli, Ann. Camald. App. IV, 14): Z. 18 v. u. et semper aug., Z. 19 Z. 25 v. o. salva . . . imperiali iusticia quascumque st. quec., Z. 36 nach fundum kleines Loch, dann undeutlich er (?) vera st. etc. . . ., Z. 38 in comitatu Ausimano st. Auximano, Z. 44 Engalati st. Englati, Arille st. Arile et Donizanum (? st. Donatianum), p. 16 Z. 2 v. o. Sabatina st. Sabbatina, Z. 3 Bulgariam novam st. Bulgaria nova, Z. 7 quicquid st. quidquid, Z. 17 Pisatellus st. Pissarellus, Z. 19 Credario st. Credacio, Z. 23 in comitatu quoque Saxenate, Z. 33 castrum quod dicitur (st. vocatur) Pergula . . ., Z. 15 v. u. Gamelaria st. Gamellaria, Z. 12 Concedimus (? st. Damus). In der Datierungszeile scheint mir bei vero VIIII der letzte Strich später hinzugefügt zu sein.

4. St. 4007 (1164 Febr. 10). Original in schöner, kanzleimäßiger Ausfertigung von anderer Hand als St. 4006; vielmehr von derselben Hand wie St. 4021 und 4023 (in Mantua s. meine Urkunden S. 721). Mit Siegelkreuzschnitt, Siegel nicht erhalten. — Zu lesen (Mittarelli, Ann. Camald. IV, 18): Z. 3 v. u. immobiles (st. immobilia) possessiones; nach absolutum (p. 19 Z. 16 v. o.) folgt hier die Klausel: salva per omnia nostra imperiali iustitia. Diese Klausel fehlt in sehr bezeichnender Weise in einer zweiten Ausfertigung der Urkunde, die sich ebenfalls hier befindet und sich den Anschein eines Originales gibt, aber nur eine Nachahmung ist. So reicht der Siegelabdruck über das Monogramm hinein; statt des Kreuzschnittes findet sich hier eine runde Öffnung! — Außerdem ist von unserer Urkunde St. 4007 hier noch eine zweite Abschrift vorhanden ohne Chrismon, Eingangs- und Schlußprotokoll; auch hier fehlt die obige Salvationsklausel, wie ebenso im Druck bei Mittarelli.

5. St. 4192 (1177 Mai 11). Notariatskopie vom Jahre 1346. — Zu lesen (Fantuzzi, Monum. Ravenn. II, 151): Z. 8 v. u. aliisve st. aliisque fid., Z. 2 Gaudianum st. Gaurianum und später (p. 152 Z. 2 v. o.) Gardianum, Z. 3 fundum Casalini st. Casulini, Z. 4 Tramonte st. Tramonto, Z. 5 Casatabellio st. Casa e tab. . . . Valcosii st. Valusii, Z. 8 Ferone st. Farone, Z. 10 Arcore st. Archorre, Z. 11 Matalardum st. Maedal., Z. 12 Laurlini st. Laorlini, Z. 15 Spissia st. Spiscia, Z. 19 Cationis st. Cacdionis, Caxalculi st. Caxeculi, Z. 20 Quadratule st. Quadrant., Z. 23 Bordonclo st. Borduncло, Z. 7 v. u. Capriole st. Campole, Z. 6 speltore st. spaltore, nach in territorio Ariminensi territorium Ravenne in decimo, Z. 5 Tasinaria st. Tussinaria, Z. 3 Ruboriti st. Rubriti, Z. 2 Postpericle st. Postperiole, p. 153 Z. 3 v. o. cum fundis et apendiciis st. pertinentiis..., Z. 11 Miliarexe st. Miliavexe, Z. 17 Insuper (st. Item) capellam s. Pauli, Z. 21 Guarcini st. Guercini, p. 154 Z. 4 v. o. presentis privilegii paginam (st. pagina) fecimus incumscribi (st. ins.). — Bei den Zeugen Adelous Illdenshemense (!) ep., Nuiunembruh (!), Vuortuinus st. Adort.

d) Archivio Comunale Vecchio (im gleichen Gebäude wie die Biblioteca Classense).

1160 Jan. 7 (St. 3877[a]). Friedrich für das Kloster S. Adalbert in Cod. S. Vitale 616; nur das von Kehr, Papsturkunden in Pisa, Lucca und Ravenna (Nachrichten der K. Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen, philol.-histor. Kl. 1897 S. 193 Anm.) mitgeteilte Regest.

VIII. Rimini.

a) Archivio Capitolare.

St. 3904 (1161 Mai 30). Original bezeichnet ‚N. XXVI' in schöner, kanzleimäßiger Ausfertigung wie St. 3831, 3859 (cf. oben) von der Hand des Schreibers N (s. meine Urkunden S. 712 ff.). Von dem durchgedrückten Wachssiegel nur Trümmer vorhanden. — Zu lesen (Tonini, Storia di Rimini II, 582): Z. 12 v. o. iniuriam aliquam vel gravamen. Das Datum Iunii III Kldas ist später mit kleinerer Schrift und blässerer Tinte nachgetragen.

b) Biblioteca Comunale.

1. *St. 3760 (1156). Kopie in ‚Busta di schede del Card. Garampi' Nr. 151, Nr. 248.

2. *St. 4084 (1167 März 23). Kopie ebenda, woselbst von der Hand des Garampi auch bereits einige kritische Bemerkungen und zum Schluß: ‚Forse questa carta fu finta in occasione de' confini che si contrastavano co' Cesenati nel 1205.'

IX. Venedig.

a) Archivio di Stato.

1. St. 4213 (1177 Aug. 19). Notariatskopie saec. XIV in den ‚Atti diplomatici Miscellanea' Busta 3 Nr. 89. Varianten zu Muratori, Ant. It. II, 81: (D) suscepimus st. suscipimus, Bardolino st. Bardalino, in Ylasyo st. Illalio, Porto st. Perto; (82 B) in curia Lemiaci st. Gemiaci . . . Bruxeda st. Bruseda, Turicloa st. Zuricla, Rudigio st. Rodig., Dominico st. Donico, Bonisazo st. Bonisago, Longula st. Gongula. Nach ‚in Corrigia

in Villa' folgt hier noch: in Este, Valiscalmerici in Monpesilico ... in villa Comede st. Comeda ... Danaralo st. Dannarolo; (C) misso ... destinato (st. deputato) ... seu alia omnino persona ... Pro horum st. quorum ... Christianus Magont. archiep. Die Signumszeile folgt sogleich eingeschoben nach ‚Sebastianus Ziani dux Venetie' und schließt statt mit ‚et florentissimi' mit ‚Florentius'. In der Rekognitionszeile Ytalici st. et predicti.

2. St. 4396 (1184 Dez. 14). Notariatskopie von 1211 in den ‚Atti diplomatici Miscellanea' Busta 12 Nr. 409[a]. Varianten zu Ughelli, It. Sacr. V, 181: (C) saevitiam predonum st. quam dolum, canonicorum Ceneten. ecclesie (st. eius Cenet.), erimannis st. et mansis; (D) predictis (st. dictis) hominibus sive (st. seu) locis ... fodrum st. datium ... auri puri st. optimi; bei den Zeugen Symon de Spanheim, Heinricus marscalcus de Lutra (st. Lutia).

3. St. 3714 (1155 Juli 1). Kopie von 1358 in den ‚Atti diplomatici restituiti' Nr. 137.

4. St. 4207 (1177 Aug. 3). Notariatskopie von 1303 ebenda Nr. 102. — Varianten zu Prutz, Friedrich I. B. II, 377 (u. a.) Z. 18 v. u. tempore domini st. Divi Caroli, Z. 16 Iario st. Sarco, Meianas st. Meginas, Z. 13 Polumbo st. Politambo, Z. 11 Plavis (st. planis) fluminis, Z. 10 consistente st. existente, Z. 9 nach pertinentibus et cum silva que vocatur Torsellis et saltu in quo continetur proprietas s. Marie silvaque, Z. 8 constructa st. constituta, Z. 7 decimis suis st. eius, Z. 3 in Campualto st. Capoalto, Z. 2 nach lacu qui firmat in ipso Campoalto et, Z. 1 Candianus st. Card.; S. 378 Z. 2 nach ac salictis et, Z. 4 suisque st. eiusque rectoribus, Z. 6 memoratam st. premem., Z. 7 possidere debet st. possidebit, Z. 9 quieto st. quiete, Z. 11 quicquid st. quidquid, Z. 12 iussione st. suasione, Z. 13 inquietetur st. inquietaretur, Z. 14 alius st. alterius, Z. 17 recipimus st. recep., nullam st. nullum, Z. 20 ut aut legitimum censum inde recipiant, Z. 22 illud etiam st. quoque, Z. 25 nach dicuntur Lücke, dann Cercius (?) Montano st. Montiaco, Calbenico (st. Calbonico), Pullarivis st. Paliatinis, Z. 27 Pri-

vatas st. Prinptas, Z. 28 nach auctoritatem: venire aut eam irritam st. fruitam. Bei den Zeugen Ziani st. Zianus, Sokinella st. Solinella, et alii quam plures, Z. 12 v. u. Friderico st. Fed.

5. St. 4297 (1180 Jan. 25). Notariatskopie von 1303 ebenfalls in den ‚Atti diplomatici restituiti' Nr. 145. — Zu lesen (Ughelli, It. Sacr. V, 71): nach Ottonis palatini maioris de Wittlinsbach Hermanni de Chirperch; nach antecessores nostri reges et imperatores eandem ecclesiam munierunt et benigna liberalitate complexi sunt, nos quos ad imitacionem ipsorum eandem ecclesiam . . . ripatica que ei (st. et) confirmantes . . . (D) villam de Luncenigo st. Lucenigo . . . nach Pectenen. Iustinopolitan. (72 A) capulis st. capsulis . . . auguste memorie st. augustus; (B) praedium de Hagen . . . hominum st. homini; (C) nach pro tempore fuerit persolvet et nostra nihilominus institutio st. const. . . . firma permaneat . . . bei den Zeugen Henricus de Ytse (!), Lupoldus de Lechmunde; vice Christiani.

Eine Kopie hievon auch in ‚Consultori in iure' 345 ‚Privileggi antichi d'Acquileia' (‚Registro antico diplomi imperiali alla chiesa d'Aquileia') saec. XVI f. 10'; aus den Varianten hebe ich nur hervor: (Ughelli, It. Sacr. V, 72 B) nach ecclesiae iustitiam quod damnum ei (in der ersten Kopie hier Lücke), nach possit afferre . . . iacturam vel diminutionem non substineat st. nihil iacturae vel diminutionis sustineat.

In den nämlichen ‚Consultori' f. 9 auch

6. St. 3778[a] (3811) (1157 Okt. 6). Kopie und

7. St. 3892 (1160 Febr. 15). f. 9' Kopie (= 1) und eben davon auch Kopie saec. XV (= 2) in ‚Consultori in iure' 366/3 f. 21'. — Varianten (u. a.) zu Ughelli, It. Sacr. V, 151: nach (C) exhibuit in 1 und 2 et hoc nobis, nach habuerunt in 1 und 2 et noverunt. Bei den Zeugen Wicmannus (1) st. Vicharanus, nach Conradus August. ep. in 1 O. Basiliensis ep., Bertholdus dux de Ziringe (1) st. Lotoringiae, post destructionem Cremae fehlt in 1 und 2.

8. St. 4197 (1177 Juli 20). Kopie saec. XV in ‚Consultori in iure' 366/6 f. 16. Varianten zu Ughelli, It. Sacr. V, 66 D:

et similiter st. simul, scilicet (st. saltem) eccl.; 67 A usque ad villam que dicitur Cleulan . . . usque Tissan st. Tiran . . . Mursiano st. Murtiano . . . usque ad silvam st. villam; (B) villam etiam de Manario et villam de Carlinis . . . Sabredan st. Sebradan . . . a monte qui dicitur Garst st. Grast; (C) Perulles st. Perviles . . . Nogarias st. Negorias . . . Venzon st. Verozon . . . districtum st. distinctum. Bei den Zeugen Henricus comes de Dietsa (st. Drescha), Boppo comes de Vvertenn . . . Ulricus de Bissotico st. Bisosio.

9. St. 4208 (1177 Aug. 3). Kopie saec. XVIII in ‚Manimorte. Monastero di S. Zaccaria' 56 Miscellanea f. 6 (auch in einem anderen, nicht besonders bezeichneten Konvolut f. 29). — Zu lesen (Cornelius, Eccles. Venet. XI, 361): Nothecherius st. Nothorerius episc. Veron.

10. Als St. 3706ª (1155 Mai) einzureihen ist (cf. Kehr. Papsturkunden in Venedig in den Nachrichten der K. Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen, philol.-histor. Kl. 1896 S. 290) in ‚Manimorte. Monastero di S. Teresa. N. 1 Catastico' f. 134': Nr. 859 Anno 1155 Maggio. Bombasina, sive in detto libro di carta Bergamina coperto di veluto segnato R à c. 22. Contiene privileggio di Federico primo imperator Romano, concesso al sodetto monasterio specificando la corte di Sabion, posta sotto il contado Vicentino, con suo castello, capelle, pertinenze, selve, paludi, pascoli, di Colonia, Baldaria et de 14 mansi di terra nel territorio Veronese et altri beni tutti del detto monasterio cosi acquistati come donati; dichiarandoli essenti da ogni gravezza con li habitanti, prohibendo ad ogni re, prencipe, vescovo, arcivescovo et ad ogn' altra publica e privata persona l'impositione di qualsivoglia angaria. Rinovato 1238 à c. 25'.

11. Als St. 4199ª (1177 Juli 29 oder Aug. 2) einzureihen (cf. Kehr a. a. O.) in ‚Manimorte. Monastero di S. Teresa N. 1 Catastico' f. 135': Nr. 864 Anno 1177 29 Luglio. Bombasina sive nel predetto libro coperto di veluto segnato R. Contiene à c. 23 renovatione del retroscritto privileggio, fatta dal predetto imperatore Federico primo, specificando massime l'essentione de beni della corte di Sabion, di ragione di detta chiesa di

S. Giorgio con tutte le sue pertinentie, con capella, castello, selve, pascoli, prati, pescaggioni, acque et decorsi de acque, molini, cacciaggioni, placiti, bandi, distretti, albergarie nec non de . . . (Lücke), con molino in corte di Cologna, item de masi (!) quatordeci nella corte di Orti con tutti gli habitanti et come negli antecedenti. Gofredo cancelliere. Prohibendo ancora a tutti li prencipi vassalli, sotto pena de lire mille d'oro, di non spogliare il detto monasterio di alcune delle sodette cose. Vedi anco registrato in un libretto stampato segnato A à c. 5'. Dieses ‚Libretto' ebenfalls vorhanden in den ‚Manimorte. Monasterio di S. Teresa' N. 13 mit dem Titel ‚Sommario de' titoli et di altre scritture, di giudicii et di ragioni del monasterio di San Giorgio in Braida di Verona nella causa fra esso monasterio da una parte et il comune di Sabbione dall' altra sopra le terre dette le Sgarbe' (Venedig 1614) p. 5 (ohne Datierung). Ebenso steht der Anfang der Urkunde ‚Si circa commoditates ecclesiarum' in einem Pergamentkodex (ebenda) N. 908 f. 6.

12. St. 4211 (1177 Aug. 17). Notariatskopie von 1217 in ‚S. Giorgio Maggiore' Busta 28; ferner Kopie saec. XV ebenda in ‚Catastico I' f. 48 und Kopie saec. XVI ebenda in ‚Sommario de scritture relative alla congregazione Cassinese C.' f. 75. Zu lesen (Muratori, Rer. Ital. Script. XII, 502 B): nec pro vverre alicuius eventu st. per alicuius eventus . . . prefati (st. predicti) monasterii . . . pro tempore (st. per tempora) resederint . . . in prefatis (st. predictis) possessionibus, ebenso (C) prefacto st. predicto S. Georgii, (D) Clugiensis st. Clogiensis . . . Torcellensis st. Torcellanus . . . Theodericus st. Theodor. . . . Leonardus comes Absarensis st. Albrarensis. Vor der Rekognitionszeile Sign. d. Frid. Rom. imp. invictissimi, (E) nach imperatore glorioso a. regni eius 26, imperii autem 23. Datum Venetie in palatio ducis XVI Kal. Sept.

13. St. 4003 (1164 Jan. 5). Kopie saec. XVIII in ‚Mensa Patriarcale. S. Cipriano di Murano' Busta 137 (X, 62). Zu lesen (Margarin, Bullarium Casin. I, 18[a]): Z. 18 v. o. s. Michaelis eiusque (st. et eius) pertinentiis, Z. 35 cum eccl. S. Marci st. Martii, Z. 37 Gauzagam st. Gonz., Z. 42 Babianum st. Bianum.

Z. 44 Venerii st. Venerei, Z. 46 Telione st. Telliore, Z. 48 S. Martinum Vicellae st. in Cele, Z. 51 s. Xisti st. Sisti, Z. 16 v. u. Pratalea (st. Pratalia) cum suis pertinentiis, monasterium S. Crucis de campo (?) Syon cum suis pertinentiis, monasterium Sanctorum Firmi, Z. 11 v. u. de Guizacara st. Guisacchara, Z. 9 Pigugnana st. Pigognaga, Z. 8 Hugizo st. Bugiro, Z. 7 Palludanus una cum 3 agris cellulisque adiacentibus . . . tenet in Iudicaria Gardense seu in toto comitatu Veronensi. Terras quoque quas iam dictum monasterium tenet in Monticulo et in Birruto st. Birupto, col. 18[b] Z. 2 v. o. quae fuerint st. fuerunt, Z. 5 quicquid etiam habet st. quod et, Z. 8 de Quistello st. Castello, Z. 18 nec (st. neque) comes, Z. 23 disvestire st. divestire, Z. 25 aliquis hominum vel (st. ullam), Z. 29 ipsam domum s. Benedicti; bei den Zeugen Vmizardus (!) st. Lunardus (!), Varsuedonius (!) Mantuanus ep., Hersfeldensis st. Bersteldensis . . . iunior de VVttelinesbach . . . Conradus (st. Gonsadus) de Leuestan st. Leuerorstia, VVarnherus st. Vuarces . . . Vmiradus (!) pincerna, Cunradus de Balnhussen st. Balensen. Der Schluß von Ego Christianus an fehlt hier.

14. St. 4222 (1177 Sept. 3). Gekürzt (saec. XVII) in ‚Provveditori sopraintendenti alla camera dei confini' Busta 64 ‚Confini con Ferrara, Loreo ecc. (1114—1580)'.

b) Biblioteca di S. Marco.

1. St. 3900 (1160 Okt. 15). Kopie saec. XVIII in Cod. Cl. X lat. Nr. 203 f. 213'.

2. St. 4219 (1177 Aug. 17). Kopie saec. XVIII in Cod. Cl. X lat. 199 ‚Brunatii diplomata Patavina' f. 272. Varianten zu Muratori, Ant. It. I, 733 B: Cum (st. Si) Christi; (C): in Seravalle st. Cavallile, Crediroloni st. Credarol., in Mellad. — Este fehlt hier . . . arberghariis st. arimanniis, (734 B): aut alio (st. aliquo) quolibet . . . a quoquam st. quodam.

3. St. 4387 (1184 Okt. 10). Kopie saec. XVIII in Cod. Cl. X lat. N. 203 f. 214'; auch in Cod. lat. CC f. 168 ‚ex archivo Papafabarum ad S. Johannem Patavii'.

In chronologischer Reihenfolge:

1. St. 3699 Kopie in Florenz.
2. „ 3706[a] Regest in Venedig.
3. „ 3710 Original in Florenz.
4. „ 3713 „ und Kopie in Ravenna.
5. „ 3714 Kopie in Venedig.
6. „ 3718 „ „ Lucca.
7. „ *3760 „ „ Rimini.
8. „ 3778[a] (3811) Kopie in Venedig.
9. „ 3824 Original und Kopie in Faenza.
10. „ 3831 „ „ Kopien in Florenz.
11. „ *3857 Kopie in Florenz.
12. „ 3858 „ in Imola.
13. „ 3859 Original in Florenz.
14. „ 3860 Kopie in Florenz.
15. „ 3877[a] Regest in Ravenna.
16. „ 3892 Kopien in Venedig.
17. „ 3896 „ „ Ravenna.
18. „ *3899 Original in Florenz.
19. „ 3900 Kopie in Venedig.
20. „ 3904 Original in Rimini.
21. „ 3914 Kopie in Lucca.
22. „ 3922 Original in Padua.
23. „ *3943[a] Kopie in Florenz.
24. „ 3961 Original und Kopie in Padua.
25. „ 3987[a] Original in Florenz.
26. „ 3989 Kopie in Florenz.
27. „ 4003 „ „ Venedig.
28. „ 4004 Original in Florenz.
29. „ 4006 „ „ Ravenna.
30. „ 4007 „ und Kopien in Ravenna.
31. „ 4010 Kopie in Lucca.
32. „ 4015 „ „ Ferrara.
33. „ 4025 „ „ Florenz.
34. „ 4028[b] „ „ „
35. „ 4029 „ „ „

36. St. *4084 Kopie in Rimini.
37. „ 4091 Kopien in Florenz.
38. „ 4188 Original und Kopie in Imola.
39. „ 4189 „ in Florenz.
40. „ 4192 Kopie in Ravenna.
41. „ 4197 „ „ Venedig.
42. „ 4199^a Regest in Venedig.
43. „ 4207 Kopie „ „
44. „ 4208 „ „ „
45. „ 4211 Kopien „ „
46. „ 4212 „ „ Florenz.
47. „ 4213 Kopie in Venedig.
48. „ 4217^a „ „ Padua.
49. „ 4219 „ „ Venedig.
50. „ 4222 „ „ „ und Ferrara.
51. „ 4223 „ „ Ferrara.
52. „ 4233 „ „ Ravenna.
53. „ 4242 Original in Lucca.
54. „ 4243 Kopie in Florenz.
55. „ 4245 „ „ „
56. „ 4297 Kopien in Venedig.
57. „ 4387 Kopie „ „
58. „ 4394 Original in Florenz.
59. „ 4396 Kopie in Venedig.
60. „ 4412 „ „ Lucca.
61. „ 4413 „ „ Ravenna.
62. „ 4427 „ „ Lucca.

— - —

Beilage I.

Privileg für S. Cassiano in Imola (1159 März 9).

Die oben (S. 397) erwähnte Urkunde des Pfalzgrafen Friedrich von Wittelsbach, welche dieser als Legat Kaiser Friedrich Rotbarts für die Kirche von Imola ausgestellt hat, lautet:

In nomine domini nostri Iesu Christi. Anno ab incarnatione eius millesimo centesimo quinquagesimo nono temporibus Adriani pape et Federici imperatoris die nono intrante mense Martii Imole in claustro monasterii s. Marie in Regula ind. VII. Ego quidem in Dei nomine Federicus Palatinus comes, legatus domini Federici imperatoris in Italia nunc existentis, pro amore et timore Dei omnipotentis et beate Marie semper virginis et beati Cassiani martiris Christi atque ex parte domini mei Federici imperatoris recipio ecclesiam s. Cassiani et canonicam et domum episcopi cum omnibus possessionibus quascunque habent et tenent et sibi pertinent vel acquirent, recipio inquam in tuitione et defensione atque protectione omnes res et possessiones eorum, ut sane et salve atque secure sint, ubicunque sunt in perpetuum. Si quis vero dux aut marchio sive comes vel vicecomes aut aliqua potestas maior vel minor aut aliqua persona temerario ausu possessiones et bona predicte ecclesie et canonicorum atpue episcopi inquietare aut invadere vel violenter tenere et nostram tuitionem et defensionem despectui habere presumpserit, gratiam domini imperatoris et aliorum imperatorum successorum et meam amittat et duas libras auri ad libram Karoli nomine pene camere regis persolvat et post solutam penam omnia dicta in perpetuum maneant firma.

Que scripsi ego Pizolus Imolensis notarius.

Actum est hoc in presentia comitis Malvicini, Ubaldi potestatis Faventie, Tederici de Guillelmino, Gerardini de Farulfo, Frasconis Aliducis de Malaparte, Peregrini potestatis Imole, Iohannis de Rambertino, Bulgari Alberti de Bulgaro, Rambertinelli, Ugicionis de Sancto Cassiano, Albertini consanguinei

sui, Gerardi Brixani, Mariscotti de Rodulfo, Petri Bricie, Ungarelli, Ubaldi Alberti Alberici, Uberti Ugonis Ildebrandi, Zebedei, Ubertini de Iudice, Cavasanctos, Arardi de Guillelmino, Hostirici, Visinelli de Linari, Viviai de Maralda et aliorum quam plurium tam Latinorum quamque Teotonicorum.

Obwohl schon bei Manzoni, Episcop. Cornel. sive Imol. Historia (1719) p. 49 (nur bis ‚successorum amittat‘ ohne meam) und bei Savioli, Annali Bolognesi t. I p. II p. 256 bis Albertus (st. Albertini) gedruckt, ist die Urkunde doch in neuerer Zeit, soviel ich sehe, außer von Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens II, 137 § 278 nicht verwertet worden — namentlich nicht in den auf die bayerische Geschichte oder die Geschichte des Hauses Wittelsbach bezüglichen Werken, wie z. B. Pius Wittmann, Die Pfalzgrafen von Bayern (München 1877) S. 51. Friedrich war der jüngere Bruder des Pfalzgrafen Otto, des späteren Herzogs von Bayern. Daß er, wie dieser, bei Kaiser Friedrich in Gunst stand, beweist unsere Urkunde, aus der mit Ficker (a. a. O.) zu entnehmen, daß er damals das Amt eines Generallegaten Friedrichs versah. Nach Wittmann (a. a. O.; vgl. Eberh. Graf von Fugger, Gesch. des Klosters Indersdorf S. 24) ist er im Jahre 1173 in das Chorherrenstift Indersdorf als Laienbruder eingetreten und im Jahre 1199 (nach Huschberg, Älteste Gesch. des . . . Hauses Scheiern-Wittelsbach S. 363 am 15. September 1198) mit Tod abgegangen.

Beilage II.

Konsulat in Pavia 1162.

Wie aus Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens II, 187 § 296 bekannt ist, hat Friedrich Rotbart nach dem Fall von Mailand 1162 den ihm treu ergebenen Städten neben den Regalien auch die freie Wahl der Konsuln zugestanden. Acerbus Morena, De rebus Laudensibus berichtet darüber (Mon. Germ. hist. SS. XVIII, 639): Cremonensibus et Papiensibus atque Laudensibus et quibusdam aliis civi-

tatibus permisit, se sub propriis de ipsis civitatibus regi consulibus. Während dies für Cremona durch das Privileg vom 13. Juni 1162 (St. 3952) bestätigt wird, liegt für Pavia ein solches erst vom 8. August 1164 (St. 4024) vor. Doch bemerkte dazu Ficker a. a. O. Anm. 2, daß dies nicht ausschließe, daß „tatsächlich auch hier die Konsularregierung schon früher wieder hergestellt war"; namentlich nachweisbar seien übrigens Konsuln (cf. Robolini, Notizie appartenenti alla storia di Pavia III, 413) erst wieder 1164.

Ich bin in der Lage, hiezu eine kleine Ergänzung zu bieten.

In den wertvollen Sammlungen des Bonomi, welche jetzt auf der Biblioteca Braidense in Mailand aufbewahrt werden,[1]) findet sich in der Abteilung ‚Tabularii Morimundi Exempla' (A E XV, 36) p. 454 eine kurze, protokollarische Aufzeichnung über eine Entscheidung, welche in einer Streitsache zwischen Mönchen des Klosters Morimund und einem ‚capitaneus Otto' ein gewisses ‚Maregrotus de Strata' am 14. Oktober 1162 fällte, der sich ausdrücklich als ‚consul iustitie ab imperatore Frederico constitutus' bezeichnet. Sie lautet:

Die dominico qui est quartus decimus dies mensis Octubris in civitate Papia infra broilum sancti Syri prope clocarium. Presentia bonorum hominum quorum nomina subter leguntur orta controversia inter Ottonem capitaneum et domnum Iohannem et domnum Matheum monachos monasterii Minimundi (sic!) nominative de tota terra illa posita in loco et fundo Coronago et in eius territorio quam presbiter Debondarius et Albericus fratres datum, factum habebant[2]) eidem monasterio et quam ipse Otto dicebat esse de suo feudo. Unde Maregrotus de Strata consul iustitie ab imperatore Frederico constitutus et vice suorum sociorum in placitis existente visis et auditis rationibus et probationibus ab utraque parte et dato sacramento eidem Presbitero de Bundaris quo iuravit

[1]) Vgl. darüber Sac. A. Ratti, Del monaco Cisterciese Don Ermete Bonomi Milanese e delle sue opere im ‚Archivio Storico Lombardo' anno XXII fasc. VI.

[2]) Cf. Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis s. v. habere.

quod illa terra Coronagi non erat de feudo suprascripti Ottonis, set erat sua libellaria aut sua proprietas. Ideoque suprascriptus Maregrotus condempnavit per sententiam eundem Ottonem a petitione suprascripte totius terre et absolvit eosdem monachos et ipsum monasterium. Unde ipse Otto per lignum quod in sua tenebat manu, refutavit et finem fecit de suprascripta tota terra Coronagi adversus eundem monasterium et ipsos monachos suosque successores et quibus dederint. Factum est hoc anno mill. centes. sexag. secundo suprascripto die indict. decima.

Sign. manus suprascripti Maregroti qui hanc sententiam dedit et hoc breve fieri rogavit ut supra.

Interfuerunt Guido de Oregloso, Rufinus de Caracosa, Guilielmus clericus testes.

Ego Turco iudex et notarius sacri palatii hoc breve sententie per parabola suprascripti Maregroti scripsi.

In der von Robolini a. a. O. mitgeteilten Liste der Konsuln von Pavia wird wohl derselbe ‚Maregrotus Strada' zum Jahre 1165 (als ‚Marencotto Strada') aufgeführt und zwischen 1155 und 1164 klafft hier eine Lücke. Diese können wir also nun durch unsere obige Urkunde zum Teil ausfüllen, indem wir aus ihr erfahren, daß am 14. Oktober 1162 dieser Maregrotus de Strada das Amt eines ‚consul iustitiae' bekleidete. Zu diesem letzteren bemerke ich, daß in der Liste bei Robolini erst zum Jahre 1186 und dann 1187 zwei ‚Consoli di Giustizia' genannt sind, während im Texte (p. 152) schon zu 1169 ein ‚Guido de Gambolate' als ‚Consul Iustitiae' erscheint (der bei Robolini hinten in der Liste p. 414 ohne diesen Zusatz verzeichnet ist). Aus unserer Urkunde ist ersichtlich, daß es dieses Amt also bereits 1162 gegeben hat. Auffallend ist hier nur noch der Zusatz ‚ab imperatore Friderico constitutus'; der würde doch also der Annahme, daß Pavia vor dem 14. Oktober 1162 selbst freie Konsulwahl besessen habe, entgegenstehen. Ich muß es zunächst der Lokalforschung in Pavia überlassen, diesen Dingen weiter nachzugehen.

Sitzung vom 3. November 1906.

Philosophisch-philologische Klasse.

Herr FURTWÄNGLER macht einige auf

Olympia, Delphi und Athen

bezügliche Mitteilungen. Er behandelt die Frage des Alters des olympischen Heiligtums und wendet sich gegen die neuerdings versuchte Rückdatierung desselben in vormykenische und mykenische Epoche. Er spricht dann über den Wagenlenker von Delphi und die neuen Anhaltspunkte zur Bestimmung desselben; endlich über die Frage der Zeit des Niketempels zu Athen. — Derselbe legt ferner drei bedeutende

Originalwerke in Bronze

vor, die er bei der Neuordnung des Kgl. Antiquariums gefunden hat. Dieselben waren als wertlose moderne Werke an verstecktem Platze aufbewahrt, erwiesen sich aber als ungemein wertvolle und künstlerisch bedeutende echt antike Werke. Es sind ein überlebensgroßer Bronzekopf des Kaisers Maximinus Thrax, ein Meisterwerk spätrömischer Porträtkunst; ferner ein griechischer Jünglingskopf im Stile der Zeit um 450 v. Chr. und eine prachtvolle plastisch aufs reichste verzierte Prunklampe aus Bronze.

Herr KRUMBACHER hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Ein serbisch-byzantinischer Verlobungsring.

Es handelt sich um einen massiven Goldring in Münchener Privatbesitz. Die kreisförmige Platte füllt eine Inschrift, die aus zwei zwölfsilbigen Versen, dem Lieblingsmaß der byzantinischen Epigrammatik, besteht, zu Deutsch: „Das Verlobungszeichen des Stephanos, eines Sprossen aus Dukas' Stamm, nimm mit deinen Händen hin, Anna aus dem Komnenenhaus". Nähere Untersuchung erheischten gewisse epigraphische Eigentümlichkeiten der Schrift, das Verhältnis der sprachlichen und metrischen Fassung zu den Inschriften auf verwandten Denkmälern (wie Bleibullen) und in der Literatur, die tieferen Gründe der auffallenden Anorthographie der Inschrift, die Vergleichung der übrigen in der Literatur verzeichneten byzantinischen Ringe, die Sitte der Verlobungs- und Eheringe bei den Römern und Byzantinern, endlich die Identifizierung der Personen. Die Genealogie der byzantinischen Fürstenhäuser Dukas und Komnenos ist uns so genau bekannt, daß über das auf dem Ringe genannte Paar nicht der mindeste Zweifel übrig bleibt: Es ist Stephan Radoslav Dukas, König von Serbien (1228—1234), und Anna Komnena, die Tochter des Kaisers Theodoros Angelos Komnenos Dukas von Thessalonike (1222—1230), der gegen das lateinische Kaisertum in Konstantinopel und gleichzeitig gegen den griechischen Kaiser in Nikaia als Gegenkaiser auftrat. Kein anderer byzantinischer Ring läßt sich mit Sicherheit auf eine bestimmte historische Person zurückführen, keiner läßt sich zeitlich genau festlegen, keiner hat eine metrische Inschrift und keiner wird ausdrücklich als Verlobungsring bezeichnet. So ist unser Denkmal in mehrfacher Hinsicht ein vollständiges Unicum, das vor Henry Thodes berühmtem „Ring des Frangipani" die absolut sichere historische Identifizierung voraushat.

Historische Klasse.

Herr Riehl hält einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag:

Miniaturen niederländischer Gebetbücher des 15. und 16. Jahrhunderts im Besitze des Bayerischen National-Museums und der Hof- und Staats-Bibliothek in München.

Er wies nach, daß diese kostbaren Handschriften sicher mit dem Breviarium Grimani der Markus-Bibliothek in Venedig zusammenhängen. Das eine der Gebetbücher des National-Museums, die kostbarste dieser Handschriften, entzückt durch die vollendete Ausführung der Randleisten auf 345 Blättern und der 111 Gemälde, vor allem aber auch durch seinen ausgesprochen originalen Charakter. Dieses Gebetbuch gehört zu den hervorragendsten Denkmälern dieser liebenswürdigen Kunst und die Vermutung liegt sehr nahe, daß es ein eigenhändiges Werk des Meisters des Breviariums Grimani ist. Im zweiten Gebetbuche des National-Museums finden sich Entlehnungen aus dem ersten sowie aus dem Breviarium Grimani, die Handschrift zeigt aber auch viel selbständiges, besonders in den trefflichen Bildnissen der Heiligen, sicher stammt sie von anderer Hand wie das erste Gebetbuch. Die beiden Bücher der Staats-Bibliothek (cim. 41 und 47) treten in Gegensatz zu den vorgenannten, weil sie Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden. In der Randzier von cim. 41 ist erhebliches Nachlassen der Kraft nicht zu verkennen, ausgenommen die sehr hübschen Landschaften, Drôleries und Jagdbilder. Höchst anziehend sind in diesem Buche die meist originellen historischen Bilder besonders durch feine Stimmungen. Der Maler kannte die beiden Gebetbücher des National-Museums und das Breviarium Grimani. Ein sorgfältiger im ganzen auch selbständiger Künstler ist der Maler von cim. 47, um so interessanter ist es, bei ihm die Anregungen zu beobachten, die er für seine Monatsbilder aus dem Breviarium Grimani schöpfte.

Herr von Heigel hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Die Berichte des Plassenburger Archivars Karl Heinrich Lang über die Verhandlungen des Rastatter Friedenskongresses 1797—1798.

Bekannt sind die Spässe und Schnurren über den Rastatter Kongreß in den vielgelesenen Memoiren des „Ritters von Lang“. Dagegen waren bisher nicht bekannt oder doch nicht benützt die Berichte Langs aus Rastatt an Hardenberg, die erst durch den Ankauf des Hardenbergschen Nachlasses in den Besitz des K. Geheimen Staatsarchivs in Berlin gekommen sind. Lang kann natürlich in diesen amtlichen Berichten seiner zynischen Laune nicht in so übermütiger Weise die Zügel schießen lassen wie in seiner Selbstbiographie, doch den Trieb, die Menschen und die Dinge nur mit höhnischer Miene zu betrachten und zu schildern, vermag er auch hier nicht zu unterdrücken. So erhalten wir eine pittoreske Schilderung vom Leben und Treiben in dem plötzlich und unvermutet mit einem internationalen Kongreß gesegneten badischen Städtchen, und da der Verfasser ein scharfer Kopf und ein weltkluger Beobachter ist, scheint ein Hinweis auf die neue Quelle zur Geschichte des Rastatter Kongresses nicht überflüssig zu sein. Es sind nicht historische Porträts gegeben, sondern Karikaturen, von denen aber sicherlich anzunehmen ist, daß sie zum Sprechen ähnlich sind. Auch werden über die öffentlichen und geheimen Verhandlungen in Bezug auf das Schicksal der fränkischen Hochstifte und Reichsstädte wertvolle neue Nachrichten geboten.

Ein serbisch-byzantinischer Verlobungsring.

Von **Karl Krumbacher.**

(Mit einer Tafel.)

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 3. November 1906.)

„Ich habe viel von meinen Lehrern gelernt, noch mehr von meinen Mitschülern, das meiste aber von meinen Schülern“. In diesem alten Rabbinerspruch liegt eine tiefe Wahrheit, die jeder Lehrer an sich erlebt, und es sind nicht die schlechtesten Lehrer, die sie am häufigsten erleben, und nicht die schlechtesten Menschen, die sie bekennen. So oft ich mit meinen mitstrebenden jungen Freunden im Seminar einen ganz neuen Gegenstand behandelte, habe ich dieses schönste Lernen erfahren, nicht zum wenigsten im letzten Sommersemester. Den Anlaß bildete die Inschrift eines byzantinischen Ringes, die mir von befreundeter Seite mit der Bitte um Erklärung zugesandt worden war. Nachdem ich erkannt hatte, daß die Lesung nicht allzu schwierig und in mehrfacher Hinsicht instruktiv sein werde, ließ ich die Inschrift autotypisch vervielfältigen und verteilte sie an alle Teilnehmer der Seminarübungen mit der Auflage, die Worte zu lesen und zu erklären. Einigen Anfängern und seltsamerweise auch einem altbewährten Triarier erschien die Aufgabe freilich zu schwer; der Triarier behauptete sogar, es sei „unmethodisch“, ein Thema zu stellen, das so viele unbekannte Dinge als bekannt voraussetze. Andere Kommilitonen der kleinen Seminarkompagnie straften diesen Pessimismus Lügen, indem sie die meisten Schwierigkeiten wagemutig überwanden. Vor allem ging Dr. S. Kugeas, ein junger Grieche, noch über die gestellte Aufgabe hinaus und ließ sich

die Mühe ausgedehnter Lektüre nicht verdrießen, um sprachliche Belege und historisches Material beizubringen. Ihm und mehreren anderen Mitgliedern des Mittel- und Neugriechischen Seminars, unter denen noch besonders Herr A. Feder S. J. genannt sei, gebührt also das Verdienst, wenn die folgenden Mitteilungen besser dokumentiert sind, als Publikationen solch kleiner Denkmäler zu sein pflegen. Auch dem Triarier schulden wir Dank dafür, daß er die Richtigkeit der angenommenen Lesung mit großem dialektischem Talent und seltener Ausdauer verdächtigte. Ein Advocatus Diaboli ist auch in der Wissenschaft zuweilen von Nutzen.

§ 1. Der Ring. Der apostolische Protonotar Dr. F. Schneider in Mainz, dessen siebzigsten Geburtstag vor kurzem zahlreiche Verehrer und Freunde festlich begangen haben, sandte mir im letzten Sommer photographische Abbildungen eines Goldringes. Er wurde vom Hofantiquar David Reiling in Mainz von einem „exotischen Händler“ erworben. Genaueres über den Fundort ist mir leider nicht bekannt geworden. Der Ring ist jetzt in den Besitz eines Münchener Kunstfreundes übergegangen.

Der Ring besteht aus massivem Gold. Reif und Platte sind aus einem Stück. Durchmesser der Platte 17½ mm, innerer Durchmesser des Reifes (der Breite nach) 18½ mm. Gewicht 26 g. Der Bau des Ringes ist ungemein solid und praktisch, in den Verhältnissen harmonisch, frei von jedem Zierat. Die Erhaltung ist, von einer Beule am Außenrand der Platte und einigen kleinen Kratzern abgesehen, vortrefflich. Die Schrift ist völlig unversehrt. Die Abbildungen auf unserer Tafel geben den Ring in natürlicher und die Platte in doppelter Größe wieder.

Die runde Platte trägt eine siebenzeilige Niello-Inschrift,[1]) die von einer ebenfalls niellierten dünnen, teilweise abge-

---

[1]) Die im Mittelalter weit verbreitete Niellotechnik (mittelalterlicher Terminus: opus nigellum) war schon im Altertum bekannt. Näheres bei Hugo Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste 4. Bd. (1886) 267 ff. Von den verwandten Techniken des Emails und der eingelegten Arbeit ist Niello streng zu scheiden. Vgl. unten S. 437 f.

scheuerten Kreislinie umschlossen ist. Die Inschrift ist, wie die meisten Inschriften auf byzantinischen Kleindenkmälern (Bullen, Münzen u. s. w.) ohne Streben nach geometrischer Regelmäßigkeit, doch sehr deutlich und verständig ausgeführt. Ich gebe zuerst den Text in Majuskeln, wobei nur die Wortteilung durchgeführt, die Zeilenteilung und die Ligaturen aufgegeben sind, dann in Minuskeln und in der gewöhnlichen Orthographie, dann eine deutsche Übersetzung:

ΜΝΗϹΤΡΌΝ ϹΤЄΦΑΝΟΥ ΔΟΥΚΙΚΙϹ ΡΊΖΙϹ ΚΛΑΔΟΥ
ΚΟΜΝΗΝΟΦῪΙϹ ΤЄΝ ΧЄΡΟΙΝ ΑΝΝΑ ΔЄΧΟΥ

Μνῆστρον Στεφάνου Δουκικῆς ῥίζης κλάδου
Κομνηνοφυῆς ταῖν χεροῖν· Ἄννα, δέχου.

Das Verlobungszeichen des Stephanos, eines Sprossen aus Dukas Stamm,
Nimm mit den Händen hin, Anna, aus dem Komnenenhaus!

§ 2. Schrift. Dreimal erscheinen die in der byzantinischen Epigraphik üblichen Ligaturen, deren Wesen darin besteht, daß zwei parallel laufende benachbarte Balken (*MNH, MNHN, NN*) in eine Hasta verbunden werden. Auf einem anderen Prinzip beruht die zweimal vorkommende Verknüpfung der Sichel des ϛ mit dem folgenden Buchstaben (ϛ *P*, ϛ Є), die anscheinend aus der Schrift mit Tinte übernommen ist, bei der die Ersparung eines neuen Ansetzens bequem war. Sie kommt übrigens auch sonst vor; z. B. ϛ*Λ* auf einem Silberrelief des X. Jahrhunderts.[1]) Auf dieselbe Weise erklärt sich auch die an sich auffällige Verbindung von *OI* in *XEPOIH*. Nach dem Prinzip der obenerwähnten Hastenverbindung müßte die Ligatur *ΟΠ* allerdings *ΟΠ* gelesen werden, und tatsächlich kommt eine solche Verbindung der zwei Buchstaben, allerdings in umgekehrter Folge: *ΠΟ* = *ΠΟ*, auch *ΠЄ* = *ΠΕ*, *ΠΗ* = *ΠΗ* u. s. w., öfter vor.[2]) Daß auf dem Ringe aber von

[1]) Schlumberger, Nicéphore Phocas S. 273 unten.
[2]) Vgl. z. B. Schlumberger, Épopée Byz., 3. partie S. 440 (Tafel); Nicéphore Phocas S. 273.

OΠ keine Rede sein kann, beweist die völlige Unmöglichkeit eines *oπ* im Zusammenhange der Zeile; übrigens hätte der Graveur, wenn er *OII* gemeint hätte, das *O* nicht so rundlich, sondern mehr oval gebildet, wie in Zeile 1, 2, 4, um den Seitenstrich des *O* dem folgenden *I* möglichst parallel zu gestalten. Der Schlußbuchstabe desselben Wortes *H* bedeutet natürlich *N*. In der späteren griechischen Buchschrift ist *H* oder *H* für *N* und zwar gerade am Wortschluß, wie in unserem Falle, nicht selten;[1] dieselbe Form kommt auch in der lateinischen Unciale vor,[2] und sie ist aus dem Griechischen in die kyrillische Schrift übernommen worden, wo sie bis auf den heutigen Tag besteht. Auf byzantinischen epigraphischen Denkmälern kann ich *H* = *N* zunächst nicht mit völliger Sicherheit nachweisen. Allerdings steht auf einer Abbildung[3] des Limburger Reliquiars (10. Jahrh.) deutlich *THH* = *τὴν*; aber auf dem Deckel des Kästchens, der dieselbe Inschrift noch einmal enthält (a. a. O. S. 673) steht *TEN*. Man kann also vermuten, daß die erste Form nur durch eine Ungenauigkeit der dem Bilde zugrunde liegenden Zeichnung verschuldet ist. Ebenfalls nicht völlig sicher ist *EIPIHH* = *Εἰρήνη* auf der berühmten Palla d'oro der Marcuskirche; der Querbalken des ersten *H* zeigt eine leise Neigung nach unten.[4] Häufig ist die Form *h*, aus der sich *H* entwickelt haben mag, auf lateinischen oder halblateinischen Münzlegenden.[5] Ein sicherer Nachweis eines epigraphischen *H* = *N* ist übrigens gar nicht notwendig; denn eine scharfe Trennung zwischen Paläographie und Epigraphik

---

[1] Vgl. z. B. V. Gardthausen, Griech. Paläographie, Tafel 8—10. W. Wattenbach, Anleitung zur griech. Paläographie, 3. Aufl., S. 97.

[2] Vgl. W. Wattenbach, Anleitung zur latein. Paläographie, 4. Aufl., S. 55.

[3] Schlumberger, Nicéphore Phocas S. 669 (unten links). Es ist jammerschade, daß in den schönen Werken von Schlumberger die photomechanische Reproduktion noch nicht genügend zur Anwendung gekommen ist. Namentlich für genauere Untersuchungen über das epigraphische Detail versagen die meisten Abbildungen.

[4] Schlumberger a. a. O. S. 261.

[5] Vgl. z. B. Schlumberger a. a. O. S. 257.

ist in der byzantinischen Zeit noch weniger durchführbar als im Altertum. Einerseits werden häufig in Pergament- und Papierhandschriften ganze Stücke, namentlich Überschriften, aber auch andere Texte, die irgendwie hervorgehoben werden sollen,[1]) in der epigraphischen Majuskel gegeben; andererseits wimmelt das byzantinische Inschriftwesen von Elementen, die aus der Buchschrift stammen, wie Abkürzungen, Ligaturen, Accenten. Das lehrt schon eine oberflächliche Betrachtung einer beliebigen Sammlung von Facsimiles byzantinischer Inschriften.[2]) Warum soll also nicht auch auf unserem Ring eine Buchstabenform beliebt worden sein, die dem Autor der Vorlage des Graveurs aus den Büchern geläufig war? Übrigens bietet der Ring selbst (außer den oben erwähnten Ligaturen ϛ *P*, ϛ *Є*) noch ein anderes sicheres Beispiel des Einflusses der Buchschrift, die zwei Akzente auf *PÍZIC* und *KOMNHNOΦỲIC*, die offenbar den Zweck haben, die richtige Lesung und das Verständnis zu erleichtern.[3])

§ 3. Sprachliches. Die sprachliche Form der zwei Verse paßt vollständig zur Zeit der byzantinischen Frührenaissance

[1]) Vgl. z. B. die Subscription auf dem Einzelblatt aus Saloniki, von der P. N. Papageorgiu, Byz. Zeitschr. 8 (1899) 673 ein autotypisches (nicht, wie er S. 672 sagt, phototypisches) Facsimile gibt.

[2]) Eine ganz merkwürdige Mischung zeigen z. B. die von G. Millet, Bull. de corresp. hell. 23 (1899) 97 ff. (vgl. die Tafeln) herausgegebenen umfangreichen Inschriften aus Mistra. — Dr. H. Grégoire hat sich, wie wir alle wissen, in den schwierigsten Teil dieses Gebietes, die oft so rätselhaften Monogramme — die, nebenbei bemerkt, in den alten deutschen Kaiserurkunden stumpfsinnig und kunstlos imitiert wurden — schon so trefflich eingearbeitet. Möchte er uns bald mit einer zusammenhängenden Darstellung der ganzen byzantinischen Epigraphik erfreuen! Wenn irgend, so gilt es hier eine Lücke auszufüllen.

[3]) Ich bin in der Sicherung der Lesung χεροῖν etwas ausführlicher geworden, als sachlich nötig war, weil der oben erwähnte Triarier an der unmetrischen und sinnlosen Lesung *XEPOΠH* hartnäckig festhielt und zu ihrer Verteidigung sogar zu der mysteriösen Hypothese flüchtete, Stephanos habe seiner Anna vielleicht in irgend einer Geheimsprache oder -schrift etwas für den gewöhnlichen Leser Unverständliches sagen wollen!

und speziell zum Stile ihrer praktischen d. h. für Denkmäler verwandten Epigrammatik.

Μνῆστρον. Der Thesaurus H. Stephani und Sophocles, Greek Lexicon, anerkennen nur den Plural *τὰ μνῆστρα* = *ἀρραβών*, sponsalia, betrothal. Aber bei Konstantinos Porphyrogennetos, De Cerim. 212, 15 ed. Bonn., den Sophocles selbst anführt, steht der Singular: *καὶ γίνεται τὸ μνῆστρον* = und es findet die Verlobung (d. h. das feierliche Verlöbnis in der Kirche) statt (in der lateinischen Übersetzung viel zu allgemein und irreführend: *officium celebratur*; dagegen richtig in Reiskes Kommentar (ed. Bonn. II S. 260): *τὸ μνῆστρον Desponsatio, ritus et actus desponsationis nubentium, quae coronationem nuptiarum debebat praecedere*). Einige Zeilen weiter wird dann die Vermählung erwähnt: *καὶ γίνεται τὸ στεφάνωμα*. Die übliche Form für den rituellen Verlobungsakt war aber allerdings der Plural *τὰ μνῆστρα*, wie aus den im Thesaurus und bei Sophocles angeführten Stellen klar hervorgeht.[1]) Von der Verlobung im bürgerlichen Sinne, die dem offiziellen Akt vorausgeht, wird das Wort *μνηστεία* gebraucht, z. B. in der Vita des hl. Symeon vom wunderbaren Berge:[2]) *τῆς γὰρ μνηστείας φημιζομένης* „als die Verlobung (das Eheversprechen) bekannt (gemacht) wurde".[3]) Von dem Plural *τὰ μνῆστρα* (= offizielle Verlobungsfeier in der Kirche) differenziert sich also semasiologisch der Singular, der auf unserem Ringe und sonst[4]) im Sinne von „Verlobungszeichen" gebraucht wird.[5])

---

[1]) Vgl. J. Goar, *Εὐχολόγιον*, Paris 1647 S. 380 ff.: *Ἀκολουθία γινομένη ἐπὶ μνήστροις ἤγουν τοῦ ἀῤῥαβῶνος*.

[2]) Ed. A. F. Semenov, Kiev 1898 S. 9.

[3]) Semenov übersetzt ganz ungenau: во время помолвки (zur Zeit der Verlobung).

[4]) Z. B. in der Verschronik des Ephräm (V. 2321 ed. Bonn.) von dem berühmt gewordenen goldenen Apfel, den Kaiser Theophilos bei der Brautschau der schönen Kasia überreichte:

περιπολῶν ἦν τὸν χορὸν τῶν παρθένων
μνῆστρον σκοπῶν δοῦναί τι τοῦτο φιλτάτῃ.

[5]) Zur sonstigen griech. Terminologie der Verlobung vgl. N. Polites. *Γαμήλια σύμβολα, Ἐπετηρὶς τοῦ πανεπιστημίου*, Athen 1906 S. 120 ff.

Δουκικῆς ῥίζης κλάδου. *Δ.* ist sicher nicht Adjektiv von dem alten römisch-byzantinischen Titel *δούξ* = *ducalis*, sondern von dem bekannten byzantinischen Familiennamen *Δούκας*, der natürlich seinerseits nichts ist als die nach dem vulgärgriechischen Sprachgesetz gebildete gleichsilbige Form des alten *δούξ*; denn die Konzinnität der zwei Verse verlangt absolut, daß außer dem Taufnamen auch die Familie des Bräutigams genannt werde, wie beides bei der Braut angegeben wird.[1]) Der metaphorische Gebrauch von *ῥίζα* ist schon im Altertum üblich, z. B. bei Sophokles, Euripides, Plutarch (vgl. den Thesaurus). Dagegen scheint sich das bildliche *κλάδος* = Sprößling, Nachkomme (besonders eines Fürstenhauses!) erst seit der Kaiserzeit zu verbreiten. Besonders beliebt waren beide Ausdrücke in den mit unserer Ringinschrift so eng verwandten metrischen Aufschriften byzantinischer Bullen. Ich notiere einige Beispiele aus der Sammlung von Fröhner[2]) und Schlumbergers Sigillographie: *ῥίζαν γένους ἔχοντος ἐκ βασιλέων* (Fr., Nr. 87); *τοῦ Πρισ⟨κι⟩ταλία⟨ς⟩ βασ⟨ιλέων⟩ ῥίζα γένους* (Fr., Nr. 101); *σεβαστοκρατοροῦντος εὐθαλοῦς κλάδου* (Fr., Nr. 91); ebenso auf einer anderen Bulle: *σεβαστοκρατοροῦντος εὐθαλοῦς κλάδου* (Schlumberger, Sigillographie S. 644 Nr. 28); *Δουκῶν Κομνηνῶν Ἀγγελωνύμων κλάδου* (Schlumberger a. a. O. S. 654); auch beide Wörter vereinigt und mit demselben Beiwort wie auf unserem Ringe: *ῥίζης Δουκικῆς Παλαιολόγων κλάδος* (Fr., Nr. 82).

Κομνηνοφυής. Ebenfalls in metrischen Bulleninschriften belegt: *Σφράγισμα γραφῶν Ἀνδρονίκου τοῦ Δούκα | Κομνηνοφυοῦς Παλαιολόγου γένους* (Fröhner Nr. 90). *Κομνηνοφυοῦς*

---

[1]) Ich schreibe daher *Δουκικῆς*. Der Fall zeigt wieder deutlich, daß solche von Eigennamen abgeleiteten Adjektiva, die jetzt oft mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben werden (z. B. *τὸ δουκικὸν θρύλλημα* bei E. Kurtz, Byz. Zeitschr. XVI 88, 43; *δουκοφυοῦς* ebenda 92, 170), zur Vermeidung von Mißverständnissen besser konsequent mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben werden.

[2]) Fröhner, Bulles métriques, Annuaire de la société française de numismatique 6 (1882) 40–66.

πορφυροβλάστου κλάδου (Schlumberger, Sigillographie S. 643 Nr. 18); ebenso auf der interessanten Ruderschiffbulle, die drei Zwölfsilber enthält, Schlumberger, Sigillographie S. 644 Nr. 28: *Κομνηνοφυοῦς ·προς* . . . (beschädigt). Zur Vokativform auf *-ῆς* vgl. z. B. Fr. Blaß, Grammatik des Neutestamentlichen Griechisch[2] S. 89.

ταῖν χεροῖν. Die byzantinischen Prosaiker wie auch die Dichter gebrauchen den Dualis in der Regel nur bei *δύο, ἄμφω* bzw. in Verbindung mit *δυοῖν, ἀμφοῖν* z. B. *δυοῖν δ' ὄντοιν κλήροιν* Nikephoros Blemmydes ed. A. Heisenberg S. 7, 7. *πλὴν δυοῖν* Georgios Akropolites ed. A. Heisenberg I 119, 11; *δυοῖν κορυνοφόροιν* ebenda 131, 9. *ἀμφοῖν βασιλέοιν* Pachymeres ed. Bonn. I 93, 12; *καὶ δυοῖν κεφαλαῖν* ebenda 190, 19. *ἀμφοῖν μοι τοῖν παίδοιν* Niketas Choniates ed. Bonn. 59, 22. *ἀμφοῖν τοῖν γενοῖν* Manuel Philes ed. E. Miller I S. 235 unten; *ἀμφοῖν τούτοιν* ebenda 244, 11; *δυοῖν στρατηγοῖν πανταχοῦ στεφανίταιν* ebenda II 164, 1; *τοῖν δυοῖν τούτοιν* II 169, 16.

Doch findet man (namentlich bei Paarbegriffen) auch Beispiele ohne erklärendes Zahlwort: *παραβλῶπάς τ' ὀφθαλμώ* Pachymeres ed. Bonn. I 404, 4. Manuel Philes bietet sogar zwei Beispiele desselben Duals wie die Ringinschrift: *καὶ ταῖν χεροῖν φέρουσαν οὓς τρέφει τόκους* (II 267, 15); *ἐν χεροῖν τῆς παρθένου* (II 322, 103).

δέχου. Ebenfalls, wie mehrere Ausdrücke in Vers 1, auf metrischen Bulleninschriften zu belegen und zwar, wie auf dem Ringe, als Versschluß. Es wird nämlich auf einigen Bullen der hübsche Gedanke ausgedrückt, daß der Adreßort oder der Adressat den Schreiber des Briefes oder das Schreiben aufnehmen möge: *Ἑλλάς με καὶ [ἡ] Πελοπώννησος* (so) *δέχου Κωνσταντῖνον πρα[ί]τωρα τὸν Χοιροσφάκτην* (Fröhner Nr. 25). *Μακρεμβολῖτα Μιχαήλ, γραφὰς δέχου ¦ ἐκ σῆς ὁμευνε[τί]δος Εἰρήνης φίλης* (Fröhner Nr. 47).

§ 4. Orthographisches. In den zwei Versen sind nicht weniger als vier Verstöße gegen die übliche Orthographie: *Λουκικις, ρίζις, Κομνηνοφυὶς, τεν.* Alle vier beruhen auf dem Itazismus. Orthographische Schnitzer auf einem für eine

Fürstin bestimmten hochbedeutsamen Geschenk sind an sich natürlich auffällig, ja verdächtig. Sobald wir aber Umschau halten auf verwandten Denkmälern, so finden wir, daß ähnliche Fehler allenthalben vorkommen. Man könnte nahezu den Satz aufstellen: Nicht die Orthographie, sondern eine gewisse Anorthographie bildet die Regel im größten Teil der spätgriechischen und byzantinischen Epigraphik, also auf Inschriften auf Stein, auf Gegenständen der Kleinkunst, Kreuzen, Reliquiaren, Münzen, Medaillen, Bullen u. s. w. Ebenso ist die Anorthographie verbreitet in den meisten Handschriften, vor allem in den der christlich-byzantinischen Zeit selbst angehörenden Texten, also in theologischen Werken aller Art, in liturgischen Büchern, Heiligenleben, Chroniken u. s. w. Annähernd korrekt sind, soweit ich sehe, die Handschriften der alten Klassiker, in deren Überlieferung natürlich strenge Observanz herrschte, und die Hss der byzantinischen (quantitierenden) Kunstpoesie und Rhetorik, die ja die höchste Stufe des Schulbetriebes und der auserlesenen Gelehrsamkeit darstellen.

Daß auch auf den Inschriften und Papyri der vorchristlichen Zeit zahllose Schreibungen vorkommen, die unserer Schulregel widersprechen, ist durch die Arbeiten von Meisterhans, Schwyzer, Nachmanson, Kretschmer, Crönert, Mayser u. a. längst festgestellt. Doch will ich die alte Zeit aus dem Spiele lassen, weil sie eine besondere Beurteilung verlangt; damals wird manches Schwanken durch die Sonderheit der Mundarten und Landschaften und den Mangel einer traditionellen einheitlichen Schulung erklärt. In keinem Falle dürfen die alten Unregelmäßigkeiten mit der byzantinischen Anorthographie in einen Topf geworfen werden. In der Kaiserzeit, als für das Eigenleben der Stämme, Landschaften und Dialekte jede Voraussetzung geschwunden war und alle Sonderheiten durch den gleichmäßigen Druck und Schutz des Imperium nivelliert wurden, als eine im großen und ganzen gleichförmige Sprachform alle griechischen und gräzisierten Gebiete beherrschte und der Schulbetrieb allenthalben auf den gleichen Hilfsmitteln und derselben Methode beruhte, da wäre endlich eine genau

geregelte, gleichmäßige Orthographie zu erwarten. Die massenhaften Verstöße gegen die schulmäßige Rechtschreibung werden jetzt tatsächlich eine auffällige Erscheinung.

Wie kommt es, daß trotz aller Schulmeisterei, trotz all der peinlichen Vorschriften der orthographischen Lehrbücher, trotz der grammatisch-rhetorischen Schreckensherrschaft, die das ganze geistige Leben der byzantinischen Zeit einschnürte, gerade in dem am leichtesten lernbaren Teile der Sprache, in der Schreibung, eine solche Gleichgültigkeit und Zügellosigkeit fortdauerte? Ich ging einmal mit einem Griechen durch die Straßen Athens und machte ihn scherzend auf einen kleinen Schnitzer in einer Magazinfirma, etwas wie *Οἰνοπολεῖον*, aufmerksam; mein Begleiter errötete und sagte: „Das muß man der Behörde mitteilen, damit Abhilfe geschafft werde." Daß man zur Wahrung der orthographischen Moral gleich die Polizei zu Hilfe ruft, ist wohl selten; aber eine gewisse Strenge in orthographischen und grammatikalischen Dingen wird, wenigstens soweit es sich um irgendwelche offizielle Schriftstücke handelt, im Altertum wie auch im lateinischen Mittelalter beobachtet. Nun herrscht die Anorthographie in der byzantinischen Zeit nicht etwa bloß auf privaten Erzeugnissen, sondern auch in offiziellen, für die weiteste Öffentlichkeit bestimmten Denkmälern, z. B. Bauinschriften, Bleibullen, auch auf Objekten, bei denen schon die Kostbarkeit des Stoffes und die künstlerische Ausstattung eine besondere Sorgfalt in der Gestaltung des Schrifttextes nahelegte. Hier sind die zahlreichen Fehler doppelt auffällig, und man muß sich wundern, daß sie immer wieder als eine einfache Tatsache hingenommen, höchstens mit dem obligaten Seufzer über die Ignoranz der Schreiber begleitet werden.

Ich denke, wir haben uns die Erscheinung folgendermaßen zu erklären: Die absolute Herrschaft der Schulorthographie, wie sie sich seit der Zeit des Humanismus festgesetzt hat und wie sie uns in Fleisch und Blut übergegangen ist, hat in der byzantinischen Zeit nicht bestanden. Neben der strengen Schulorthographie, die in gewissen Hss (s. o.) ge-

braucht wurde, gab es eine freiere Schreibweise des praktischen Lebens, die auch in der Vervielfältigung literarischer Denkmäler unbedenklich angewandt wurde. Doch erstreckte sich die Lizenz nur auf die Verwechselung gleichlautender Zeichen und gewisse Freiheiten bezüglich der Akzente, Spiritus u. s. w. D. h. man gebrauchte promiscue *αι* und *ε*, *ι*, *ει* und *η*, *οι* und *υ* (später auch *ι*, *ει*, *η*, *οι*, *υ* nebeneinander), *ο* und *ω* (selten), *β* und *υ* (wo es sich um die konsonantische Geltung handelt), Spiritus lenis und asper, Akut und Circumflex (aber keinen Akzent an falscher Stelle[1])), Akzente auf einer Präposition in einem Kompositum (z. B. *ἡ ἐπὶφορά*) und umgekehrt Vernachlässigung des Akzents auf (proklitischen) Präpositionen.[2])

Daß die für uns so störenden Itazismen geradezu eine Art Bürgerrecht besaßen, beweisen mehrere Tatsachen: das Vorkommen solcher Verwechselungen in der Akrostichis mehrerer Kirchenhymnen, wo jeder Zweifel an der Ursprünglichkeit ausgeschlossen ist (*ταπινοῦ* statt *ταπεινοῦ*, *εἰδεῖν* statt *ἰδεῖν*, *ἱστήκεισαν* statt *εἱστήκεισαν*, *Ἴσχυνας* statt *Ἡισχυνας*, *O* statt *Ω*; dazu inkorrekte Doppelungen wie *τάλλα* statt *τάλα*).[3]) Dann

---

[1]) Hss, wo Akzente öfter an falscher Stelle stehen, sind der Herstellung durch Nichtgriechen stets dringend verdächtig.

[2]) Neuerdings haben mehrere Herausgeber begonnen, die von dem modernen Usus erheblich abweichende mittelalterliche Behandlung proklitischer und enklitischer Wörter (Artikel, Präpositionen und Partikeln) nachzuahmen. Sie schreiben z. B. *ἐπιπλέον*, *τανῦν*, *ἀνήϱ δε*, *ἀνήϱ γαϱ*, *ἀνήϱ οὐν*, *ἄγέ μοι*, dann konsequenterweise wohl auch: *ἐπι θεωϱίαν*, *εὐ τετυχηκώς* (statt *εὖ τετυχηκώς*) u. s. w. Theoretisch ist vieles hievon berechtigt. Solange aber über diese Dinge unter den Gräzisten nicht eine allgemeine Verständigung erzielt ist, werden diese ungewohnten Schreibungen zunächst wohl mehr Verwirrung als Nutzen stiften (vgl. die zwei letztgenannten Beispiele!), und eine wirklich konsequente Durchführung des Systems wird auf große Schwierigkeiten stoßen. Vorbedingung einer Verständigung wäre eine systematische Untersuchung des byzantinischen Usus bezüglich der Akzente, Spiritus, Apostrophe u. s. w., die ich vor vielen Jahren wiederholt, leider vergeblich, angeregt habe.

[3]) Näheres in meiner „Akrostichis in der griech. Kirchenpoesie", Sitzungsber. 1904 S. 647 ff.

die Antistoechie bei Suidas d. h. das Prinzip, die Wörter nicht nach der üblichen Orthographie, sondern nach dem Laute anzuordnen, also *αι* und *ε*, *η* und *ι* zusammenzufassen.

Man hat also in der byzantinischen Zeit Schreibungen wie *ϱίζις*, *τεν* u. s. w. nicht als gräßliche Schnitzer, als Zeugnisse einer schändlichen Ignoranz betrachtet, sondern als eine Art Nebenformen, die durch weitverbreiteten Usus sanktioniert waren. Es ist klar, daß durch diese Erkenntnis alle diese tausende von Fehlern in einem neuen Lichte erscheinen, und die Kritik der Denkmäler, wo sie vorkommen, auf einen milderen Ton gestimmt werden muß. Wären die erwähnten Anorthographien dem damaligen Gebildeten in einem so schlimmen Lichte erschienen wie uns Modernen, so hätte er sie einfach nicht durchgehen lassen; der Besteller unseres Ringes hätte z. B. dem Niellator eine korrekte Vorlage gegeben und ihm befohlen, sich genau an die vorgezeichneten Buchstaben zu halten; ein Würdenträger oder Fürst, der eine zur Herstellung seiner Bullen bestimmte Matrize bestellte, hätte sich nie und nimmer gefallen lassen, daß der Graveur ein *ι* für ein *ει*, ein *ω* für ein *ο* setzte und dadurch vor aller Welt des Briefschreibers Schulbildung kompromittierte. Man ließ aber die Graveure wie auch die Schreiber ruhig gewähren. Wir haben also tatsächlich eine doppelte Orthographie vor uns: eine ganz streng schulmäßige historische, die, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, mit der seit der Erfindung der Buchdruckerkunst überall durchgeführten übereinstimmt, und eine freiere, in der offiziellen und privaten Praxis zugelassene, die mit der Sicherung der phonetischen Tatsachen zufrieden war, im übrigen aber sich manche Willkür erlaubte. Es stehen auch da, wie in vielen anderen Beziehungen,[1]) zwei Typen von Byzanz sich gegenüber: das schulmäßige, grammatische, rhetorische, pedantische, sklavisch vom Altertum abhängige Byzanz und das lebensfrische, tatkräftige, durch viele ungriechische Elemente be-

[1]) Vgl. über diesen Dualismus die geistvollen Ausführungen von Karl Neumann, Die Weltstellung des byzantinischen Reiches, Leipzig 1894 S. V ff.

reicherte und dadurch auch sprachlich weniger skrupulöse Byzanz des realen Lebens.

Mit dem Erstarken des schulmäßigen Humanismus und der völligen Gräzisierung des Reiches, also seit dem 14. Jahrhundert, scheint die erwähnte Freiheit zurückzuweichen und allmählich jene unantastbare Korrektheit zu obsiegen, die endlich durch die Buchdruckerkunst definitiv festgelegt worden ist. Ich bemerke übrigens ausdrücklich, daß diese flüchtige Skizze nur den allgemeinen Eindruck langjähriger Erfahrungen wiedergibt und keinerlei Anspruch auf irgend welche Erschöpfung des Details macht. Es wäre eine dankbare Aufgabe, eine größere Anzahl byzantinischer Inschriften, Kunstdenkmäler mit Beischriften und Handschriften verschiedener Literaturgattungen unter diesem Gesichtspunkte durchzunehmen.[1])

Zum Schluß erwähne ich eine Kuriosität, die mit der ganzen Frage zusammenhängt. Bezüglich der um 450 n. Chr. von Kallinikos abgefaßten Lebensbeschreibung des hl. Hypatios[2]) bemerkt der alte uns unbekannte Herausgeber des Werkes, er habe alles verbessert, was nach der syrischen Mundart und ihrer eigenartigen Rauhheit (gebildet) von der gewöhnlichen

---

[1]) Zur Erreichung der richtigen Anknüpfung an die orthographischen Schwankungen in der alten Zeit wären natürlich die oben (S. 429) erwähnten Untersuchungen über die Grammatik der Inschriften und Papyri beizuziehen. Am meisten geht in die byzantinische Zeit hinein G. Crönerts Memoria Graeca Herculanensis (Lipsiae 1903). Ob sich freilich bei den anorthographischen Lesarten der mittelalterlichen Hss in der Weise, wie Crönert meint, byzantinische Schreibersitte und alte Überlieferung auseinander halten lassen (vgl. Göttinger Gel. Anz. 1906 S. 394 Anm.), ist mir zweifelhaft. Wenn übrigens dieses Buch nicht immer richtig verstanden worden ist und nicht genug gewirkt hat, so liegt das gewiß zu einem großen Teil an dem Zopf der lateinischen Formulierung, die nun einmal für sprachwissenschaftliche Werke nicht mehr paßt. — Für sich steht dann die mehr praktische Frage, wie sich der Herausgeber mittelalterlicher Inschriften und anderer Texte zur überlieferten Schreibung zu verhalten hat (vgl. oben S. 431 Anm. 2 und B. Z. X 312).

[2]) Callinici de vita S. Hypatii liber. Edd. seminarii philologorum Bonnensis sodales, Leipzig, Bibl. Teubn. 1895 S. 4.

griechischen Rede abweiche z. B. den Wandel des *η* in *ει*, des *ω* in *ο* und umgekehrt und dergleichen Kleinigkeiten mehr, was weder für ihn die Gefahr einer (tiefgreifenden) Änderung in sich schließe, noch für den Verfasser wegen der Eigenart der Sprache, aus der sie übernommen wurden, den Lesern gegenüber eine Verurteilung bedinge. Größere Eingriffe aber, seien es Zusätze, seien es Streichungen, habe er für gewagt gehalten u. s. w.[1]) Der Redaktor der Vita hat also in seiner Vorlage die üblichen orthographischen Schwankungen für Spuren der fremdartigen syrischen Aussprache gehalten, obschon doch in seiner Zeit phonetische Unterschiede zwischen *η—ει*, *ο—ω* gewiß nicht mehr existierten. Die ganze Bemerkung beruht mithin auf Mißverständnis eines grammatikalisch-orthographisch gut dressierten, aber in sprachlichen Dingen urteilslosen Mannes. Ein Fünkchen von Richtigkeit mag in der seltsamen Bemerkung nur insofern liegen, als die Griechen aus Syrien (vgl. die Akrosticha des Romanos und die Diktion des Malalas) in sprachlichen und orthographischen Dingen vielleicht sorgloser waren als etwa die in der Hauptstadt.

§ 5. Metrisches. Die Ringinschrift besteht, wie schon angedeutet, aus zwei jener Zwölfsilber, die in der byzantinischen Zeit neben dem populären Fünfzehnsilber, dem sogenannten „politischen" Verse, das beliebteste Maß der gebundenen Rede bildeten.[2]) Wohl Zufall ist die Schlußassonanz *κλάδου-δέχου*, die nur schärfer hervortritt, wenn man die Verse nach unserer Schulsitte mit dem Ton auf der letzten Silbe liest, was die Byzantiner sicher nicht taten. Die Sitte, Inschriften auf Bullen,

---

[1]) *ἐναλλάξας αὐτῶν ἐγὼ καὶ διορθωσάμενος ὅσα κατὰ τὴν τῶν Σύρων διάλεκτον καὶ τὴν προσοῦσαν αὐτοῖς δασύτητα ἐδόκει πρὸς τὴν συνήθη ἡμῶν διηλλάχθαι φωνήν, τοῦτ' ἔστι τοῦ η̅ στοιχείου εἰς τὸ ε̅ι̅ μεταβολὴν ἢ τοῦ ω εἰς τὸ ο̅ ἢ τὸ ἀνάπαλιν, ἢ τοιαῦτα τινὰ βραχέα, μήτε ἐμοὶ τῆς ἐναλλαγῆς φέροντα κίνδυνον, μήτε τῷ συντάξαντι ἐκ τοῦ ἰδιώματος τῆς γλώσσης εἰς ὃ παρελήφθησαν πρὸς τοὺς ἐντυγχάνοντας φέροντα κατάγνωσιν· πλέον δέ τι παρασαλεῦσαι τῶν συνταγέντων ἢ ἐν προσθήκῃ ἢ ἐν ὑφαιρέσει τολμηρὸν ἡγησάμην κτλ.* 4, 23 ff.

[2]) Vgl. P. Maas, Der byzantinische Zwölfsilber, Byz. Zeitschr. 12 (1903) 278–323.

Ringen, Kreuzen, Reliquiaren, Heiligenbildern und sonstigen Kleindenkmälern, Subskriptionen in Handschriften u. s. w. im Zwölfsilber abzufassen,[1]) war in der byzantinischen Zeit weit verbreitet und sie muß bei der Lesung schlecht erhaltener und bei der Ergänzung fragmentarischer Aufschriften dieser Art stets sorgsam berücksichtigt werden. Wenig wissen wir bis jetzt über den Zusammenhang dieser epigraphischen Sitte mit der Buchliteratur. In den Sammlungen verkürzter Heiligenlegenden steht häufig vor dem Prosatexte wie ein Motto ein jambisches Distichon auf den Heiligen; das Verhältnis dieser Verse zu den zusammenhängenden jambischen Heiligenkalendern bedarf der Untersuchung. Vor allem aber ist es die übrige epigrammatische Literatur der Byzantiner, die das literarische Seitenstück zu der erwähnten epigraphischen Sitte bildet. Die große Vorliebe für epigrammatische Betrachtung von Kunstwerken aller Art, Kultgegenständen, Heiligen u. s. w., die uns vom Ausgang des Altertums bis in die letzten Tage des oströmischen Reiches begleitet, wäre ohne die weitgehende praktische Anwendung solcher Verse unverständlich. Der Satz, daß diese ganze Epigrammatik für die Kenntnis der byzantinischen Kunst, besonders der Kleinkunst, ausgenützt werden muß, ist schon öfter hervorgehoben und zum Teil auch praktisch durchgeführt worden.[2]) Es ist aber zu wünschen, daß nun auch von der

[1]) Die grundlegende Arbeit verdanken wir Altmeister Fröhner. Es sind die schon oben (S. 427) zitierten „Bulles métriques“. Zahlreiche Nachträge findet man bei G. Schlumberger, Sigillographie de l'Empire Byzantin, Paris 1884, wo aber eine Kennzeichnung und Zusammenstellung der metrischen Legenden vermißt wird (vgl. z. B. S. 641 Nr. 21; 643 Nr. 22, 23; 644 Nr. 26; 654 Nr. 3; 673 Nr. 1; 682 Nr. 1; 685 Nr. 4; 706 oben u. s. w.). Vgl. auch K. M. Konstantopulos, *Ἐμμέτρων βυζαντιακῶν ἐπιγραφῶν διόρθωσις*, Journal international d'archéologie numismatique 8 (1905) 223 ff.

[2]) Vgl. Julien Durand, Bulletin Monumental, 5e série, tome 10e, 48e de la collection (Paris 1882) 518 ff. — J. Strzygowski, Rep. f. Kunstwissenschaft 11 (1888) 23 ff.; 13 (1890) 241 ff. — Ant. Muñoz, Le rappresentazioni allegoriche della vita nell'arte bizantina, L'Arte 7 (1904) 130 ff. (auf grund von Epigrammen des Theodoros Prodromos und Manuel Philes). — Ant. Muñoz, Alcuni fonti letterarie per la storia

monumentalen Seite her gearbeitet werde. Es müssen die auf Denkmälern überlieferten Verse in engere Beziehung zu den literarischen Stücken gesetzt, nach Form und Inhalt mit ihnen verglichen und die hinüber und herüber laufenden Fäden aufgedeckt werden. Die meisten Denkmäler, namentlich größere Werke wie Wandmalereien, Brunnen, Ikonen u. s. w. in den Palästen der kaiserlichen Familie, der Magnaten, der weltlichen und geistlichen Würdenträger, aber auch zahllose kleinere Sachen sind untergegangen durch die Völkerstürme, die im oströmischen Reiche ja ganz anders mit den allermeisten Kulturstätten aufgeräumt haben als im Westen. Mit den Denkmälern sind auch die gewiß nicht seltenen metrischen Aufschriften dahin. Was wir haben, sind armselige Splitter aus einem reichen Schatzhause. Aber auch dieses wenige ist weder genügend bekannt noch wissenschaftlich verwertet. Was zunächst geschehen muß, ist meines Erachtens eine vollständige Sammlung der auf Denkmälern überlieferten Verse und der zwar literarisch, aber nicht im Zusammenhang der großen Sammlungen (Georgios Pisides, Theodoros Studites, Christophoros von Mytilene u. s. w.) erhaltenen Verse dieser Art.

§ 6. Andere byzantinische Ringe. Um für die antiquarische und technische Beurteilung unseres Ringes eine klare Folie zu schaffen, gebe ich eine kurze Übersicht der in der Literatur beschriebenen byzantinischen Ringe. Bei der großen Zerstreutheit des Materials und dem Mangel bibliographischer Vorarbeiten wird sich freilich Vollständigkeit schwerlich er-

dell' arte bizantina, Nuovo Bull. di Arch. cristiana 10 (1904) 211 ff. Hier sind neben Gedichten auch byzantinische Ekphrasen beigezogen. — Vornehmlich auf Ekphrasen (des Konstantinos Manasses) beruht auch L. Sternbach, Beiträge zur Kunstgeschichte, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts 5 (1902) 66 ff. — Vgl. auch die bei K. Krumbacher, Gesch. d. byz. Lit.[2] S. 753 f. und 779 angeführte Literatur. — Für eine zusammenfassende Arbeit über dieses Gebiet wäre außer der Epigrammatik und den Ekphrasen auch das Malbuch vom Berge Athos (vgl. B. Z. 9 (1900) 707 f.) und die neuere kunstgeschichtliche, besonders ikonographische Literatur beizuziehen.

reichen lassen. Die bekannten Ringe zerfallen in zwei Gruppen: I. Ringe mit Ornament oder Aufschrift in der spiegelrechten Form (wohl meist in Email oder Niello). II. Ringe mit verkehrt eingegrabener Inschrift, die also zum Siegeln bestimmt waren. Stücke dieser Gruppe sind sehr selten, offenbar, weil zum Siegeln von Briefen, Urkunden u. s. w. in der Regel nicht Ringe, sondern Metallmatrizen gebraucht wurden, mit denen die unzähligen uns erhaltenen Bleibullen und die selteneren Gold- und Silberbullen hergestellt wurden.

Was das Material betrifft, so sind mir aus der Literatur nur goldene und silberne Ringe (und zwar ohne Stein) bekannt. Sehr bedauerlich ist, daß die Beschreibungen meistens sehr ungenau sind. In der Regel fehlen nähere Angaben über die Maße, das Gewicht und über die Technik, in welcher Bilder und Schrift ausgeführt sind. Man wird also dieselben Mängel in der folgenden Liste finden. Wer eine zusammenfassende Arbeit über diese kleinen Denkmäler versuchen wollte, müßte die meisten Originale selbst studieren und photographisch aufnehmen; denn auch die bis jetzt veröffentlichten Abbildungen sind größtenteils unzulänglich.[1])

I.

1. Massiver Goldring, 23,1 g schwer, wohl XI. Jahrhundert, gefunden bei Syrakus. Auf der Außenseite sieben Felder mit Darstellungen religiöser Szenen; eingelegte Arbeit „mit Gold von weißlicher Farbe, Silber und anderen verschiedenfarbigen metallischen Substanzen", also kein Niello, obschon Salinas a. u.

---

[1]) Von den römischen und altchristlichen Verlobungs- oder Eheringen sehe ich ab. Vgl. über sie Eduard Le Blant, 750 inscriptions de pierres gravées, Mémoires de l'Institut national de France, Ac. des Inscriptions et Belles-Lettres, Tome 36 (1898) 1. partie S. 65—74. Es handelt sich hier um (meist lateinische) Inschriften auf Ringsteinen oder Glaspasten. Die griechischen Exemplare tragen entweder das Wort *ὁμόνοια* oder *πίστις* oder *πίστις ανδυος* (= *ἀϊδίως*) oder den Namen des Bräutigams. Eine nähere Beziehung zu den byzantinischen Ringen bildet also nur das Wort *ὁμόνοια*, das auf Nr. I 6 (S. 439) wiederkehrt.

a. O. S. 93 diesen Ausdruck gebraucht.[1]) In der Mitte eine Platte mit dem Bilde eines Kaisers, einer Kaiserin und Christus. Um diese Figuren eine Niello(?)inschrift:[2]) *ὅς* (so) *ὥπλον εὐδοκίας ἐστεφάνοσας* (so) *ἡμᾶς* (aus Psalm V 13: *ὡς ὅπλῳ εὐδοκίας ἐστεφάνωσας ἡμᾶς*). Nach G. Romano vielleicht Ehering der Kaiserin Eudokia Makrembolitissa (1068), auf deren Namen das Wort *εὐδοκίας* eine Anspielung wäre. G. Romano e A. Salinas, Di un anello bizantino di oro con figure a niello del museo nazionale di Palermo, Archivio storico Siciliano N. S. 3 (1878) 92 ff. Vgl. die besonders dem ikonographischen Teil des Ringes gewidmete Studie von Julien Durand, Bulletin Monumental 5e série, tome 10e, 48e de la collection (Paris 1882) S. 508 ff.

2. Massiver Goldring, ganz schmucklos, in der Form ähnlich unserem serbisch-byzantinischen Verlobungsring, aus Ostsizilien stammend, im Museum zu Palermo; auf der Platte in drei Zeilen (wohl in Niello?) die Inschrift: *ΕΥΦΥΜΗΟΥ ΥΠΤ* d. h., wie Salinas erklärt, *Εὐφημίου ὑπάτου*. A. Salinas, Periodico di numismatica e sfragistica per la storia d'Italia 3 (1871) 208 f. Tafel IX 2.

3. Massiver Goldring, im Museo de' principi di Trabia in Palermo, von ähnlicher Form wie Nr. 2, aber mit Emailornamenten geschmückt. Auf der Platte eine Inschrift in vier Zeilen (Niello?): *Κύριε βοήθη τῷ σῷ δούλῳ Νικήτᾳ β⟨ασιλικῷ⟩. πρωτοσπαθ⟨αρίῳ⟩*. Salinas a. a. O. S. 209 f. Tafel IX 3.

4. Silberring in sizilianischem Privatbesitz. Inschrift in drei Zeilen (Niello?): *Κονσταντίνου νοτ⟨αρίου⟩*. Salinas a. a. O. S. 210. Tafel IX 4.

5. Goldring, X. Jahrhundert (?). Dünner Reif. Runde Platte mit Christuskopf (mit Nimbus) und zwei Engeln. Keine Inschrift. G. Schlumberger, Nicéphore Phocas S. 231.

---

[1]) „figurine niellate con oro di color biancastro, con argento e con altre sostanze metalliche di diversi colori". Vgl. Durand a. oben a. O. S. 509.

[2]) Ich gebe hier wie im folgenden die Inschriften der Übersichtlichkeit halber in Minuskel und mit Akzenten, doch mit Beibehaltung der orthographischen Fehler.

6. Goldener Ehering, X. Jahrhundert (?). In sieben Feldern Emaildarstellung von sieben Kirchenfesten (vgl. Nr. 1). Auf der Platte zwei Ehegatten mit Christus und Maria. Am unteren Teil der Platte das Wort *ὁμόννα* (so), das den Ring offenbar als Ehering bezeichnet. Auf dem Rande der Platte die Nielloinschrift: *Κύριε βοήθι τοὺς δούλους σου Πέτρου καὶ Θεοδότις*. Auf dem Schmalrande des Ringes selbst (oder beiden Schmalrändern?) die Inschrift („finement gravée"; ob auch Niello?): † *εἰρίνην τὴν ἐμὴν ἀφίημη ὑμῆν* † *εἰρήνην τὴν ἐμὴν δήδωμε ὑμῆν*. † Die zwei Ehegatten sind uns unbekannt. G. Schlumberger, Nicéphore Phocas S. 389.

7. Goldring, achteckig. Auf der Platte (wohl in Niello?) die Inschrift: *Εἰρήνης* mit einem Monogramm, in dem die Elemente *Δυ* und *Α* erkennbar sind. Schlumberger deutet *Δουκαίνης Αὐτοκρατορίσσης* und schreibt den Ring der Kaiserin Irene, Gemahlin des Alexios I Komnenos, zu (?). G. Schlumberger, Quatre bagues d'or, Comptes Rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres 1905 S. 142.

8. Breiter schmuckloser Goldring mit runder Platte. Auf der Platte (wohl in Niello?) die Legende: *Κύριε βοήθη Θεοφανοῦ καὶ Ἰωάννους*. Schlumberger identifiziert diese Personen mit der Kaiserin Theophano und ihrem Geliebten Johannes Tzimiskes († 976), eine Deutung, die aber doch sehr zweifelhaft bleibt, da ja Theophano und Tzimiskes nie verheiratet waren und die Besiegelung eines ehebrecherischen Verhältnisses durch einen mit den Namen versehenen Ring im byzantinischen Mittelalter kaum denkbar ist; selbst in unserer „fortgeschrittenen" Zeit dürfte ein solches „nouveau jeu" zu den äußersten Seltenheiten gehören. G. Schlumberger, Quatre bagues d'or S. 142.

9. Zweifelhaft bezüglich seines byzantinischen Ursprungs ist mir ein angeblich byzantinischer Ehering aus Gold, den neulich Côte publiziert hat. Auf der Platte zwei Personen, die sich bei der Hand halten. Von der Inschrift nur lesbar: *CAIO NO* (was schließlich auch lateinisch sein könnte). Claudius Côte, Bagues romaines et mérovingiennes, Revue archéolog., Quatrième série, tome VII (1906) S. 171 Nr. 50.

II.

1. Silberring, X.—XI. Jahrhundert (?). Umgekehrte Schrift. Legende: *Κύριε βοήϑη Θεοδώρῳ β(ασιλικῷ) σπαϑαρήῳ τῆς ἑτερ(ίας)*. Auf den zwei Seiten der Platte die Monogramme *Θεοτόκε βοήϑη* und Ornamente. G. Schlumberger, Quatre bagues S. 143. Wiederholt Épopée byzantine, 3. partie S. 140.

2. Goldring, IX.—X. Jahrhundert. Auf der Platte die kreisförmig disponierte Legende: *Παζῆνος ὁ ἀπελάτης*. In der Mitte dieser Inschrift ein Monogramm, vielleicht = *ἐν τούτῳ νίκα*. G. Schlumberger, Quatre bagues S. 139. Wiederholt Épopée byz. 3. partie S. 201.

Aus dieser Zusammenstellung erhellt, daß unser Ring unter den bis jetzt bekannt gemachten byzantinischen Ringen in mehrfacher Beziehung ein Unikum bildet 1. dadurch, daß er eine metrische Inschrift enthält; 2. dadurch, daß er der einzige unzweideutig (durch das Wort *μνῆστρον*) als Verlobungsring bezeichnete byzantinische Ring ist; 3. dadurch, daß er die Personen mit völliger Klarheit nennt (s. u.). Alle übrigen auf den oben besprochenen Ringen erwähnten Personen bleiben mehr oder weniger unsicher; 4. dadurch, daß eben durch die bestimmte Personenbezeichnung die Zeit des Ringes völlig sicher gestellt wird. Die Zeitbestimmung der übrigen Ringe beruht auf der trügerischen Abschätzung nach dem Kunstcharakter; 5. endlich dadurch, daß er geradezu ein historisches Denkmal für zwei zwar völlig sicher, aber ziemlich spärlich dokumentierte Persönlichkeiten bildet.

§ 7. Die Sitte der Verlobungs- und Eheringe ist bei den alten Griechen nicht nachweisbar.[1]) Dagegen steht sie

[1]) K. F. Hermanns Lehrbuch der griechischen Antiquitäten, 4. Bd., 3. Aufl., herausgeg. von H. Blümner, Freiburg und Tübingen 1882 S. 266 Anm. 1. Anderer Meinung ist, wie es scheint, N. Polites, *Γαμήλια σύμβολα, Ἐπετηρὶς τοῦ πανεπιστημίου*, Athen 1906 S. 124 (*Παρὰ τοῖς ἀρχαίοις Ῥωμαίοις, οἵτινες εἶχον ἐπίσης* — vorher ist von den Griechen die Rede — *συνήϑειαν τοῦ δακτυλίου ὡς μνῆστρον κτλ.*). Aber die einzige Stelle aus der alten griechischen Zeit, die Polites anführt, Theophrast bei Sto-

völlig sicher bei den Römern der heidnischen Zeit, und sie gehört, wie es scheint, zu den wenigen Kulturfaktoren, die die Römer nicht von den Griechen übernommen haben.[1]) Die heidnischen Römer haben die Sitte den Christen vererbt. Wie alt sie bei ihnen ist, beweisen die von Le Blant[2]) publizierten Eheringe mit lateinischer und griechischer Legende und mehrere literarische Nachrichten. Im kirchlichen Eheritus ist der Gebrauch des Ringes sowohl im Westen als im Osten seit alter Zeit üblich.[3]) Schwierig ist die Frage, ob und inwieweit zwischen Verlobungs- und Ehering geschieden werden kann. Vielleicht ist eine Scheidung insoferne ausgeschlossen, als der Verlobungsring nach Vollziehung der Ehe zum Ehering wurde. Die allgemeine Bezeichnung durch das Wort *ὁμόνοια*, die sich von der altchristlichen Zeit bis in die byzantinische erhält, gibt keinen Anhaltspunkt. Der einzige in der Literatur bekannte Fall, daß ein Ring ausdrücklich als Verlobungsring bezeichnet wird, ist eben der hier besprochene Ring. Doch muß darauf hingewiesen werden, daß in der kirchlichen Feier bei den Griechen Verlobung (*μνῆστρα*) und Eheschließung (*στεφάνωμα*) streng geschieden werden.[4]) Eines weiteren Eingehens auf die kirchlichen und bürgerlichen Gebräuche, die mit den zwei Hauptehesymbolen, dem Ring und dem Kranze, bei den Griechen des Mittelalters und der neueren Zeit verknüpft sind, überhebt mich die vortreffliche, auf eingehenden Studien beruhende Schrift von N. Polites (s. o. S. 440 Anm.).

Nur ein Punkt muß noch erledigt werden. Wie aus Goars

---

baeos (*ΜΔ'*, 22; ed. Meineke vol. II 167) bezieht sich nicht auf den Ring als Verlobungszeichen, sondern als Pfand bei Kaufgeschäften.

[1]) Vgl. z. B. die Belege bei Le Blant, Mémoires de l'Institut national de France, Ac. des Inscriptions et Belles-Lettres, Tome 36 (1898) 1. partie S. 65.

[2]) A. a. O. S. 65—74.

[3]) Über den Ehering bei den Christen vgl. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, 2. Aufl., Bd. X (1897) Sp. 1210.

[4]) Vgl. J. Goar, *Εὐχολόγιον* S. 380 ff.; auch Konstantin Porphyr, De cerim. ed. Bonn. S. 212, 13—22, und die von Polites a. a. O. S. 117 zitierten Stellen aus Briefen des Psellos.

Euchologium[1]) und den (z. T. aus Handschriften geschöpften) Nachweisen von Polites[2]) zu sehen ist, bestehen alte kirchliche Vorschriften über das Metall der Verlobungsringe: Es wird bestimmt, daß der Ring des Mannes aus Gold, der der Frau aus Silber sein müsse. Einige Hss (darunter die älteste der von Polites angeführten, saec. XII) verlangen für den Mann Gold, für die Frau Eisen. Wie Polites wohl mit Recht annimmt, hat diese Bestimmung den Sinn, daß die Frau dem Manne untertan sein soll.

Mithin verstößt das edle Metall unseres Verlobungsringes gegen die kirchliche Vorschrift; der Ring müßte aus Silber oder Eisen sein. Die Mittel zur Lösung dieser Schwierigkeit gibt uns Polites selbst an die Hand.[3]) Obschon auch das heutige gedruckte Ritual der Braut nur einen Silberring zugesteht, sind die Ringe an den meisten griechischen Orten aus dem gleichen Metall, bei den Wohlhabenden aus Gold, bei den Armen aus Silber, zuweilen auch aus Nickel, Bronze und sogar Blei. Nur an wenigen Orten wird die kirchliche Vorschrift noch beobachtet, aber auch da ohne rechte Konsequenz. Wie es heute ist, wird es wohl auch im Mittelalter gewesen sein; die kirchliche Vorschrift stand auf dem Papier, wurde aber in der Praxis häufig umgangen. Außer unserem Ringe sind ja auch die in der obigen Liste (S. 437 ff.) unter Nr. I 1, 6, 8 angeführten Eheringe aus Gold. Übrigens ist noch eine zweite Erklärung möglich. Polites erzählt (S. 170), daß in Paphla (auf Lesbos) die beiden Ringe aus Gold oder Bronze sein dürfen; aber bei der kirchlichen Verlobungsfeier wird auf dem Altar ein goldener Ring für den Mann, ein silberner für die Frau niedergelegt; dieses Mittel, den Buchstaben des Gesetzes zu befriedigen, wurde wohl auch sonst angewandt. In unserem Falle bildete offenbar die vornehme Geburt und hohe Stellung des Bräutigams und der Braut den Grund, für den Ring das edelste Metall zu wählen. Vermutlich wurde der Ring vom Bräutigam durch eine Vertrauensperson der Braut übersandt.

[1]) S. 382; 384. [2]) A. a. O. S. 126 f.; 168 ff. [3]) A. a. O. S. 168 ff.

§ 8. Die Personen. Wer ist das Brautpaar Stephanos Dukas und Anna Komnena? Daß es sich um die zwei Familien dieses Namens handelt, die seit dem 11. Jahrhundert in der byzantinischen Kaisergeschichte eine so hervorragende Rolle spielten, ist ohne weiteres klar. Das beweist sowohl die Entstehungszeit des Ringes, den Metrik und Schriftart in die späteren Jahrhunderte des Reiches verweisen, als auch das kostbare für Verlobungsringe nicht gewöhnliche Material (s. o.) und die durch die metrische Aufschrift bezeugte besondere Betonung der Familienhoheit. Es handelt sich also nur darum, in dem genealogischen Labyrinth der genannten Familien die richtigen Personen herauszufinden.

Das alte Riesenwerk, auf das wir auch heute noch für die Kenntnis der Geschlechter des südost-europäischen Mittelalters angewiesen sind, Du Canges Familiae Byzantinae,[1]) läßt uns für die Frage im Stich. Die Lösung des Rätsels verdanken wir einem Stücke einer Quellengruppe, die erst seit dem XIX. Jahrhundert für die byzantinische Geschichte nutzbar gemacht worden ist, einer Urkunde.[2]) Sie wird durch eine andere, erst in der neuesten Zeit bekannt gewordene Quelle ergänzt, die meist auf kirchenrechtliche Fragen bezüglichen Briefe des Erzbischofs von Bulgarien, Demetrios Chomatianos.[3]) Beide

[1]) Wie für das mittelgriechische Wörterbuch Du Canges, so wäre auch für die Familiae Byzantinae eine Neubearbeitung auf grund des seit dem 17. Jahrhundert zugewachsenen Materials, besonders der Urkunden und der nichtgriechischen Quellen, ein dringendes Bedürfnis. Aber wie viele solche Bedürfnisse gibt es noch! Und wie wenige sind der Arbeiter auf dem unwirtlichen Boden von Byzanz, wo weder der Lorbeer des Ruhmes noch eine gesicherte Lebensstellung anlockend winken!

[2]) Zuerst ediert (aus dem K. K. Staatsarchiv in Wien) von G. L. F. Tafel und G. M. Thomas, Griechische Original-Urkunden zur Geschichte des Freistaates Ragusa, Sitzungsber. der philos.-hist. Kl. der Kaiserl. Ak. d. Wiss. in Wien 1851, Maiheft. Wiederholt bei Fr. Miklosich et Jos. Müller, Acta et diplomata graeca vol. 3 (Wien 1865) 66 f.

[3]) Zum erstenmal veröffentlicht von Kardinal J. B. Pitra in seinen Analecta Sacra et Classica Spicilegio Solesmensi parata. Tomus VI, Paris-Rom 1891.

Quellen sind schon von Dr. Kugeas in der erwähnten Seminararbeit beigezogen worden. Die Urkunde ist ein Privilegienbrief des Manuel Angelos Komnenos Dukas, der als griechischer Kaiser in Thessalonike gegen den Kaiser von Nikaea als Mitbewerber um den Thron in Konstantinopel auftrat.[1]) Er erteilt in dem Briefe dem Freistaate Ragusa verschiedene Rechte in seinem Gebiete. Das im Monat März des Jahres 1234 ausgestellte Schriftstück beginnt also:

† *Διὰ τὴν ἀγάπην, ἣν ἔχει ἡ βασιλεία μου εἰς τοὺς οἰκήτορας τοῦ κάστρου Ῥαουσίου (εὐγνώμονες γὰρ καὶ αὐτοὶ ἐφάνησαν περὶ τὴν βασιλείαν μου, καὶ καλῶς καὶ εὐνοϊκῶς καὶ εὐσπλάγχνως διετέθησαν περὶ τὰ παιδία τῆς βασιλείας μου, ἤγουν τὸν ὑψηλότατον ῥῆγα Σερβίας καὶ περιπόθητόν μου γαμβρὸν, κῦρ Στέφανον τὸν Δούκαν, καὶ τὴν ἐγκάρδιόν μου ἀνεψιὰν τὴν ῥήγαιναν, κυρὰν*[2]) *Ἄνναν τὴν Δούκαιναν), διὰ γοῦν τὴν τοιαύτην ἀγάπην, ἣν ἔχει ἡ βασιλεία μου εἰς τοὺς Ῥαουσαίους, φιλοτιμεῖται αὐτοῖς τὸ παρὸν πρόσταγμα αὐτῆς, δι' οὗ καὶ διορίζεται, ἵνα ἀπὸ τοῦ νῦν καὶ εἰς τὸ ἑξῆς ἔχωσιν ἐλευθερίαν οἱ τοιοῦτοι Ῥαουσαῖοι ἀπὸ τοῦ μέρους τῆς βασιλείας μου καὶ ἐν τῇ θαλάσσῃ καὶ ἐν τῇ ξηρᾷ.* Wegen der Wichtigkeit der Stelle versuche ich sie deutsch wiederzugeben:[3]) „Wegen der Liebe, die meine

---

[1]) Über Manuel (und seinen unten zu erwähnenden Bruder Theodor) vgl. Du Cange, Familiae Byzantinae S. 206 f. C. Hopf, Geschichte Griechenlands vom Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit, Ersch und Grubersche Encyklopädie I. Section 85. Teil (1867) S. 247 ff. Dazu der Stammbaum bei Hopf, Chroniques Gréco-Romanes, Berlin 1873 S. 529. Ant. Meliarakes, *Ἱστορία τοῦ βασιλείου τῆς Νικαίας καὶ τοῦ δεσποτάτου τῆς Ἠπείρου*, Athen 1898 S. 124 ff., 159 ff., 237 ff., 251 ff., 321 ff. V. Vasiljevskij, Epirotica saeculi XIII, Vizant. Vremennik 3 (1896) 233 ff. (neues Material aus der Korrespondenz des Erzbischofs Johannes von Naupaktos). E. Kurtz, Christophoros von Ankyra als Exarch des Patriarchen Germanos II, Byz. Zeitschr. 16 (1907) 120 ff.

[2]) In beiden Ausgaben steht falsch *κῦρ Ἄνναν*!

[3]) Wie der Leser bemerken wird, ist die Interpretation des kleinen Textes, so einfach er auch ist, nicht völlig sicher. Bei byzantinischen Texten erheben sich Zweifel namentlich dadurch, daß viele Wörter, deren ursprüngliche und altgriechische Bedeutung wir kennen, später irgend eine feste technische oder sonstwie prägnante Bedeutung ange-

Majestät zu den Bewohnern des Kastron von Ragusa hegt (denn auch diese haben sich gegen meine Majestät wohlwollend (erkenntlich?) erwiesen und haben sich gut, wohlgesinnt und milde benommen gegen die Kinder meiner Majestät, nämlich den höchsten (Herrn, den) König von Serbien, meinen innig geliebten Eidam (Nebeneidam), Herrn Stephanos Dukas, und meine herzliebe Nichte, die Königin, Frau Anna Dukaena), wegen dieser Liebe also, die meine Majestät zu den Ragusanern hegt, gewährt sie ihnen ihren vorliegenden Erlaß, durch den auch bestimmt wird, daß die besagten Ragusaner von jetzt ab und in Zukunft von seiten meiner Majestät zu Wasser und zu Land Freiheit genießen sollen." Das Wort *γαμβρός* wird hier, wie das folgende *ἀνεψιά* (Nichte) zeigt, in einem etwas weiteren Sinne gebraucht, als gewöhnlich, = „Schwiegersohn des Bruders".[1]) Die Nichte ist die Tochter von Manuels Bruder Theodoros Angelos Komnenos Dukas, Manuels Vorgänger auf dem Kaiserthron von Thessalonike (1216—1230). Daß Stephans Familie auf dem Ring durch *Δουκικῆς* und Annas Familie durch *Κομνηνοφυῆς* bezeichnet wird, ist nicht auffällig. In der oben genannten zweiten griechischen Quelle über König Stephan wird er auch einmal geradezu Dukas genannt.[2]) Daß die

---

nommen haben, die erst durch umfassende Beobachtungen genauer festgestellt werden kann. Die griechischen Wörterbücher, welche die spätere Zeit berücksichtigen, also der Thesaurus und Sophocles, lassen für die Evolution und Fixierung der Bedeutung nur zu oft im Stiche. Hier liegt eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben eines neuen griechischen Thesaurus. Übrigens sollte die oben befolgte Sitte, einer Quellenstelle eine Übersetzung in die landesübliche Sprache beizufügen, viel häufiger angewandt werden. Viele Forscher und selbst Darsteller, die für weitere Kreise schreiben, tun, als lese heutzutage jedermann Griechisch so spielend wie den lokalen Teil seiner Tageszeitung. In Wahrheit schwankt die Auffassung eines Textes oft selbst unter weisesten Fachgenossen, und die vermeintliche Selbstverständlichkeit der Interpretation stürzt nicht selten bei der ersten kritischen Berührung zusammen.

[1]) Vgl. die von Tafel und Thomas a. a. O. S. 4 f. zitierte Stelle aus Du Canges Familiae Byzantinae.

[2]) *Ἐρωτήσεις τοῦ πανευγενεστάτου ῥηγὸς Σερβίας κυροῦ Στεφάνου τοῦ Δούκα διάφοροι.* Ed. Pitra col. 685.

Despoten bzw. Kaiser von Epirus und Thessalonike sich, obschon sie aus dem Hause Angelos stammten, nach ihrer Stammmutter Theodora Komnena mit Vorliebe (wohl wegen der größeren Berühmtheit des Komnenenhauses) Komnenen nannten, ist schon von Du Cange[1]) und Tafel und Thomas[2]) bemerkt worden.

Soweit läßt sich mit den griechischen Quellen kommen. Dann aber erheben sich allerlei Schwierigkeiten. Es gab mehrere Könige Namens Stephan in Serbien. Über die Namen und die Herkunft ihrer Gemahlinnen herrscht Dunkel.[3])

In dieser Verlegenheit wandte ich mich an den besten Kenner der serbisch-bulgarischen Geschichte, Prof. C. Jireček in Wien. Selten ist mir auf eine wissenschaftliche Anfrage eine so reiche und erschöpfende Antwort zu Teil geworden. Jireček hat, namentlich auf grund mir unbekannter serbischer Quellen, die ganze Frage mit einem Schlage gelöst. Es zeigte sich, daß Tafel und Thomas sowohl bezüglich Stephans als Annas fehlgegriffen hatten und dadurch zu einem Rattenkönig unmöglicher Vermutungen verleitet worden waren. Statt weitläufiger Erklärungen bringe ich die Mitteilungen des Wiener Freundes zum Abdruck; als Folie vergleiche man Tafel und Thomas S. 9 f.

„Von der vorzeitigen Kälte früher, als ich es gewohnt bin, nach Wien getrieben, erhielt ich Ihren lieben Brief vom 23. IX. 06 über einen Fund, der wirklich zur Aufhellung alter byzantinisch-serbischer Beziehungen dient.

In den Jahren 1196—1228 herrschte in Serbien der Sohn des Großžupans Stephan Nemanja (des hl. Symeon), Stephan der „Erstgekrönte“, zuerst als Großžupan, seit 1217 als

---

1) Familiae Byzantinae S. 206.

2) A. a. O. S. 11. Auch andere Familien, die mit den Komnenen verschwägert waren, legten sich diesen Namen bei. Vgl. G. Schlumberger, Sigillographie de l'Empire Byzantin S. 645.

3) Vgl. Tafel und Thomas a. a. O. S. 9 f., wo die Dunkelheit durch eine verworrene und zum Teil ganz unverständliche Darlegung noch mehr verdunkelt wird.

König mit einer aus Rom erhaltenen Krone. Sein Vater hatte ihn mit Eudokia, einer Tochter des Kaisers Alexios III verheiratet, doch haben sich die Gatten (um 1201/2) getrennt. Eine Ehrenrettung dieser Eudokia gegen die Bemerkungen des Niketas Akominatos ed. Bonn. 704—5 versucht Meliarakes, *Ἱστορία τοῦ βασιλείου τῆς Νικαίας* 630—640. Eudokias zweiter Gatte wurde der ephemere Kaiser Alexios V Murzuphlos; ihr dritter Gatte war der aus der Geschichte von Hellas bekannte Leon Sguros. Der Serbe Stephan scheint nachher noch mindestens zweimal verheiratet gewesen zu sein; um 1217 war seine Gattin eine Venetianerin aus dem Geschlechte der Dandolo, welche mit ihm auch bei der Königskrönung gekrönt wurde.

Der erstgeborene Sohn Stephans des Erstgekrönten war Stephan Radoslav, dessen Bildnis, neben dem des Vaters, in den Fresken des Klosters Žiča in Serbien zu sehen ist (Strzygowski, Denkschr. d. Wiener Akad. 52, 1906, 109—111 Abb. 40). In der Inschrift von Žiča erscheint Radoslav als der Erstgeborene (prъvênъc) und Thronfolger; nach den Urkunden von Cattaro scheint er damals die Zeta (in Montenegro) verwaltet zu haben. Sein Vater wollte ihn mit Theodora, Tochter des verstorbenen Despoten Michael I von Epirus vermählen und fragte bei dem Erzbischof Johannes von Ochrid an; doch als dieser erfuhr, daß der Sohn *„ἀπὸ τῆς κυρᾶς Εὐδοκίας“* sei, verwehrte er die Ehe, wegen des siebenten Verwandtschaftsgrades (Dem. Chomatianos ed. Pitra no. X col. 51—52). Doch als Michaels Halbbruder Theodoros von Epirus der mächtigste Mann der Halbinsel wurde, vergaß man auf diese Hindernisse. Radoslav wurde Gemahl der Anna Dukaina, Tochter des großen Theodoros, der sich in Thessalonich zum Kaiser krönen ließ.

Nach seines Vaters Tod wurde Stephan Radoslav König der Serben. Als Sohn und Gemahl byz. Kaisertöchter wollte er als Grieche gelten und schrieb sich *Στέφανος ῥὴξ ὁ Δούκας*. So lautet seine Unterschrift auf einer serbisch verfaßten Urkunde an die Ragusaner (in Text aber: Stephan Radoslav), Miklosich, Mon. serb. 19—20. So heißt er auch Acta graeca

3, 66 in einer epirot. Urkunde. So nennt ihn auch Demetrios Chomatianos in den Antworten auf die *ἐρωτήσεις τοῦ πανευγενεστάτου ῥηγὸς Σερβίας κυροῦ Στεφάνου τοῦ Δούκα*, ed. Pitra col. 686—710. Doch seine Regierung war kurz (1228—1234). Nach dem Sturze seines Schwiegervaters, des Kaisers Theodor, (1230) verlor er jeden Halt. Der Adel stürzte und vertrieb ihn; auf den Thron kam sein Bruder Stephan Vladislav. Der serbische Mönch Theodosij erzählt, Radoslav sei ganz von seiner Frau abhängig und infolge dessen „in seinem Verstande gestört" gewesen. Radoslav weilte im Februar 1234 als Flüchtling in Ragusa, im März in Epirus. Sein Ende ist dunkel. Theodosij erzählt, ein Franke habe ihm in Dyrrhachion seine schöne Frau abwendig gemacht und ihn selbst mit dem Schwerte bedroht. Die Frau nennt Theodosij „eine zweite Dalila, wie die erste des Sampson" (ed. Pavlović im Glasnik, 2. Serie, Bd. 7, 134). Ohne Krone und ohne Frau sei Radoslav in die Heimat zurückgekehrt und wurde Mönch als Johannes; nach Erzbischof Daniel (ed. Daničić S. 5) ist er im Kloster Studenica begraben. Das Todesjahr ist unbekannt. Darüber eine Abhandlung: „Wann ist König Radoslav gestorben?" von Dr. S. Stanojević im Belgrader „Delo" 1894."

Bemerkenswert ist, daß unter den zahlreichen Bullen, die für die Prosopographie des byzantinischen Reiches so wichtig sind, die Despoten bzw. Kaiser Theodoros und Manuel nicht vertreten sind.[1]) Dagegen haben wir eine Bulle, die vielleicht zu der auf dem Ringe genannten Anna selbst in Beziehung gesetzt werden kann.[2]) Sie trägt die leider sehr schlecht erhaltene Aufschrift: *K(ύρι)ε βοήθη τῇ σῇ δούλῃ (Ἄ)ννῃ σεβα(στ)ῇ τῇ Δου(καίν)(ῃ)*. Auffällig ist die Bezeichnung *σεβαστή*. Nun haben wir aber eine zweite sehr gut erhaltene Bulle, die von P. Lampros Maria, der Tochter des Despoten Nikephoros, der späteren Gemahlin des Johannes von Kephal-

---

[1]) Vgl. Schlumberger, Sigillographie S. 426 ff.

[2]) Publiziert von K. M. Konstantopulos, Journal international d'arch. numism. 6 (1903) 77.

lenia, zugeteilt wird.[1]) Auch hier finden wir den Ehrentitel *σεβαστή*: *Σώζοις ἁγνή με τὴν σεβαστὴν Μαρίαν.* Es scheint also, daß die Töchter der Despoten von Epirus den erwähnten Titel führten, und wir müssen annehmen, daß die Bulle von Anna vor ihrer Vermählung gebraucht wurde; den Beinamen *Δούκαινα* konnte sie schon damals führen, da ja auch ihr Vater ein *Δούκας* war und auch schlechthin *Θεόδωρος ὁ Δούκας* genannt wird.[2])

Über die Identifizierung der auf unserem Ring genannten Personen kann mithin kein Zweifel übrig bleiben. Es ist König Stephan Radoslav genannt Dukas von Serbien (1228—1234) und Anna Komnena, die Tochter des Kaisers Theodoros Angelos Komnenos Dukas von Thessalonike (1216—1230). Die Genealogie der Häuser Komnenos und Dukas ist uns bis in die feinsten Verzweigungen bekannt. Nirgends treffen wir ein anderes Paar Stephanos Dukas — Anna Komnena. Dazu kommt noch folgendes: Der Name Stephan ist in den fürstlichen Kreisen von Byzanz überhaupt äusserst selten; in den zwei auf dem Ring genannten Familien kommen nur zwei Männer dieses Namens vor: jener Stephan Dukas, der, nachdem sein Vater Konstantinos den Versuch die Krone zu gewinnen mit dem Leben bezahlt hatte, durch Entmannung politisch unschädlich gemacht wurde (um 913)[3]), und ein nicht näher bekannter Großdrungar Stephanos Komnenos (12. Jahrhundert).[4]) Dagegen kennen wir mehr als ein Dutzend Träger des Namens Stephan aus Serbien und Bosnien und den noch heute nach der berühmten Stephanskrone benannten Ländern.[5]) Wir würden also, auch wenn wir die oben mitgeteilten positiven Nachrichten nicht besäßen, zur Bestimmung des auf dem

---

1) Schlumberger, Sigillographie S. 427; Konstantopulos a. a. O. S. 77.

2) Z. B. im Akte über seine Krönung ed. Vasiljevskij, Viz. Vremennik 3 (1896) 285, 18.

3) Du Cange, Familiae Byzantinae S. 160.

4) Ebenda S 175.

5) Vgl. den Index bei Du Cange, Familiae Byzantinae S. 371.

Ringe genannten Stephan schon vermutungsweise in die Richtung von Serbien oder etwa Ungarn verwiesen. Die Form der Inschrift bestätigt die getroffene Identifizierung insoweit, als die Metrik und die Buchstabenform ausgezeichnet zum 13. Jahrhundert stimmen.

§ 9. Epilog. Verlockend wäre es zuletzt, die Frau, die den kostbaren, durch des Schicksals besondere Gunst geretteten Ring einst getragen, und ihren Gemahl mit Hilfe der historischen Nachrichten und der schöpferischen Kraft der Phantasie mit Fleisch und Blut auszustatten, sie in ihrer körperlichen Erscheinung und ihrer Tracht, ihrem Charakter und ihrer Bildung, ihrem Lieben und Hassen wieder ins Leben zu rufen und sie hineinzustellen in die merkwürdige Kulturwelt des abenteuerlichen epirotischen Despoten- und Gegenkaisertums und des halbgriechischen mittelalterlichen Serbenreiches. Auch rein kulturhistorisch könnte die Aufgabe reizen; denn soviel auch in den letzten Jahrzehnten die byzantinische Zentrale selbst geschildert worden ist, so sehr sind die Provinzen und die zum byzantinischen Kulturkreise gehörenden Kleinstaaten und Nachbargebiete vernachlässigt geblieben. Aus der vom serbischen Chronisten verzeichneten Nachricht von der Berückung der Königin Anna durch einen schönen Franken (wohl Italiener) und der Weltflucht ihres Gemahls ließe sich auch das nötige pikante und sentimentale Beiwerk gewinnen. Jedenfalls wäre die Grundlage dieses serbisch-byzantinischen Ringromanes sicherer gestellt als der mit künstlerischer Kraft und liebevoller Forschung zu einem reichen Zeitgemälde ausgebaute, aber gerade im Hauptpunkte mehr als zweifelhafte „Ring des Frangipani“![1]) Doch muß ich eine derartige Weiterführung

[1]) Mir ist es unfaßlich, wie leichten Herzens Henry Thode (Der Ring des Frangipani, Frankfurt 1895 S. 92 f.; vgl. S. 156) über den Widerspruch zwischen seinem Ringe, der nur am äußeren Rande eine Inschrift („Myt wyllen dyn eygen“) hat, und dem Briefe der getreuen Apollonia, wo ausdrücklich eine Inschrift innen und außen auf dem Bande des Ringes („quelle letere che erano su la poliza dentro e de fora de lo anello“) erwähnt wird, hinweggehüpft ist. Er hilft sich ja

einem künstlerisch begabten Darsteller überlassen. Nur eine weniger poetische als realistische Bemerkung möchte ich nicht unterdrücken: Aus dem für den „Ringfinger“ der rechten Hand[1]) einer Frau ziemlich bedeutenden Umfang des Reifes läßt sich schließen, daß Anna Komnena recht kräftig gebaut war. Wir werden sie uns also nicht als ein zartes gretchenhaftes Prinzeßchen vorzustellen haben, sondern als eine große, energische, mannähnliche Dame, einen Typus, wie er in der herrschsüchtigen Kaiserin Irene oder in der mit der Ringbesitzerin gleichnamigen und verwandten älteren Anna Komnena, der ränkesüchtigen Beherrscherin ihres maßvollen Gemahls Nikephoros Bryennios, anzunehmen ist.[2]) Dazu paßt auch die erwähnte Tatsache, daß Stephan so unter dem Pantoffel stand, daß sein Verstand gestört wurde, und die harte Entschlossenheit, mit der Anna ihren Gemahl, nachdem er vom Throne gestürzt war, einem fremden Kavalier zu liebe vor die Türe setzte.

mit der verzweifelten Annahme einer im Inneren des hohlen Ringes verborgenen (also richtigen esoterischen) Inschrift. Das würde aber nur überzeugen, wenn Thode das Experiment in corpore machte und durch einen Techniker, was gar nicht so schwer wäre, den Hohlraum öffnen ließe. „Nein, und wiederum Nein — nicht ich, dem durch ein Wunder dieser Reif anvertraut wurde! Wie vor einem Frevel schrecke ich davor zurück, das Geheimnis, welches ein liebendes Herz vor den Augen der Welt verborgen wissen wollte, zu enthüllen.“ Nun ja.

[1]) Im *Εὐχολόγιον* (ed. Goar S. 382) heißt es allerdings nur: *καὶ ἐπιτίθησιν αὐτοὺς* (sc. *τοὺς δακτυλλίους*) *ἐν τοῖς δεξιοῖς αὐτῶν δακτύλοις*, aber nach allem, was wir wissen, ist damit der Ringfinger gemeint. Vgl. Polites a. a. O. S. 123 f.

[2]) Über griechische und byzantinische Mannweiber vgl. meine Kasia, Sitzungsber. d. Bayer. Ak., philos.-philol. und hist. Kl. 1897 S. 311 f.

Nachtrag.

Durch Dr. P. Marc werde ich eben, bei der letzten Korrektur, auf eine vor kurzem veröffentlichte Arbeit aufmerksam gemacht, die mir zu meinem großen Bedauern entgangen war, den Artikel „Anneaux" von H. Leclercq in Cabrols Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie, Tome premier, 2me partie, Paris 1907, Sp. 2174—2223. Aus dieser gehaltreichen und mit wertvollen Literaturnachweisen ausgestatteten Monographie ergeben sich mehrere Ergänzungen zu den obigen Darlegungen. Ich verweise besonders auf die Kapitel über Verlobungs- und Eheringe (Sp. 2188 ff.) und über byzantinische Ringe (Sp. 2206 ff.; vgl. auch Sp. 2190). Die oben (S. 437 ff.) gegebene Liste wird durch Leclercq um 8 Stücke bereichert, von denen freilich nur 3 mit Sicherheit als byzantinisch angesprochen werden können. Dagegen fehlen bei Leclercq wiederum alle von mir aufgezählten byzantinischen Ringe, ein doppelter Beweis, wie schwer es ist, in solchen Dingen Vollständigkeit zu erreichen.

Inhalt.

Öffentliche Sitzung

zu Ehren Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten

am 17. November 1906.

Der Präsident der Akademie, Herr K. Th. v. Heigel, eröffnete die Festsitzung mit der folgenden Ansprache:

Unauslöschbar wird sich jedem Teilnehmer an den soeben verrauschten Kaiserfesten das rührende und erhebende Bild eingeprägt haben: neben der kraftvollen Persönlichkeit des Reichsoberhaupts unser Regent, alt, doch nicht gealtert, ungebeugt von der Last seiner Jahre, ein Ehrfurcht gebietendes Beispiel von Pflichttreue. Der französische Akademiker Fontenelle sagte einmal: „Wenn ich vor einen Vornehmen treten muß, verbeuge ich mich, doch mein Geist macht den Bückling nicht mit!“ Doch auch dem selbstbewußten Dichter würde, wenn er vor unseren Regenten getreten wäre, jede Ehrenbezeugung von Herzen gekommen sein, denn diesen Fürsten zeichnen nicht bloß Rang und Würde aus, sondern auch echte Menschlichkeit und Bürgertugend.

Längst ist der Beweis erbracht, daß er der Wissenschaft treue Fürsorge und jede mögliche Förderung angedeihen läßt. Auch im ablaufenden Jahre hat sich unsere Akademie mancher Beweise der Gunst der K. Staatsregierung zu erfreuen gehabt. Vor allem verdient unseren Dank die Einräumung des Nordflügels des Wilhelminums. Freilich mußte die westliche Hälfte des ersten Stockwerkes zunächst dem Ludwigsgymnasium ein-

geräumt werden, und ein Teil davon wird nach Errichtung des neuen Gymnasiums dem Staatsarchiv überlassen werden müssen. Immerhin bedeutet es einen Fortschritt, daß die östliche Hälfte des ersten Stockwerkes vom Münzkabinett und das zweite Stockwerk vom zoologischen Institut bezogen werden können; die erforderliche Adaptierung wird in wenigen Monaten durchgeführt sein. Wenn in absehbarer Zeit auch noch andere, gegenwärtig zu fremden Zwecken verwendete Räume im Erdgeschoß und im dritten Stockwerk an die wissenschaftlichen Sammlungen des Staates abgegeben werden, ist dem empfindlichsten Mißstand im Wilhelminum abgeholfen. Denn nur wenn die Sammlungen in genügend geräumigen und hellen Räumen in übersichtlicher Ordnung aufgestellt sind, vermögen sie ihren Doppelzweck zu erfüllen: für den Unterricht in den Instituten das erforderliche Material und auch den breitesten Volksmassen Anregung und Belehrung zu bieten.

Zu wärmstem Danke sind wir der K. Staatsregierung und den beiden Kammern verpflichtet für Erhöhung des Etats der Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns, sowie der zoologischen Sammlung. Mit reicheren Mitteln ausgestattet, wird die genannte Kommission in Stand gesetzt sein, die Ausgrabungsarbeiten systematischer vornehmen zu lassen und in Wahrheit der Mittelpunkt der prähistorischen Studien in Bayern zu werden. Der zoologischen Sammlung aber ist durch die Aufbesserung ihres Etats die Möglichkeit gegeben, empfindliche Lücken ihrer Bestände auszufüllen und die wertvollen Erwerbungen der letzten Jahre durch zweckentsprechende Verarbeitung und Aufstellung fruchtbar zu machen.

Noch einem dringenden Bedürfnis aber ist in nächster Zeit abzuhelfen: es gilt, einen unseres Staates und unserer hohen Schulen würdigen neuen botanischen Garten zu schaffen.

Nahezu ein Jahrhundert ist verflossen, seit die Haupt- und Residenzstadt München ihren ersten botanischen Garten erhalten hat.

Während Berlin schon im 17. Jahrhundert einen „Apothekergarten“ und seit 1718 einen „Garten der Sozietät der Wissenschaften“ hatte, die Kaiserstadt Wien sich einer weltberühmten Pflanzenschule erfreute und sogar kleine Universitätsstädte, wie Altdorf, ihre Lehrgärten besaßen, fehlte es in München noch um die Wende des 18. Jahrhunderts an einem solchen Institut. Erst 1807 erhoben zwei Akademiker, der große Anatom und Physiker Sömmering und Medizinalrat Güthe, ihre Stimmen für Ausfüllung der empfindlichen Lücke in den trefflichen wissenschaftlichen Anstalten der kurbayerischen Akademie. Sömmering motivierte seinen Antrag galanter Weise u. a. auch damit, daß Botanik, von Alters her scientia amabilis, die liebenswürdige Wissenschaft, genannt, in jüngster Zeit ein Lieblingsstudium der Damen geworden sei. Die Akademie schloß sich dem Antrage an, und der gütige Max Joseph ging auf die Wünsche der Gelehrten ein; er schenkte zur Anlage eines botanischen Gartens eine Wiese von 6½ Tagwerken längs dem Herzogsgarten und dem Löwenwirtshause vor dem Karlstor; andere Grundstücke im Umfang von 8 Tagwerken wurden dazu gekauft. Hier wurde sodann in den nächsten Jahren ein anfänglich nur die Heimatsflora umfassender Garten von Hofgartenintendant v. Sckell und Professor v. Schrank, bisher Konservator des botanischen Universitätsgartens in Landshut, angelegt, also von Männern, die mit den einschlägigen Gesetzen der Natur, der Wissenschaft und der Kunst wohl vertraut waren.

Das neue Unternehmen fand jedoch viele Gegner. Im Publikum waren schlimme Gerüchte verbreitet über Beschaffenheit und Tauglichkeit des gewählten Platzes. Auch die alte Eifersucht zwischen Universität und Akademie spielte herein. Die Landshuter Professoren meinten, es wäre besser, das Geld, statt es im Münchener Kalkboden nutzlos zu vergraben, zur Erweiterung des herrlichen Universitätsgartens auf dem Hofberg zu verwenden. Allein Schrank, Güthe und Sckell, 1811 von der Regierung zu gründlicher Untersuchung der Frage aufgefordert, vertraten einstimmig und entschieden die Auffassung, daß gegen den gewählten Platz in München schwer-

wiegende Bedenken nicht zu erheben seien. Er sei gesichert gegen die im Isartal jährlich wiederkehrenden Überschwemmungen, habe die richtige Lage gegen den Sonnenlauf und genügenden Schutz gegen rauhe Bergwinde durch die nicht allzu hohen Gebäude des Herzog-Klemens-Palastes; dagegen sei genügend Vorsorge getroffen, daß dem Garten nicht durch bürgerliche Gebäude Licht und Luft und die nicht minder nötige Ruhe entzogen würden. Der Boden, vorwiegend Kalkerde mit Alaunerde und Eisenoxyd, sei zwar für den Anbau zärterer Pflanzen zur Zeit noch nicht sehr geeignet, könne aber von einem wissenschaftlich gebildeten Kultivateur nach Wunsch verbessert werden. Leichter könne die Universität eines botanischen Gartens entbehren, da die für den Unterricht notwendigen Pflanzen auch auf dem Handelswege erhältlich seien, als eine Akademie, welche das botanische Studium als reine Wissenschaft betrachte und betreibe. Auch in Paris sei der Jardin des plantes nicht mit der uralten Universität, sondern mit dem weit jüngeren Institut des sciences et des arts verbunden. Der Akademie des ersten Staates im konföderierten Deutschland dürfe ein so wichtiges Attribut nicht länger fehlen.

Diese Gründe schlugen durch; die Arbeiten für die geplante Schöpfung durften fortgesetzt werden.

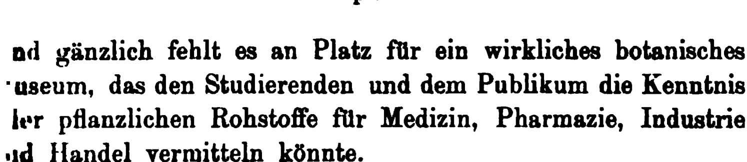
Es wäre hier nicht am Platze und kann nicht meine Aufgabe sein, eingehend zu schildern, was in der Folge für innere Einrichtung des Gartens, Verbesserung des Bodens, Bau der Gewächshäuser, Ansiedlung der Pflanzen geleistet wurde. Dem praktischen Sinn, dem rastlosen Eifer und der wissenschaftlichen Erfahrung der Gründer und ihrer Nachfolger war es zu danken, daß sich der Münchener Garten zu einem der reichsten und bestgeordneten in Deutschland entwickelte. Pflanzen sind organische Wesen, die einer verständnis- und liebevollen Wartung bedürftig sind. Es kam unserem Garten zugute, daß seine Pfleger nicht bloß ausgezeichnete Floristen waren, sondern auch ein Herz für die lebende Pflanze hatten. Am nächsten, so meine ich als Laie, muß doch auch dem Botaniker das-

jenige liegen, was noch lebt. Dekorativer Wirkung darf selbstverständlich in einem botanischen Garten nicht die Bedeutung eingeräumt werden, wie in einem Ziergarten, doch schon der Name Sckell bürgte dafür, daß auch auf anmutige Formen und Umrisse, auf harmonische Übergänge der Baumarten, auf Abstufung der Farbentöne von Blumen und Strauchwerk jede mögliche Rücksicht genommen wurde. Nicht minder wurde auf Einbürgerung seltener Arten aus allen Teilen der alten und neuen Welt, insbesondere unter der Leitung des berühmten Erforschers der brasilianischen Flora, Karl von Martius, rege Sorgfalt verwendet.

Einen schweren Schlag erlitt jedoch der Garten im Jahre 1854 durch den Beschluß der Regierung, den zur Aufnahme der Industrieausstellung bestimmten Glaspalast in den botanischen Garten zu verlegen und mitten durch eine öffentliche Straße zu ziehen. Es soll anfänglich geplant gewesen sein, den Glaspalast selbst nach Beendigung der Ausstellung als Gewächshaus zu benützen; der Gedanke konnte aber natürlich nicht verwirklicht werden, denn wie hätten so ungeheuere Räume erwärmt werden sollen? Martius verglich seinen geliebten Garten nach der Katastrophe des Jahres 1854 mit einem Menschenkörper, in welchem alle Sehnen entzwei geschnitten seien. Die Besorgnis war nicht unbegründet, aber übertrieben. Dem erhöhten Eifer der Beamten und Bediensteten gelang es, die Umwandlung des Gartens so glücklich durchzuführen, daß er nach wie vor zu wissenschaftlichen Untersuchungen reiches Material lieferte, den Künstlern zu mannigfaltigen Studienzwecken diente und zahlreiche Gäste zu harmloser Naturbeobachtung anregte.

In dieser Gestalt ist er unser aller Liebling gewesen, und es läßt sich wohl verstehen, daß der verehrte Kollege Radlkofer, der hier sein Leben lang „die Arbeit und das Wirken der Pflanzen“ liebevoll beobachtet hat, die tröstliche Oase nicht aufgegeben wissen will.

Und doch muß ernstlich die Schöpfung eines neuen botanischen Gartens ins Auge gefaßt werden! Gerade der zart-



nd gänzlich fehlt es an Platz für ein wirkliches botanisches ·useum, das den Studierenden und dem Publikum die Kenntnis ler pflanzlichen Rohstoffe für Medizin, Pharmazie, Industrie ıd Handel vermitteln könnte.

Allen diesen Übelständen kann nur durch Schöpfung eines ·uen Gartens abgeholfen werden; deshalb hat sich das General-·nservatorium in voller Übereinstimmung mit dem Konser-·torium des botanischen Gartens und des pflanzenphysiologischen stituts schon vor drei Jahren für möglichst baldige Ver-gung ausgesprochen, und von der K. Staatsregierung wird ·· Angelegenheit mit ernster Sorgfalt behandelt.

Freilich ist ausgeschlossen, daß sich wieder ein Platz findet, r allen Besuchern so leicht zugänglich wäre, wie der jetzige. ·e Studierenden werden nicht mehr so rasch und bequem in ·· botanischen Lehrgebäude gelangen; auch den Beamten und ·hrern wird ihre Tätigkeit erheblich erschwert werden. Und ·oße Summen, darüber darf man sich nicht täuschen, werden, enn man schon aus hygienischen Gründen den sogenannten einen Garten nicht der Privatspekulation überlassen will, auf-·bracht werden müssen. Der botanische Garten in Dahlem ·i Berlin hat mehrere Millionen gekostet. Minderwertiges darf ıch in München nicht geschaffen werden.

Doch diese Gründe gegen die Verlegung des alten Gartens erden durch die wichtigeren Vorteile einer neuen Schöpfung ıfgewogen.

Daß der botanische Unterricht der studierenden Jugend ıch an einem von der Universität, ja sogar von der Univer-tätsstadt weit entfernten Platze erteilt werden kann, ist eine ·reits erwiesene Tatsache; der Garten in Dahlem ist viel weiter ·n Berlin entfernt, als z. B. Nymphenburg von München. Und r erste Zweck eines botanischen Gartens, der mächtig fort-ıreitenden Wissenschaft einen der Entwicklung förderlichen ·den zu unterbreiten, kann eben nur durch Anlage eines ·räumigeren, mit allen Errungenschaften der Wissenschaft ·l der Technik ausgestatteten Pflanzengartens erfüllt werden.

Glücklicherweise fallen in dieser Frage die Interessen der Wissenschaft und der Kunst, des Staates und der Stadt zusammen.

Die Künstlerschaft Münchens wird ihre Ausstellungen nicht mehr lange in dem baufälligen Glaspalast abhalten können; die Errichtung eines neuen Ausstellungsgebäudes ist unabweisbares Bedürfnis.

Der Staat Bayern und die Stadt München haben, was mühelos nachzuweisen wäre, ebenso ein wirtschaftliches wie ein geistiges Interesse an Erfüllung berechtigter Wünsche der Vertreter von Kunst und Wissenschaft. Welche Schwierigkeiten auch immer dem großen Unternehmen sich entgegenstellen mögen: wenn alle beteiligten Faktoren einmütig, eifrig und opferwillig zusammenwirken, ist eine würdige Lösung der Aufgabe mit Sicherheit zu erhoffen. Möge der holde Genius der scientia amabilis zu fröhlichem Gelingen seinen Segen spenden!

Aus den Zinsen der Adolf v. Baeyer-Jubiläums-Stiftung wurden bewilligt:

1. dem Privatdozenten für Chemie Dr. Heinrich Wieland in München zur Beschaffung von Chemikalien 300 M.;
2. dem Professor Dr. Karl Hofmann in München zur Beschaffung radioaktiver Schwermetalle 300 M.
3. dem Privatdozenten Dr. Julius Sand in München zur Beschaffung von Apparaten für physikalisch-chemische Messungen 200 M.

Dann verkündigten die Klassensekretäre die Wahlen.

Es wurden gewählt und von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten bestätigt

I. In der philosophisch-philologischen Klasse

als ordentliches Mitglied:

Dr. Franz Muncker, Professor der neueren Literaturgeschichte an der Universität zu München, bisher außerordentliches Mitglied;

als außerordentliches Mitglied:

Dr. Friedrich Vollmer, Professor der klassischen Philologie an der Universität zu München;

als korrespondierende Mitglieder:

Dr. Graziadio I. Ascoli, Professor der Sprachwissenschaft an der Accademia scientifico-letteraria zu Mailand;

Dr. Heinrich Zimmer, Professor der keltischen Philologie an der Universität zu Berlin;

Dr. Gustav Schlumberger, Mitglied des Institut de France zu Paris;

Dr. Karl Zeumer, Professor der deutschen Rechtsgeschichte an der Universität zu Berlin;

Dr. Bernard P. Grenfell, Fellow of Queen's College zu Oxford.

II. In der historischen Klasse

als ordentliches Mitglied:

Dr. Franz L. Baumann, Direktor des K. Allgemeinen Reichsarchivs zu München, bisher außerordentliches Mitglied;

als **korrespondierende Mitglieder:**

Dr. Heinrich Nissen, Professor der alten Geschichte an der Universität zu Bonn;

Dr. Arnold Luschin von Ebengreuth, Professor der deutschen Rechtsgeschichte an der Universität zu Graz;

Dr. Joseph Strzygowski, Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Graz.

Darauf hielt das ordentliche Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse, Herr W. Röntgen, die Festrede:

Über die Entwicklung der physikalischen Institute an den Deutschen Hochschulen in den letzten 40 Jahren.

Sitzung vom 1. Dezember 1906.

Philosophisch-philologische Klasse.

Herr Muncker hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Über einige Vorbilder für Klopstocks Dichtungen.

Von den Epikern des Auslands hatte Klopstock, als er seinen „Messias" begann, nur Homer, Virgil, Voltaire, Fenelon (dessen „Télémacque" er selbst als Epos anerkannte) und vielleicht Vida in den Originaltexten, Milton in deutscher Übersetzung gelesen; die übrigen Dichter, die er in seiner Abschiedsrede von Schulpforta besprach, kannte er nur aus den Urteilen anderer — deutscher, französischer und englischer — Kritiker, so aller Wahrscheinlichkeit nach auch Tasso, dessen „Gerusalemme liberata" jedenfalls ohne Einfluß auf den „Messias" geblieben ist. — In Klopstocks biblischen Dramen dürften die Episoden, mit denen der „Tod Adams" ausgestattet ist, zum Teil auf Wielands „Geprüften Abraham", die Stimmung des Titelhelden im „Salomo" vielleicht auf Shakespeares „Hamlet" zurückgehn. Für den „David" war das erste Buch der Chronica, Kapitel 22 die Hauptquelle, neben welcher der Bericht im letzten Kapitel des zweiten Buchs Samuelis nur geringere Bedeutung für Klopstock hatte.

Historische Klasse.

Herr von Riezler hält einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag:

Studien zur ältesten Geschichte Münchens.

Gegenüber neueren Anfechtungen ist daran festzuhalten, daß die Mönche, denen München Ursprung und Namen verdankte, in Tegernsee zu suchen sind. Der entscheidende Beweis dafür liegt in der Urkunde König Friedrichs I. für Tegernsee von 1163. Wenn die beiden Munihha, wo Tegernsee durch Herzog Arnulf Grundbesitz verlor, auf Obermünchen in der Holledau und auf Ostermünchen zu beziehen sind, darf daraus nicht gefolgert werden, daß Tegernsee in München an der Isar nichts besessen habe. Vielmehr zwingt derselbe Grund, der verbietet, die Munihha von ca. 1060 auf unser München zu deuten, das Munichen von 1163 in ihm zu suchen: es ist der Grundsatz, daß Orte, die räumlich benachbart sind, auch in den Aufzeichnungen nebeneinander genannt werden. Die Urkunde von 1163 nennt Munichen zwischen zehn Orten, von denen sich acht als Nachbarorte Münchens an der Isar erkennen lassen. Nicht mit derselben Sicherheit, doch mit einiger Wahrscheinlichkeit ist der unter König Otto II. genannte Ort „ad Monachos“, wo Tegernsees Besitz bedroht erscheint, auf München an der Isar zu deuten.

Eine zweite Studie handelt von dem ritterlichen Geschlecht von München, das im 12. Jahrhundert auftritt; eine dritte beschäftigt sich mit München als Zollstätte, Markt und Stadt unter Heinrich dem Löwen und den ersten Wittelsbachern und bildet zugleich einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Zollrechtes. In der Theorie hat das deutsche Königtum bis in die neuere Zeit sein Oberzollregal nicht aufgegeben. In der Praxis aber wurde dieses zuerst durch zahlreiche Zollverleihungen der Könige selbst, dann noch mehr durch eigenmächtiges Zugreifen

der Landesherren fast illusorisch gemacht. Über das Bayerland war im 13. Jahrhundert schon ein Netz landesherrlicher Zollstätten ausgebreitet, während keine einzige königliche Zollverleihung für die Herzoge von Bayern vorliegt. Wenn sich der Grundsatz ausbilden konnte, daß den Fürsten mit der Amtsgewalt auch die in Ausübung dieser zu erhebenden Gefälle überwiesen seien, wirkte bei den Zöllen das sehr deutliche Bewußtsein mit, daß sie eine Entschädigung für Bau und Unterhaltung von Straßen und Brücken bildeten — Bedürfnisse, für welche nicht der König, sondern der Landesherr sorgte. Darin vornehmlich ist die innere Berechtigung und die unwiderstehliche Kraft einer Entwickelung zu suchen, welche das königliche Oberzollrecht mehr und mehr zu einem Anspruch herabsinken ließ und das landesherrliche Zollregal durch Wiederholung, Festwurzelung, Verjährung zum Gewohnheitsrechte erhob. Die Politik der Könige zeigt gegenüber dieser Entwickelung überwiegend den Zug nachsichtigen Geschehenlassens, wahrscheinlich, weil auch die Könige sich der Berechtigung dieser Anschauung nicht verschlossen — wenn sie dies auch nie vermochte, ein landesherrliches Zollregal anzuerkennen, denn jeder Herrscher hat die Tendenz, ererbten Rechten seiner Herrschergewalt nicht zu entsagen. Von diesen Gesichtspunkten aus ist der Gewaltschritt Heinrichs des Löwen gegen Föhring, die Begründung des Marktes und der Zollstätte München und das auffällige Abkommen von 1158 zu würdigen. Der Vorgang gehört in das Kapitel: Kampf um die Ausgestaltung und Begrenzung der Landeshoheit — ein geistlicher und ein weltlicher Fürst gerieten in Konflikt, weil jeder die einträglichen Waren-, besonders Salztransporte über die Isar für sich ausbeuten wollte (pons ad teloneum!). Der neuen Hypothese, daß die Münchener Rechte welfisches Allod gewesen seien, wird durch diese Auffassung die Basis entzogen. Sie waren Ausfluß der Landeshoheit, Zubehör des Herzogtums, gingen also nach dem Sturze des Welfen auf den neuen Landesherrn über. Man hat den halben Adler im ältesten Münchener Stadtwappen als den von König Otto IV. in seinem Wappen geführten bean-

spruchte und aus dieser Entlehnung gefolgert, daß durch Otto IV. Bedeutsames für München geschehen sei. Dieser halbe Adler im Münchener Siegel ist aber ein wachsender Adler, d. h. die obere Hälfte eines horizontal geteilten Adlers, während im Siegel Ottos IV. ein gespaltener, d. h. senkrecht halbierter Adler erscheint. Das gibt zwei so verschiedene Bilder, daß nicht das eine vom andern entlehnt sein kann. Gemeinsam bleibt nur der Adler, nicht dessen besondere Form. Ein Adler war aber auch das älteste wittelsbachische Wappenbild. Die Heraldik versagt also die historische Belehrung, die man in dieser Frage bei ihr gesucht hat.

Das Alter des Heraion und das Alter des Heiligtums von Olympia.

Von A. Furtwängler.

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 3. November 1906.)

Im Frühjahr 1906 hat Dörpfeld (der darüber in den Mitteilungen des arch. Instituts in Athen 1906, S. 210 ff. berichtet) eine kleine nachträgliche Grabung im Heraion von Olympia vornehmen lassen, um die unter dem Bauschutte des Tempels gelegenen Schichten, deren Funde älter sein müssen als der Bau des Tempels, von neuem zu untersuchen. Hier war schon früher gegraben worden, und die hier in der Tiefe gemachten Funde boten mir ein Material, auf das ich in meiner Bearbeitung der Bronzen und anderen kleineren Funde (Olympia Band IV S. 2 und passim) großes Gewicht legte. Ich nahm an, daß diesen Funden, die älter sind als der älteste große Tempel in Olympia, ein besonders hohes Alter zukommen müsse. Einige Fundnotizen, die dieser Annahme widersprachen, indem sie Objekte, die gar nicht besonders alt waren, jener Schicht unter dem Heraion zuwiesen, glaubte ich damals bezweifeln zu sollen.

Die Bearbeitung der in der Altis massenhaft gefundenen Votivfiguren, der Tiere und Menschen ebenso wie die der Dreifüße, führte mich zu dem Resultate, daß jener eigentümliche, reich und fest ausgebildete, von mir der Bequemlichkeit halber als „geometrisch“ bezeichnete Stil, der an den Votivfiguren wie den Dreifüßen erscheint, nicht als der älteste in Olympia gelten konnte;

denn von diesem Stile führte, wie sich deutlich erkennen ließ, eine Brücke unmittelbar zu dem uns bekannten in das 7. bis 6. Jahrhundert datierten archaischen Stile; jener ausgebildet „geometrische" Stil mußte also unmittelbar vor diesem liegen, und die Menge der Votive, welche die Stufe des „geometrischen" Stiles noch nicht erreicht hatte, mußte älter sein.

Unter den unter dem Bauschutt des Heraion gemachten Fundstücken fand ich nur ein „geometrisch" stilisiertes Tier. Bei der relativen Seltenheit der gut stilisierten Tiere in Olympia war dies nicht auffallend. Allein, in der Meinung befangen, die Funde unter dem Heraion müßten besonders alt sein und dürften deshalb noch keine Figur jenes ausgebildeten Stiles erwarten lassen, erlaubte ich mir die Fundnotiz anzuzweifeln (Olympia IV, S. 28 Anm.). Dasselbe erlaubte ich mir mit den Fundnotizen über zwei Nasenschirme korinthischer Helme (Ol. IV, S. 167); denn da der voll ausgebildete korinthische Helm mit dem Nasenschirme jedenfalls nicht über das 7. Jahrhundert hinaus zu verfolgen ist, so schien mir der durch jene Funde indizierte Termin für den Heraionbau als für das vermeintliche hohe Alter desselben zu spät.

Hierin habe ich geirrt, und ich hätte jene Fundangaben nie bezweifeln sollen. Die neue kleine Grabung Dörpfelds hat einen Fund gebracht, der die Meinung von dem besonders hohen Alter des Heraion endgiltig zerstört und den angeführten früheren Funden alles vermeintlich Auffällige nimmt.

Es ist dies die Bronzestatuette eines Kriegers, die im Opisthodom des Heraion 1,50 m unter dem Plattenboden und 0,65 unter der alten Humusschicht gefunden wurde und danach sicher der Zeit vor Erbauung des Tempels angehört, ja wahrscheinlich, nach der Tiefe des Fundplatzes, nicht erst kurz vor dem Baue in den Boden gekommen ist.

Nun gehört diese Bronze einer kleinen Gruppe von Bildwerken an, die einen sehr bestimmt und genau umgrenzten Platz in der Entwicklung der frühgriechischen Kunst einnimmt. Und dieser Platz befindet sich nicht vor dem ausgebildeten geometrischen Stil — welche Stelle ich früher den

Funden unter dem Heraion anweisen zu müssen glaubte, — sondern hinter demselben.

Es wird nötig sein, diese These etwas näher auszuführen.[1]) Innerhalb der Funde von Olympia tritt die neue Bronze an die Stelle unmittelbar nach den Figuren wie Olympia IV, 244, 616, 617, welche dem ausgebildeten „geometrischen" Stil angehören und zum Teil von den großen im geometrischen System dekorierten Dreifüßen stammen. Ich habe die Entwicklung, die zu dieser Stilstufe führt, eingehend dargelegt Olympia IV, S. 42. An die Fortschritte, welche die letztgenannten Figuren aufweisen, knüpft nun die neue Bronze an; sie teilt mit ihnen die Stellung und Bildung der überschlanken knappen Beine; der Leibgurt erscheint hier ebenso wie dort (244). Allein etwas durchaus Neues ist die Bildung des Kopfes und Haares. Eben dieses Haar, das nach unten gerade abgeschnitten und durch horizontale Wellen gegliedert wird, ist aber ein sehr charakteristisches Element, das uns gestattet, den Kreis unserer Figur noch enger zu begrenzen. Diese Haartracht ist nur einer relativ kleinen Anzahl von Werken eigen, die alle dem früharchaischen Stile angehören und die zwischen dem geometrischen Stile und dem archaischen der Zeit nach ca. 600 v. Chr., also im 7. Jahrhundert ihre feste Stelle haben. Die Tracht ist bisher noch nirgend gründlicher behandelt worden,[2]) daher wir etwas bei ihr verweilen.

---

[1]) Die Bronze ist in den Athen. Mitt. XXXI (1906), S. 219 ff. nur von einem Anfänger, P. Steiner, behandelt worden. Dieser hat manches richtig bemerkt, aber das Richtige mit vielem Falschen vermischt. Sein Schlußresultat lautet (S. 227), man könne nur sagen, daß die Bronze älter sei als der Anfang des 6. Jahrhunderts; damit soll der phantastischen Willkür Dörpfelds, der sie in „achäische" Urzeit setzen möchte, offenbar ein Türchen offen gelassen werden. Ein starkes Versehen ist S. 222: die Haltung der Bronze sei die des „Zeus Ithomatas des Onatas"! Da ist Onatas und Ageladas verwechselt, und den Ithomatas, wie ihn die messenischen Münzen zeigen, hat der Verfasser dieses merkwürdigen Ausspruchs wohl niemals angesehen.

[2]) H. Hofmann, Darstellung des Haares (26. Suppl.-Band d. Jahrb. der klass. Philologie) S. 188 erwähnt sie kurz und meint sie auf den

Besonders wichtig ist das kleine protokorinthische Gefäß Mélanges Perrot pl. 4, das von einem plastischen Kopfe dieses Typus bekrönt wird. Es ist ein feines jünger protokorinthisches Väschen, das zweifellos dem 7. Jahrhundert angehört, der Zeit, wo der geometrische Stil sein Ende findet (vgl. Ägina, Heiligtum der Aphaia S. 475 f.). Nächstdem ist von Bedeutung eine Gruppe von in Blaßgold (Elektron), seltener in gelbem Golde ausgeführten Schmucksachen, an welchen die menschlichen Köpfe, die männlichen und die weiblichen, durchweg diesen Typus mit dem gerade abgeschnittenen horizontal gewellten Haar zeigen. Solche Goldarbeiten sind namentlich in dem alten, dem 7. Jahrhunderte angehörigen Teile der Nekropole von Kamiros (Salzmann, Necr. de Cam. pl. I; Revue arch. 1863, VIII, pl. 10; Arch. Anzeiger 1904, S. 41), ferner auf Delos (Archäol. Zeitung 1884, Taf. 9, 11. 12; S. 111), in Megara (Daremberg et Saglio, dict. I, p. 788, fig. 934), bei Aïdin in Lydien (Bull. corr. hell. 1879, pl. 4; vente Hoffmann Paris 1886, pl. 20; jetzt im Louvre; über Zeit und Stil s. meine Ausführungen in Roschers Lexikon I, Sp. 1767, 44 und Olympia IV, die Bronzen S. 71 zu No. 527). Schöne hierhergehörige Stücke sind neuerdings in einem Grabe zu Thera gefunden worden (Athen. Mitt. 1903, Taf. 5, 1—3); das große Grab enthielt noch viele geometrische Vasen, daneben aber auch protokorinthische Becher; die geometrischen Vasen haben sich auf Thera besonders lange, noch das ganze 7. Jahrhundert hindurch gehalten (über die Zeit vgl. Pfuhl a. a. O. S. 286; auch Ägina, Heiligtum der Aphaia S. 476). Der Fund zeigt, daß jener Kopftypus in Gegenden, wo die geometrischen Vasen besonders lange üblich waren, mit diesen noch zusammen auftritt.

Der Kopftypus, den wir hier in Gold getrieben konstatierten, findet sich ebenso in Bronzeblech: so in der tomba

---

ägyptischen „Klaft" zurückführen zu müssen. Diese Rückführung hält einer genaueren Prüfung durchaus nicht Stich. Jene Haartracht hat mit dem ägyptischen königlichen Kopftuch gar nichts zu tun und ist nach Wesen und Form von ihm ganz verschieden; eine ägyptische Haartracht aber, die Vorbild gewesen wäre, gibt es gar nicht.

Bernardini zu Praeneste (Annali d. Inst. 1879, tav. C 1. 2), die auch protokorinthische Scherben enthielt und dem 7. Jahrhundert angehört (vgl. G. Karo im Bull. di paletn. ital. 1898, 144 ff.); ein schönes Stück ist die Bronzemaske aus Tegea, Benndorf, Gesichtshelme Taf. 17 (vgl. meine Bronzefunde 1879, S. 71). Es gehören hierher auch die in Elfenbein gravierte Sphinx, Argive Heraeum II, S. 351, und vor allem die in Terrakotta gepreßten Reliefs der ihre Brüste fassenden Göttin aus Ägina (Ἐφημ. ἀρχ. 1895, Taf. 12 und Ägina, Heiligtum der Aphaia Taf. 111, 2. 3).

Aus dem Gebiete der größeren Kunst bieten die Skulpturfragmente des dorischen Tempels ein gutes Beispiel, der über dem Schutte des Königspalastes in Mykenae lange Jahrhunderte nach diesem errichtet wurde (Jahrb. d. arch. Inst. 1901, S. 20);[1] sie gehören zwar nicht erst in „die Mitte des 6. Jahrhunderts" (a. a. O. S. 19), wohl aber sind sie zweifellos nicht älter als das 7. Jahrhundert. Ferner gibt es einige Bronzestatuetten, die mit der olympischen Figur durch den gleichen Kopftypus und den Leibgurt verbunden sind; eine stammt aus der idäischen Zeusgrotte auf Kreta (Mus. ital. di ant. class. II, Taf. 12, 1), aus Delphi eine andere sehr schöne (Bull. corr. hell. 1897, pl. 10. 11; fouilles de D. V, 3) und eine geringe (fouilles V, 13, 3. 4). Die Unterschiede der Ausführung dieser Figuren sind nur graduell; sie gehören wegen der vielen gemeinsamen Züge offenbar wesentlich derselben Epoche an. Nun leitet aber die schön ausgeführte delphische Figur schon unmittelbar hinüber zu den bekannten gewöhnlichen archaischen Typen des 6. Jahrhunderts. Der Koloß der Naxier auf Delos hatte zwar noch den Leibgurt (Arch. Zeitung 1882, S. 329), aber nicht mehr jene Haartracht (Bull. corr. hell. XVII, pl. 5). Umgekehrt haben andere Figuren nicht mehr den Leibschurz, aber noch jene Haartracht; so eine Bronze aus dem Ptoion (Bull. corr. hell. X, pl. 8), die interessant ist durch ihre Weihinschrift, die sie allein schon davor schützt in „achäische" Urzeiten

[1]) Vgl. auch meine Antike Gemmen III, S. 56 Anm.

hinaufverrückt zu werden. In der bekannten Dermys- und Kitylos-Gruppe (Athen. Mitt. 1878, Taf. 14) wirkt noch das Schema jener Haartracht nach; das Haar ist noch gerade abgeschnitten und hat noch horizontale Wellen, ist aber schon auf die Brust herabfallend gebildet.

Auch unter den Bronzestatuetten von der Akropolis zu Athen gehören einige wenige hierher: de Ridder No. 696 und 697. 696 hat außer dem Gurt auch einen Schurz; 697 ist ein besonders grobes relativ frühes Stück der Reihe. Die Haartracht erscheint indes nicht nur bei männlichen, sondern ebenso bei weiblichen Statuetten; ein gutes Beispiel aus Böotien bietet die Bronze der Collektion Tysckiewicz, catal. de vente 1898, pl. 13, No. 134; das Gewand ist ganz faltenlos im Schema der Nikandre.

Auch in Italien sind die Spuren jenes Typus nachzuweisen. Es sind die ältesten Bronzestatuetten griechischen Charakters aus Etrurien, welche jenen Kopftypus zeigen und damit einen Schurz um die Hüften verbinden; Beispiele sind im Museo etrusco zu Florenz (vgl. Micali, storia Taf. 37, 8—11). Auch ein Kentaur mit Schurz, jetzt im Kestner-Museum zu Hannover, gehört hierher (er ist sehr schlecht abgebildet Monum. d. Inst. II, 29).

Alle diese Statuetten gehören zweifellos vor die uns erhaltene große Menge der archaischen männlichen nackten Figuren, welche andere, in den Nacken oder auf die Schultern fallende, rund abschließende oder in Locken endende Haartrachten haben. Allein sie gehören unmittelbar vor die Ausbreitung jener herrschenden Typen, zu denen alle die bekannten archaischen sog. Apollostatuen gehören,[1] über deren Ausgangspunkt und Entwicklung ich Meisterwerke S. 712 ff. gehandelt habe. Bei einigen dieser, insbesondere beim „Apoll" von Tenea und bei den mit diesem stilistisch nächstverwandten argivischen Bronzereliefs[2]) zeigt sich deutlich die Nachwirkung jenes älteren

[1]) Auch die von Melos natürlich, die Steiner, Ath. Mitt. 1906, S. 223 mit Unrecht in nahen Zusammenhang mit der olympischen Figur bringen will.

[2]) Vgl. über die stilistische Verwandtschaft dieser und des Apoll von Tenea, was ich in der Festschrift für Ernst Curtius (1884) S. 190 bemerkt.

Typus, indem das Haar zwar nicht mehr gerade abgeschnitten und abstehend gebildet ist, wohl aber noch jene horizontale Furchung zeigt, die dort charakteristisch ist.

Während diese ausgebildet archaischen Werke die Grenze nach unten bezeichnen, wird die Grenze nach oben für die von uns betrachtete Denkmälergruppe, wie wir schon bemerkten (S. 469), durch die Werke des geometrischen Stiles gegeben.

Für die Anknüpfung nach oben und für die Bestimmung des ersten Auftretens unseres Typus ist indes noch eine Tatsache bezeichnend, die wir noch nicht erwähnten: an den Bronzekesseln mit den getriebenen Greifenköpfen und den assyrisierenden Ansatzfiguren, die ich Olympia IV, S. 115 ff. behandelt und Taf. 49, 6 rekonstruiert habe, erscheint neben einem rein an die assyrischen Vorbilder sich anschließenden Kopftypus wie Olympia IV, No. 783 auch ein völlig verschiedener, von originaler griechischer Art, ebenda No. 784;[1]) und dieser letztere ist kein anderer als der uns hier beschäftigende Typus mit dem abstehenden gerade abgeschnittenen horizontal gefurchten Haare; auch die weit vorspringende dicke Nase, so verschieden von der semitischen jener assyrisierenden Köpfe, entspricht ganz unserem Typus. Ich habe schon Bronzefunde 1879, S. 63 und Archäol. Zeitung 1879, S. 181 auf jene Verschiedenheit aufmerksam gemacht. Es ist klar, daß wir hier auf einem Kunstgebiete, das zunächst vollständig unter dominierendem assyrischen Einflusse steht, die erste selbständige Äußerung griechisch-archaischer Kunstweise in dem Auftreten eben jenes Kopftypus beobachten, der uns hier beschäftigt. Als Heimat der Fabrikation jener Bronzekessel mit den getriebenen Greifenköpfen und den assyrisierenden Ansätzen vermute ich schon lange, wie hier gelegentlich bemerkt sei, Sinope; jene Produkte werden die Frucht der regen Verbindung sein, welche diese milesische Kolonie mit Assyrien im

---

[1]) Diesem Stücke ähnlich sind drei von der Akropolis, die ich Olympia IV, S. 117 erwähnt habe; nur eines davon verzeichnet der Katalog von de Ridder als No. 764.

8.—7. Jahrhundert pflegte. Durch diese Annahme würde die Verbreitung jener assyrisierenden Kesselfiguren nach dem Vansee in Armenien einerseits wie nach Latium andererseits (via Milet-Sybaris) am ehesten erklärt.

Der Pränestiner Fund aber, der einen Kessel dieser Art enthielt, gehört, wie schon oben (S. 471) bemerkt ward, dem 7. Jahrhundert an. Das Grab gehört zu denen, die unmittelbar folgen auf die Periode der Herrschaft des geometrischen Stiles, wie sie die Tomba del guerriero von Corneto noch vergegenwärtigt.

Also immer dasselbe Resultat: die scharf umgrenzte kleine Gruppe von Bildwerken, zu welcher die neue Bronze vom Heraion in Olympia gehört, ist in das 7. Jahrhundert v. Chr. datiert. Sie folgt auf die Blütezeit des sog. geometrischen Stiles, geht her neben dem Ende desselben und geht voran den Werken des ausgebildeten archaischen Stiles, die wir von etwa 600 v. Chr. an datieren.

Da die Heraionbronze zu den relativ früheren Stücken der Gruppe gehört, so dürfen wir sie wohl noch in die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts datieren. Nach ihrem Fundplatze ist sie zweifellos älter als der Beginn des Baues des Heraion und wahrscheinlich sogar erheblich älter (vgl. oben S. 468). Somit kann der Heraionbau nicht vor die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts gesetzt werden.

Hiezu stimmen nun aber auch alle anderen uns bekannten Tatsachen. Zunächst jene Funde unter dem Heraion, die ich früher fälschlich glaubte bezweifeln zu sollen (oben S. 468), dann vor allem das Terrakottadach des Tempels, das wir genau kennen.[1]) Die Bemalung des großen Giebelakroters stimmt in

---

[1]) Dörpfeld, zu dessen Theorieen das Terrakottadach nicht paßt, meinte, der Tempel habe vielleicht erst ein horizontales Lehmdach gehabt und das Terrakotta-Giebeldach sei später aufgesetzt worden (Olympia II, S. 36). Die Vermutung ist gänzlich haltlos. Sicher ist, daß das ganze Gebälk des Heraion aus Holz war und das ganze Altertum hindurch bestanden hat. Für Annahme einer Veränderung ist nicht der geringste Anhalt.

Technik und in Ornamentformen auf das genaueste überein mit einer gewissen Gruppe protokorinthischer und korinthischer Gefäße, die dem 7. Jahrhundert angehören und sich bis ins 6. zu erstrecken scheinen. Ferner paßt nun auch der Stil des Kolossalkopfes, der, wie ich bei seiner Auffindung vermutete (Archäol. Ztg. 1879, S. 40) und seitdem allgemein angenommen wird, wahrscheinlich von dem Kultbild der Hera in dem Tempel herrührt. Dieses ist zwar nicht notwendig,[1] aber wahrscheinlich dem Tempelbau gleichzeitig anzusetzen. In die Epoche um 600 v. Chr. kann der Kopf aber sehr wohl datiert werden.[2])

Endlich wäre das Heraion, wie insbesondere die Untersuchungen Puchsteins gelehrt haben,[3] architektonisch ganz unverständlich vor der Epoche, über welche es hinauszuversetzen durch den neuen Fund der Bronzestatuette definitiv ausgeschlossen worden ist.

All diesen Tatsachen gegenüber ist die von Pausanias referierte Sage der Eleier, wonach das Heraion acht Jahre nach Oxylos Einfall, also, nach der alten Chronologie, um 1096 v. Chr. erbaut wäre, selbstverständlich ganz bedeutungslos. Sie ist denn auch nur von Dörpfeld ernst genommen worden, der sie sogar stützen zu können vermeinte (Olympia II, S. 35 f.). Im Opisthodom des Heraion sah noch Pausanias eine Säule von Holz; die erhaltenen Steinsäulen des Heraion zeigen, daß sie zu ganz verschiedenen Zeiten entstanden sind, die ältesten noch im 6. Jahrhundert, die spätesten erst in römischer Zeit.

---

[1]) Nach Dörpfeld, Olympia II, S. 36 „muß“ er sogar „dem Tempel gleichzeitig“ sein. Dörpfeld datiert den Kopf hier auch ruhig, um archäologisches Wissen unbekümmert, in die Zeit der dorischen Wanderung!

[2]) Es sei hier gelegentlich bemerkt, daß auch ein Gewandzipfel der Statue erhalten ist: das angeblich rätselhafte Fragment, das Dörpfeld und Treu für einen Rest des Herathrones ansahen, Olympia III, S. 4, No. 4, ist verkehrt herum abgebildet: es ist umzudrehen und ist ein offenbares Gewandende strenger Stilisierung.

[3]) Vgl. meine Bemerkungen in Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1900, No. 275, S. 5.

Es war eine sehr wahrscheinliche Vermutung von Dörpfeld, daß diese Steinsäulen zum Ersatze ursprünglicher Holzsäulen gedient haben. Allein ganz unbeweisbar und unwahrscheinlich war seine Voraussetzung, daß dieser allmähliche Ersatz nur durch technisches Bedürfnis, durch „Baufälligkeit“ der ursprünglichen Holzsäulen hervorgerufen worden wäre. Er berechnet (Olympia II, S. 36) auf Grund dieser falschen Voraussetzung, daß der Tempel schon etwa drei bis vier Jahrhunderte gestanden haben müsse, ehe die ersten Säulen baufällig wurden, wodurch er dann auf jenes Jahr 1096 v. Chr. kommt. Allein schon die Tatsache, daß selbst zu Pausanias Zeit noch eine Holzsäule stand und daß das Gebälk von Holz das ganze Altertum hindurch erhalten blieb, macht es unwahrscheinlich, daß jener Ersatz der Säulen durch ihre Baufälligkeit veranlaßt ward. Wenn das Heraion Ende des 7. Jahrhunderts als Holzbau errichtet ward, so folgte ihm unmittelbar die Zeit, wo allenthalben in Griechenland und den Kolonien monumentale Steintempel errichtet wurden. Nun mußte man sich in Olympia schämen mit den einfachen Holzsäulen, und man begann sie allmählich durch steinerne zu ersetzen. Die einzelnen Steinsäulen waren offenbar Schenkungen, fromme Stiftungen einzelner, die etwas zur „Verschönerung“ des Gotteshauses leisten wollten. Gewiß wird man zuerst die Säulen zum Ersatze ausgewählt haben, die irgend etwas Schadhaftes boten; aber nicht eine technische Notwendigkeit, sondern ein frommes ästhetisches Bedürfnis führte zu dem allmählichen Ersatze, der natürlich leicht schon 40 oder 50 Jahre nach Errichtung des Baues begonnen haben kann.

Außer der schönen Bronzestatuette, die uns die definitive Bestimmung des Heraionbaues verschafft hat, hat die neue kleine Grabung dem Berichte zufolge nur die in den unteren Schichten der Altis gewöhnlichen Dinge zutage gefördert. Unter den Scherben fand man auch solche von handgemachten unbemalten oder mit geritzten Verzierungen versehenen Gefäßen (Ath. Mitt. 1906, S. 213 ff.). Diese bieten durchaus nichts Neues für Olympia; denn die früheren Ausgrabungen hatten sogar

zwei vollständige Gefäße dieser Art gebracht, die ich Olympia IV, No. 1283 und 1284 behandelt habe. Da sie keine neue Tatsache bringen, können diese neuen Scherben natürlich auch nichts ändern an der durch die ganze olympische Ausgrabung längst feststehenden, von mir schon in meiner ersten Abhandlung über die olympischen Bronzefunde, 1879, S. 7 hervorgehobenen[1]) Tatsache, daß das olympische Heiligtum erst der nachmykenischen Zeit angehört. Denn handgemachte unbemalte Gefäße sind in Griechenland in nachmykenischer Zeit noch vielfach im Gebrauche gewesen, zumeist natürlich in Gegenden, die von dem Strome der Kultur etwas abseits lagen. In Olympia war man in Bezug auf Keramik allezeit sehr anspruchslos. Aber auch auf Ägina fanden sich in dem ländlichen Heiligtum der Aphaia große Mengen grober handgemachter Gefäße, die der nachmykenischen Zeit angehören und in den Formen sich an die nachmykenisch-geometrischen anschließen (vgl. Ägina, Heiligtum der Aphaia, S. 441 ff.). In Troia tritt in der nachmykenischen Zeit in der sog. 7. Schicht die primitive handgemachte „Buckelkeramik" auf (Troia und Ilion, S. 300 ff.). In Eleusis fanden sich in einem Grabe mit gewöhnlichen nachmykenischen geometrischen Vasen der Dipylon-Art auch grobe handgemachte mit eingeschnittenen Ornamenten primitiver Art (*Ἐφημ. ἀρχ.* 1898, Taf. 2, 14. 15; S. 104 f.; vgl. meine Antike Gemmen III, S. 441 und Ägina-Aphaia S. 476 Anm. 7). In Italien, in Südetrurien und Latium reichen die handgemachten lokalen Vasen mit den plastischen oder eingeschnittenen Ornamenten auch bis ins 7. Jahrhundert, wo sie neben importierten Vasen griechischer, erst geometrischer und dann protokorinthischer Art stehen. In Griechenland selbst blühte im 7. Jahrhundert eine Fabrik, die für den Export feine handgemachte Gefäße aus blassem Ton arbeitete, die nach

[1]) Es ist dort konstatiert, daß Reste derjenigen Kultur, die ich damals zum ersten Male „der Kürze halber nach ihrem — damaligen — Hauptfundorte" die „mykenische" nannte — ein Name der ihr bis heute geblieben ist — in Olympia absolut fehlen.

primitiver Weise mit eingeritzten Verzierungen geschmückt sind (Dragendorff, Thera II, S. 196 ff. Ägina-Aphaia S. 446 f. 477).

Die handgemachten Scherben in der tiefen Schicht der Altis können also nicht das geringste beweisen gegen das nach allen übrigen Tatsachen feststehende nachmykenische Alter des Heiligtums.

Von diesen Tatsachen sei hier nur an eine besonders wichtige erinnert: die Ausgrabung der tiefsten Schicht in Olympia hat allenthalben gezeigt, daß in der ältesten Zeit des Heiligtums bereits das Eisen in vollster Verwendung war. Es sind gerade in der tiefsten Schicht — auch unter dem Heraion — besonders viele Eisengegenstände gefunden worden, und zwar sowohl Waffen, insbesondere Lanzenspitzen, als auch Teile von großen Dreifüßen (vgl. Olympia IV, S. 3. 74. 75. 76. 123. 173 u. a.). Nun bezeichnet aber bekanntlich in den alten Gräberfunden von Griechenland und Italien — um von anderen Gegenden zu schweigen — das reichliche Auftreten von Eisen, insbesondere seine Verwendung für Waffen eine scharfe Scheidung zweier Kulturperioden. In Griechenland liegt die Grenze am Ende der mykenischen Epoche. Alle die mykenischen Funde gehören noch der Bronzezeit an; das Eisen kommt hier nur ganz vereinzelt in spätmykenischen Funden vor, doch als kostbares Metall nur in kleiner Quantität und niemals zu Waffen oder größeren Geräten verwendet; höchstens daß einmal ein eisernes Messerchen mit Elfenbeingriff erscheint, wie in den spätmykenischen Gräbern von Enkomi auf Cypern (Brit. Mus., Excavations in Cyprus, 1900, S. 25; vgl. Arth. Evans im Journal of the anthropolog. institut. 1900, S. 212). Total anders ist dies in den Gräbern der nachmykenischen Zeit mit ihren geometrischen Vasen, wo das Eisen reichlich und vor allem für die Waffen verwendet vorkommt, ebenso wie in der ältesten Schicht der Altis. Genau entsprechend sind die Fundverhältnisse in Italien.

Dazu kommt, daß alle die zahlreichen charakteristischen Bronzegegenstände, welche in den tiefsten Schichten der Altis zusammen mit jenen Eisensachen gefunden wurden, aufs engste

zusammenhängen mit den Grabfunden der ersten nachmykenischen, der frühesten Eisenzeit in Griechenland, Italien und Mitteleuropa. Meine Behandlung der olympischen Bronzen in Olympia Bd. IV gibt eine Fülle von Belegen dafür. Hierher gehören z. B. die Fibeln, die in der spätmykenischen Zeit erst in ihrer einfachsten ersten Gestalt erscheinen, deren ganze reiche weitere Ausbildung der nachmykenischen Epoche zufällt.

Den positiven Tatsachen schließt sich die negative an, daß in Olympia nicht etwa nur die mykenischen Vasen, sondern alle jene Gegenstände absolut fehlen, welche die mykenische und die vormykenischen Epochen charakterisieren, also vor allem alle die Kupfer- oder Bronzewerkzeuge; an ihre Stelle war in Olympia schon in der ältesten Zeit das Eisen getreten. Ebenso fehlen völlig die Steinwerkzeuge und Steingeräte, die jenen Epochen niemals fehlen, ebenso die Steinamulette, die Steinwirtel u. dgl., die Obsidianmesser, die mykenischen Gemmen u. s. w., kurz alle jene Fülle von Gegenständen, die gestatten, eine Fundschicht vor die nachmykenische Zeit, in das 2. Jahrtausend hinaufzurücken.

Die Frage nach dem Alter des Heiligtums von Olympia ist also längst sicher beantwortet, und die neue kleine Ausgrabung dieses Jahres hat nichts neues hierfür beigebracht. Es ist so wie ich schon in meiner ersten Abhandlung über die Bronzefunde 1879 angegeben hatte. In meiner vollständigen Bearbeitung der kleineren Funde, Olympia Bd. IV, ist alles tatsächliche Material geordnet vorgelegt und die Schlüsse sind leicht daraus zu ziehen. Leider wurde ich damals verhindert, die zusammenfassende Behandlung zu publizieren, die ich vorbereitet hatte und die den olympischen Funden ihre Stellung innerhalb der vor- und frühgeschichtlichen Kultur Europas anweisen sollte; dieses Vorhabens halber hatte ich in jenem Bande Olympia IV alle Schlüsse aus dem Materiale zu ziehen vermieden. Als Ernst Curtius zuletzt die Geschichte Olympias zu schreiben unternahm, da hat er (Ol. I, S. 26 f.) nur einen ganz ungenügenden Gebrauch von dem Materiale machen können, das ich in jenem Bande IV verarbeitet hatte. Denn diese Dinge lagen ihm, wie

den Gelehrten seiner Generation überhaupt, ja ganz fern. Daß für die Geschichte der Frühzeit Griechenlands die Funde des Bodens, auch die kleinsten und unscheinbarsten, von unendlich größerer Bedeutung sein können als die dunkeln literarischen Traditionen, die wir besitzen, ist ein Gedanke, der ja erst in den letzten Dezennien zum Durchbruch gekommen ist. Als ich 1878 meine Arbeiten in Olympia begann, war den kleinen Funden noch wenig Beachtung geschenkt worden (vgl. Bronzefunde, 1879, S. 3), indem die Aufmerksamkeit auf ganz anderes gerichtet gewesen war; ihre historische Bedeutung darzulegen, versuchte ich damals zuerst in der Abhandlung von 1879. Den Ausgangspunkt nahm ich von der oben besprochenen Tatsache, daß die olympischen Funde erst einsetzen mit der nachmykenischen Epoche und daß das System geometrischen Stiles, das sie zeigen, genau demjenigen entspricht, das wir durch andere Funde als nachmykenisch erweisen können, daß unter Arbeiten „geometrischen“ Stiles überhaupt scharf geschieden werden müsse, indem (Bronzefunde, 1879, S. 7 f.) frühmykenische,[1]) cyprische, böotische, apulische u. a. geometrische Dekorationssysteme nach Zeit und Art scharf zu scheiden seien, daß aber das in Olympia erscheinende System speziell nachmykenisch sei. All dies von mir schon 1879 Aufgestellte hat sich dann durch zahlreiche spätere Funde und die nachfolgenden Untersuchungen anderer Gelehrten bestätigt und immer klarer und deutlicher gezeigt.

Insbesondere ist die scharfe Scheidung der nachmykenischen geometrischen Epoche, welcher die olympischen Funde angehören, von der vorangegangenen mykenischen immer deutlicher hervor-

---

[1]) Ich wies damals auf die frühmykenischen Vasen mit Mattmalerei hin, deren geometrisches System von dem nachmykenischen ganz verschieden ist. Über vormykenische geometrische Dekoration im Allgemeinen s. Antike Gemmen III, S. 58 f. Dörpfeld, Ath. Mitt. 1906 S. 207 meint, es sei eine neue Entdeckung, daß geometrische Dekoration uralt sei, und er müsse aus dieser „neuen Erkenntnis“ erst die historischen Folgerungen ziehen. Er wirft aber sämtliche geometrische Stile in einen Topf und zeigt, daß ihm auch die Anfangsgründe des Wissens auf diesem Gebiete fehlen.

getreten und durch mehrere große Fundkomplexe klargestellt worden. Ich erinnere z. B. an die Fundmassen, die Cypern bietet, wo zuerst durch Ohnefalsch-Richters Beobachtungen und Forschungen jene Scheidung überaus klar hervorgetreten ist. Eben hier auf Cypern ist auch ein sehr entwickelter lokaler, der mykenischen und der vormykenischen, d. h. der späteren und der älteren Bronzezeit angehöriger geometrischer Stil beobachtet worden. Ich erinnere ferner an die Nekropolen von Rhodos; daß hier das Mykenische und das Nachmykenisch-Geometrische absolut geschieden sind, hatte ich schon 1886 (im Jahrb. d. Arch. Inst. I, S. 134) zu konstatieren Gelegenheit. Ferner sei an Thera erinnert, dessen Nekropolen neuerdings so gründlich untersucht wurden. Auch hier die schärfste Scheidung der Olympia parallel laufenden nachmykenisch-geometrischen Erscheinungen von den älteren. Die Funde von Thera sind auch dadurch besonders interessant, daß sie den allmählichen Übergang aus dem nachmykenisch-geometrischen in den archaischen Stil des 7. Jahrhunderts, ebenso wie die von Olympia, vortrefflich beobachten lassen. Ich erinnere endlich an die großen Fundmassen von Kreta, die in einer Fülle klarster Tatsachen die scharfe Scheidung der Olympia parallelen nachmykenisch-geometrischen Eisenzeitfunde von denen der vorangegangenen Epochen zeigen und wieder den Übergang jener in das Archaische des 7.—6. Jahrhunderts verdeutlichen. Ich kann schließlich auch auf meine neuen Ausgrabungen am Aphroditetempel bei der Stadt Ägina hinweisen, wo jene Epochen des vor- und frühmykenisch-geometrischen, des jünger mykenischen und des nachmykenisch-geometrischen, Olympia parallelen Stiles in Schichten übereinander klar geschieden zu Tage kamen.

Daß ich diese Dinge, die allen denen, die auf diesem Forschungsgebiete gearbeitet haben, wohl bekannt sind, hier rekapituliere, hat einen besonderen Grund, den die Leser der Athenischen Mitteilungen längst erraten haben: es ist die seltsame Behandlung, welche Dörpfeld den Resultaten seiner neuen kleinen Grabung im Heraion von Olympia a. a. O. Ath. Mitt. 1906,

S. 205 ff. in dem Aufsatze „das Alter des Heiligtums von Olympia“ hat angedeihen lassen. Nach Dörpfeld wäre alle unsere Forschungsarbeit der letzten dreißig Jahre umsonst und irrig gewesen. Der nachmykenische, von mir in dem Olympiawerke „europäisch-geometrisch“ genannte Stil ist nach Dörpfeld nunmehr in die mykenische und die vormykenische Epoche, die Dipylon-Vasen und was mit ihnen zusammenhängt sind um ein Jahrtausend oder mehr zurückzuversetzen; jener ist der Stil der alten „Achäer“; der mykenische Styl sei dagegen — hier wärmt Dörpfeld eine längst widerlegte Meinung auf — phönikisch; jene olympischen Bronzen aber, die ich als Gruppe des „orientalisch-griechischen Stiles“ zusammenfaßte, die über das 8. Jahrhundert nicht hinausgehen und von allem Mykenischen durch eine ungeheure Kluft getrennt sind, zeigen nach Dörpfeld den Einfluß des angeblich gleichzeitigen mykenischen Stiles auf den „achäischen“ u. s. w. Die Achtung, die ich vor den bekannten großen Leistungen Dörpfelds habe, macht es mir schwer, diese seine neuesten Auslassungen so zu charakterisieren wie es sich gebührt. Wie ich darüber denken muß, geht aus dem Vorangegangenen zur Genüge hervor. Dörpfeld ist sich offenbar leider nicht bewußt, wie seltsam es wirkt, wenn er, mit der Naivetät völliger Unkenntnis, vermeint, durch ein einfaches „meines Erachtens“ die Resultate dreißigjähriger, auf einer ungeheuren Fülle von Tatsachen beruhender Forschung umstürzen zu können. Ich möchte ihn dabei an den Mann gemahnen, den er sich sonst vielfach als Vorbild genommen zu haben scheint, an Schliemann: dieser vereinigte mit all seinem Dilettantismus doch einen tiefen Respekt vor der Wissenschaft!

Wie Dörpfeld zu seinen Seltsamkeiten gekommen ist, liegt in seinem Aufsatze deutlich zutage. Er verficht bekanntlich die unglückliche Idee, es lasse sich nachweisen, daß die homerische Dichtung mit „Ithaka“ die Insel Leukas gemeint habe. Indem er ferner homerische und „mykenische“ Kultur ohne weiteres gleichsetzt, sucht er an der Stelle auf Leukas, wo er die Stadt des Odysseus vermutet, in der Ebene von Nidri, „mykenische“ Überreste. Er hat solche bis jetzt, scheint es, nicht gefunden.

sondern nur „monochrome“ Topfware, die eine genauere Bestimmung nicht zuzulassen scheint (ich habe noch nichts davon zu sehen Gelegenheit gehabt). Da Dörpfeld nun an einem anderen Platze auf Leukas, bei Chortata, dieselbe Topfware mit „geometrischen“ Bronzen zusammen gefunden hat, welche durch Stil und Form äußerst bestimmt charakterisiert sind, so ist klar, daß jene Topfware nach diesen Bronzen bestimmt werden muß. Dies wird noch weiter dadurch bestätigt, daß auch in Olympia, und zwar in den untersten Schichten der Altis, genau dieselben Bronzetypen mit derselben Topfware vorkommen, was Dörpfelds neue kleine Grabung unter dem Heraion von neuem zu beobachten gestattet hat. Jene Bronzen von Chortata kenne ich durch Photographien, die mir Dörpfeld zu senden die Freundlichkeit hatte. Es sind Stücke, die den olympischen aufs genaueste gleichen. Es ist ein Pferdchen geometrischen Stiles mit durchbrochener Basis wie Olympia IV, No. 197 ff., ferner Schmuckkettenglieder wie ebenda No. 440, 444, Bommeln wie ebenda No. 410 ff., eine Nadel ähnlich ebenda No. 482, endlich Doppelbeile wie ebenda No. 523 f. Gleichartige Bronzen sind in Griechenland nur in Gräbern mit den nachmykenisch geometrischen Vasen gefunden worden, sie sind den älteren Epochen absolut fremd; sie kommen auch weiter nördlich in den Funden der Hallstadt-Epoche, so besonders ähnlich in der Nekropole von Glasinac in Bosnien vor. Diese Bronzen von Chortata auf Leukas sind also das genau bestimmbare Element; nach ihnen sind dann jene Scherben von Nidri zu bestimmen. Dörpfeld freilich bringt es fertig ganz anders zu schließen; er ist so ganz in seinen homerisch-mykenischen Ideen befangen, daß er die Scherben von Nidri, der angeblichen Stadt des Odysseus, ohne weiteres in das zweite Jahrtausend, in mykenische oder vormykenische Zeit setzt und dann, darauf fußend, die anderwärts mit analogen Scherben gefundenen Bronzen, also die von Chortata und den ganzen großen Fundkomplex der untersten Schichten in Olympia in jene selbe frühe Epoche verlegt! und dies alles nur, weil eben Leukas das homerische Ithaka sein und dieses in mykenischer Epoche seine Blüte gehabt haben soll.

Genug von diesen Verirrungen, bei denen ich nur deshalb länger verweilen mußte als sie verdienen, weil die Autorität Dörpfelds die Gefahr in sich schließt, daß durch seine Behauptungen Verwirrung in unsere Wissenschaft getragen werde. Denn es ist etwas anderes, wenn ein Ch. Waldstein alles durcheinander wirft, was wir über die frühzeitlichen Funde in Griechenland allmählich Gesichertes festgestellt haben (vgl. darüber Berl. Philol. Wochenschrift 1904, S. 816; 1906, S. 790 f.), als wenn ein Mann von den ungeheuren Verdiensten W. Dörpfelds dergleichen unternimmt.

Um zu rekapitulieren, was wir über das Alter des Heiligtums von Olympia glauben wissen zu dürfen: Die ältesten Funde gehören der ersten nachmykenischen Epoche, um die Wende des zweiten zum ersten Jahrtausend, ca. 1100—800 vor Chr. an. In dieser Zeit bildet sich der „nachmykenisch-geometrische“ Stil in Ornament, Tier- und Menschenfigur allmählich aus; seine höchste reichste Entwicklung und Blüte wird aber erst in das 8. Jahrhundert fallen. Im 7. Jahrhundert sehen wir dann den geometrischen Stil allmählich auslaufen und übergehen in den eigentlich archaisch-griechischen Stil. Seit wenigstens dem 8. Jahrhundert war neben dem „geometrischen“ oder „europäisch-griechischen“ immer mächtiger der „orientalisch-griechische“ Stil aufgetreten. Aus der Kombination beider ist dann der archaisch-griechische Stil erwachsen. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts, wo dieser archaische Stil auf allen Gebieten nach monumentalem Ausdruck strebt, ist das Heraion in Olympia erbaut worden.

Zur Abhandlung von Krumbacher „Ein serbisch-byzantinischer Verlobungsring“. Vgl. S. 422.





Lichtdruck von J. B. Obernetter, München.



Verzeichnis der im Jahre 1906 eingelaufenen Druckschriften.

Die verehrlichen Gesellschaften und Institute, mit welchen unsere Akademie in Tauschverkehr steht, werden gebeten, nachstehendes Verzeichnis zugleich als Empfangsbestätigung zu betrachten.

Das Format ist, wenn nicht anders angegeben, 8°.

Von folgenden Gesellschaften und Instituten:

Geschichtsverein in Aachen:

Zeitschrift. Bd. 27. 1905.

Historische Gesellschaft des Kantons Aargau in Aarau:

Argovia. Bd. 31. 1905.

Société d'Émulation in Abbeville:

Bulletin trimestriel 1903/05. 1906, No. 1 et 2. 1903—06.
Mémoires. Tome 21. 1906.
Mémoires. 4e Série, tome 5, partie 1 et Table générale 1707—1904. 1904.

Royal Society of South-Australia in Adelaide:

Memoirs. Vol. I, part 3. 1905. 4°.
Transactions and Proceedings. Vol. XXIX. 1905.

Observatory in Adelaide:

Meteorological Observations of the years 1902/04. 1905—06. fol.

Südslavische Akademie der Wissenschaften in Agram:

Ljetopis. 1905. 1906.
Rad. Bd. 161—164. 1905—06.
Zbornik. Bd. X, 2; XI, 1. 1905—06.
Źivota Biskupa. Strossmayora I. 1906.
Codex diplomaticus regni Croatiae. Vol. III. 1905. gr. 8°.
Rječnik Svezak 25, 2. 1905. 4°.

K. Kroat.-slavon.-dalmatinisches Landesarchiv in Agram:

Vjestnik. Bd. VIII, Heft 1—4. 1906. 4°.

Kroatische Archäologische Gesellschaft in Agram:

Vjesnik. N. Serie, Bd. VIII. 1905. 4°.

Faculté de droit et des lettres in Aix:

Annales. Tome 1, No. 4; tome 2, No. 1, 2. Paris 1905—06.

Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg:

Mitteilungen aus dem Osterlande. N. F., Bd. 12. 1906.

Société des Antiquaires de Picardie in Amiens:

Album archéologique. Fasc. 14. 1905. fol.
Documents inédits concernant la Province. Tome 40, fasc. 2. 1905. 4°.
Bulletin. Année 1905, trimestre 1—3. 1905—06.

K. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam:

Verhandelingen. Afd. Natuurkunde, I. Sectie, Deel IX, No. 2, 3; II. Sectie, Deel XII, No. 3, 4. 1906. 4°.
Verhandelingen. Afd. Letterkunde, Deel VI, No. 2—5; Deel VIII, No. 1, 2. 1906. 4°.
Zittingsverslagen. Afd. Natuurkunde, Teil XIV. 1906.
Verslagen en Mededeelingen. Afd. Letterkunde, Deel VII. 1906.
Jaarboek voor 1905. 1906.
Prijvers: Licinus tonsor. 1906.

Historischer Verein in Ansbach:

53. Jahresbericht. 1906.

Stadt Antwerpen:

Paedologisch Jaarboek. Jahrg. VI, afl. 1. 1906.

Académie des sciences in Arras:

Mémoires. 2e Série, tome 35. 1905.
Congrès des Sociétés savantes tenu à Arras les 7—10 Juillet 1904. 1905.

Naturwissenschaftlicher Verein in Aschaffenburg:

Mitteilungen V. Herausgegeben 1906.

Redaktion der Zeitschrift „Athena" in Athen:

Athena. Tome 18, Heft 1. 1906.

École française in Athen:

Bulletin de Correspondance hellénique. 30e année, No. 1—4. Paris 1906.

Congrès international d'archéologie in Athen:

Comptes rendus. 1ère session. 1905.

Historischer Verein für Schwaben und Neuburg in Augsburg:

Die Herrschaftsgebiete im heutigen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg nach dem Stand von 1801. Historische Karte. 1906.

Johns Hopkins University in Baltimore:

Studies in historical and political Science. Series XXIII, No. 11—12; Series XXIV, No. 1, 2. 1905—06.
The Johns Hopkins University Circulars. 1905, No. 9; 1906, No. 1—3. 1905—06.
American Journal of Mathematics. Vol. 27, No. 4; vol. 28, No. 1. 1905—06. 4°.
The American Journal of Philology. Vol. 26, No. 3, 4. 1905.
American Chemical Journal. Vol. 34, No. 3—6; vol. 35, No. 1—4. 1905—06.
Bulletin of the Johns Hopkins Hospital. Vol. 17, No. 178—189. 1906. 4°.
The Johns Hopkins Hospital Reports. Vol. XI, No. 12. 1903—04. 4°.

Peabody Institute in Baltimore:

Second Catalogue of the Library. Part VII S—T; part VIII V—Z. 1904—05. 4⁰.
39th annual Report, June 1. 1906.

Maryland Geological Survey in Baltimore:

Maryland Geological Survey. Vol. 5. 1905.

K. Bibliothek in Bamberg:

Katalog der Handschriften. Bd. I, Abt. I, Lief. 5; Bd. I, Abt. II, Lief. 4, 5. 1906.

Historischer Verein in Bamberg:

64. Jahresbericht für das Jahr 1905. 1906.

Naturforschende Gesellschaft in Basel:

Verhandlungen. Bd. 18, Heft 2, 3. 1906.

Historisch-antiquarische Gesellschaft in Basel:

Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. Bd. V, Heft 2; Bd. VI, Heft 1. 1906.

Universität in Basel:

Jahresverzeichnis der Schweizerischen Universitäten 1904—05. 1905.
Schriften der Universität aus dem Jahre 1905/06 in 4⁰ u. 8⁰.

Société des sciences in Bastia:

Bulletin. Année 24, trimestre 1, 4. 1905—06.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Batavia:

Tijdschrift. Deel 48, afl. 2—6. 1905—06.
Verhandelingen. Deel 55, stuk 2; Deel 56, stuk 2—4. 1905—06. 4⁰.
Notulen. Deel 43, afl. 1—4; Deel 44, afl. 1. 1905—06.
Die Orchideen von Ambon von J. J. Smith. 1905. 4⁰.
De Java-Oorlog von 1825—30. Deel IV. 1905. gr. 8⁰.
Rapporten van de Commissie in Nederlandsch-Indie voor oudheidkundig onderzoek 1904. 1906. 4⁰.

R. Observatory in Batavia:

Observations. Vol. 27. 1904—06. fol.
Regenwaarnemingen in Nederlandsch-Indie. 26. Jahrg. 1904. 1905. 4⁰.

K. Natuurkundige Vereeniging in Nederlandsch-Indie zu Batavia:

Natuurkundig Tijdschrift. Deel LXV. Weltevreden 1905.

Historischer Verein in Bayreuth:

Archiv für Geschichte. Bd. 23, Heft 1. 1906.

K. Serbische Akademie der Wissenschaften in Belgrad:

Glas. Vol. 70, 71. 1906.
Spomenik. Vol. 42, 43. 1906. 4⁰.
Godišnjak. Vol. 19 (1905). 1906.
Etnografski Zbornik. Atlas VI. 1905. 4⁰.
Pripowetka o dewojci bez ruku. 1905.
Srpski Dijalektol Zbornik kniga I. 1905.
L'Activité de l'Académie Royale Serbe en 1905. 1906.
J. Cvijić, Osnove za geograph i geolog. Tom. I, II. 1906. 4⁰.
Sperlič, Omladina. 1906.

Museum in Bergen (Norwegen):

G. O. Sars, An Account of the Crustacea of Norway. Vol. V, parts 11—14. 1906. 4⁰.
Aarbog. 1905, Heft 3; 1906, Heft 1. 2.
Aarsberetning for 1905. 1906.
A. Appellöf, Meeresfauna von Bergen. Heft 2, 3. 1906.

University of California in Berkeley:

Schriften aus dem Jahre 1904/05 in 4⁰ u. 8⁰.

Lick Observatory in Berkeley:

Bulletin. No. 99, 100. 1906. 4⁰.

K. Preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Corpus inscriptionum latinarum. Vol. 13, pars 3, fasc. 2. 1906. fol.
Acta Borussica. Die Behördenorganisation, Bd. VIII. 1906.
Abhandlungen aus dem Jahre 1905. 4⁰.
Sitzungsberichte. 1905, Nr. 39—53; 1906, Nr. 1—38. gr. 8⁰.
Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. Bd. 31. 1906.

K. Preuß. Geologische Landesanstalt in Berlin:

Abhandlungen. N. F., Heft 41, 45, 47, 49. 1905—06. 4⁰.
H. Potonié, Abbildungen und Beschreibungen fossiler Pflanzenreste. Lief. III. 1905. 4⁰.

Zentralbureau der internationalen Erdmessung in Berlin:

Veröffentlichungen. N. F., Nr. 12, 13. 1906. 4⁰.

Deutsche Chemische Gesellschaft in Berlin:

Berichte. 38. Jahrg., Nr. 18; 39. Jahrg., Nr. 1—15, 17. 1905—06.

Deutsche Geologische Gesellschaft in Berlin:

Zeitschrift. Bd. 57, Heft 3, 4 (1905); Bd. 58, Heft 1 (1906).

Medizinische Gesellschaft in Berlin:

Verhandlungen. Bd. 36. 1906.

Deutsche Physikalische Gesellschaft in Berlin:

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1905. 3 Bde. Braunschweig 1906.
Verhandlungen. Jahrg. 6, Nr. 24, 1904; Jahrg. 7, Nr. 1—24, 1905; Jahrg. 8, Nr. 1—23. Braunschweig 1906.

Physiologische Gesellschaft in Berlin:

Zentralblatt für Physiologie. 1905, Bd. XIX, Nr. 21—26; 1906, Bd. XX, Nr. 1—19.
Verhandlungen. Jahrg. 1905—06, Nr. 1—13.
Bibliographia physiologica. 3. Serie, 1905, Bd. 1, Nr. 3; Bd. 2, Nr. 2.

K. Technische Hochschule in Berlin:

Wissenschaftliche Arbeiten auf schiffbautechnischen Gebieten von Rektor Flamm. 1906. 4⁰.

Kaiserlich Deutsches Archäologisches Institut in Berlin:

Jahrbuch. Bd. XX, Heft 4; Bd. XXI, Heft 1—3. 1906. 4⁰.

Institut für Gärungsgewerbe in Berlin:

Verhandlungen der 34. Plenarversammlung des deutschen Landwirtschaftsrates 1906.

Kolonial-Abteilung des auswärtigen Amts in Berlin:

Bericht über die Grenzvermessung zwischen Deutsch-Südwestafrika und Britisch-Betchuanaland. 1905. fol.

K. Preuß. Meteorologisches Institut in Berlin:

Deutsches meteorologisches Jahrbuch für 1904 und 1905. Heft 1: Preußen und benachbarte Staaten. Jahrg. 1905, 1906. 4⁰.
Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen in Potsdam im Jahre 1902. 1905. 4⁰.
Ergebnisse der magnetischen Beobachtungen in Potsdam im Jahre 1901. 1905. 4⁰.
Ergebnisse der Niederschlagsbeobachtungen im Jahre 1902 von G. Hellmann. 1905. 4⁰.
Die Niederschläge in den norddeutschen Stromgebieten von G. Hellmann. 3 Voll. 1906. gr. 8⁰.
Ergebnisse der Beobachtungen an den Stationen II. und III. Ordnung im Jahre 1900. 1906. 4⁰.

Redaktion des „Jahrbuch über die Fortschritte der Mathematik“ in Berlin

Jahrbuch. Bd. 34, Heft 3; Bd. 35, Heft 1, 2. 1906.

Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preuß. Staaten in Berlin:

Gartenflora. Jahrg. 1906, Nr. 1—24.

Verein für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin:

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Bd. XIX, 1. und 2. Hälfte. Leipzig 1906.

Zeitschrift für Instrumentenkunde in Berlin:

Zeitschrift. 26. Jahrg., Nr. 1—12. 1906. 4⁰.

Schweizerische Naturforschende Gesellschaft in Bern:

Verhandlungen in Luzern 10.—13. September 1905. Luzern 1906.

Schweizerische Geodätische Kommission in Bern:

Bericht der Abteilung für Landestopographie über die Arbeiten 1893—1903. Zürich 1905. 4⁰.

R. Accademia delle Scienze dell' Istituto di Bologna:

Memorie. Serie VI, tomo 2. 1905. 4⁰.
Rendiconto. N. Serie, vol. 9 (1904—05). 1905.

R. Deputazione di storia patria per le Provincie di Romagna in Bologna:

Atti e Memorie. Serie III, vol. 23, fasc. 4—6; vol. 24, fasc. 1—3. 1905—06.

Osservatorio astronomico e meteorologico in Bologna:

Osservazioni meteorologiche dell' annata 1904. 1905. 4⁰.

Niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn:

Sitzungsberichte. 1905, 2. Hälfte; 1906, 1. Hälfte.

Universität in Bonn:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4⁰ u. 8⁰.

Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Bonner Jahrbücher. Heft 113. 1905. 4°.

Naturhistorischer Verein der preußischen Rheinlande in Bonn:

Verhandlungen. 62. Jahrg. 1905, 2. Hälfte; 63. Jahrg. 1906, 1. Hälfte.

Société des sciences physiques et naturelles in Bordeaux:

Procès-verbaux 1904/05. 1905.
Observations météorologiques 1904/05. 1905.
Table générale des matières 1850-1900. 1905.

Société de géographie commerciale in Bordeaux:

Bulletin. 1906, No. 1—6, 9—22.

American Academy of Arts and Sciences in Boston:

Proceedings. Vol. 41, No. 14—35; vol. 42, No. 1-12. 1906.
Memoirs. Vol. XIII, No. 3. 1906. 4°.

Massachusetts General Hospital in Boston:

Publications. Vol. 1, No. 2. 1906.

Boston Society of natural History in Boston:

Proceedings. Vol. 32, No. 3—12; vol. 33, No. 1, 2. 1905—06.
Occasional Papers. VII Fauna of New England. No. 4—7. 1905—06.

Geschichtsverein in Braunschweig:

Braunschweigisches Magazin. Jahrg. 1905. 4°.
Jahrbuch. 4. Jahrg. Wolfenbüttel 1905.

Verein für Naturwissenschaft in Braunschweig:

14. Jahresbericht über die Jahre 1903/04 und 1904/05. 1906.

Meteorologisches Observatorium in Bremen:

Deutsches Meteorologisches Jahrbuch 1905. Freie Hansastadt Bremen. 1906. 4°.

Naturwissenschaftlicher Verein in Bremen:

Abhandlungen. Bd. XVIII, Heft 2. 1906.

Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau:

83. Jahresbericht im Jahre 1905. 1906.

Deutscher Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens in Brünn:

Zeitschrift. X. Jahrg., Heft 1—4. 1906.

Naturforschender Verein in Brünn:

Verhandlungen der meteorologischen Kommission im Jahre 1903. 1905.
Verhandlungen. Bd. 43, 1904. 1905.

Mährisches Landesmuseum in Brünn:

Časopis. Bd. VI, 1, 2. 1906.
Zeitschrift. Bd. VI, 1, 2. 1906.

Académie Royale de médecine in Brüssel:

Mémoires couronnés Collection in 8°, tom. 18, fasc. 10; tom. 19, fasc. 1. 1906.
Bulletin. IVe Série, tome 19, No. 9, 10; tome 20, No. 1—8. 1906.

Académie Royale des sciences in Brüssel:

La Chronique de Saint-Hubert publiée par Karl Hanquet. 1906.
Recueil de Documents rel. à l'histoire de l'Industrie drapière au Flandre. 1906. 4°.
Biographie nationale. Tome XVIII, fasc. 2. 1905.
Annuaire 1906.
Bulletin. a) Classe des lettres 1905, No. 9—12; 1906, No. 1—8.
b) Classe des sciences 1906, No. 9—12; 1907, No. 1—8.
Mémoires. Classe des lettres. Collection in 8°, tome I, fasc. 6.
Cartulaire de l'Abbaye du Val-Benoit publié par J. Cuvelier. 1906. 4°.
Biographie nationale. Tome 18, fasc. 2.
Inventaire analytique des chartes de la collégiale de Saint-Pierre à Liège par Ed. Poncelet. 1906.
Inventaire de la „Librairie" de Philippe le Bon (1420) par Georges Doutrepout. 1906.

Bibliothèque Royale in Brüssel:

Catalogue des manuscrits. Tome IV, V. 1904—05.

Observatoire Royale in Brüssel:

Annales. N. Série. Physique du globe. Tome 3, fasc. 1. 1905. 4°.
Résultats du Voyage de S. Y. Belgica au 1897—99. Rapports scientifiques. Zoologie 13 fasc. — Botanique 3 fasc. — Méteorologie 3 fasc. — Hydrographie 1 fasc. avec cartes, publ. par G. Lecointe, Directeur scientifique. Anvers 1903—05. 4°.

Société des Bollandistes in Brüssel:

Analecta Bollandiana. Tome 25, fasc. 1—4. 1906.

Société entomologique de Belgique in Brüssel:

Annales. Tome 49. 1905.
Mémoires. XII, XIII, partie 1 und 2. 1906.

Société géologique de Belgique in Brüssel:

Bulletin. Tome XIX, fasc. 3—5; tome XX, fasc. 1, 2. 1906.

K. Ungarische Akademie der Wissenschaften in Budapest:

Die im Jahre 1905/06 erschienenen Schriften der Akademie in 4° und 8°.

K. Ungarische Geologische Anstalt in Budapest:

Mitteilungen. Bd. XIV, Heft 4 u. 5; Bd. XV, Heft 2. 1905—06.
Földtani Közlöny. Bd. 35, Heft 8—12; Bd. 36, Heft 1—5. 1905—06. 4°.
Jahresbericht für 1903 und 1904. 1905—06. 4°.
Erläuterungen zur agrogeologischen Karte. Sektionsblatt $\frac{\text{Zone 20}}{\text{Kol. XXII}}$. 1905. 4°.
A Magyar Kir. földtani intézet évkönyve. Bd. XIV, 5. 1905.

Statistisches Bureau der Haupt- und Residenzstadt Budapest:

Publikationen. Vol. XXXIV u. XXXVI. 1905—06. 4°.
Statistisches Jahrbuch. VII. Jahrg. 1904. 1906. 4°.

K. Ungarische Naturwissenschaftliche Gesellschaft in Budapest:

Természettudományi Könivkiadó-vállarat. No. LXXV, LXXVI. 1905.
Otto Herman, Recensio critica of the doctrine of Bird-migration. 1905. 4°.
Nuricsán József, Utmutató a chemiai Kisérletezésben. 1906.

Museo nacional in Buenos Aires:

Annales. Series III, tome 5. 1905. 4⁰.

Botanischer Garten in Buitenzorg (Java):

Bulletin de l'Institut botanique. No. 19, 22. 1904—05. 4.

Departement de l'agriculture in Buitenzorg (Java):

Bulletin. No. 1, 2. 1906. 4⁰.
Verslag 1905. 1906. 4⁰.
Tweede Verslag van de Selectie-Proeven met de Natal-Indigoplant, door G. Wilbrink. 1906.
Mededeelingen. No. 2. 1906. 4.

Academia Romana in Bukarest:

Analele. Parte a administrativa. Serie II, tome 27, 1904—05. 1905. 4⁰.
„ Memoriile sectiunii literare. Serie II, tome 27, 1904—05. 1905. 4⁰.
„ „ „ ştiinţifice. Ser. II, tom. 27, 1904—05. 1905. 4⁰.
„ „ „ istorice. Serie II, tome 27, 1904—05. 1905. 4⁰.
Bibliografia Românească. Tome 2, fasc. 1. 1905. 4⁰.
Discursuri de receptiune. XXVII. 1905. 4⁰.
Istoria romana de Titus Livius. Tome 3, fasc. 1. 1904.
Finatele Romaniei 1831—1905 de Th. C. Aslan. 1905.
Basme Aromâne de Per Papahagi. 1905.
L'activité de l'Académie Roumaine de 1884 à 1905. 1905.

Société Linnéenne de Normandie in Caen:

Bulletin. 5ᵉ Série, vol. 8, année 1904. 1905.

Institut Égyptien in Cairo:

Bulletin. IVᵉ Série, No. 5, fasc. 3—6; No. 6, fasc. 1, 2. 1904—05.

Meteorological Department of the Government of India in Calcutta:

Memoirs. Vol. XX, part 1. 1906. 4.
Monthly Weather Review. May-Dec. 1905, Jan.-April 1906. 1905—06. fol.
India Weather Review. Annual Summary 1904. 1906. fol.
Rainfall Data of India for 1903 and for 1904. 1906. fol.
Report on the Administration in 1905—1906. 1906. fol.

Department of Agriculture in Calcutta:

Memoirs. Vol. 1, No. 1—4. 1906. 4⁰.

Royal Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Bibliotheca Indica. New Series, No. 1128—1138, 1140, 1141, 1144—1148. 1905—06.
Memoirs. Vol. I, No. 1—9. 1905—06. 4⁰.
Journal and Proceedings. Vol. I, No. 5—10 and Extra Number; vol. II, No. 1—5. 1905.

Office of Superintendent of Government Printing in Calcutta:

Annual Report of the Imperial Department of Agriculture for the year 1904/05. 1906. 4⁰.
Memorandum of the Age Tables and Rates of Mortality of the Indian Census of 1901. 1905. fol.

Geological Survey of India in Calcutta:

Records. Vol. XXXII, part 4; vol. XXXIII, part 1—4; vol. XXXIV, part 1, 2. 1905—06. 4⁰.
Paläontologica Indica. Serie XV, vol. V; Memoir No. 1. 1906. fol.

Board of scientific advice for India in Calcutta:

Annual Report for the year 1904/05. 1906. 4⁰.

Museum of comparative Zoology at Harvard College in Cambridge, Mass.:

Bulletin. Vol. 43, No. 4; vol. 46, No. 12—14; vol. 48, No. 2, 3; vol. 49, Nr. 3, 4; vol. 50, No. 1—5. 1906.
Memoirs. Vol. 30, No. 3; vol. 33. 1906. 4⁰.

Astronomical Observatory of Harvard College in Cambridge, Mass.:

60th annual Report 1904/05. 1905.
Annals. Vol. 39, part 2; vol. 53, No. 10; vol. 58, part 2; vol. 60, part 1, 2.
Edw. C. Pickering, Oration on the Aimes of an Astronomer. 1906.
An international Southern Telescope. By Edw. C. Pickering. 1906.
Circular. No. 105—118.
Telegraphic Cipher Code. 1906.

Harvard University in Cambridge, Mass.:

Harvard Oriental Series. Vol. VII, VIII. 1905. 4⁰.

Observatory in Cambridge:

Annual Report for 1905/06. 1906. 4⁰.

Philosophical Society in Cambridge:

Proceedings. Vol. 13, part 4—6. 1906.
Transactions. Vol. 22, No. 7—10. 4⁰.

Geological Commission in Capetown:

Map. Sheet I. 1906.

British South Africa Company in Capetown:

Geological Survey of South Africa. Vol. III. 1905. fol.
Report for 1905. 1906. 4⁰.

Accademia Gioenia di scienze naturali in Catania:

Atti. Serie IV, vol. 18. 1905. 4⁰.
Bollettino mensile. Nuova Serie, fasc. 87—91. 1906.

Società di storia patria per la Sicilia Orientale in Catania:

Archivio. Anno II, fasc. 3, 1905; anno III, fasc. 1—3. 1906.

Physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg:

Die Tätigkeit der physikalisch-technischen Reichsanstalt im Jahre 1905. Berlin 1906. 4⁰.

K. Sächsisches Meteorologisches Institut in Chemnitz:

Dekaden-Monatsberichte 1904. Jahrg. VII. 1905. fol.
Deutsches Meteorologisches Jahrbuch für 1901. 1905. 4⁰.
Paul Schreiber, Studien über Erdbodenwärme. 1905. 4⁰.

John Crerar Library in Chicago:

11. annual Report for the year 1905. 1906.

Field Columbian Museum in Chicago:

Publications. No. 102, 104, 106—114, 116. 1905—06.

University in Chicago:

The Decennial Publications. G. B. Foster, The Finality of the christian religion. 1906.

Videnskabsselskabet in Christiania:

Forhandlinger. Aar 1905. 1906.
Skrifter. 1905, I. math.-naturwiss. Klasse; II. histor.-filos. Klasse. 1906. 4°.

The Norwegian North Polar Expedition in Christiania:

Scientific Results. Vol. 5. 1906. 4°.

Historisch-antiquarische Gesellschaft für Graubünden in Chur:

XXXV. Jahresbericht. Jahrg. 1905. 1906.

Naturforschende Gesellschaft für Graubünden in Chur:

Jahresbericht. N. F., Bd. 48, Jahrg. 1905—06. 1906.

Lloyd Library in Cincinnati:

Mycological Notes. No. 19—23.
Index of the Mycological Writings of C. G. Lloyd. Vol. I. 1898—1905.
C. G. Lloyd, The Tylostomeae. 1906.

University of Cincinnati:

Record. Series I, vol. 2, No. 4—16; Series II, vol. 2, No. 2. 1905—06.
University Studies. Series II, vol. 1, No. 4; vol. 2, No. 1. 1905.

University of Missouri in Columbia:

Bulletin of Laws Observatory. No. 7. 1905. 4°.

Società storica in Como:

Periodico. No. 61—64 und 2 Hefte. Indici 1904. gr. 8°.
" Vol. 1—17. 1906. 4°.
Raccolta. Vol. 1—5. 1906. 4°.

Academia nacional de ciencias in Cordoba (Republik Argentinien):

Boletín. Tome 18, centr. 1, 2. Buenos Aires 1905.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig:

Schriften. N. F., Bd. 11, Heft 4. 1906.

Westpreußischer Geschichtsverein in Danzig:

Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens. Nr. 5. 1906.
Mitteilungen. 5. Jahrg. 1906, Nr. 1—4.

K. Gouvernement von Deutsch-Ostafrika in Dar-es-Salam:

Berichte über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika. Bd. 2, Heft 7 u. 8; Bd. 3, Heft 1. Heidelberg 1906.

Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen in Darmstadt:

Archiv für hessische Geschichte. N. F., Bd. IV, Heft 2 u. Ergänzungsband II, 4; III, 1. 1906.
Quartalblätter. Bd. III, Nr. 17—20; Bd. IV, Nr. 1, 2. 1905—06.

Commission géodésique néerlandaise in Delft:

Détermination de longitude et d'azimut dans les Pays-Bas. 1904. 4°.
Détermination de la longitude de la latitude et d'un azimut à Ubagsberg en 1893. 1905. 4°.

Colorado Scientific Society in Denver, Colorado:

Proceedings. Vol. VIII, p. 71—182. 1906.

Verein für Anhaltische Geschichte in Dessau:

Mitteilungen. Bd. X, Heft 3. 1906.

Union géographique du Nord de la France in Douai:

Bulletin. Tome 31, trimestre 1, 2. 1905.

K. Sächsicher Altertumsverein in Dresden:

Neues Archiv für sächsische Geschichte. Bd. XXVII. 1906.

K. Sächsisches Meteorologisches Institut in Dresden:

Deutsches Meteorolog. Jahrbuch für 1902. Königreich Sachsen. 1906. 4°.
Dekaden-Monatsberichte. Jahrg. VIII, 1905. 1906. fol.

Verein für Erdkunde in Dresden:

Mitteilungen. 1905, Heft 2; 1906, Heft 1, 2.

Royal Irish Academy in Dublin:

Proceedings. Vol. XXVI, Section A, part 1; Section B, part 1—5; Section C, part 5—9. 1906.
Transactions. Vol. XXXIII, Section A, part 1; Section B, part 1, 2; Section C, part 1—4. 1906. 4°.

Royal Society in Dublin:

The economic Proceedings. Vol. I, part 7, 8. 1906.
The scientific Proceedings. Vol. XI, No. 6—12. 1906.
The scientific Transactions. Series II, vol. IX, part 2, 3. 1906. 4°.

Pollichia in Dürkheim:

Festschrift zum 80. Geburtstage des Geheimrats Georg von Neumayer. 1906.

American Chemical Society in Easton, Pa.:

The Journal. Vol. 28, No. 1—12.

Royal Society in Edinburgh:

Proceedings. Vol. 24; vol. 25, part 1, 2; vol. 26, part 1—5. 1903—06.
Transactions. Vol. 40, part 3, 4; vol. 41, part 1, 2; vol. 43. 1903—05. 4°.

Geological Society in Edinburgh:

Transactions. Vol. 8, part 3. 1905.

Scottish Microscopical Society in Edinburgh:

Proceedings. Vol. 4, No. 2, 3. 1906.

Royal Physical Society in Edinburgh:

Proceedings. Vol. 16, No. 4—7. 1906.

Verein für Geschichte der Grafschaft Mansfeld in Eisleben:

Mansfelder Blätter. 20. Jahrg. 1906.

Naturforschende Gesellschaft in Emden:

89. Jahresbericht für 1903/04. 1905.

K. Universitätsbibliothek in Erlangen:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4⁰ u. 8⁰.

Reale Accademia dei Georgofili in Florenz:

Atti. Serie V, vol. 2, disp. 3, 4; vol. 3, disp. 1—3. 1905—06.

Biblioteca Nazionale Centrale in Florenz:

Indici del Bollettino della Pubblicazioni italiane per il e 1905. 1905.

Società Asiatica Italiana in Florenz:

Giornale. Vol. 18. 1905.

Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M.:

Abhandlungen. Bd. 30, Heft 1, 2. 1906. 4⁰.
Bericht. 1906.

Verein für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt a. M.:

Geschichte der Musik in Frankfurt a. M. Von Carolina Valentin. 1906.

Physikalischer Verein in Frankfurt a. M.:

Jahresbericht für 1904/05. 1906.

Naturwisssenschaftlicher Verein in Frankfurt a. O.:

Helios. Bd. 23. Berlin 1906.

Breisgau-Verein Schau-ins-Land in Freiburg i. Br.:

„Schau-ins-Land." 32. Jahrlauf 1905; 33. Jahrlauf 1906, I. u. II. Halbband. fol.

Kirchengeschichtlicher Verein in Freiburg i. Br.:

Freiburger Diözesan-Archiv. N. F., Bd. VII. 1906.

Universität in Freiburg i. Br.:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4⁰ u. 8⁰.

Observatoire in Genf:

L'éclipse totale de soleil du 30. Août 1905.
Résumé météorologique de l'année 1904. 1905.

Société d'histoire et d'archéologie in Genf:

Mémoires et Documents. IIᵉ Série, tome 9 et 10. 1906.
Mémoires et Documents. Série in 4⁰, tome 3. 1906. 4⁰.

Universität in Genf:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4⁰ u. 8⁰.

Société de physique et d'histoire naturelle in Genf:

Mémoires. Vol. 35, fasc. 2. 1906. 4⁰.

Società Ligure di storia patria in Genua:

Giornale storico. Anno VII, fasc. 1—12. La Spezia 1904.

Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Gießen:

Bericht. N. F. Medizinische Abteilung, Bd. 1. 1906.

Universität in Gießen:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4⁰ u. 8⁰.

Oberhessischer Geschichtsverein in Gießen:

Mitteilungen. N. F., Bd. 14. 1906.

Naturforschende Gesellschaft in Görlitz:

Abhandlungen. Bd. XXV, Heft 1. 1906.

Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 81 u. 82. 1905–06.
Codex diplomaticus Lusatiae superioris. III. Bd., 1. u. 2. Heft. 1906.
Fritz Rauda, Die mittelalterliche Baukunst Bautzens. 1905. 4⁰.
Felix Möschler, Gutsherrlich-bäuerliche Verhältnisse in der Oberlausitz. 1906.

K. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische Gelehrte Anzeigen. 1905, Nr. 12; 1906, Nr. 1—11. Berlin. gr. 8⁰.
Abhandlungen. N. F. a) Philol.-hist. Klasse. Bd. VI, Nr. 4.
b) Math.-phys. Klasse. Bd. IV, Nr. 5. Berl. 1906. 4⁰.
Nachrichten. a) Philol.-hist. Klasse. 1905, Heft 4 Beiheft; 1906, Heft 1—3.
b) Math.-phys. Klasse. 1905, Heft 4, 5; 1906, Heft 1—4. Berlin. 4⁰.
c) Geschäftliche Mitteilungen. 1905, Heft 2; 1906, Heft 1. Berlin. 4⁰.
Karl Friedrich Gauß-Werke. Bd. VII. 1906. 4⁰.

Göttinger Vereinigung zur Förderung der angewandten Physik in Göttingen:

Die physikalischen Institute der Universität Göttingen. Leipzig 1906. 4⁰.

Scientific Laboratories of Denison University in Granville, Ohio:

Bulletin. Vol. XIII, p. 35—130. 1905—06.

Historischer Verein für Steiermark in Graz:

Steirische Zeitschrift. 1. Jahrg., Heft 1—4, 1903; 3. Jahrg., Heft 1—4, 1905.
Urkundenbuch des Herzogtums Steiermark. Bd. III. 1903.
Beiträge zur Erforschung steirischer Geschichte. 33. u. 34. Jahrg. 1904—05.
Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 32. Jahrg. 1903.

Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark in Graz:

Mitteilungen. Jahrg. 1905, Heft 42. 1906.

Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein in Greifswald:

Pommersche Jahrbücher. Bd. 7. 1906.

Naturwissenschaftlicher Verein für Neu-Vorpommern in Greifswald:

Mitteilungen. 37. Jahrg. 1905. Berlin 1906.

K. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie im Haag:

Bijdragen. VII. Reeks, Deel 5, afl. 1—4. 1906.

Departement van Kolonien im Haag:

Description géologique de l'île d'Ambon par R. D. M. Verbeck. Text und Atlas. Batavia 1905. (Atlas in fol.)

Musée Teyler in Haarlem:

Archives. Serie II, vol. 10, partie 1 u. 2. 1905—06. 4⁰.

Teylers tweede Genootschap in Haarlem:

Verhandelingen. N. Reeks, Deel VI u. VII. 1905—06.

Société Hollandaise des Sciences in Haarlem:

Archives Néerlandaises des sciences exactes. Sér. II, tome 11, livr. 1—5. 1906.
Natuurkundige Verhandelingen. 3e Verzameling, Deel VI, 2de stuk. 1906. 4⁰.

Nova Scotian Institute of Science in Halifax:

The Proceedings and Transactions. Vol. XI, part 1 u. 2. 1901, 1906.

Historischer Verein für Württembergisch-Franken in Schwäbisch-Hall:

Württembergisch-Franken. N. F., IX. 1906.

K. Leopoldinisch-Karolinische Deutsche Akademie der Naturforscher in Halle:

Leopoldina. Heft 41, Nr. 12, 1905; Heft 42, Nr. 1—10, 1906.
Nova Acta. Bd. 82—84. 1904—05. 4⁰.
Katalog der Bibliothek. Bd. 3, Lief. 1. 1905.

Deutsche Morgenländische Gesellschaft in Halle:

Zeitschrift. Bd. 59, Heft 4; Bd. 60, Heft 1—3. Leipzig 1905—06.
Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes. Bd. XII, Nr. 2. Leipzig 1906.

Universität Halle:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4⁰ u. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein für Sachsen und Thüringen in Halle:

Zeitschrift für Naturwissenschaften. 78. Bd., Heft 1—3. Stuttgart 1906.

Thüringisch-Sächsischer Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums in Halle:

Neue Mitteilungen. Bd. 22, Heft 3. 1906.

Mathematische Gesellschaft in Hamburg:

Mitteilungen. Bd. IV, Heft 6. Leipzig 1906.

Deutsche Seewarte in Hamburg:

27. u. 28. Jahresbericht für 1904 u. 1905. 1905—06. gr. 8⁰.

Sternwarte in Hamburg:

Mitteilungen. Nr. 8, 10. 1905.

Verein für hamburgische Geschichte in Hamburg:

Mitteilungen. 25. Jahrg. 1905. 1906.

Naturwissenschaftlicher Verein in Hamburg:

Verhandlungen. III. Folge, Bd. 13. 1906.

Historischer Verein für Niedersachsen in Hannover:

Zeitschrift. Jahrg. 1905, Heft 3, 4; Jahrg. 1906, Heft 1—4.

Großherzogliche Sternwarte in Heidelberg:

Mitteilungen. Nr. VII—IX. Leipzig 1906.

Universität Heidelberg:

Theodor Curtius, Robert Bunsen als Lehrer in Heidelberg. 1906. 4⁰.
Schriften der Universität aus dem Jahre 1905/06 in 4⁰ u. 8⁰.
Aus alter u. neuer Zeit der Heidelberger Bibliothek. Rede von J. Wille. 1906.

Historisch-philosophischer Verein in Heidelberg:

Neue Heidelberger Jahrbücher. Jahrg. XIV, Heft 2. 1906.

Naturhistorisch-medizinischer Verein in Heidelberg:

Verhandlungen. N. F., Bd. VIII, Heft 2. 1905. gr. 8⁰.

Reichslimeskommission in Heidelberg:

Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches. Lief. 26 u. 27. 1906. 4⁰.

Astronomisches Institut in Heidelberg:

Bestimmung der Längendifferenz der Großherzoglichen Sternwarte bei Heidelberg und der Universitäts-Sternwarte in Straßburg i. E. Karlsruhe 1906. 4⁰.

Commission géologique de Finnlande in Helsingfors:

Bulletin. No. 16. 1905.

Finnländische Gesellschaft der Wissenschaften in Helsingfors:

Acta. Vol. 32. 1906. 4⁰.
Öfversigt 47. 1905.
Bidrag till kännedom af Finnlands Natur och Folk. Heft 63. 1905.

Institut météorologique central in Helsingfors:

Observations météorologiques 1895/96. 1906. fol.

Societas pro Fauna et Flora Fennica in Helsingfors:

Acta. Vol. 6 (1889), 21—23, 25, 27, 28. 1902—06.
Meddelanden. Vol. 28, 29, 31, 32. 1902—06.

Société de géographie de Finnlande in Helsingfors:

Fennia. Vol. 19—22. 1903—05.

Universität Helsingfors:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4⁰ u. 8⁰.

Verein für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt:

Archiv. N. F., Bd. XXXIII, 1—4. 1905—06.

Siebenbürgischer Verein für Naturwissenschaften in Hermannstadt:

Verhandlungen und Mitteilungen. Bd. 54, Jahrg. 1904. 1906.

Verein für Sachsen-Meiningische Geschichte in Hildburghausen:

Schriften. Heft 52. 1906. gr. 8⁰.

Ungarischer Karpathen-Verein in Igló:

Jahrbuch. 33. Jahrg. 1906.

Historischer Verein in Ingolstadt:

Sammelblatt. Heft 29. 1905.

Naturwissenschaftlich-medizinischer Verein in Innsbruck:

Berichte. 29. Jahrg. 1903/04 u. 1904/05. 1906.

Journal of Physical Chemistry in Ithaca, N.Y.:

The Journal. Vol. 10, No. 1—8. 1906. gr. 8⁰.

Imperial Central Agricultural Experiment Station in Japan:

Bulletin. Vol. I, No. 1. Nishigahara, Tokio 1905.

Université de Jassy:

Annales scientifiques. Tome III, fasc. 4; tome IV, fasc. 1. 1906.

Medizinisch-naturwissenschaftliche Gesellschaft in Jena:

Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft. Bd. 41, Heft 1—4. 1906.

Verein für Thüringische Geschichte und Altertumskunde in Jena:

Zeitschrift. N. F., Bd. XVI, 2; XVII, 1. 1906.

Gelehrte Estnische Gesellschaft in Jurjew (Dorpat):

Sitzungsberichte 1905. 1906.

Naturforschende Gesellschaft bei der Universität Jurjew (Dorpat):

Archiv für Naturkunde. Serie II, Bd. XIII, 1. 1905.
Sitzungsberichte. Bd. XIV, 1, 2; XV, 1 u. Register zu Bd. 3—14. 1905—06.
Schriften. Bd. XVI u. XVII. 1905—06. 4⁰.

Universität Jurjew (Dorpat):

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4⁰ u. 8⁰.

Badische Historische Kommission in Karlsruhe:

Oberrheinische Städterechte. I. Abt., Heft 7. 1906.
Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F., Bd. XXI, 1—4. Heidelberg 1906.
Neujahrsblätter 1906. Heidelberg.

Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie in Karlsruhe:

Ergebnisse der Untersuchung der Hochwasserverhältnisse im deutschen Rheingebiete. Berlin 1905. 4⁰.
Jahresbericht für das Jahr 1905. 1906. fol.

Großherzoglich Technische Hochschule in Karlsruhe:

Schriften aus dem Jahre 1906.

Naturwissenschaftlicher Verein in Karlsruhe:

Verhandlungen. Bd. 19, 1905—06. 1906.

Société physico-mathématique in Kasan:

Bulletin. II. Série, tome 15, No. 2. 1906.

Universität Kasan:

Utschenia Sapiski. Bd. 73, No. 1—10. 1906.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Zeitschrift. N. F., Bd. 29. 1905.

Verein für Naturkunde in Kassel:

Abhandlungen und Bericht L. 1906.

Université Impériale in Kharkow:

Annales. 1905, Heft 2; 1906, Heft 1, 2. 1906.

Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte in Kiel:

Zeitschrift. Bd. 36. 1906.

Kommission zur wissenschaftl. Untersuchung der deutschen Meere in Kiel:

Wissenschaftliche Meeresuntersuchungen. N. F., Bd. 7 (Abteilung Helgoland, Heft 2); Bd. 9 (Abteilung Kiel). Kiel u. Leipzig 1906. 4°.

K. Universität in Kiel:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4° u. 8°.

Universität in Kiew:

Iswestija. Bd. 45, Nr. 11; Bd. 46, Nr. 1—8. 1905—06.

Geschichtsverein für Kärnten in Klagenfurt:

Jahresbericht für 1904. 1905.
Carinthia I. 95. Jahrg., Nr. 1—6. 1905.

Naturhistorisches Landesmuseum in Klagenfurt:

Carinthia II. 95. Jahrg. 1905, Nr. 5, 6; 96. Jahrg. 1906, Nr. 1—4.

Siebenbürgisches Museum in Klausenburg:

Sitzungsberichte. I. Med. Abteilung, Bd. 26, Heft 2, 3; Bd. 27, Heft 1—3. II. Naturw. Abteilung, Bd. 27, Nr. 1—3. 1905—06.
Erdélyi Múzeum. Bd. XXIII, No. 1—4. 1906. 4°.
Az Erdélyi Múzeum Egyesület . . . Emlékkönyve. 1906. 4°.

Regierung des Kongostaates:

Annales du Musée du Congo. Botanique, vol. I, fasc. 3; Zoologie, Série V, tome I, fasc. 1. Bruxelles 1906. fol.
Notices sur les plantes utiles de la Flore du Congo. Vol. 2, fasc. 1. Bruxelles 1906.

Physikalisch-ökonomische Gesellschaft in Königsberg:

Schriften. 46. Jahrg. 1905. 1906.

Universität in Königsberg:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4° u. 8°.

K. Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen:

Dansk Ordbog, udgiven under Videnskabernes Selskabs Bestyrelse. Ottende Tome V—Z. 1905. 4°.
Oversigt. 1905, No. 6; 1906, No. 1—6.
Mémoires. 1. Section des Lettres, 6e Série, tome 5, No. 3; 2. Section des Sciences, 7e Série, tome I, No. 5, 6, tome II, No. 5, 6, tome III, No. 1. 1906. 4°.

Conseil permanent international pour l'exploration de la mer in Kopenhagen:

Rapports et Procès-verbaux. Vol. IV—VI. 1905—06. 4°.
Bulletin trimestriel. Année 1904—05, No. 4; 1905—06, No. 1—3.
Publications de circonstance. No. 28—34 u. 13c. 1905—06.
Bulletin statistique des pêches maritimes. Vol. I. 1906. 4°.

Gesellschaft für nordische Altertumskunde in Kopenhagen:

Aarböger. II. Raekke, Bd. 20. 1905.
Mémoires. Nouv. Série 1904/06. 1905—06.

Genealogisk Institut in Kopenhagen:

Max Grohshennig, Legatfamilien Aagaard. 1905.

Akademie der Wissenschaften in Krakau:

Anzeiger. (Bulletin international) 1. Classe de philologie, 1905, No. 1—10.
 2. Classe des sciences mathématiques, 1905, No. 8—10; 1906, No. 1—3.
Rocznik. Rok 1904/05. 1905.
Monumenta medii aevi historica. Tome 17. 1905. 4⁰.
Bibliografia historyi Polskiej. Bd. III, zesc. 3. 1906.
Sprawozdanie komisyi fizyograficzny. Tome 39 mit Tafeln. 1906. 8⁰ u. fol.
Atlas geologiczny Galicyi. Zeszyt 17, Karte u. Text. 1906. 8⁰ u. fol.
Katalog rekopisów. Akad. Um. 1906.
 „ literatury. Tome 5, Heft 1—4. 1906.
Zapatowicz, Conspectus florae Galiciae. Tome 1. 1906.
Rozprawy filolog. Serie II, tome 26, 28; histor., Serie II, tome 23. 1906.
 „ mathem. Tome 44, A. B. Spis rzeczy. 1904—05.
Uścię solne. 1906.
Jan Czubek, Pisma polityczne. 1906.
Materyaly jezyk. Tome 3, zeszyt 1 i 2. 1905.
 „ antropol. archeolog. Tome 8. 1906.
Wybrane pisma Lukiana. Tome 1. 1906.
Karlowicz, Slownik gwar. Tome 4. 1906.

Imperial University in Kyōto:

The Kyōto Imperial University Calendar 1905—06.

Historischer Verein in Landshut:

Verhandlungen. Bd. 42. 1906.

Société Vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. 5ᵉ Série, tome 41, No. 154; vol. 42, No. 155. 1905—06.

Société d'histoire de la Suisse romande in Lausanne:

Mémoires et Documents. IIᵉ Série, tome 7. 1906.

Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde in Leiden:

Tijdschrift. N. Serie, Deel XXIII, 3, 4; Deel XXIV, 1—3. 1904—05.

K. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:

Abhandlungen der philol.-hist. Klasse. Bd. XXIV, 4—6; Bd. XXV, 1. 1906. 4⁰.
Abhandlungen der math.-phys. Klasse. Bd. XXIX, 5—8. 1906. 4⁰.
Berichte der philol.-hist. Klasse. Bd. 57. 1905, Nr. 5, 6; Bd. 58, 1906, Nr. 1, 2.
Berichte der math.-phys. Klasse. Bd. 57, 1905, Nr. 5, 6; Bd. 58, 1906, Nr. 1—5.

Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft in Leipzig:

Jahresbericht. 1905 u. 1906.

Verein für Erdkunde in Leipzig:

Mitteilungen 1905. 1906.
Katalog der Bibliothek. Heft II der Mitteilungen. 1905.

Cuerpo de ingenieros de minas del Perú in Lima:

Boletin. Nr. 26—35, 37—39, 40, 42, 43. 1905—06.
Segunda Memoria del Director del cuerpo. 1906.

University of Nebraska in Lincoln:

Bulletin of the agricultural Experiment Station. Nr. 76—80, 84. 1905.

Aeronautisches Observatorium bei Lindenberg:

Ergebnisse der Arbeiten im Jahre 1905. I. Bd. Braunschweig 1906. 4⁰.

Museum Francisco-Carolinum in Linz:

64. Jahresbericht. 1906.

Sociedade de geographia in Lissabon:

Boletim. 1905, No. 11, 12; 1906, No. 1—10.

Literary and philosophical Society in Liverpool:

Proceedings. 49th Session, No. 58, 1904—05. 1905.

Université Catholique in Loewen:

Publications académiques de l'année 1904/05.

Zeitschrift „La Cellule" in Loewen:

La Cellule. Tome XXII, fasc. 2. 1905. 4⁰.

Royal Institution of Great Britain in London:

Proceedings. Vol. 17, part 3; vol. 18, part 1. 1906.

The English Historical Review in London:

Historical Review. Vol. XXI, No. 81—84. 1906.

Royal Society in London:

Report on the Perl Oyster Fisheries of the Gulf of Manaar. Part III, IV. 1905. 4⁰.
Year-Book. 1906.
Proceedings. Series A, vol. 77, No. A 515—520; vol. 78, No. A 521—525, 1906; Series B, vol. 77, No. B 516—521; vol. 78, No. B 522—527, 1906.
Philosophical Transactions. Series A, vol. 205, 206; Series B, vol. 198. 1906. 4⁰.
Reports of the Commission for the investigation of Mediterranean Fever. Part IV. 1906.
Reports to the Evolution Committee. Report III. 1906.

R. Astronomical Society in London:

Monthly Notices. Vol. 66, No. 2—9. 1905—06.
Memoirs. Vol. 56. 1906. 4⁰.

Chemical Society in London:

Journal 1905. Supplementary number cont. Indexes, No. 519—530 (January—December). 1906.
Proceedings. Vol. 21, No. 301, 302; vol. 22, No. 303—317. 1905—06.

Geological Society in London:

The quarterly Journal. Vol. 61, part 1—4; vol. 62, part 1—4. 1905—06.
List. Nov. 15th 1905.
Geological Literature for the year ended Dec. 31st 1904. 1905.

Linnean Society in London:

Proceedings. 118th Session 1905/06. 1906.
The Journal. a) Botany, vol. 37, No. 260—262; b) Zoology, vol. 29, No. 193, 194. 1906.
List of the Linnean Society 1906/07. 1906.

Medical and chirurgical Society in London:

Medico-chirurgical Transactions. Vol. 88, 89. 1905—06.

R. Microscopical Society in London:

Journal. 1906, part 1—6.

Zoological Society in London:

Proceedings. 1905, vol. II, part 1, 2. 1906.
Transactions. Vol. XVII, part 3—5. 1904—05. 4°.

Zeitschrift „Nature" in London:

Nature. No. 1888—1940. 4°.

Secretary of State for India in Council in London:

G. A. Grierson, The Piśāca Languages of North-Western India. 1906.

India Office in London:

42 Bände und einige Faszikel sprachlichen, geographischen und technologischen Inhalts über Ostindien.
Agra, a Gazetteer. Vol. 8. Allahabad 1905.
Madras District Gazetteers. Guntúr, vol. 2; Gódávari, vol. 2. Appendix for Kistna District. Madras 1906.
District Gazetteers of the provinces of Agra and Oudh. Vol. 42—44. Allahabad 1905.
Technical Art Series. Plates I–XIII. Illustrations of Indian Industrial Art. Calcutta 1905. fol.

Museums-Verein für das Fürstentum Lüneburg in Lüneburg:

Lüneburger Museumsblätter. Heft 3. 1906.

Société géologique de Belgique in Lüttich:

Annales. Tome 30, livr. 3; tome 32, livr. 4; tome 33, livr. 1–3. 1902–06.

Société Royale des Sciences in Lüttich:

Mémoires. IIIe Série, tome 6. Bruxelles 1906.

Universität in Lund:

Acta Universitatis Lundensis. Tome XL, 1904, in 2 Teilen.
Acta. Nova Series II, Afdelninger I, 1905. 1905–06. 4°.
Sveriges offentliga Bibliotek. Accessions-Katalog 18—19, 1903–04, 2 Teile. Stockholm 1905—06.

Institut Grand Ducal in Luxemburg:

Archives trimestrielles de la section des sciences naturelles. Fasc. 1, 2. Janvier—Juin 1906. 4°.

Section historique de l'Institut Grand-Ducal in Luxemburg:

Publications. Vol. 50. 1905.

Historischer Verein der fünf Orte in Luzern:

Der Geschichtsfreund. Bd. 61. Stans 1906.

Université in Lyon:

Annales. Nouv. Série I, No. 14–16; Nouv. Série II, No. 15. 1905–06.

Wisconsin Geological and Natural History Survey in Madison:

Bulletin. No. 14, with an Atlas. 1906.

Government Museum in Madras:

Bulletin. Vol. V, No. 2. 1906.

Kodaikanal and Madras Observatories in Madras:

Annual Report for 1905. 1906. fol.
Bulletin. No. IV—VII. 1906. 4°.

R. Academia de ciencias exactas in Madrid:

Revista. Tomo 3, No. 3—6; tomo 4, No. 1—6. 1905—06.
Memorias. Tomo 23 u. 24. 1905—06. 4°.
Anuario. 1906.

R. Academia de la historia in Madrid:

Boletín. Tomo 48, cuad. 1—6; Tomo 49, cuad. 1—6. 1906.

Museum für Natur- und Heimatkunde in Magdeburg:

Abhandlungen und Berichte. Bd I, Heft 2, 3. 1906.

R. Istituto Lombardo di scienze in Mailand:

Rendiconti. Serie II, vol. 38, fasc. 17—20; vol. 39, fasc. 1—16. 1906.
Memorie. Classe di scienze matematiche. Vol. XX, fasc. 7, 8. 1906. 4°.
Atti della fondazione Cagnola. Vol. 20. 1906.

Comitato per le onoranze a Francesco Brioschi in Mailand:

Opere matematiche di Francesco Brioschi. Tomo 4. 1906. 4°.

Società Italiana di scienze naturali in Mailand:

Elenco dei soci e Indice generale. 1906.
Museo mineralogico Borromeo. 1906.
Atti. Vol. 44, fasc. 3, 4; vol. 45, fasc. 1, 2. 1906.

Società Storica Lombarda in Mailand:

Archivio Storico Lombardo. Serie IV, anno 32, fasc. 8; anno 33, fasc. 9—11. 1905—06.

Altertumsverein in Mainz:

Mainzer Zeitschrift. Jahrg. I. 1906. 4°.

Literary and philosophical Society in Manchester:

Memoirs and Proceedings. Vol. 50, part 1—3. 1905—06.

Philippine Weather Bureau in Manila:

Bulletin for July—December 1905. 1905—06. 4°.
Annual Report for the year 1903. Part I—III. 1905. 4°.

Ethnological Survey for the Philippine Islands in Manila:

Publications. Vol. II, parts 2, 3; vol. IV, part 1. 1905.

Altertumsverein in Mannheim:

Mannheimer Geschichtsblätter. 1906, Nr. 2—11, VII. Jahrg. 4°.

Verein für Naturkunde in Mannheim:

71. u. 72. Jahresbericht für 1904/05. 1906.

Schwäbischer Schiller-Verein in Marbach:

X. Rechenschaftsbericht für das Jahr 1905/06. 1906.
Das Schiller-Museum in Marbach. Stuttgart 1906.

Universität in Marburg:
Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4⁰ u. 8⁰.

Abbaye de Maredsous:
Revue Bénédictine. Année 23, No. 2—4. 1906.

Faculté des sciences in Marseille:
Annales. Tome XV. Paris 1904. 4⁰.

Hennebergischer altertumsforschender Verein in Meiningen:
Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums. Lief. 20. 1906. 4⁰.

Verein für Geschichte der Stadt Meißen in Meißen:
Mitteilungen. Heft 25. 1906.

Royal Society of Victoria in Melbourne:
Proceedings. New Series, vol. 18, part 2; vol. 19, part 1. 1906.

Accademia Peloritana in Messina:
Atti. Vol. XX, fasc. 2; vol. XXI, fasc. 1. 1906.
Resoconti. April - Giugno 1906. 1906.

Gesellschaft für lothringische Geschichte in Metz:
Jahrbuch. XVII. Jahrg., 1. u. 2. Hälfte, 1905. 1906. 4⁰.

Instituto geológico in Mexico:
Parergones. Tomo I, No. 9, 10. 1905—06.
Boletín. No. 21. 1905. 4⁰.

Observatorio meteorológico-magnético central in México:
Boletín mensual. Octubre u. Noviembre 1902, Junio 1904. 4⁰.

Sociedad cientifica „Antonio Alzate" in Mexico:
Memorias y revista. Tomo 21, No. 9—12; tomo 22, No. 1—8; tomo 23. No. 1—4. 1904—05.

Regia Accademia di scienze lettere ed arti in Modena:
Memorie. Serie III, vol. 5. 1905. 4⁰.

Musée océanographique in Monaco:
Bulletin. No. 56—86. 1905—06.

Observatoire météorologique du Mont Blanc:
Annales. Tome VI. Paris 1905. 4⁰.

Bureau de Dépôt, Distribution et d'Échange de Publications in Montevideo:
Anuario estadistico de la República O. del Uruguay. Tomo II. 1906. 4⁰.

Museo nacional in Montevideo:
Annales. Serie II, entrega 2 und Seción historico-filosófica, tomo II, entrega 1. 1905. 4⁰.

Öffentliches Museum in Moskau:
Ottschet. Jahrg. 1905. 1906.

Lazarevsches Institut für Orientalische Sprachen in Moskau:
Trudy. Heft 13, 14. 1905.

Société Impériale des Naturalistes in Moskau:
Bulletin. Année 1905, No. 1—3. 1906.

Mathematische Gesellschaft in Moskau:

Matematitscheskij Sbornik. Bd. XXV, 3. 1905.

Lick Observatory in Mount Hamilton, California:

Bulletin. No. 88—97 u. 99—103. 1906.

Statistisches Amt der Stadt München:

Münchener Jahresübersichten für 1905. Teil I u. II. 4°.
Die Erhebung der Wohnverhältnisse in München 1904—07. I.—III. Teil. 4°.
Ergebnisse der Wohnungszählung vom 1. Dezember 1905. 4°.
Die Bevölkerung Münchens 1905. 1906. 4°.

Deutsche Gesellschaft für Anthropologie in Berlin und München:

Korrespondenzblatt. 37. Jahrg. 1906, Nr. 1—4, 6—12. Braunschweig 1906. 4°.

Hydrotechnisches Bureau in München:

Verzeichnis der Flächeninhalte der Bach- und Flußgebiete. Heft VII, Teil 1. 1906. 4°.
Jahrbuch. 1905, Heft 4, 5; 1906, Heft 1 u. 2. fol.

Generaldirektion der K. B. Posten und Telegraphen in München:

Verzeichnis der erscheinenden Zeitungen für 1907. I. Abt. 1906. fol.

K. Ludwigs-Kreisrealschule in München:

Geschichte der K. Ludwigs-Kreisrealschule in München v. G. Widenbauer. 1906.

K Bayer. Technische Hochschule in München:

Darstellungen aus der Geschichte der Tecknik, der Industrie und Landwirtschaft in Bayern. 1906. 4°.
Schriften aus dem Jahre 1903—06.

Metropolitan-Kapitel München-Freising in München:

Schematismus der Geistlichkeit für das Jahr 1906.
Amtsblatt der Erzdiözese München und Freising. 1906, Nr. 1—31.

K. Oberbergamt in München:

Geognostische Jahreshefte. XVII. Jahrg. 1904. 1906. 4°.

Universität in München:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4° u. 8°.

Ärztlicher Verein in München:

Sitzungsberichte. Bd. XV. 1905.

Historischer Verein in München:

Altbayerische Monatsschrift. Jahrg. 6, Nr. 3—5. 1906. 4°.

Verein für Luftschiffahrt in München:

16. Jahresbericht für 1905.

Ornithologische Gesellschaft in München:

Verhandlungen. 1904, Bd. V. 1905.

Verlag der Hochschul-Nachrichten in München:

Hochschul-Nachrichten. Nr. 184—195. 1906.

Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens in Münster:

Zeitschrift. Bd. 63, Abt. 2 und Register zu Bd. 1—50. 1905.

Académie de Stanislas in Nancy:

Mémoires. 6e Série, tome 2. 1905.

Société des Sciences in Nancy:

Bulletin. Série III, tome 6, fasc. 4. 1906.

Reale Accademia di scienze morali et politiche in Neapel:

Atti. Vol. 36, 37. 1906.
Rendiconto. Anno 44. 1905.

Accademia delle scienze fisiche e matematiche in Neapel:

Rendiconto. Serie 3, vol. 11, fasc. 8—12; vol. 12, fasc. 1—8. 1905—06. 4⁰.

Zoologische Station in Neapel:

Mitteilungen. Bd. 17, Heft 4. Berlin 1906.

Historischer Verein in Neuburg a. D.:

Neuburger Kollektaneen-Blatt. 68. Jahrg. 1904. 1906.

Société des sciences naturelles in Neuchatel:

Bulletin. Tome 31, année 1902—03; tome 32, année 1903-04.

Institute of Engineers in New-Castle (upon-Tyne):

Transactions. Vol. 55, part 5, 6; vol. 56, part 1—3. 1906.
Annual Report for the year 1904/05 und 1905/06. 1905—06.
Report of the Committee upon mechanical Coalcutting. Part 2. 1905.

The American Journal of Science in New-Haven:

Journal. 4. Series, No. 121—126, 128—132. 1906.

Astronomical Observatory of the Yale University in New-Haven:

Transactions. Vol. 2, part 1.

American Oriental Society in New-Haven:

Journal. Vol. 26, second half; vol. 27, first half. 1906.

American Jewish Historical Society in New-York:

Publications. No. 13, 14. 1905-06.

American Museum of Natural History in New-York:

International Congress of Americanists. 13th Session, held in New-York in 1902. 1905.
Journal. Vol. VI, No. 1—4. 1906.
Annual Report for the year 1905. 1906.
Bulletin. Vol. XVII, part 4; vol. XXI. 1905.
Memoirs. Vol. IV, 5; vol. V, 3; VIII, 1; IX, 1—3; X, 1; XI, 1; XIV, 1. 1906. 4⁰.
Aboriginal Myths of Titicaca (Bolivia). By Adolph F. Bandelier. 1906.

American Geographical Society in New-York:

Bulletin. Vol. 38, No. 1—11. 1906.

Nederlandsche botanische Vereeniging in Nijmegen:

Recueil des travaux botaniques Neerlandais. Vol. II, livr. 3—4. 1906.

Archaeological Institut of America in Norwood, Mass.:

American Journal of Archaeology. Vol. 10, No. 1—3. 1906.

Naturhistorische Gesellschaft in Nürnberg:

Abhandlungen. XV. Bd., 3. Heft. 1905.
Jahresbericht für 1904. 1905.

Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg:

Anzeiger. Jahrg. 1905 in 4 Heften. 1905. 4⁰.

Stadtmagistrat Nürnberg:

Katalog der historischen Ausstellung der Stadt Nürnberg. 1906.

Neurussische naturwissenschaftliche Gesellschaft in Odessa:

Sapiski. Bd. 28, 29. 1905—06.

Verein für Geschichte und Landeskunde in Osnabrück:

Mitteilungen. 30. Bd. und Beiheft zum 30. Bd., 1905. 1906.

Department of the Interior in Ottawa:

Mounted Police Polar Expedition Maps. 1906.

Geological Survey of Canada in Ottawa:

Palaeozoic Fossils. Vol. III, part IV. 1906.
Annual Report. New Series, vol. XIV, 1901 mit Maps; vol. XV (1902—03) mit Maps. 1905—06.

Royal Society of Canada in Ottawa:

Proceedings and Transactions. II. Seris, vol. 11. 1906.

Radcliffe Observatory in Oxford:

Catalogue of Stars for 1900. 1906. 4⁰.

Accademia scientifica Veneto-Trentino-Istriana in Padova:

Atti. N. Serie, anno II, fasc. 1, 2. 1905.

R. Accademia di scienze in Padua:

Atti e Memorie. Nuova Serie, anno 364, 1904—05; n. Serie, vol. 21. 1905.

Redaction der Zeitschrift „Rivista di storica antica“ in Padua:

Rivista. N. Serie, anno 10, fasc. 2—4. 1906.

Reale Accademia di scienze, lettere e belle arti in Palermo:

Bullettino. Anni 1899—1902. 1906. 4⁰.

Circolo matematico in Palermo:

Annuario 1905.
Rendiconti. Tomo XXI, fasc. 1—3; tomo XXI, fasc. 1, 2. 1906.
Supplemento ai Rendiconti. No. 1. 1906. 4⁰.

Collegio degli Ingegneri in Palermo:

Atti. 1905, Luglio—Dicembre; 1906, Gennaio—Giugno. 4⁰.

Académie de médecine in Paris:

Bulletin. 1906, No. 1—44.

Académie des Sciences in Paris:

Oeuvres d'Augustin Cauchy. Série II, tome 1. 1905. 4⁰.
Comptes rendus. Tome 142, No. 1—26; tome 143, No. 1—27.

Moniteur Scientifique in Paris:

Moniteur. Livr. 769—780 (Janvier—Décembre 1906). 4⁰.

Musée Guimet in Paris:

Annales. Bibliothèque d'études, tome 18 u. 20. 1905—06.
Revue de l'histoire des réligions. Tome 51, No. 3; tome 52, No. 1—3; tome 53, No. 1. 1905—06.

Muséum d'histoire naturelle in Paris:

Bulletin. Année 1904, No. 2—4; année 1905, No. 6; année 1906, No. 1—3.
Nouvelles Archives. Série IV, tome VII, 1, 2. 1905. 4⁰.

Société d'anthropologie in Paris:

Bulletins. Vᵉ Série, tome 6, fasc. 3—6. 1905.

Société des études historiques in Paris:

Revue. 72ᵉ année, Janvier—Août 1906.

Société de géographie in Paris:

La Géographie. XII. année 1905, No. 3—6; XIII. année 1906, No. 1—4. 4⁰.

Société mathématique de France in Paris:

Bulletin. Tome 34, fasc. 1—3. 1906.

Western Australia Geological Survey in Perth:

Bulletin. No. 21, 22. 1906.

Académie Impériale des sciences in St. Petersburg:

Comptes rendus de la commission sismique. Tome II, livr. 2. 1906. 4⁰.
Mémoires. a) Classe historico-philologique, Série VIII, tome VII, No. 3—7; b) Classe physico-mathémat., Série VIII, tome XVI, No. 11, 12, tome XVII, No. 1—6. 1905. 4⁰.
Annuaire du Musée zoologique. 1905, No. 1, 2, 1906; Beilage zum Annuaire, Bd. 11, 1906.

Kaiserl. Bibliothek in St. Petersburg:

Ottschet 1900/01. 1905.
Gallerie Peters des Großen in der K. öffentlichen Bibliothek. 1903. 4⁰.

Comité géologique in St. Petersburg:

Bulletins. XXIII, No. 7—10. 1904.
Mémoires. Nouv. Série, livr. 3, 18—20. 1905. 4⁰.

Kaiserl. Botanischer Garten in St. Petersburg:

Acta horti Petropolitani. Tome 24, fasc. 3; tome 25, fasc. 1; tome 26, fasc. 1. 1905—06. 4⁰.

Kaiserl. Russische Archäologische Gesellschaft in St. Petersburg:

Sapiski. Bd. 16, No. 2—4. 1905—06. 4⁰
„ Orientalische Abteilung, Bd. 17, No. 1—3. 1906. 4⁰.
„ Russische und slavische Abteilung, Bd. VII, 1. 1905. 4⁰.
„ Klassische Abteilung, Bd. II, 1, 2. 1904—06. 4⁰.
Materialien zur Geschichte der russischen geistlichen Mission in Peking. 1905. 4⁰.

Kaiserl. Mineralogische Gesellschaft in St. Petersburg:

Materialien. Bd. XXIII, Lief. 1. 1906.
Verhandlungen. II. Serie, Bd. 43, Lief. 1, 2. 1905.

Physikalisch-chemische Gesellschaft an der Kaiserl. Universität St. Petersburg:

Schurnal. Bd. 37, Heft 8, 9; Bd. 38, Heft 1. 1905—06.

Physikalisches Zentral-Observatorium Nicolas in St. Petersburg:

Publications. Série II, vol. III, vol. XIV, vol. XVII, No. II. 1905. fol.
Annales. Année 1903, partie I, II, fasc. 1, 2. 1905. 4°.

Kaiserl. Universität in St. Petersburg:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4° u. 8°.

Academy of natural Sciences in Philadelphia:

Journal. Second Series, vol. XIII, part 2. 1905. 4°.
Proceedings. Vol. 57, part 3; vol. 58, part 1. 1906.

Historical Society of Pennsylvania in Philadelphia:

The Pennsylvania Magazine of History. Vol. XXX, No. 117—119. 1906.

American Philosophical Society in Philadelphia:

Proceedings. Vol 44, No. 181; vol. 45, No. 182. 1906.
Transactions. New Series, vol. XXI, part 2, 3. 1906. 4°.

R. Scuola normale superiore di Pisa:

Annali. Filosofia e filologia. Vol. 19, 20. 1906–07.

Società Toscana di scienze naturali in Pisa:

Atti. Processi verbali, vol. 14, No. 9, 10; vol. 15, No. 1—5. 1905—06. 4°.
Atti. Memorie, vol. XXI. 1905. gr. 8°.

Società Italiana di fisica in Pisa:

Il nuovo Cimento. Serie V, tomo 10, Ottobre—Dicembre 1905, tomo 11, Genajo—Giugno 1906, tomo 12, Luglio—Settembre 1906.

Altertumsverein in Plauen:

Mitteilungen. 17. Jahresschrift 1905–06. 1906.

Historische Gesellschaft in Posen:

Zeitschrift. 20. Jahg., 1. u. 2. Halbband. 1905.
Historische Monatsblätter. Jahrg. VI, 1905, Nr. 1—12.

K. Geodätisches Institut in Potsdam:

Veröffentlichung. N. F., Nr. 25—29. Berlin 1906. 4°.
F. R. Helmert, Die Größe der Erde. 1. Mitteilung. Berlin 1906. 4°.

Astrophysikalisches Observatorium in Potsdam:

Publikationen. Bd. XV, 3–6; Bd. XVI; Bd. XVIII, 1. 1905 06. 4°.

Landesarchiv in Prag:

Archiv Český. Bd. XXII. 1905. 4°.

Universität Rostock:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4° u. 8°.

R. Accademia di scienze degli Agiati in Rovereto:

Atti. Serie III, vol. XI, fasc. 3, 4; vol. XII, fasc. 1, 2. 1905—06.

École française d'Extrême-Orient in Saigon:

Bulletin. Tome 5, No. 3, 4. Hanoi 1905. 4°.

Essex Institute in Salem:

J. H. Sears, The physical Geography, Geology etc. of Essex County, Mass. 1905. 4°.

Gesellschaft für Salzburger Landeskunde in Salzburg:

Mitteilungen. 46. Vereinsjahr. 1906.

Naturwissenschaftliche Gesellschaft in St. Gallen:

Jahrbuch 1904 und 1905.

Academy of science in St. Louis:

Transactions. Vol. XIV, No. 7, 8 und Register zu Vol. 1—14; vol. XV, No. 1—5. 1904—05.

Instituto y Observatorio de marina de San Fernando (Cadiz):

Annales. Seccion 2ª, año 1904 und 1905. 1905. fol.

Bosnisch-Herzegovinische Landesregierung in Sarajevo:

Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen im Jahre 1901. Wien 1905. fol.

Universität in Sassari (Sardinien):

Studi Sassaresi. Anno IV, sez. I, fasc. 2; sez. II, fasc. 1. Supplemento No. 2—5. 1905—06.

Verein für mecklenburgische Geschichte in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresberichte. 71. Jahrg. 1906.

Nord-China Branch of the R. Asiatic Society in Shanghai:

Journal. Vol. 37. 1906.

R. Accademia dei fisiocritici in Siena:

Atti. Serie IV, vol. 17, fasc. 5—10; vol. 18, fasc. 1—5. 1905—06.

Universität in Sophia:

Annuaire I, 1904—05. 1905.

K. K. Archäologisches Museum in Spalato:

Bullettino di Archeologia. Anno 28, No. 9—12; anno 29, No. 1—7. 1905—06.

K. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie in Stockholm:

Oscar Almgren, „Kung Björns Hög". 1905. 4°.
Antiqvarisk Tidskrift. Bd. 9, No. 4; Bd. 11, No. 6; Bd. 13, No. 4; Bd. 15, No. 3; Bd. 17, No. 4, 5; Bd. 18, No. 1. 1905.

K. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Årsbok. År 1905. Upsala 1905.
Meteorologiska Jakttagelser i Sverige. Bd. 46, 47. Upsala 1905–06. 4°.
Handlingar. N. F., Bd. 39, No. 6; Bd. 40, No. 1, 5; Bd. 41, No. 1–3, 5. 1904–06.
Arkiv för Zoologi. Bd. 2, Heft 4; Bd. 3, Heft 1, 2. 1906.
Arkiv för Kemi. Bd. II, 2, 3. 1906.
Arkiv för Botanik. Bd. V, 1—4; Bd. VI, 1, 2. 1905–06.
Arkiv för Matematik. Bd. II, 3, 4; Bd. III, 1. 1905–06.
Les prix Nobel en 1903. 1906.
Nobelinstitut Meddelanden. Bd. I, 2—5. 1906.

Geologiska Förening in Stockholm:

Förhandlingar. Bd. 27, Heft 7; Bd. 28, Heft 1—6. 1905—06.

Institut Royal géologique in Stockholm:

Sveriges geologiska Undersökning. 12 Hefte mit Karten. 1906.

Commission Royale Suédoise pour la mesure d'un arc de méridien au Spitzberg in Stockholm:

Mesure d'un arc de méridien au Spitzberg. S II B, S V, S VII A, S VIII A, S VIII B, S VIII B^1, S VIII B^2, S VIII B^3, S VIII B^4, S VIII B^5, S VIII C, S X. 1904–05. 4°.

Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Straßburg:

Monatsbericht. Bd. 40, Nr. 1–7. 1906.

Kaiserl. Universität Straßburg:

Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4° u. 8°.

Württembergische Kommission für Landesgeschichte in Stuttgart:

Vierteljahreshefte für Landesgeschichte. N. F., XV. Jahrg. 1906, Heft 1—4.

K. Württemberg. Statistisches Landesamt in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher für Statistik. Jahrg. 1905, Heft 1, 2. 1905. 4°.
Statistisches Handbuch für das Königreich Württemberg. Jahrg. 1904 u. 1905. 1906. gr. 8°.

Department of Mines and Agriculture of New-South-Wales in Sydney:

Annual Report for the year 1905. 1906. fol.
Mineral Resources. No. 11. 1906.
Records of the Geological Survey. Vol. 8, part 2. Mit einer Karte. 1905. 4°.
Palaeontology. No. 5. 1906. 4°.

Linnean Society of New-South-Wales in Sydney:

Proceedings. Vol. 30, part 3, part 4 and Supplement; vol. 31, part 1, 2. 1905—06.

Observatorio astronómico nacional in Tacubaya:

Anuario. Año de 1906, año XXVI.

National Physical Laboratory in Teddington:

Report for the year 1905. 1906. 4°.

Earthquake Investigation Committee in Tokyo:

F. Omari, Note on the San Francisco Earthquake of April 18. 1906. 4°.

Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokyo:

Mitteilungen. Bd. 10, Heft 3. 1906.

Kaiserl. Universität Tokyo (Japan):

Calendar 1905/06.
The Journal of the College of Science. Vol. 20, article 8—12; vol. 21, article 1. 1905—06. 4°.
Mitteilungen aus der medizinischen Fakultät. Bd. VI, No. 4. 1905. 4°.
The Bulletin of the College of Agriculture. Vol. VII, No. 1, 2. 1906. 4°.

Université in Toulouse:

L'oeuvre antialcoolique par Doumergue. 1906.
Bulletin de la station de pisciculture. No. 2 1905.
Annales du Midi. No. 68, 69. 1905—06.
Annales de la faculté des sciences. IIe Série, tome VII, fasc. 3, 4; tome VIII, fasc. 1. 1905 - 06. 4°.

Biblioteca e Museo comunale in Trient:

Archivio Trentino. Anno XX, fasc. 2; anno XXI, fasc. 1—3. 1905—06.

Kaiser Franz Joseph-Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau:

Jahresbericht für die Jahre 1904 und 1905. 1906.

Tufts College Mass.:

Studies. Vol. 2, No. 1. 1905.

R. Accademia delle scienze in Turin:

Osservazioni meteorologische. Anno 1905. 1906.
Atti. Vol. 41, disp. 1—15 und Indici generali zu Vol. 31—40. 1905—06.
Memorie. Serie II, tomo 55. 1905. 4°.

R. Accademia d'agricoltura in Turin:

Annali. Vol. 48, 1905. 1906.

Humanisk. Vetenskaps Samfund in Upsala:

Skrifter. Bd. IX. 1906.

Meteorolog. Observatorium der Universität Upsala:

Bulletin mensuel. Vol. 37. 1905—06. fol.

K. Universität in Upsala:

Results of the Swedish Zoological Expedition to Egypt 1901, part II. 1905.
Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4° u. 8°.
Botaniska Studier tillägnade F. R. Kjellman den 4. Nov. 1906. 1906. gr. 8°.

Historisch Genootschap in Utrecht:

Bijdragen en Mededeelingen. Bd. XXVI (1905). Amsterdam 1905.

Provincial Utrechtsch Genootschap in Utrecht:

Naamlijst en Registers.
Aanteekeningen. 5. Juni 1906.
Verslag. 6. Juni 1906.

Institut Royal Météorologique des Pays-Bas in Utrecht:

Annuaire 1904. 1906. 4°.
Mededeelingen en Verhandelingen I a, b, II—IV. 1906.

Ateneo Veneto in Venedig:

Atti. Vol. 27, No. 1, 2; vol. 28, No. 1, 2. 1904–05.

R. Istituto Veneto di scienze in Venedig:

Atti. Vol. 63, No. 1–10; vol. 64, No. 1–10. 1904–05.
Memorie. Vol. XXVII, No. 3–5. 1904–05. 4°.

Mathematisch-physikalische Gesellschaft in Warschau:

Prace. Tomo 17. 1906.

National Academy of Sciences in Washington:

Memoirs. Vol. IX. 1905. 4°.

Bureau of American Ethnology in Washington:

Bulletin. No. 28, 29, Haida Texts 32. 1904–06.
23d annual Report. 1904. 4°.

Commissioner of Education in Washington:

Report for the year ending June 30, 1904. Vol. 1. 1906.

U. S. Department of Agriculture in Washington:

Yearbook 1905. 1906.

Smithsonian Institution in Washington:

Smithsonian Contributions to knowledge. Vol. 34.
Carl Barus, A continuous Record of Atmospheric Nurleation 1905. 4°.
Annual Report for the year ending June 30, 1904. 1905.
Miscellaneous Collections. No. 1585. 1905.
Contributions from the U. S. National Herbarium. Vol. 10, part 1, 2; vol. 11. 1906.

U. S. National-Museum in Washington:

Annual Report for the year 1904. 1906.
Proceedings. Vol. 28–30. 1905–06.
Bulletin. No. 54. 55. 1905.

U. S. Naval Observatory in Washington:

Publications. II. Series, vol. IV, part I–IV. 1906. 4°.

Philosophical Society in Washington:

Bulletin. Vol. XIV, p. 317–336, 339–450. 1906.

U. S. Coast and Geodetic Survey in Washington:

Annual Report for the year 1905. 4°.

United States Geological Survey in Washington:

Bulletins. No. 247, 251, 256, 263, 265, 266, 268, 274–278, 280–282, 288, 291. 1905–06.
Monograph. No. XXXII. Atlas. Yellowstone National Park XLV, XLVII, XLIX, 45, 47, 49, XLVIII. 2 parts. 1904–06. 4°.
Annual Report XXVI. 1904–05. 1905. 4°.
Professional Paper. No. 34, 36–38, 40–44, 48, 50. 1904–05. 4°.
Mineral Resources, 1904. 1905.
Water-Supply Paper. No. 123, 125, 127, 129–131, 133–158, 163, 165 bis 171, 176, 178. 1905–06.

Harzverein für Geschichte in Wernigerode:

Zeitschrift. 38. Jahrg., 2. Heft, 1905; 39. Jahrg., 1. u. 2. Heft, 1906, und Register zu Jahrg. 25—30, Bd. II. 1906.

Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Philos.-hist. Klasse, Bd. 150, 151, 153 und Register zu 141—150. 1905.
Mathem.-naturwissenschaftl. Klasse.
Abt. I, Bd. 114, Heft 6—10; Bd. 115, Heft 1—5.
„ IIa, Bd. 114, Heft 8—10; Bd. 115, Heft 1—5.
„ IIb, „ 114, „ 7—10; „ 115, „ 1—6.
„ III, Bd. 114, Heft 5—10; Bd. 115, Heft 1—5.

Denkschriften. Philos.-hist. Klasse, Bd. 51, 52. 1906. 4⁰.
Mathem.-naturwissenschaftl. Klasse, Bd. 78. 1906. 4⁰.

Anzeiger der mathem.-naturwissenschaftl. Klasse. 1906, Nr. I—XXVII.

Archiv für österreichische Geschichte. Bd. 94, 1. Hälfte. 1906.

Fontes rerum Austriacarum. II. Abt., Bd. 58 u. II. Abt., Bd. 59. 1906.

Almanach. Jahrg. 1906, Bd. 56, Heft 1 u. 2. 1906. 4⁰.

Mitteilungen der Erdbebenkommission. N. F., Heft 30. 1906.

K. K. Geologische Reichsanstalt in Wien:

Verhandlungen. 1905, Nr. 13—18; 1906, No. 1—10. 4⁰.

Abhandlungen. Bd. XX, Heft 2. 1906. fol.

K. K. Zentralanstalt für Meteorologie in Wien:

Jahrbücher. Bd. 49, I u. II. 1906. 4⁰.

K. K. Gesellschaft der Ärzte in Wien:

Wiener klinische Wochenschrift. 1906, Nr. 1—52. 4⁰.

Zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien:

Verhandlungen. Bd. 55, Heft 9, 10; Bd. 56, Heft 1—7. 1905—06.

Abhandlungen. Bd. III, Heft 3, 4. 1906. 4⁰.

Comité für die Lieben-Feier in Wien:

Festschrift Adolf Lieben zum 50jährigen Doktorjubiläum und zum 70. Geburtstage gewidmet. Leipzig 1906.

Österr. Kommission für die internationale Erdmessung in Wien:

Verhandlungen. Protokoll über die am 29. Dez. 1904 abgehaltene Sitzung.

K. K. Naturhistorisches Hofmuseum in Wien:

Annalen. Bd. XX, Nr. 1—3. 1905. 4⁰.

Geologisches und paläontologisches Institut der Universität Wien:

Beiträge zur Paläontologie und Geologie Österreich-Ungarns. Bd. XIX, Heft 2 u. 3. 1906. 4⁰.

K. K. Universität in Wien:

Schriften aus dem Jahre 1906.

Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien:

Schriften. Bd. 46, Jahrg. 1905/06. 1906.

Verein für Nassauische Altertumskunde etc. in Wiesbaden:

Annalen. 35. Bd., 1905. 1906. 4⁰.

Nassauischer Verein für Naturkunde in Wiesbaden:
Jahrbücher. Jahrg. 59. 1906.

Physikalisch-medizinische Gesellschaft in Würzburg:
Verhandlungen. N. F., Bd. 38, Nr. 2—12. 1905—06.
Sitzungsberichte. 1905, Nr. 3—9.

Historischer Verein von Unterfranken in Würzburg:
Archiv. Bd. 47. 1905.
Jahresbericht für 1904. 1905.

Polytechnisches Zentralbureau in Würzburg:
Festgabe zur Jahrhundertfeier. 1906. 4°.

Schweizerische Meteorologische Zentralanstalt in Zürich:
Annalen 1904. 41. Jahrg. 1906. 4°.

Allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz in Zürich:
Jahrbuch für Schweizerische Geschichte. 31. Bd. 1906.

Antiquarische Gesellschaft in Zürich:
Mitteilungen. Bd. 26, Heft 4. 1906. 4°.

Naturforschende Gesellschaft in Zürich:
Neujahrsblatt auf das Jahr 1906. 1906. 4°.
Vierteljahrsschrift. Jahrg. 50, Heft 3, 4; Jahrg. 51, Heft 1. 1905—06. 4°.

Schweizerisches Landesmuseum in Zürich:
Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. N. F., Bd. VII, Nr. 4; Bd. VIII, Nr. 1, 2. 1906. 4°.
14. Jahresbericht 1905. 1906.

Sternwarte in Zürich:
Astronomische Mitteilungen. Nr. 97. 1906.

Universität in Zürich:
Schriften aus dem Jahre 1905/06 in 4° u. 8°.

Nachtrag:

Jahrbuch über die Fortschritte der Mathematik und Physik in Berlin:
Jahrbuch. Bd. 35, Heft 2.

American Academy of Arts and Sciences in Boston:
Proceedings. Vol. 41, No. 14, 15. 1905.

Australasian Association for the advancement of science in Dunedin:
Report of the 10th Meeting held at Dunedin 1904.

Von folgenden Privatpersonen:

Prince Albert I. von Monaco:

Resultats des Campagnes scientifiques. Fasc. 32. 1906. fol.

V. Avramoff in Sofia:

Description Résumée des Monnaies de la collection de Avramoff. 1906.

Concetto Barreca in Syrakus:

Le Catacombe di S. Giovanni in Siracusa. 1906.
Sopra un giudizio del Prof. Paolo Orsi a proposito delle Catacombe di S. Giovanni. 1906.

Verlagsbuchhandlung Johann Ambrosius Barth in Leipzig:

Beiblätter zu den Annalen der Physik. 1906, Nr. 1—23 u. Bd. 30, Heft 13.
Journal für praktische Chemie. N. F., Bd. 71, Heft 5—7; Bd. 72, Heft 6, 11, 12; Bd. 73, Heft 1—9; Bd. 74, Heft 1—4, 10. 1905—06.

Buchhandlung Böhlaus Nachfolger in Weimar:

Die Gesetze der Angelsachsen. Herausgegeben im Auftrage der Savigny-Stiftung von F. Liebermann. Bd. II, 1. Hälfte. Halle 1906. 4°.
Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. 27. Bd. der romanist. und der germanist. Abteilung. Weimar 1906.

Ludwig Curtius in Athen:

Samiaca I. (Sep.-Abdr.) 1906.

H. Diels in Berlin:

Die Handschriften der antiken Ärzte. Berlin 1906. 4°.

Franz Doflein in München:

Ostasienfahrt. Leipzig 1906.

Erich von Drygalski in München:

Ferdinand Freiherr von Richthofen. Leipzig 1906.

Leopold Engel in Blasewitz bei Dresden:

Geschichte des Illuminaten-Ordens. Berlin 1906

Joh. Ev. Engl in Salzburg:

Hyrtls Mozart-Schädel. I. Die geschichtliche Schilderung. 1906.

Artur J. Evans in Oxford:

The Palace of Knossos. Athen 1904—05. 4°.

R. Fick in Prag:

Betrachtungen über die Chromosomen, ihre Individualität, Reduktion und Vererbung. 1905.

Emil Fischer in Berlin:

Untersuchungen über Aminosäuren. 1906.

Verlagsbuchhandlung von Gustav Fischer in Jena:

Naturwissenschaftliche Wochenschrift. 1906, Nr. 1—52.
Zoologische Forschungsreisen in Australien von R. Semon. Bd. IV, Lief. 4 = Lief. 26. 1905. fol.

Henri Fischer in Paris:

3 opuscules d'Édouard Piette, et un nécrologe d'Éd. Piette par Henri Fischer. 1906.

Hermann Fischer in Tübingen:

Schwäbisches Wörterbuch. Lief. 13—16. 1906. 4⁰.

R. Forrer in Straßburg i. E.

Die Schwerter und Dolche in ihrer Formenentwicklung. Leipzig 1905. fol.
Keltische Numismatik der Rhein- und Donaulande. (5. Fortsetzung.)

Henri Gaidos in Paris:

Pour le centenaire de Gaspar Zeuss. 1906.

Mme Vve J. B. André Godin in Guise (Aisne):

Le Devoir. Tome 29, Décembre 1905; tome 30, Janvier-Décembre 1906.
Documents pour une biographie complète de Jean-Baptiste-André Godin. Vol. I. 1897—1901.

Lucien Graux in Paris:

Proportionnalité direct entre le point cryoscopique d'une eau minérale et la composition de cette eau. 1906. 4⁰.

S. Gundelfinger in Darmstadt:

O. Hesse, Vorlesungen aus der analytischen Geometrie. 4. Aufl., revidiert und ergänzt. Leipzig 1906.

Ernst Haeckel in Jena:

Prinzipien der generellen Morphologie der Organismen. Berlin 1906.

B. Hagen in Frankfurt:

Kopf- und Gesichtstypen ostasiatischer und melanesischer Völker. Stuttgart 1906. fol.

Hermine Hartleben in Berlin:

Champollion. Sein Leben und sein Werk. 2 Bde. 1906.

F. R. Helmert in Potsdam:

Generalleutnant Dr. Oskar Schreiber. Leipzig 1905.

Hermann von Ihering in São Paulo:

The Anthropology of the State of S. Paulo, Brazil. 1906.

Wilhelm Knapp in Halle:

Chemische Zeitschrift. 1906, Nr. 1, 2, 4—18.

A. Köllikers Relikten in Würzburg:

Die Entwicklung der Elemente des Nervensystems. Leipzig 1905.

P. Kokowzoff in Petersburg:

Nouveaux fragments Syropalert. 1906. fol.

Karl Krumbacher in München:

Byzantinische Zeitschrift. Bd. XV, Heft 1—4. Leipzig 1906.

J. V. Kull in München:

Repertorium zur Münzkunde Bayerns. 3. Fortsetzung. 1906.

Henry Charles Lea in Philadelphia:

A. History of the Inquisition of Spain. Vol. I u. II. New-York 1906.

Joseph Levy in Grussenheim (Oberelsaß):

Geschichte des Dorfs Zimmerbach. Rixhenn 1906.

F. und L. Lindemann in München:

Henri Poincaré, Wissenschaft und Hypothese. Leipzig 1906.
Vorlesungen über Geometrie. Bd. I, Teil I, Lief. 1. Leipzig 1906.

C. G. Lloyd in Cincinnati:

Mycological Notes. No. 19, 20. 1905.

Wilhelm Ludowici in Jockgrim:

Stempel-Bilder römischer Töpfer. 1899. 4⁰.

Basile Modestov in Rom:

Introduction à l'Histoire Romaine. Paris 1907. 4⁰.

Ernesto Monaci in Rom:

Archivio paleografico italiano. Fasc. 21—23. 1905—06. fol.

Gabriel Monod in Versailles:

Revue historique. Tome 90, No. II, Mars, Avril 1906; tome 91, No. I, II, Mai—Août 1906; tome 92, No. I, II, Sept.—Déc. 1906. Paris.

W. Moriellsche Buchdruckerei und Verlagshandlung in Radolfzell:

„Vom Bodensee". Vergangenheit und Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung von Reichenau, Mainau, Wollmatingen und Konstanz. Von B. Bauer. 1906.

Eugen Oberhummer in Wien:

Wolfgang Lazius, Karten der österreichischen Lande, herausgegeben von E. Oberhummer und Franz R. von Wieser. Innsbruck 1906. fol.

Michele Rajna in Bologna:

Sulle condizioni dell' osservatorio della R. Università di Bologna. 1906.

S. Riefler in München:

Zeitübertragung durch das Telephon.
Elektrische Ferneinstellung von Uhren.

H. Rosenbusch in Heidelberg:

Studien im Gneisgebirge des Schwarzwaldes. 1906.

Heinrich Rudolf in Coblenz:

Erdmagnetismus und Luftelektrizität. 1906.

Giovanni Scardovelli in Sermide:

L'Ultimo Conquistatore. 1906.

Verlag von Seitz & Schauer in München:

Deutsche Praxis. 1906, Nr. 1—24.

Stephan Kekule von Stradonitz in Berlin:

Ahnentafel-Atlas. 1898—1904. quer fol.

Philipp Straßer in Salzburg:

Fürst Otto von Bismarck, † 31. Juli 1898. 1906. fol.

Julius Tafel in Würzburg:

22 Separat-Abdrücke aus dem Gebiete der Chemie.

Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig:

Thesaurus linguae Latinae. Vol. 2, fasc. 8—10; vol. 4, fasc. 1. 1905—06. fol.
Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften. Bd. II, 1, Heft 6; Bd. III, 2, Heft 3; Bd. IV, 2, Heft 3; Bd. V, 1, Heft 3; Bd. VI, 1, Heft 1, und französische Ausgabe, tome I, vol. 3, fasc. 1; vol. 4, fasc. 1. 1906.
Archiv der Mathematik und Physik. III. Reihe, Bd. 10, Heft 2—4; Bd. 11, Heft 1, 2. 1906.

A. Thieullen in Paris:

Les préjugés et les faits en industrie préhistorique. 1906. fol.

J. F. Thoene in Cöln:

Läßt sich unsere Zeitrechnung vereinfachen? 1906.

Heinrich Welzhofer in Rohrbach:

Das Büchlein vom Höchsten. Stuttgart 1906.

Vinzenz Wießner in Freiwaldau:

Die Leitung der mechanischen Energie. Dresden 1906.

Ludwig Wilser in Heidelberg:

Die Burgunder im Wonnegau. Worms 1906.

J. Cook Wilson in Oxford:

On the Traversing of Geometrical Figures. 1905.

Veit Brecher Wittrock in Bergen:

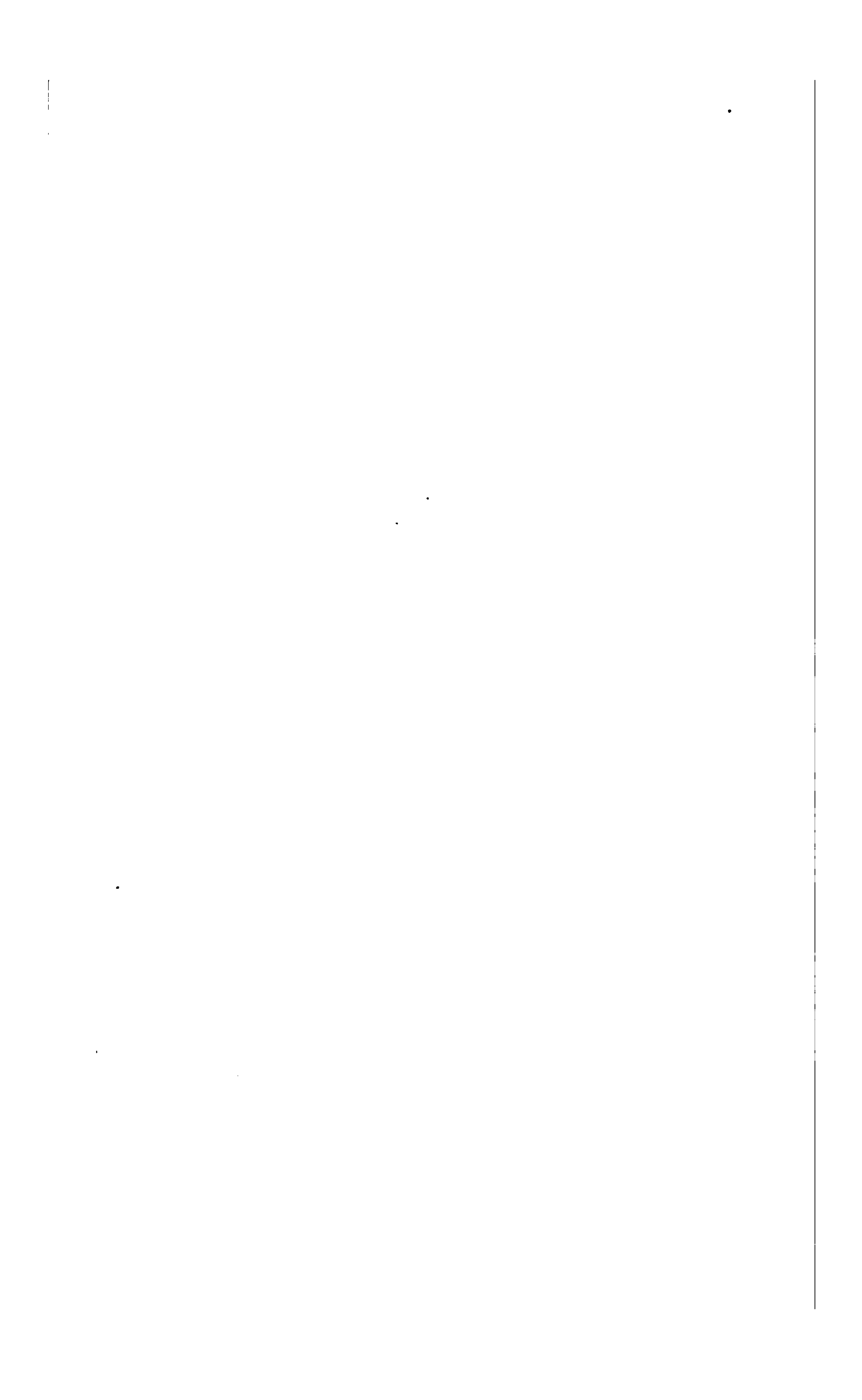
Acta Horti Bergiani. Vol. I, II, III, 1. Stockholm 1891—1903. 4°.
Catalogus illustratus Iconothecae botanicae. Pars II. Stockholm 1905. 4°.

Ed. v. Wölfflin in München:

Archiv für lateinische Lexikographie. Bd. XIV, 4. Leipzig 1906.

Firma Karl Zeiß in Jena:

Gesammelte Abhandlungen von Ernst Abbe. Bd. 3. 1906.



Inhalt.

Die Abhandlungen sind auch in **Separatabzügen hergestellt** und erscheinen einzeln unter den Publikationen **des akademischen Verlags** in Kommission der Franz'schen Verlagshandlung **(J. Roth).**

Akademische Buchdruckerei von F. Straub in München.






Widener Library
3 2044 092 917 202